Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

72. u. 73. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble
Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 50 Pf.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Serie.

Dreizehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neue Reisen.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Neue Reisen

durch die

Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela

von

Friedrich Gerstäcker.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

1.

Die Ausfahrt.

Der Monat, in welchem ich meine neue Reisen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika beginnen wollte, war gekommen, und ich hatte mir es jetzt — schon ein paar Mal durch Schaden klug geworden —, so eingerichtet, daß ich die verschiedenen Länder, die ich zu besuchen gedachte, gerade mit Einsetzen, oder doch inmitten der trockenen Jahreszeit berührte. Der Erfolg zeigte auch, daß ich recht gerechnet, und ich ersparte dadurch nicht allein viel Zeit, sondern vermied auch zum großen Theil die Unannehmlichkeiten angeschwollener Ströme und überschwemmter Niederungen, die man in wilden Ländern nie ungestraft außer Acht läßt.

Da ich die Fahrzeuge des Norddeutschen Lloyd noch nicht kannte, schiffte ich mich am 13. Juli 1867 an Bord der „Bremen" in Bremerhafen ein.

Wir hatten die ganze Reise unausgesetzt conträren Wind, und in der ersten Woche stand sogar eine so schwere See, daß eine weniger starke Maschine als die unsere einen bösen Stand gehabt hätte. Trotzdem machten wir unter den ungünstigen Verhältnissen immer noch tüchtigen Fortgang und hielten uns wacker. Das gute Fahrzeug lag trotz der oft sehr rauhen See ziemlich ruhig, und wir bekamen dadurch verhältnißmäßig sehr wenig Seekranke an Bord. Opfer finden sich freilich immer, und besonders im Zwischendeck lieferten die Frauen ein starkes Contingent.

Wunderbarer Weise will unser Arzt an Bord nun seit fünf Reisen die Bemerkung gemacht haben, daß sich die Bewohner der dicht um den Maschinenraum gelegenen Kojen — also an der heißesten Stelle — am wohlsten befunden und besonders am wenigsten von der Seekrankheit zu leiden gehabt hätten.

Die Einrichtung dieser Dampfer ist vortrefflich und läßt in der That nichts zu wünschen übrig. Besonders interessirte mich — mit der Erinnerung an meine erste Seereise — das Zwischendeck, und ich muß gestehen, daß sich die Zwischendecks-Passagiere — im Vergleich zu jener Zeit — ungeheurer Vortheile erfreuen. Wir waren damals in einen dumpfen, engen Raum eingeschlossen, wie es der Bau eines Segelschiffes allerdings auch bedingt — frisches Brod reichte nur etwa auf drei oder vier Tage in See — frisches Fleisch endete mit dem Auslaufen aus dem Hafen. Wie sich das jetzt, durch den Bau dieser großen Dampfer, zum Bessern verändert hat! Die Leute haben hinreichenden, ja übrigen Raum, mit runden Fenstern an beiden Seiten, die bei nicht zu rauher See geöffnet werden können und der Luft einen freien Durchzug gestatten. Alle Tage wird frisches Brod für sie gebacken, von dem sie bekommen können soviel sie wollen — mehrmals in der Woche haben sie frisches Fleisch — dabei Zucker zu ihrem Kaffee, und die Speisen in den Dampfküchen mit einer Sauberkeit gekocht, die allerdings golden gegen die Cambüsen und Köche gewöhnlicher Segelschiffe absticht.

Daß es trotzdem Unzufriedene dabei giebt, versteht sich von selbst. Das Schiff soll noch gebaut werden, an welchem einige der Passagiere nicht etwas auszusetzen hätten; gewöhnlich und fast stets sind es aber gerade die, welchen Kost und Logis nicht gut genug ist, die früher selber nicht einmal Aehnliches daheim gehabt, während Alle, die es besser gewohnt gewesen, sich eine kleine Unbequemlichkeit auf Reisen sehr gern gefallen lassen und als selbstverständlich hinnehmen. Außerdem haben viele Passagiere, besonders im Zwischendeck, die etwas wunderliche Idee, daß sie das eingezahlte Passagegeld auch während der Ueberfahrt wieder herausessen müssen, und erreicht ein unterwegs gemachter Ueberschlag nachher die Summe nicht, so

betrachten sie sich als schändlich behandelt und übervortheilt. Daß das Fahrzeug, welches sie über See trägt, doch auch einige Kohlen und sonstige Unterhaltung braucht, bedenken sie gar nicht, denn: „Was kommt denn darauf an, ob ein Mann mehr oder weniger an Bord ist!“

Uebrigens muß man dem Lloyd zum Ruhme nachsagen, daß seine Capitaine auf das Freundlichste für die Passagiere, besonders die Kranken, sorgen. Mütter mit Säuglingen, wenn auch im Zwischendeck, bekommen täglich ihre gute Fleischsuppe aus der Kajütenküche — ja, wir hatten vor einigen Tagen die Freude, einen jungen überzähligen Passagier weiblichen Geschlechts begrüßen zu können. Die Frau lag im Zwischendeck, wurde aber augenblicklich in eine erste Kajüte mit ihrer Mutter einquartiert und dort auf das Sorgsamste gepflegt und gewartet.

Ueber die Kajüten brauche ich nichts zu sagen. Sie sind elegant, mit jeder auf der See möglichen Bequemlichkeit versehen, und die Kost ist vortrefflich. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung scheint in dem Engagement der Stewards stattgefunden zu haben. Die Stewards der zweiten Kajüte müssen nämlich jeder ein verschiedenes Instrument spielen, und hat die zweite Kajüte abgegessen, so steigen deren Stewards in die erste hinauf und spielen ihre Tafelmusik.

Wehmüthig war es freilich anzuhören, als die armen Teufel, von denen viele ihre erste Seereise machten, anfangs bei der rauhen See und während das Schiff hin- und herschwankte, krank und elend sich an den Tisch setzen und Musik machen mußten. Sie trieben denn auch natürlich mit Tact und Ineinandergreifen scharf nach Lee zu, und ich für meinen Theil hätte ihnen den Genuß herzlich gern geschenkt. Jetzt aber haben sie sich ziemlich gut zusammengefunden und eingespielt, und bei gutem Wetter spielen sie nicht allein jeden Morgen eine Stunde an Deck, sondern auch manchmal Nachmittags zu einem muntern Tanze für die Deckpassagiere auf.

Der Barbier ist eine der gesuchtesten Persönlichkeiten an Bord, und zwar nicht etwa des Rasirens wegen, denn große Bärte greifen zu sehr um sich, sondern als Assistent des Doctors überkam er zu gleicher Zeit das Amt eines Vice-

bibliothekars, da die Schiffsbibliothek — man könnte sagen: das Bibliothekchen — unter dem Doctor steht. Der Barbier hat deshalb die Bücher auszugeben und sich über die zurückgegebenen und durch die Seeluft und Seewasser an ihren Einbänden geschädigten zu ärgern.

Komisch klingt es freilich, wenn bei ruhiger See — denn bei unruhiger beschäftigen sie sich nie mit Lectüre — Damen nach dem Barbier rufen. Aber sie wollen nur ein Buch haben — und man gewöhnt sich zuletzt an Alles — warum nicht auch an einen solchen Bibliothekar?

Das Leben an Bord ist ein sehr friedliches. — Wir haben viele recht liebenswürdige Passagiere — besonders auch einige jung verheirathete Pärchen, und unter der Schiffsmannschaft herrscht ein vortrefflicher Ton. Kein rauhes Wort wird an Bord gehört, und der weiß das am besten zu schätzen, der — leider nur zu oft — auf anderen Schiffen gerade das Gegentheil erlebt hat.

Doch genug über das Schiffsleben, das schon zu oft beschrieben ist und sich doch im Ganzen immer so ziemlich gleich bleibt und gleich bleiben muß.

Samstag Abend — noch 340 Seemeilen von der amerikanischen Küste entfernt — als die Musik gerade vorn den Zwischendecks-Passagieren lustige Tänze spielte und sich die Paare, bei ziemlich günstigem Wetter, im Tact drehten, zeigte sich plötzlich am Horizont ein kleines Segel, das bald genug als Lootsenkutter erkannt wurde. Bis zu dieser Entfernung hatten sich die kecken Yankees mit ihren kleinen Fahrzeugen herausgewagt, um einander die einlaufenden Dampfer wegzukapern.

Jetzt kam Leben in das Zwischendeck; aber selbst die hübschesten Mädchen fanden keine Tänzer mehr, denn „der Lootse kam!" Der erste „lebendige Amerikaner", den die Auswanderer zu sehen bekamen, und er wird, wenn er endlich eintrifft, von noch unverdorbenen jungen Gemüthern gewöhnlich als erstes Zeichen des Continents mit derselben Neugierde und Ehrfurcht betrachtet, wie damals Columbus' Schiffsmannschaft das geschnitzte Ruder anstaunte, das sie in See auffischte.

Der Lootsenkutter kam übrigens, seine kleine Flagge gehißt, rasch näher. Es dauerte nicht lange, so stieß sein Boot von Bord ab, und zu gleicher Zeit räumte auch der Wind auf, daß wir, zum ersten Mal seit langer Zeit, Raasegel führen konnten.

Montag Morgen um zwei Uhr etwa passirten wir das Vorgebirge Sandy Hook, mit Tagesanbruch erreichten wir Staten Island, wo der Dampfer vor Anker ging, um zuerst von einem Arzt inspicirt zu werden. Dieser kam schon halb Sieben an Bord — wir waren Alle gesund, und etwa um neun Uhr erreichten wir das Werft des Norddeutschen Lloyd, und damit zum ersten Mal wieder amerikanischen Boden, wo denn auch ohne Weiteres die Steuerschererei begann, die jetzt in den freien Vereinigten Staaten auf das Herrlichste blüht.

Selbst die Kajüten-Passagiere durften das Schiff nicht verlassen, bis das sämmtliche Gepäck ausgeladen war, ob sie selber etwas bei sich hatten oder nicht, und nachher wurde Alles geöffnet, fast jedes Stück untersucht, und den Damen nicht allein jede kleine Schachtel im Koffer ausgepackt, sondern sie selber auch noch durch ein paar dafür angestellte „Ladies“ in einem Privatzimmer an ihrem Körper visitirt.

Dann durften wir an Land, d. h. die Cajüten-Passagiere. Die Zwischendecks-Passagiere wurden noch immer zurückgehalten, da mehrere Auswandererschiffe zu gleicher Zeit eingelaufen waren und die betreffenden Unternehmer keine besonderen Boote herbeischaffen wollten, um die Passagiere zu befördern. Als ich am Abend wieder an Bord zurückkehrte, um meine an Deck zurückgelassenen Sachen abzuholen, lagen die armen Teufel noch in der Umzäunung und an Bord, und es war keine Aussicht, sie für den Abend frei zu bekommen.

Der Agent des Lloyd that umsonst sein Möglichstes, und da das Zwischendeck schon geräumt worden war, so wies der Capitain den Frauen und Kindern für die Nacht wenigstens die Betten der zweiten Kajüte an, damit sie nicht auf dem harten Holze liegen mußten.

Ich weiß nicht, an wem die Schuld solcher Verzögerungen in New-York liegt, aber wie man jetzt mit dankenswerthem Eifer soviel als möglich für die Sicherheit der Auswanderer

und ihre Weiterbeförderung sorgt, sollte man doch auch ein klein wenig auf ihre Bequemlichkeit sehen. Gerade diese Zwischendecks-Passagiere sind es, die mit ihrer Hände Arbeit die Union so groß gemacht, und wie bedeutend die Einwanderung jetzt ist, beweist die Zahl der ankommenden Fremden. Der heutige Herald (30. Juli) — schreibt darüber.

„Gestern traf wieder ein starker Zug von Auswanderern an unseren Ufern ein. Die „City-of-Boston" brachte 678 von Liverpool, der Dampfer „Bremen" 455 von Bremen, der „Christobal" 533 und die Barke „Aristides" 303, die „Borussia" von Hamburg 296 und das Schiff „Shakespeare" 471. Im Ganzen 2635 Seelen an einem Tage."

Doch für jetzt genug davon — ich habe das Schiff verlassen und mich am Land einquartiert — wie ein Traum liegt die kurze Seereise hinter mir, aber der Traum war kein unangenehmer. Auf dem guten Schiff „Bremen" verging uns die Zeit wie im Fluge. Capitain Neynaber ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter wie tüchtiger Seemann, die Kost war vortrefflich, das Schiff gut und stet — was kann man mehr auf einer Seereise verlangen, und ich habe rauhere Touren vor mir! Jetzt werde ich mich vor allen Dingen in das New-Yorker Leben und Treiben stürzen und dann — für Städte passe ich nun doch einmal nicht — wieder hinein in meine Wälder, nach denen ich eine wirkliche Sehnsucht habe.

2.

New-York nach dreißig Jahren.

Genau dreißig Jahre, selbst in diesem Monat, sind es, daß ich zum ersten Mal in New-York Fuß auf amerikanischen Boden setzte — aber mit wie anderen Gefühlen betrat ich dieses Mal den Platz! Damals war ich ein blutjunger Mensch, der, wie tausend Andere, „Glück" in Amerika zu

machen hoffte und sich dabei eben auf sein Glück verließ. Ehrfurchtsvoll betrachtete ich schon den Lootsen, der mit einem hohen Cylinderhut und in einem schwarzen Frack, mit goldener Uhrkette und Vorstecknadel zu uns an Bord kam, — und nun erst das Leben und Treiben am Ufer selber, die ungeheure, rastlose Geschäftigkeit, mit der Alles durcheinander drängte, die fremde Sprache schon, die vielen wunderlichen Gestalten, selbst die verschiedene Vegetation machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, und ich bin mir eigentlich noch nie so verlassen und unbedeutend vorgekommen, wie an jenem Tage.

Ich bin seitdem dreißig Jahre älter geworden und habe nicht allein das amerikanische Leben durchgekostet, sondern auch viel von der übrigen Welt gesehen — deshalb betrachte ich auch wohl das amerikanische Leben nicht mehr mit Ehrfurcht. Selbst der Lootse, der dieses Mal, statt wie früher in einem schwarzen, in einem weißen Cylinder an Bord kam und weiter nichts als eine permanente Spuckmaschine zu sein schien, konnte kein solches Gefühl in mir erwecken; aber selbst der verwöhnte Reisende muß trotzdem staunen, wenn er in dieses riesige Schaffen eintritt, was ihn hier auf allen Seiten umgiebt, und eingestehen, daß er in New-York einen der ersten — wenn nicht den ersten Handelsplatz der Welt betritt. Und wie riesig ist die Stadt in der Zeit, im wahren Sinne des Wortes, gewachsen, wie sind aus den kleinen Backsteinhäusern, die sonst beide Seiten des Broadway einnahmen, mächtige Marmorgebäude emporgeschossen, und welcher Verkehr füllt jetzt die Straßen!

Und nicht im Innern allein, nein besonders am äußern Rande ist dieses Wachsthum merklich, denn New-York begnügt sich nicht mit den ihm verliehenen Ufern, sondern hat zahllose Werfte ausgebaut, die es auch auf diese Weise merklich vergrößern, indem sie eine auf dem Wasser wohnende Bevölkerung schaffen, während die Seearme von wirklich zahllosen Fährbooten ununterbrochen gekreuzt werden. Und die Fährboote selber sind gewachsen. Früher waren es kleine, unbedeutende Dampfer, die eine geringe Zahl von Fuhrwerken und einige hundert Passagiere faßten. Jetzt sind es mächtige Boote, die besonders an einigen Stellen eine Völkerwanderung

zu unterstützen scheinen, so wogt es auf ihnen herüber und hinüber. Zwanzig und mehr Fuhrwerke rollen in zwei breiten Reihen darauf — Hunderte von Menschen strömen an Bord, und während sie vom Land abstoßen, strömen schon wieder andere Hunderte herbei und erwarten ungeduldig das nächste Boot, das eben in den andern Halteplatz einläuft.

Die meisten Straßen sind dabei mit Schienenwegen belegt, auf denen von Pferden gezogene Omnibusse die geschäftige Bevölkerung weiter bringen, und manchmal erscheint es wirklich räthselhaft, wie sich Güterkarren, Equipagen, Fuhrwerke und diese Omnibusse durch einander hinwinden können, ohne einander die Räder zu zerfahren.

Und welchen wunderbar schönen Anblick gewährt die See, auf der hier bald ein mächtiges Schiff mit beschlagenen Segeln von einem winzig kleinen Dampfer einbugsirt wird, dort ein Schooner aufkreuzt, die Dampfboote herüber und hinüberschießen, und dazwischen kleine Segelboote einen ununterbrochenen Verkehr unterhalten!

Taucht man dann freilich in die Stadt selber ein, so ist der erste Eindruck, den man in allen Seitenstraßen — Broadway allein ausgenommen — erhält, ein keineswegs günstiger, denn der Schmutz in den meisten ist entsetzlich und das Pflaster derart, daß man nicht recht begreift, wie Pferde darauf passiren können, ohne die Beine zu brechen, und Fuhrwerke ihre Räder ganz behalten. Und dieser Schmutz und Unrath sogar in den belebtesten Seitenstraßen. Man sagt, daß die Stadt selber jährlich Summen für die Erhaltung der Reinlichkeit in ihren Straßen bezahlt, die ich hier nicht einmal anzugeben wage, aber die Contractors scheinen ihren Nutzen besser zu verstehen, als das gute Geld „auf die Straße zu werfen", und der Fremde kann dann nur mit dem Kopfe schütteln, wenn er vor Marmorpalästen bis an die Knöchel im Schlamme waten muß und fortwährend auf allen erdenkbaren herausgeworfenen Vegetabilien hin- und herrutscht.

Aber trotzdem vergißt er das bald in dem Gefühl des Staunens über das Leben und Treiben in dieser „Stadt der Welt", das fast alle Straßen erfüllt und dessen Menschenzahl

nur dann erklärlich wird, wenn man das riesige Wachsthum nicht allein New-Yorks, sondern auch der Nachbarstädte Brooklyn und Hoboken betrachtet. Stunden lang dehnt sich besonders Brooklyn aus, und die Fährboote, welche an zahlreichen Stellen den Seearm kreuzen, führen besonders am Morgen die halbe Bevölkerung der beiden Nachbarstädte nach den Geschäftstheilen New-Yorks hinüber.

Hoboken ist dabei fast ganz deutsch, und in der That soll die Hälfte der dortigen Einwohner aus Deutschen bestehen, während sich Brooklyn dagegen entschieden den amerikanischen Charakter gewahrt hat. Auf den zwischen Hoboken und New-York laufenden Fährbooten hört man deshalb auch fast nur Deutsch sprechen, auf denen zwischen Brooklyn und der City laufenden nur Englisch.

Uebrigens hat, wie ich zu meiner Freude gesehen, das deutsche Element in Amerika nicht allein an Zahl zugenommen, sondern besonders an Achtung bei den Amerikanern gewonnen und sich weit mehr zur Geltung gebracht, als man es früher für möglich gehalten. Das ist freilich mit unserem besten Herzblut daheim erkauft — vielleicht zu theuer erkauft worden, denn die Jahre 48 und 49 trieben die besten Kräfte aus Deutschland fort, die es in der faulen, sich breit machenden Reaction nicht länger aushalten konnten. Sie suchten dann und fanden hier ein neues Vaterland, und die Amerikaner mußten zuletzt wohl einsehen, daß Deutschland auch im Stande sei, andere Kräfte über den Ocean zu senden, als arbeitsharte Fäuste mit politisch unreifen und unklaren Köpfen.

Die deutsche Presse — mit Ausnahme einer Anzahl frecher Nachdrucke — nimmt hier eine vollkommen ehrenvolle Stellung ein; ich brauche hier nur die New-Yorker Staats- und die Handels-Zeitung zu nennen, und bedeutende deutsche Firmen concurriren mit den besten amerikanischen. Der Werth des deutschen Ackerbauers war schon früher genugsam gewürdigt — (liefern wir Deutschen doch leider — durch die geschickte Manipulation einiger deutschen Regierungen, die ihre Unterthanen fast mit Gewalt über die Grenze treiben, der Union wenigstens alle fünf Jahre einen neuen Staat), und der letzte langwierige Krieg mußte dem Land erst recht zeigen, nach

welcher Richtung diese Kraft thätig war, als es galt, das neugewählte Vaterland zu schützen und zu vertheidigen.

Die Deutschen haben sich aber nicht allein der Arbeit hingegeben, sondern auch ein geselliges Leben geschaffen. Zahlreiche deutsche Restaurationen bestehen dabei, denen man es schon an der eleganten Einrichtung ansehen kann, daß sie ein anderes Publikum versorgen, als es sich vor dreißig Jahren hier fand, wo damals gerade die deutschen Boardinghäuser auf der allerniedrigsten Stufe standen.

„Wo der Deutsche ist, darf auch das Bier nicht fehlen", sagen viele Leute, und etwas Wahres ist daran, wenn ich auch dem Bier — wie Andere gethan, nicht zuschreiben möchte, daß es die Deutschen gerade in Amerika zusammenhalte. Das können wir doch, und mit recht gutem Gewissen, einer edleren Ursache zuschreiben. Aber für angenehm hält er's immer, und das Lagerbier (hier nur schlichtweg „Lager" genannt) hat sich in der That merkwürdig in New-York ausgebreitet. Es wird an zahllosen Stellen in der Stadt verschenkt, so daß man es selber in eleganten amerikanischen Localen trifft; aber ich muß leider gestehen, daß ich fürchte, es verdankt diese Verbreitung weit mehr seiner Billigkeit — im Vergleiche zu den jetzt enorm theuren spirituösen Getränken, als seinem innern, höchst zweideutigen Werth. Ich habe es in den verschiedensten und besten Localen getrunken, und ein kleines Glas, bei recht heißem Wetter rasch geleert, schmeckt wenigstens leidlich, läßt man es aber nur wenige Minuten im Glase stehen, so wird es vollkommen ungenießbar, fade und matt. Es hat auch fast gar keinen Gehalt und entspricht den Anforderungen der Tempérance-Société vollkommen, denn ich glaube, man könnte eher darin ertrinken, ehe man betrunken davon würde.

Doch zurück zu New-York, in dessen Leben und Treiben wir uns noch einen Augenblick stürzen wollen. Das ist ein Gewoge in den Straßen, daß man seines eigenen Lebens kaum sicher ist. Wenn man eine derselben kreuzen will, so folgt Fuhrwerk auf Fuhrwerk einander, während trotzdem mitten durch alle hin eine Pferdebahn läuft und Güterkarren und andere Fuhrwerke ununterbrochen zwingt, ihr auszu-

weichen — aber fast keinen Reiter sieht man mehr in den Straßen.

Früher saß fast Alles im Sattel; vor jeder Restauration waren hölzerne Gestelle mit eisernen Haken angebracht, über welche die Zügel der Pferde geworfen werden konnten, und bald da, bald dort traf man auch wohl ein nicht angebundenes Pferd auf der Straße, das geduldig vor irgend einer Thür auf seinen Herrn wartete. Diese Gestelle, sogenannte Racks, sind vollständig verschwunden, denn die Fahrgelegenheit ist jetzt nach allen Richtungen so erleichtert, daß es sich wirklich nicht mehr der Mühe lohnte ein Pferd dafür zu halten, wie es denn auch nicht leicht wäre, sich mit einem solchen durch die endlosen Reihen der Fuhrwerke durchzuwinden.

Trotz aller dieser Veränderungen merkt man aber die wirklich erstaunliche Vergrößerung und auch Veränderung New-Yorks kaum in der alten Stadt, in welcher einzelne Theile sogar noch genau ihren früheren Charakter und neben prachtvollen Gebäuden die ärmlichsten Baracken zeigen. Je weiter man aber die Straßen hinauffährt, desto unverkennbarer tritt sie uns entgegen, und wie aus dem Boden herauf entstand dort eine neue Welt. Im Jahre 37 ging ich noch dicht bei New-York auf die Jagd und schoß zwischen der damals schon ausgelegten, aber noch nicht begonnenen 23. und 43. Straße in den, den Boden bedeckenden niederen Waldungen oder Gebüschen Schnepfen; jetzt stehen dort, und weit darüber hinaus, Marmorpaläste und unzählige Kirchen, und breite Trottoirs liegen an den Stellen, wo man früher den Sumpf durchwaten mußte.

Und wie wird New-York in weiteren dreißig Jahren aussehen! Die amerikanische Speculation kennt keine Grenzen, und da die Miethen jetzt zu einer fast unglaublichen Höhe hinaufgeschraubt sind und einzelne, nicht einmal übergroße Häuser einen Zins von sechzig- bis achtzigtausend Dollars jährlich tragen, so nimmt dadurch auch natürlich die Bauwuth überhand.

Noch giebt es in der Nähe des Centralparks 59. (Straße) Stellen, an denen auf malerischen (aber trotzdem mit Annoncen bedeckten) Felsblöcken ganze Nester von

kleinen, schmutzigen Holzhütten liegen — aber rings umher steigen schon Granit- und Marmorbauten über den kaum geebneten Boden empor, und blicken wie verwundert auf die pilzartigen Hütten nieder, und nicht mehr lange wird es dauern, bis den weit draußen angelegten Centralpark eine einzige geschlossene Häusermasse mit der eigentlichen Stadt verbindet.

Und welche bedeutende Rolle spielt der Marmor dabei, welcher fast unglaubliche Luxus wird mit diesem kostbaren Material getrieben! Nicht allein Wohngebäude und Verkaufslocale werden davon errichtet, nein, selbst Kirchen, ja Lagerhäuser in scheinbar engen Seitenstraßen. Ueberhaupt hat der Luxus, der in New-York getrieben wird, eine fast schwindelnde Höhe erreicht, und man fragt sich unwillkürlich, wo hinaus soll das zuletzt führen? wie wird das einmal enden? Die Preise sind dabei für alle Waaren, ja selbst für Lebensmittel auf das Höchste hinaufgeschraubt, die Taxen fast unerschwinglich, Alles klagt dazu, daß das Geschäft darniederliegt — aber Alles hofft auch auf bevorstehende bessere Zeiten, und man scheint nur über das Eine noch nicht recht klar: wie diese nämlich eintreten sollen.

Doch ich darf den Leser, der vielleicht New-York sogar nach eigener Anschauung kennt — denn was ist jetzt eine Reise nach New-York? — nicht mit einer langen Beschreibung der fast allbekannten Stadt ermüden. Nur meine eigenen Eindrücke wollte ich ihm geben, und nachdem ich dort viele liebe alte Freunde gesehen und neue gewonnen hatte, und überall wohin ich kam herzlich von meinen wackeren Landsleuten aufgenommen wurde, rüstete ich mich wieder zu neuer Wanderfahrt.

Diesmal lag aber mein Zug — wenigstens vor der Hand — keinem wildreichen Wald entgegen, denn vor allen Dingen wollte ich jene geheimnißvollen Quellen besuchen, die das Erdöl aus der Tiefe herausleiten. Nach dem eigentlichen Oel- oder Petroleumdistrict hatte ich mich lange gesehnt, und da derselbe fast auf meinem Wege nach dem Westen lag, säumte ich auch nicht ihn aufzusuchen.

Am 13. August verließ ich, von lieben Freunden an das

Fährboot geleitet, New-York wieder, um die Eisenbahnstation in Jersey zu erreichen.

Die Abfahrt des Zuges war auf sieben Uhr festgestellt, die Zeit eingerechnet, die das Fährboot braucht, um von New-York nach Jersey überzufahren, und ziemlich pünktlich wurde sie eingehalten. Allerdings herrschte anfangs wohl einige Verwirrung in dem schon vollkommen dunkeln Bahnhofe, aber das regulirt sich Alles sehr rasch, sobald der Zug sich erst einmal in Bewegung setzt. Einzelne suchen freilich noch immer irgend Jemanden, bei dem sie sich nach irgend etwas erkundigen können, aber da keiner der Conducteure eine Uniform oder auch nur das geringste Abzeichen trägt, so ist es nicht möglich, sie in der Dunkelheit und dem Gewirr aufzufinden. Was noch mit will, muß die Eisengeländer der Treppen des schon ziemlich schnell gehenden Zuges fassen, und fort brausen wir bald mit der sogenannten Lightning Express — dem Blitz-Courierzuge — in die dämmernde Nacht hinein.

Die Passagiere haben auf diesen amerikanischen Zügen nämlich das volle Recht, auf- oder abzuspringen, wo und wie sie können, ob der Zug im Gange ist oder nicht. Bricht einer dabei den Hals, so ist das natürlich seine Sache, und er mag sich vorsehen. Menschenleben sind ja auch billig in Amerika: aber ich will das doch lieber haben, als diese widerliche Polizeiaufsicht in unserem „geordneten" Deutschland, wo der Dünkel unserer Beamten, die, wenn sie nur in irgend einer Uniform stecken, ihres Beamtenübermuthes kaum Rath wissen, oft zu den lächerlichsten Uebergriffen Veranlassung giebt. Wie oft habe ich es mit eigenen Augen gesehen, daß ein Passagier, der seine Zeit versäumt hatte und dem keine Muße blieb, einem der Conducteure ein Fünfgroschenstück in die Hand zu drücken, bei sich kaum bewegendem Zuge noch glücklich in den Wagen kam und dann — es wird den Leuten in Amerika unglaublich scheinen, aber es ist wahr — mit Gewalt gezwungen wurde, wieder auszusteigen, ja so, daß man den Zug seinetwegen anhielt — weil er es gewagt, den Befehlen des Directoriums entgegen zu handeln und einzusteigen, während der Zug schon in, wenn auch langsamster Bewegung war. Allerdings hatte er seine volle Passage bezahlt und alle seine

Sachen wahrscheinlich in einem andern Coupé, er befand sich wieder im Zuge und in seinem vollen Rechte — aber nein, der Zug hält, und der Passagier wird mit einer Kaltblütigkeit an die Luft gesetzt, die ihres Gleichen nicht weiter in der Welt findet.

Hier ist das anders, besser, und eine weitere vortreffliche Einrichtung sind nicht allein die Schlafcoupés, sondern besonders die Commodités in jedem Wagen.

Die Schlafcoupés, in denen man für anderthalb Dollars ein Doppelbett, für fünfundsiebzig Cents einen einzelnen und bequemen Schlafplatz für die ganze Nacht findet, sind so praktisch eingerichtet, daß in dem allerdings sehr großen Waggon so Viele schlafen und ausgestreckt liegen, als darin über Tag sitzen können. Die Sitze in den Salonwagen sind nämlich weit genug auseinander, da, wo vier Personen sitzen, zwei hinzulegen, und über diesen wird dann durch eine höchst einfache Vorrichtung noch eine zweite, eben so bequeme Etage hergestellt.

Noch viel wohlthätiger für die Reisenden sind die Commodités, denn es werden dadurch von sämmtlichen Stationen diese höchst fatalen Gebäude mit den geheimnißvollen Ueberschriften: „Für Männer, für Frauen", oder je nach der Landessitte: „Für Herren, für Damen", verbannt, zu denen man immer Spießruthen laufen muß, und wohlthätig wirken sie außerdem genug, nicht allein für die Bequemlichkeit, sondern auch auf die Gesundheit der Reisenden.

Unsere Eisenbahndirectoren sollten das auf ihren Bahnen einführen, und sie würden der Wohlfahrt der Passagiere mehr dadurch nützen, als durch ihre albernen polizeilichen Maßnahmen gegen „Einsteigen, wenn der Zug im Gange ist", oder „Seitwärts aus dem Wagen biegen", und wie die schülerhaft stylistischen Uebungen alle heißen, die in den verschiedenen Coupés angenagelt sind.

Der „Blitz-Courierzug" mußte allerdings vier Stunden in der Nacht liegen bleiben, weil vor uns ein Güterzug von den Schienen gerathen war und nicht so rasch beseitigt werden konnte, aber ich schlief die ganze Nacht vortrefflich in meiner „bunk", und als der Morgen dämmerte, sausten und keuchten wir wieder durch das weite Land.

Einen Theil dieses selben Weges hatte ich früher auf einem jener schneckenartigen Kanalboote zurückgelegt, die von Pferden langsam und Schritt für Schritt gezogen wurden und, ohne merklichen Fortgang zu machen, dem Reisenden zuletzt das angenehme Gefühl geben, als sei er darauf heimisch geworden und fest entschlossen, sein künftiges Leben als Passagier darauf zuzubringen. Damals war jenes ganze Land fast noch eine Wildniß gewesen: aber wie hatte sich das geändert! Weite Farmen deckten jetzt die Hänge, überall tauchten kleine Städte und Ortschaften auf, an denen der Zug vorüberflog, und endlose Güterzüge folgten rasch einander. Und trotzdem besteht der Kanal noch, trotzdem führen die langsamen Boote darauf noch die Producte des Landes den Haupt- und Hafenplätzen zu, weil sich die Fracht für billigere Waaren eben geringer auf ihnen stellt und sie mit allen den Frachtgütern, bei welchen keine besondere Eile nöthig ist, recht gut die Concurrenz aushalten können.

Doch die weitere Fahrt bot nichts sonderlich Bemerkenswerthes, als manchmal einen prachtvollen Blick über die Landschaft, und nur Eins fiel mir besonders auf, weil es eben den Charakter der amerikanischen Scenerie gegen früher wesentlich verändert hatte. Früher nämlich gaben die sogenannten Zickzackfenzen (zehn Fuß lange Stangen, die mit den Enden über einander gelegt werden und dadurch einen Zaun bilden) dem bebauten Lande eine ganz bestimmte und eigenthümliche Physiognomie. Diese Fenzen schienen in einem Theile Pennsylvaniens vollständig verschwunden, und an deren Statt waren die Felder mit riesigen Baumwurzeln eingezäunt, was ihnen einen höchst wunderlichen und pittoresken Anblick gab. Man hatte die Stämme der Bäume etwa zwei oder drei Fuß über der Wurzel — in der That so kurz als möglich — abgehauen, und dann die ganze Wurzel, oft zwölf bis sechzehn Fuß im Durchmesser, aus dem Boden genommen und rund um die Felder, eine neben der andern, hoch aufgestellt, wodurch sie allerdings eine vollkommen sichere Umzäunung bildeten. Irgend eine andere Fenz kann von einem schlauen Stier durchbrochen oder abgelegt, ja, wenn es sein muß, eingerannt werden — die Würzelfenzen im Leben nicht, denn die starren Seitensprossen

stehen nach allen Seiten hinaus und machen selbst ein Ueberspringen vollkommen unmöglich.

Noch begriff ich nicht recht, wie sich die Farmer zu der riesigen Arbeit verstanden haben konnten, diese Wurzeln alle auszuroden, denn wie weit mußten sie den Boden umher aufwühlen und abgraben, wenn sie die einzelnen Wurzeln bis zu solcher Länge herausbringen wollten, als ich plötzlich auf einem der Felder Zeuge der Art und Weise sein konnte, wie summarisch diese Arbeit gehandhabt wurde. Unser Zug erreichte eine Farm, auf der ein Feld von vielleicht fünfzehn Acker Land mit solchen ausgerissenen Wurzeln völlig überstreut lag, und mitten darauf waren die Leute noch eben an der Arbeit, dem Boden einen andern solchen Zahn auszuziehen.

Aber das geschah nicht etwa mit Spitzhacke und Schaufel. Ein roth angestrichenes, dreibeiniges und etwa zwanzig Fuß hohes Gerüst war mitten im Feld und über der Wurzel aufgestellt. Ketten hingen daran nieder, die jedenfalls die einzelnen Arme gefaßt hielten, und vier kräftige Pferde hoben, mit Hülfe eines Flaschenzugs, die störrischen Holzadern aus dem Boden herauf.

Leider flogen wir zu rasch vorüber, als daß ich das ganze Verfahren hätte beobachten können, aber bei späterer Erkundigung erfuhr ich, daß dieser sogenannte Eradicator die Wurzeln mit unglaublicher Leichtigkeit aus dem Boden hebt, und sogar von vielen Farmern kleine, auf Rädern ruhende Locomotiven von zehn oder zwölf Perdekraft angewandt werden, um diese Arbeit noch rascher zu beseitigen — Fortschritt überall.

3.

Die Oelregionen.

Am Abend um sechs Uhr statt um zwei Uhr, wie wir eigentlich gesollt, erreichte der Zug Correy, die Endstation der Oelregionen, von wo ab ich vor der Hand die Great Western

Atlantic-Bahn verließ, um diese Districte einmal zu durchwandern. Nur eine Strecke hinein bis Titusville ging ich noch mit einer Zweigbahn, und war dann dorten gleich im Herzen der Erdölquellen.

Ein penetranter Petroleumgeruch kam mir entgegen, denn auf der Bahn stand ein Zug von Güterwagen, von denen jeder zwei riesige Butten, sogenannte tanks, mit Oel gefüllt, trug. Doch davon sollte ich noch mehr genießen. Eine Stunde später ging der Zug nach Titusville ab, und wir fuhren jetzt durch ein enges, dicht bewaldetes Thal hinauf, dem man ansah, daß es erst vor ganz kurzer Zeit von der Civilisation in Angriff genommen sei. Da und dort bemerkte ich einen frisch urbar gemachten Landstrich mit einer eben erst neu aufgesetzten Blockhütte. Aber nicht der Duft der Abendlandschaft lag auf dem wildromantischen Bilde, sondern der unangenehme Dunst des Erdöls, an den sich die Geruchsnerven jedenfalls erst gewöhnen müssen, ehe sie ihn auch nur erträglich finden können — und so weit war ich noch nicht in diesen Regionen eingebürgert.

Die Nacht legte sich aber bald in's Thal, und erst nach zehn Uhr erreichten wir Titusville, wo ich gleich im ersten besten Hotel am Bahnhof, Hotel Moray, abstieg. Es war, beiläufig gesagt, ein elendes Nest, schmutzig und unbehaglich, mit einem Loch als Kammer und schlechten Betten, aus dem ich mich auch gleich am nächsten Morgen wieder ausquartierte und in das viel bessere Bushhouse hinaufzog.

Nun hatte ich allerdings vier Einführungsbriefe von Quellenbesitzern von New-York mitbekommen, damit mir diese Herren, oder einer von ihnen, die Bearbeitung zeigen und erklären könnten. Sie waren aber sämmtlich verreist, mit Ausnahme eines Einzigen, der krank im Bette lag und den ich natürlich nicht belästigen mochte. Ich blieb also auf mich selbst angewiesen, kann aber hier wirklich nicht genug die Freundlichkeit aller der amerikanischen Herren rühmen, mit denen ich an diesem Morgen zusammentraf, und die sich die größte Mühe gaben, mir Alles zu erklären und zu zeigen, was ich nur irgend zu wissen wünschte. Der Eine von ihnen, ein Mr. Davidson, stellte mich einem Freund Mr. Roof vor, und dieser nahm mich auf seinem Wagen gleich mit hinauf

in die eigentlichen Quellen, führte mich dort überall herum und gab mir auch die genaue Route an, die ich von Titusville aus zu nehmen hatte, um die verschiedenen, in ihrer Ausbeute wenigstens sehr verschiedenen, Oelquellen zu beobachten und dadurch einen ordentlichen Ueberblick zu gewinnen.

Es ist in der That wunderbar, daß die Natur gerade diesem sonst so armen und fast zu nichts zu benutzenden Landstrich diesen Reichthum gab. Der Boden ist steinig und zum großen Theil mit riesigen Sandsteinblöcken bedeckt; nur Massen von Chesnut- oder Kastanienbäumen und Eichen wachsen darauf, und hier und da liegt wohl eine kleine dürftige Farm, deren Besitzer den wenigen brauchbaren Boden bebaut hatte, um vielleicht seine Producte in die nächste kleine Stadt zu liefern. Dort im Boden und in geheimnißvoller Tiefe quillt das Oel, und der rastlose Mensch ließ es selbst dort nicht ruhen, bohrte sich bis zu ihm hinab, und zog es mit seinen Pumpen, wo es nicht gutwillig von selber kommen wollte, an das Licht des Tages.

Die ganze Sache ist aber eine sehr unsichere Operation, denn kein Zeichen an der Oberfläche verräth, wo sich der reiche Strom da unten findet, und fast überall mußte man sechs- bis achthundert Fuß tief durch die Felsen bohren, bis man auf die eigentliche Quelle kam. Aber wie oft umsonst! — Als die erste entdeckt wurde und sprudelnd ihren trüben Reichthum in solcher Masse nach oben sandte, daß gar keine Gefäße mehr aufzutreiben waren, um ihn zu bergen, und Tausende von Barrels (Fässern) den Hang hinabstürzten und mit dem Bach sich zu Thal wälzten, da erfaßte die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ein ähnlicher Taumel, wie bei der Entdeckung des Goldes in Californien, und die Aufregung in jener Gegend soll damals eine unglaubliche gewesen sein.

Actien-Gesellschaften wurden zu Hunderten gebildet, Jedermann wollte sich bei dem gewaltigen und noch unberechenbaren Gewinne betheiligen; ganze Landstrecken wurden zu wahnsinnigen Preisen angekauft, Dampfmaschinen bei hundert in die Berge geschafft, eine Sägemühle nach der andern angelegt, um Bauholz zu beschaffen, und Millionen an Capital kamen zusammen, um die schwere Arbeit des Bohrens in Angriff zu

nehmen. Vielen gelang es dabei; sie fanden Oel und sahen ihren Fleiß belohnt, ihre Auslagen bezahlt. Tausende aber hatten Strecken Landes gekauft und in Angriff genommen, nur um endlose Löcher in einen vollkommen öllosen District zu bohren, und die Actionäre mußten natürlich die Zeche bezahlen.

Mein Führer versicherte mir — und was er sagt, hat viel Wahrscheinliches, wenn man sieht, wie viele Plätze verlassen sind, wie viele nie einen Tropfen Oel gegeben, — daß aus diesen Regionen schon Millionen von Dollars, aber doch kaum so viel gewonnen wäre, als man schon an baarem Geld hineingesteckt, so daß die kommende Zeit erst einen wirklichen Nutzen bringen müsse.

Aber wir wollen von vorn beginnen, und dazu möchte ich den Leser zuerst einmal mit mir auf einen Punkt führen, von dem aus er einen dieser wunderlichen Minenplätze vollständig überschauen kann. Wir wollen uns denken, wir stiegen durch einen Wald. Derselbe besteht meist aus Eichen und (süßen) Kastanienbäumen — die letzteren mit ihrem hellfarbigen, schönen Laub und den gezackten Blättern weit vorherrschend. Der Boden ist rauh: riesige Sandsteinblöcke decken ihn fast überall, so daß man oft über sie wegklettern muß und manche junge Eiche nicht einmal Raum neben ihnen fand, sondern ihre Wurzeln um den Stein schlagen mußte, um nur in Gesellschaft der nächsten Verwandten zu bleiben. Selbst das zwischen den Bäumen wachsende Gras sieht dürftig aus. Zu was ist der Boden nütze?

Da treten wir hinaus auf einen offenen Hang, und wie durch einen Zauber ist die Scenerie verwandelt. Das Erste, was allerdings dem Auge entgegentritt, ist eine Unmasse räthselhafter, sehr schmaler und wohl vierzig und mehr Fuß hoher viereckiger Gerüste, die, überall unordentlich zerstreut, nicht allein über den ganzen Hang, sondern fast an jeder Stelle stehen, auf welche der Blick fällt; kleine Holzhütten kauern daneben, Rauch und Dampf steigt von ihnen auf, und Menschen hacken, hämmern, klopfen da herum. Wo aber der Hang scharf zu Thal fällt, und nur eine kurze Strecke von der Stelle ab, öffnet sich plötzlich die weite Ebene, und das

sich dort bietende Bild läßt sich in der That kaum mit Worten wiedergeben.

Es ist gebrochenes Terrain, mit offenen, dürren Hängen, die früher, von der Sonne verbrannt, wohl kaum dürftige Weide gegeben haben; dazwischen liegen kleine Gruppen dunkler Bäume, aber kein cultivirter Platz ist zu sehen — keine Fenz, kein freundliches Wohnhaus — überall aber diese wunderlichen Gerüste, Derricks genannt, überall daneben kleine, fett und glänzend aussehende schwarzgraue Hütten, mit hier und da einem großen, wunderlichen, grellroth angemalten runden Bottich, der sich später als ein riesiger eiserner Tank herausstellt.

Und noch ein paar Schritte weiter vor, und unten durch das Thal strömt ein starker Bach — Oilcreek genannt, — links darüber hin liegt eine Kettenbrücke, an den geschwärzten Ufern ein Schienenweg, und ein langer Zug, der nichts führt als eine Kette von offenen Güterwagen, jeder mit zwei riesigen Bottichen darauf, keucht langsam der dort unten in das Thal hineingeschmiegten Stadt entgegen.

Dort allerdings stehen kleine Wohnhäuser, und hier und da ist auch wohl ein Versuch zu einem winzigen Garten gemacht, um etwas Gemüse — wahrlich keine Blumen darin zu ziehen. Was sollten auch Blumen dort nützen, ihre Farbe würde der auf dem Thal lagernde Ruß bedecken, und nach was Anderem könnten sie in dieser Nachbarschaft riechen als nach Petroleum!

Vor wenig Jahren war der Platz eine Einöde — jetzt leben Tausende von Menschen darauf, und wer weiß, ob er nicht in kurzer Zeit wieder eben so öde — nur noch mehr verwildert liegt als nur je, denn wer kann berechnen, wie lange diese Oelquellen anhalten, und gehen sie heute aus, so ist in acht Tagen keine Seele mehr in der ganzen Nachbarschaft zu finden. — Was sollen sie in der Wüste?

Aber wir haben wenigstens einen flüchtigen Blick über die „Oelregion" geworfen, und wollen jetzt einmal in diese Thäler und zwischen die Leute hinabsteigen, um ihr ganzes Leben und Treiben und Wirken und Schaffen genauer kennen zu lernen.

Als ich am Morgen früh in Titusville (ein kleiner Platz

im Oeldistrict, den ich in der Nacht erreicht hatte) erwachte, war mein erster Gedanke: „Herr Du meine Güte, wie stinkt die Lampe!“ Munter werdend fand ich aber, daß ich gar keine Petroleumlampe im Zimmer hatte, sondern daß nur die Fenster offen standen und dieser penetrante Oelgeruch weiter nichts war als der Morgenduft, der auf der ganzen Landschaft lag. Und dieser Geruch liegt auf dem ganzen District, wohin man den Fuß setzt, und dringt natürlich auch in jeden Raum — aber kann trotzdem nicht ungesund sein, denn die Bewohner jener Gegenden befinden sich vortrefflich, und Aerzte scheinen die am wenigsten beschäftigten Menschen dort zu sein, während Advocaten, der ewigen Grenzstreitigkeiten wegen, ein desto größeres Feld für sich offen haben.

Wunderbarer Weise ist dieser Oeldistrict schon vor Hunderten von Jahren den dort hausenden Indianern und später französischen Jägern, die sich zuerst dort herumtrieben, bekannt gewesen. Der Bach hat den Namen „Oelbach“ schon damals getragen, und noch jetzt sind alte Tanks, durch ausgehauene Baumstämme hergestellt, und ausgeworfene Gruben entdeckt worden, in denen man sich das freiwillig, wenn auch nur dürftig zu Tag kommende Oel sammeln ließ. Da es aber — wie auch noch am heutigen Tage, nur mit Wasser vermischt vorkam, so breiteten die Indianer wollene Decken auf die Oberfläche, in deren Fasern sie das Oel fingen, das Wasser ließen sie dann ablaufen und rangen das Oel aus, das bei ihnen als eine kräftige Medicin in manchen Krankheitsfällen galt und zu einem bedeutenden Tauschartikel mit anderen, weniger von der Natur begünstigten Stämmen wurde. Niemand dachte aber natürlich daran, es der Erde in größerer Menge abzuzwingen; Niemand hatte auch die Mittel und Werkzeuge dazu. Diese Entdeckung blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Vor wie langen Jahren man aber hier Oel gefunden und benutzt hat, davon sind einige dieser aufgefundenen Gruben ein sprechender Beweis, in denen man hier und da mächtige, seit der Zeit hineingewachsene Eichen noch heutigen Tages sehen kann.

Vor vier Jahren wurde hier das erste Loch gebohrt und damit die erste Quelle (wie man in der Minensprache sagt:

„Well“) entdeckt, und ein so mächtiger Strahl des grünen Oels brach und schoß plötzlich mit stinkendem Gas gemischt hervor, daß man natürlich — unvorbereitet für einen solchen Erfolg — die kostbare Fluth nicht halten und noch viel weniger dämmen konnte. Die vorhandenen Gefäße waren in unglaublich kurzer Zeit gefüllt, Lachen und Gruben wurden dann in wilder Eile ausgeworfen — aber Alles umsonst — zwei= bis dreitausend Faß in vierundzwanzig Stunden trieb diese unterirdische Kraft heraus, und das Oel quoll über seine Behälter, den Hang hinunter in den Bach und floß lustig auf dem Creek hinab in den Alleghanystrom hinein.

Die Oelbohrer behaupten jetzt — vielleicht nicht mit Unrecht — daß man in jener Zeit zufällig gleich den größten und mächtigsten unterirdischen Oelbehälter „angezapft“ und dadurch vielen Schaden gethan habe. Es läßt sich aber denken, wie die Kunde dieses Ereignisses auf den überhaupt speculativen Amerikaner wirkte, und ähnlich wie nach der Entdeckung des Goldes, wo man ebenfalls zufällig gleich im Anfang auf die reichsten Waschgoldminen traf und dadurch den Boden unerschöpflich glaubte, so lief das Oelfieber wie eine Epidemie durch das Land. Alles strömte in die Nachbarschaft dieser Quellen, wo man hoffen durfte, in wenigen Wochen ein Millionär zu werden. Den Besitzern der dortigen Ländereien wurde für irgend ein Stück sonst fast werthlosen Grundes, nur von der Größe eines halben Ackers, ein fabelhafter Preis geboten, Tausende und Tausende von Menschen strömten in die Wildniß, ganze Caravanen von mit Lebensmitteln beladenen Karren zogen auf bald grundlosen Wegen herbei; Häuser und Hütten wurden aufgeschlagen und nur ein Schlafplatz unter Dach in schon vorhandenen mit Gold aufgewogen. Und jetzt baute man Derrick neben Derrick und fing an zu bohren, schaffte indessen große Tanks und Fässer herbei, ebenso kleine Dampfmaschinen, denn Handarbeit zu dieser Unzahl von Unternehmungen war ja doch nicht aufzutreiben, und machte den ganzen Boden fast zu einem Sieb.

Zu gleicher Zeit bildeten sich in fast allen großen Städten Amerikas, besonders aber in New=York und Philadelphia, Actiengesellschaften, um auf irgend einem angekauften Land=

strich — Niemand kümmerte sich darum, wo derselbe lag — eine Anzahl von Bohrwerken in ungesäumten Angriff zu nehmen. Das Land war von Speculanten vielleicht mit 30,000 Dollars gekauft und wurde zu 100,000 oder mehr parzellirt, und dann noch Summe nach Summe eingeschossen, um Maschinen, Werkzeuge, Tanks und Fässer, wie Lebensmittel für die Arbeiter zu kaufen. Und jetzt begann eine ächt amerikanische Thätigkeit, während die Hoffnung der Speculanten durch hier und da neu entdeckte und sehr ergiebige Quellen zu einer gefährlichen Höhe gesteigert wurde.

Viele — sehr viele von diesen Wells zeigten sich auch wirklich in kaum glaublicher Weise ergiebig. In Pit-hole z. B., das augenblicklich aus einer öden Wildniß eine bedeutende Stadt mit Hotels, Billards, Spielhäusern und dergleichen Bequemlichkeiten wurde, wie in einigen anderen traf man auf unterirdische Oelquellen, die, kaum geöffnet, 2000 Barrels (ein Barrel oder Faß wird durchschnittlich 43—48 Gallonen gerechnet, eine Gallone hält etwa 5 gewöhnliche Weinflaschen) und mehr freiwillig in sogenannten „flowing wells“ an die Oberfläche sandten und ihre Besitzer natürlich in wenigen Monaten zu reichen Leuten machten. Man hatte kaum Mittel und Wege genug, um das gewonnene Oel fort zu schaffen und dem immer neu zusprudelnden Raum zu geben, und die Wege waren zuletzt so zerfahren, daß es ein Kunststück wurde, einen beladenen Wagen darauf fort zu bringen. Aber schon bauten Tausende von Händen einen Schienenweg das ganze Thal hinab; ebenso schaffte man Wagen mit darauf befestigten Tanks herbei, eiserne riesige Gefäße wurden aufgestellt, um als Reservoirs zu dienen, und selbst Röhren aus den Bergen niedergeleitet, um die Fuhrwerke entbehren zu können und der überreichen Oelmasse einen raschen Abfluß zu geben.

Aber nicht alle diese Strecken zeigten sich reich oder nur ölhaltig, und es stellte sich bald heraus, daß manche in den Seestädten errichtete Actiengesellschaft ungeheure Capitalien in völlig werthlosen Boden gesteckt hatte. Einzelne gewannen Millionen, Andere verloren Alles und sahen ihre Hoffnungen in den trockenen Stein hineingebohrt.

Jetzt kam der Rückschlag, und als selbst einige der reichsten

Quellen plötzlich zu fließen aufhörten und nicht einmal durch Pumpen mehr überredet werden konnten, nur noch ein einziges Barrel herzugeben, da fanden sich auch keine gutmüthigen Menschen mehr, die unternehmenden Yankees ihre Tausende vorschossen, um damit in irgend einem Landestheil nach Gefallen zu wirthschaften. Einzelne der wie aus dem Boden gewachsenen Städte, wie z. B. Pit-hole, hörten plötzlich wieder auf zu existiren — die Straßen verödeten, so rasch wie sie sich bevölkert hatten, zahllose Häuser wurden von ihren Bewohnern gänzlich geräumt und verlassen, und wenn auch noch einzelne Quellen blieben und bearbeitet wurden, so lag der Ort selber doch so öde da in der Wildniß, als ob eine Pest darin gewüthet hätte.

Die rasende Speculation, das wilde, kopflose Verfahren ließ nach — und das glücklicher Weise, denn es würde noch Tausende ruinirt haben, — aber dafür bemächtigte sich jetzt der stete Fleiß der ganzen Arbeit und machte dadurch einer geregelten und lohnenden Thätigkeit Platz.

Eine gewagte Arbeit bleibt es freilich trotzdem noch immer bis zu dieser Stunde, denn man braucht nur die Stellen anzusehen, welche man bis jetzt angebohrt und wo man doch wenigstens an den meisten Stellen Oel gefunden hat, um augenblicklich überzeugt zu sein, daß es unmöglich ein sicheres Merkmal an der Oberfläche der Erde geben kann, um zu wissen, wo man auf die richtige Quelle trifft.

Und was für schwere Mühe und Arbeit — ja wie viel Capital kostet es allein schon, nur um sich erst einmal Gewißheit zu verschaffen, ob man den geringsten Lohn erwarten darf. Man braucht nur die verschiedenen Derricks anzuschauen, um sich einen Begriff davon zu machen.

Aber was *ist* ein Derrick?

Das sind hohe Gerüste, die gebaut werden müssen, um in ihnen die Bohrinstrumente aufzuhängen, während sie nachher auch zugleich, wenn wirklich Oel kommt, den Pumpen helfen sollen. Sie sind bis 40 und 44 Fuß hoch, viereckig und leicht, aber auch so fest als möglich errichtet, mit einer festgenagelten Leiter daran, und die vier Hauptpfosten nur durch einzelne Verbindungshölzer oder Bretter zusammengehalten. Daneben

steht ein kleines Bretterhäuschen, in welchem die Maschine aufgestellt wird, und zuerst durch einen Hebel den Bohrer hebt und fallen läßt, und später, wenn er auf Oel kommt, die Pumpe arbeitet.

Diese Derricks nun sind in den richtigen Oelgegenden überall über die Hänge zerstreut. Unten dicht am Ufer des Baches sieht man sie stehen, wie oben auf den drei- bis vierhundert Fuß hohen Rücken der Hügel, und nicht etwa einzeln, sondern manchmal zehn bis zwölf auf einem einzigen Acker, die einzelnen kaum dreißig bis vierzig Schritt, oft nicht so viel von einander entfernt. Das verleiht natürlich, mit den dazwischen gestreuten Hütten, dem aufsteigenden Rauch einer einzelnen, hoch aufflackernden und lohenden Gasflamme und riesigen, da und dort aufgebauten Tanks dem Ganzen einen ganz eigenen und wunderlichen Anstrich.

Hunderte von diesen sind noch in voller Thätigkeit, während andere hundert durch die schwarze Fettkruste auf dem Boden umher zeigen, daß sie früher Oel gegeben. Wie gesagt, das Ganze war eben nur eine Glückssache — und ist es noch bis auf den heutigen Tag — ja durch den niedern Preis des Oels heute mehr als je.

Was nun die eigentliche Gewinnung des Oels vom ersten Moment an betrifft, so ist diese die folgende:

Hat sich der Oelsucher zu einem Platz entschlossen, auf welchem er einbohren will (und das ist, wie gesagt, reine „Gefühlssache", da man Oel sowohl oben auf den Hügelrücken wie ganz unten am Bachrand gefunden hat), so muß er sich vor allen Dingen an der gewählten Stelle einen Derrick bauen.

Sobald nun das hohe Gerüst aufgestellt und das Tau herbeigeschafft ist, in welches der Bohrer, bei noch größerer Tiefe, gehängt werden muß, so beginnt die Arbeit, und langsam, Zoll für Zoll, rückt sie vor. Vielleicht trifft der Bohrer gleich anfangs einen Sandsteinblock, das ist aber nur verwittertes, an der Oberfläche liegendes Gestein, das schon nach wenigen Fuß ausgiebt und zu einer Schieferlage führt.

Durch diese hin erreicht man die erste Sandsteinschicht oder, nach der hiesigen Minensprache, den „ersten Sand", der etwa

von acht bis zwölf Fuß stark sein mag. Dann kommt die zweite Schieferlage und nach dieser schon der mächtigere „zweite Sand“. Der Schiefer zeigt sich manchmal hart, in den meisten Fällen jedoch leicht bröckelig und rasch zu durchbrechen, und hat man, bei etwa sechshundert Fuß, die dritte Schieferschicht erreicht, so wächst die Hoffnung des Bohrenden, denn er weiß, daß er Oel finden wird, wenn er auf einen dritten Sandstein trifft.

Dieser „dritte Sand“ ist aber von den anderen beiden, die nur eine, wenn auch ziemlich harte, doch feinkörnige Masse zeigen, verschieden, denn er besteht nicht aus einem reinen, körnigen, weißen Sandstein, sondern ist mit kleinen Kieseln durchmischt, als ob er früher mit diesen zu einem Teige zusammengeknetet gewesen wäre. Das ist der ersehnte „Sand“, in dem oder unter dem das Oel hauptsächlich, ja fast allein gefunden wird, und hat der Bohrende den erreicht, dann wird es Zeit, daß er seine Gefäße in Ordnung bringt und sich auf die Ernte vorbereitet, denn er weiß nicht, wie mächtig der Strahl sein mag, den er zu Tage fördert. Flowing wells oder von selber fließende Quellen gehören jetzt allerdings zu den Seltenheiten, aber jede neu angebohrte kann eine solche sein, und man muß sich deshalb dafür gerüstet haben.

Eigenthümlicher Weise wird in allen diesen Districten das Oel unter vorher sprudelnden Quellen von ziemlich starker Salzsoole gefunden. Zuerst kommt süßes Wasser, dann salziges, und zuletzt das Oel, und sehr wahrscheinlich liegen unter dem Oel nicht unbedeutende Salzsteinlager. Doch bis jetzt hat noch Niemand den Versuch gemacht und unter das Oel gebohrt, also auch noch kein wirkliches Salz gefunden.

Der Bohrer, der nun in sechs- bis achthundert Fuß Tiefe arbeitet, wird jetzt durch die kleine herbeigeschaffte Dampfmaschine, welche später die Pumpe regieren soll, in Bewegung gesetzt, und eine sinnreiche Vorrichtung, durch ein paar ineinander greifende, aber locker liegende Gelenke, verleiht dem eigentlichen Meißel unten die nöthige Stoßkraft, um sich nach und nach in das Gestein hinein zu arbeiten. Die eingesetzte Pumpe muß dann dazwischen Schlamm und Wasser herausheben, um wieder freien Raum zu gewinnen, bis sie endlich

die ersehnte, dunkelgrüne Flüssigkeit zeigt und das Oel zu laufen beginnt.

Hier hatte man einer andern Schwierigkeit zu begegnen, denn das von oben niederquellende Wasser drückte mit solcher Gewalt auf das Oel, daß es im Aufkommen gehindert wurde — aber der Amerikaner weiß sich zu helfen. Er brachte in geschickter Weise einen Sack mit Leinsamen um den Pumpschaft an, der so gelegt war, daß er, wenn der Samen aufquoll, den Raum um die Pumpe vollkommen luftdicht ausfüllte. Dadurch hielt er das Wasser ab, auf das Oel nieder zu pressen, und erst in neuerer Zeit hat man selbst diese Leinsamensäcke durch eine neue Erfindung — einen eigenthümlich geformten ledernen Schlauch ersetzt.

Flowing wells gehören jetzt, wie gesagt, zu den Seltenheiten, und es giebt nur noch sehr wenige in dem ganzen weiten District und unter Tausenden von Bohrlöchern; wohl aber hebt die Pumpe das kostbare Material leicht zu Tage, und nur die Ausbeute zwischen den Pumpen ist außerordentlich verschieden. Natürlich arbeiten sie Tag und Nacht — Sonntag und Alltag; der Ertrag aber wechselt von 6 Barrels bis zu 120 Barrels in 24 Stunden, und man behauptet, daß bei den dermaligen Preisen (etwa $3^1/_2$ Dollar für 43 Gallonen) circa 8—10 Barrels dazu gehören, um nur die Auslagen zu decken, also erst Alles über 10 Barrels Gewinn wäre.

In der Nähe von Titusville, wo man noch keine sehr reiche Quelle gefunden hat, scheint sich der Ertrag auch zwischen 12 und 30 Barrels festzustellen, und die Gegend hat allein dadurch einen Vortheil, daß nur sehr wenige Stellen ganz ohne allen Erfolg angebohrt sind. Weiter den Creek hinab wurde der Erfolg unsicherer, aber man fand auch dagegen wieder viel reichere Quellen, und einige wurden angebohrt, die mit der Pumpe selbst 120 Barrels, ja 125 den Tag (24 Stunden) geben.

Das Oel kommt nicht rein aus dem Boden, sondern ist mehr oder weniger mit Salzwasser gemischt, oft bis zu einem Drittel, meistens aber bedeutend weniger. Das aber hat keine weitere Unbequemlichkeit, denn es scheidet sich ja von selber. In den Tanks oder großen Bottichen, in welche es hinein-

gelassen wird, ist unten ein Hahn angebracht. Ist der Bottich fast gefüllt, so öffnet man diesen und läßt das untenstehende und schwere Wasser — denn das Oel schwimmt natürlich oben — einfach ablaufen, und leitet dann das reine Oel in andere, daneben und etwas tiefer stehende Tanks hinein.

Aber selbst die letzten Tanks werden durch Röhren abgeleitet, und zwar durch Röhren, die Meilen weit den Hang hinab in das nächste Thal führen, wo dann große eiserne Behälter aufgestellt sind, um von diesen aus gleich die auf Eisenbahnwagen angebrachten Tanks (große Butten) zu füllen und dem Ort ihrer Bestimmung zuzuführen. Tausende von Fuhrwerken waren früher nöthig, um das gewonnene Oel fort und die geleerten Fässer zurück zu schaffen. Jetzt begegnet man in den Bergen nur selten einem einzelnen Provisionswagen, während das Oel, von allen Seiten durch Röhren geleitet, von selber den Hang hinabläuft, und die Eigenthümer desselben nur wenige Cents pro Meile für das Barrel zahlen.

Aber nicht allein Salzwasser ist in dem Oel enthalten, sondern auch eine Menge Gas kommt damit zu Tage, und je reicher sich die Quelle zeigt, desto mehr, so daß man auf Mittel und Wege sinnen mußte, um es abzuleiten und unschädlich zu machen. Durch manche trübe Erfahrung wurden die Miner dazu getrieben, denn einige der furchtbarsten Brände hatten nur in dem Gas ihren Ursprung.

Dieses nämlich, durch schwere Luft zu Boden gedrückt, wälzte sich gegen das unter dem Dampfkessel brennende Feuer, und im Nu stand der ganze District in Brand, so daß an Löschen nicht einmal gedacht werden konnte. Die Tanks platzten; wie ein glühender Lavastrom aber, nur mit reißender Schnelle, wälzte sich die entsetzliche Gluthenmasse zu Thal, und selbst manches Menschenleben ging dabei verloren.

Daß alle heraufgeschafften Werkzeuge und Maschinen ein Opfer der Flammen wurden, versteht sich von selbst, und Wochen lang brannte die Masse fort, ja bedrohte nicht selten sogar die Nachbarschaft.

Jetzt ist man vorsichtiger geworden, und wo sich viel Gas zeigt, wird es in hohe Röhren hinaufgeleitet und oben wie eine Fackel angezündet. Dort mag es harmlos in freier Luft

verbrennen und kann wenigstens kein weiteres Unheil anrichten, ja gewährt sogar in dunkler Nacht einen ganz prachtvollen und eigenthümlichen Anblick.

Bei dem Verbrennen geht aber das Gas vollständig verloren, und dem praktischen Amerikaner willdas nicht recht in den Kopf. Es fand sich auch bald ein Weg, wie man es, wenigstens hier und da, verwerthen konnte. An vielen Stellen nämlich, besonders an kahlen Hängen, wo überdies sehr wenig Holz wuchs, wurde das Brennmaterial entsetzlich theuer und konnte nur wenig beschafft werden. Dort half man sich mit dem Gas, leitete dünne Röhren unter die Kessel, und erhitzte diese mit dem bis dahin unbenutzten Strom.

Leute aber, die ihre Capitalien und Kräfte dazu verwenden, um in diesen Bergen nach Oel zu bohren, haben auch noch mit manchen anderen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, und zu diesen gehört ganz besonders das Festklemmen der Werkzeuge. Es geschieht nämlich gar nicht etwa so selten, daß der Bohrer in der Minensprache „foul“ wird, oder die Werkzeuge sich einklemmen oder gar abbrechen, und Monate lang quält sich dann so ein armer Teufel nutzlos ab, um das Bohrloch frei zu bekommen; sonst ist nicht allein das hineingebrachte Geschirr verloren, sondern der ganze Platz verdorben, und dem Oelgräber bleibt nichts Anderes übrig, als dicht nebenan noch einmal ganz von Neuem zu beginnen — ärgerlich genug, wenn man vielleicht schon 6—700 Fuß gebohrt und nun die Hoffnung hatte, bald auf Oel zu treffen und seine Arbeit bezahlt zu bekommen.

Wie manches halbgebohrte Loch findet man solcher Art in den Bergen, in dem Capital wie Hoffnung eines armen Oelgräbers stecken. Aber er kann noch Gott danken, wenn er wenigstens in dem nächstfolgenden Ersatz für das Verlorene findet. Ist das aber nicht der Fall, nun so gräbt er weiter, noch eins und vielleicht noch eins, und bleibt auch das umsonst, dann tritt der Moment ein, wo er die ganze Arbeit satt bekommt, und wo ihm der Oelgeruch schon widerlich und verhaßt wird. Er verkauft Maschine und Handwerkszeug um einen Spottpreis, zieht wieder civilisirten Districten zu und brennt von da an kein Petroleum mehr in seinen Lampen.

Wie erfinderisch übrigens die Amerikaner im Allgemeinen sind, zeigt sich besonders in diesen Oeldistricten, wo ihnen hundert unvorhergesehene Schwierigkeiten aufstießen, aber alle mit der größten Leichtigkeit überwunden wurden. Dampfmaschinen ersetzten bald das mühsame Bohren, das man anfangs anwandte, wo der Bohrer nur durch Menschenkraft, und zwar durch das Gewicht zweier Männer, die ihren Fuß in einer Tauschleife hatten, niedergetreten und dann durch einen eingespannten Hebel wieder emporgehoben wurde. Man nannte das: „to kick a hole down."

Aber eine andere Schwierigkeit zeigte sich an manchen Stellen, wo man wohl Oel bekam, dieses aber eine so trübe, schlammige Farbe hatte, daß die Aufkäufer nur ein Minimum dafür bezahlen wollten, und es dadurch nicht einmal die Arbeit des Aufpumpens lohnte.

Das eigentliche rohe Erdöl ist von mattgrüner, dunkler Farbe und undurchsichtig, aber es darf nicht trübe oder gar schlammig sein, und doch kam es an vielen Stellen gerade so heraus, als ob es mit gelbem Schlamm versetzt gewesen wäre. Die Oelgräber versuchten demnach die verschiedensten Mittel und Wege, um es zu reinigen, aber umsonst, denn es stellte sich Alles, bei dem geringen Preis des Oels, als viel zu kostspielig heraus. Da fiel einer von ihnen, eben jener Mr. Roof, der mir so freundlich Alles erklärte, auf den Gedanken, den Dampf des Kessels in die Pumpe zu leiten, wodurch das frischgehobene Oel von diesem erwärmt und durchdrungen wurde, und der Erfolg war ein außerordentlicher. In welcher Art das Oel durch den Dampf gereinigt wurde, konnte er sich selber nicht erklären, daß es aber augenblicklich geschah, war außer aller Frage. In meiner Gegenwart schloß er die in die Pumpe geleitete Dampfröhre ab, und das jetzt heraufgehobene Oel zeigte sich trübe und gelblich — der alte unverkäufliche Stoff. Kaum aber hatte er die kleine Röhre wieder geöffnet, daß der bis dahin abgeschlossene Dampf auf das heraufgepumpte Oel einwirken konnte, als es wieder die gehörige dunkelgrüne Färbung annahm und so weiter floß.

Sonderbar ist nur, daß sich auf dem Boden des Tanks, in welchen dieses gedampfte und vorher trübe Oel geleitet

wurde, kein Satz zeigen soll. Auch das Wasser, das man unten abließ, war vollkommen klar und hell, wenn auch sehr salzig.

Die Gewinnung des Oels bietet nun überall und an den verschiedensten Plätzen einen ziemlich gleichförmigen Anblick. Neben den Derricks steht eine kleine Hütte aus Brettern roh zusammengenagelt, um die Dampfmaschine gegen den Regen zu schützen, und zwischen der Maschine und unter dem Derrick ist ein horizontaler Baum angebracht, der durch das an seinem einen Ende befestigte Rad aufgehoben und niedergedrückt wird, und mit dem andern dann die Pumpe in Bewegung hält. Menschen sind natürlich fortwährend dabei beschäftigt, denn das Feuer unter dem Kessel muß unterhalten, die Pumpe überwacht werden, ebenso muß Jemand darauf achten, daß keine Störung in dem Ablaufen stattfindet und das kleine Faß, welches das erste Oel aufnimmt, seinen Inhalt ordentlich in den Tank entleert. Alles ist auch offen; man kann sehen, wie das durch die Pumpe gehobene Oel durch die Röhre läuft, und mit nur einiger Uebung auch ziemlich genau tariren, wie viele Barrels etwa diese „well" täglich giebt. Das Oel läuft dabei nicht stet, sondern manchmal stärker, manchmal schwächer, so daß es, besonders bei schwach fließenden Quellen, oft so aussieht, als ob es ganz aufhören wollte, während es im nächsten Augenblick wieder stärker als gewöhnlich vorschießt.

Anders, weit anders ist das mit den „flowing wells", von denen ich eine besuchte, und ich muß gestehen, daß das geheime Wirken der Natur, das man bei diesen so deutlich beobachten kann, einen merkwürdigen, fast unheimlichen Eindruck auf mich machte.

Schon in Titusville hatte ich gehört, daß unfern von Petroleum-City eine flowing well laufe, und nachdem ich, mit meinem Bergsack auf den Schultern, die nächsten Oeldistricte durchwandert und verschiedene außerordentlich ergiebige Quellen gesehen hatte, die aber alle freilich gepumpt werden mußten, erreichte ich endlich die sogenannte Woods farm, und dort wurde mir schon, gerade oben auf einem Hügelrücken, die Stelle gezeigt, wo die Quelle laufe. Es war das ein etwas größer als gewöhnliches Haus von neuen Brettern, das neben

einem einzelnen Baum stand, und dicht bei diesem hob sich der leere Derrick empor und fehlte auch das Maschinenhaus nicht, ohne daß aber eine Maschine darin gearbeitet hätte. Ja, als ich näher kam, fand ich nicht einmal eine solche darin, und der Platz sah wie verödet aus.

Allerdings führte aus dem Bohrloch eine Röhre herauf, aber sie stand mit keiner Pumpe in Verbindung und zog sich nur, scharf gebogen, in das neue und ziemlich hohe Bretterhaus hinein, in dem sie verschwand. Ich ging um das Haus herum, an der Thür aber hing ein Vorlegeschloß, das mir den Eingang verwehrte, und nur am untern Theil derselben konnte ich wieder eine Röhre entdecken, die den Hang hinab nach einem andern gewaltigen Tank führte und in diesen mündete. Drinnen in der Hütte aber hörte ich ein eigenthümliches Brausen, und die Luft schien dort umher mit Gas erfüllt zu sein.

Menschen sah ich gar nicht in der Nähe — nur weiter unterhalb arbeiteten einige und schienen beschäftigt, unter einem andern Derrick eine neue Pumpe einzurichten. Da ich übrigens fest entschlossen war, den Platz nicht wieder zu verlassen, bis ich die flowing well gesehen hatte, so wandte ich mich jetzt dort hinab, um nähere Erkundigungen einzuziehen und Jemanden von den Leuten zu bitten, mir die Hütte aufzuschließen. Ich fürchtete fast, dabei auf Schwierigkeiten zu stoßen, hatte mich aber darin — wie sich bald zeigte — vollkommen geirrt.

„Geht nur in die kleine Hütte hinein, die dort rechts von dem Derrick steht,“ sagte der eine, gerade mit einer Schlosserarbeit beschäftigte Mann, „dort links an der Wand hängen die Schlüssel — wir haben jetzt keine Zeit — und hängt nachher die Schlüssel wieder hin.“

Ich that, wie mir geheißen, fand die Schlüssel und in dem Haus zwei riesige Tanks, wahre Heidelberger Fässer unter den übrigen, die Tausende von Barrels halten mußten, und zu denen eine lange Treppenleiter hinaufführte. Der eine links, etwas niedriger stehende, war fast bis zum Rand mit der dunkelgrünen Flüssigkeit gefüllt, der andere rechts mit dicken Planken vollkommen bedeckt, nur zischte und brauste es unter den Planken. In diesen hinein wurde aber auch die

aus dem Bohrloch kommende Röhre geleitet, und an dem einen Ende bemerkte ich eine eingefügte Klappe, durch welche ich jedenfalls einen Einblick bekommen konnte. Ich kletterte also hinauf und öffnete diese mit einiger Mühe und Vorsicht, denn rutscht man dort oben auf den schlüpfrigen Brettern aus und stürzt in dieses Meer von Oel, so ist an Rettung natürlich nicht zu denken, denn schwimmen kann man in der leichten Masse nicht. Jetzt hob sich die Klappe — ich schob sie zurück und hatte einen Anblick, den ich im Leben nicht vergessen werde.

In den Tank hineingeleitet, bog sich das über zwei Zoll im Durchmesser haltende Rohr, mit etwas weiterer Mündung, nach unten, und aus der Oeffnung, wie aus einer escape pipe, mit zischendem, qualmendem Gas gemischt, wurde in einzelnen Stößen, fast wie durch eine Pumpe gehoben, das Oel herausgeworfen. Keine menschliche Kraft trieb es — nur die Bahn hatte ihm der menschliche Geist vorgezeichnet und gesteckt, die es gehen mußte, und von unten herauf, aus unergründlicher Tiefe quoll es empor zum Licht und brachte damit die Dämpfe an die Oberfläche, die sonst wohl, wenn eingeschlossen in die Felsenkessel jener geheimnißvollen Welt, die Erdkruste geborsten und den Boden auf mächtige Strecken hin gehoben und erschüttert hätten. Und diese Stille und Oede rings umher! Die ungeheuern Fässer füllten und leerten sich, ohne daß ihnen anscheinend Jemand zu nahe kam, und von außen (den Derrick mit der geschlossenen Röhre abgerechnet) verrieth nichts den aus der Tiefe heraufsteigenden Quell. Aus der gehobenen Klappe aber quoll das Gas wie in einer Wolke heraus und erfüllte rasch den innern Raum.

Hast Du, lieber Leser, schon einmal an einem Abgrund gestanden und hinabgesehen, und ist Dir dann nicht unwillkürlich der Gedanke gekommen, wie es wohl sein müßte, wenn Du da hinein und hinunter sprängest? Ja, war es Dir nicht, als ob Dir ein böser, heimtückischer Geist zuflüsterte, es doch zu versuchen? — Ein ähnliches Gefühl erfaßte mich, aber nicht etwa der Gedanke, in den Riesenbottich hinab zu springen, um dort, wie ein Stück Blei, in dem Oel zu Boden zu sinken — nein, nach der Tasche fuhr meine Hand, in der ich meine Streichhölzchen trug — ich wollte nur fühlen, ob sie da waren,

und dann malte ich mir im Geiste den Moment aus, in dem hier irgend ein Wahnsinniger eins dieser Hölzchen entzündet hätte — der Phosphor fing, in dem Moment aber auch ein Blitz, ein Schlag und eine Welt in Flammen. Der ganze Raum war mit Gas gefüllt, das jedenfalls noch hoch über das Haus emporstieg — die Bottiche selber im Nu ein Feuermeer, und rings der Boden, von Oel getränkt, von Gas überzogen, in Flammen, wie das Holz — und dann die Gluthenmassen den Hang hinab sich wälzend, in der rothen, züngelnden Lohe, Derricks und andere Tanks erfassend und mit deren Inhalt wachsend, so daß die Menschen in Entsetzen auseinander stoben, nur um ihr nacktes Leben zu retten.

Die Amerikaner sind doch ein merkwürdig leichtsinniges Volk! Wie ruhig hatte mir der Mann da unten den Platz angegeben, wo seine Schlüssel hingen, und mich allein dort hingehen lassen, ja nicht einmal ein Wort der Warnung gesagt. Es blieb allerdings nicht wahrscheinlich, daß irgend Jemand aus Bosheit einen solchen Platz entzünden würde, aber es konnte auch aus Dummheit geschehen. Irgend ein biederer deutscher Handwerksbursche konnte dort in die Gegend kommen, um sich neugierig den Platz zu besehen; kannte er dann nicht die furchtbare Gewalt des Gases und die Gefahr, die in dessen Nähe lag, was hinderte ihn nachher, sich in aller Ruhe eine Pfeife zu stopfen und seine Streichhölzer aus der Tasche zu ziehen? Es wäre Niemand bei ihm gewesen, der ihn gewarnt haben könnte. — Und welch ein Capital stand dabei auf dem Spiele — Millionen an Geldeswerth und manches Menschenleben! — In Deutschland hätten jedenfalls zwei Polizeidiener vor der Thür der Tankhütte gestanden — hier war nicht einmal ein Verbot des Rauchens angeschlagen.

Lange saß ich dort oben auf dem Tank, sah in die grün-dunkle Fluth und beobachtete, wie das Oel aus der Röhre sprudelnd herausgestoßen wurde und mit dem darin enthaltenen Gas weißliche Blasen in der Masse trieb, während das Gas selber wie ein dünner, feuchter Nebel aufstieg und den Raum erfüllte. 175 Barrels giebt diese flowing well in vierund-zwanzig Stunden, ja zu Zeiten sogar noch mehr, und eine eben so eigenthümliche Thatsache ist es, daß es mit Sonnen-

auf- und Untergang und in der Nacht weit stärker und lebendiger strömt, als am Tage — was aber freilich mit gewöhnlichen Wasserquellen ebenso der Fall ist — und doch, in welcher Verbindung steht jene unterirdische Tiefe mit Tag und Nacht, und wie besonders lagert diese ölige Masse dort drunten in jenen geheimnißvollen Höhlen? Welch' wunderliche Seen muß sie bilden unter ihrem „dritten Sand", und wie entstand das Oel an jener Stelle? Ist es, wie man vielfach vermuthet, das Product der Steinkohle? — Aber in der ganzen Nachbarschaft findet sich keine Spur von Kohle, und doch, in welch ungeheurer Masse muß es dort in Adern das Gebirg durchziehen und tief verborgene Höhlen und Schluchten anfüllen. Und Jahrtausende lag es dort verborgen, bis der Mensch seinen Keller fand und anzapfte — kann er doch eben Alles gebrauchen und gebraucht Alles.

Aber eine Berechnung ist dabei unmöglich. Jetzt — in dieser Minute noch, strömt die verborgene Quelle ihre Schätze aus, und in der nächsten Stunde vielleicht — wie das so oft der Fall bei anderen war, hört sie plötzlich auf zu fließen. Sie ist versiegt, und eingesetzte Pumpwerke haben dann keinen Erfolg mehr. Solche flowing wells, wenn sie erst einmal ausgehen, lassen sich nicht mehr nachpumpen.

Ich lag eine Weile an dem stillen Platz, bis ich es doch endlich für Zeit hielt, meinen Schlüssel wieder abzugeben und in's Thal hinab zu steigen. Hier sind auch keine Trinkgelder zu zahlen. Der Mann würde mir das Geld an den Kopf geworfen haben, wenn ich es ihm hätte für seine Gefälligkeit in die Hand drücken wollen.

Etwa eine halbe Stunde später stieg ich nach Petroleum-City hinab, und mich durch die an den Hängen herumgestreuten Häuser windend, rastete ich eine kurze Zeit in einem Haus, in dem ich Deutsch sprechen hörte. Es war eine schwäbische Frau, mit einer unbestimmten Anzahl von Kindern jeder Größe. Nur darin glichen sie sich Alle, daß sie aussahen, als ob sie Morgens mit Petroleum gewaschen würden, und Seifenwasser für lebensgefährlich in den Minen gelte. Laut mußte ich aber lachen, als ich auf dem einen Tisch ein altes, ehrliches Talglicht mit einer „Putzscheere" stehen sah.

„Aber Sie brennen doch hier mitten im Petroleumdistrict, ja in Petroleum-City, keine Talglichter?"

„Ja gewiß," sagte die Frau ernst, in ihrer wunderlichen, halb englischen, halb deutschen Sprache. „Hier brennt natürlich Alles Oel, manche Leute feuern sogar die Stoves (Oefen) damit, und Lampen giebt's a heap — aber dann kickeln sie einmal um, und das Unglück ist fertig. Ich weiß allein neun Frauenzimmer, die sich „verbürnt" (verbrannt) haben und um's life gekommen sind. Ich mag mit dem schlechten Zeug nichts zu schaffen haben."

In einer Hinsicht hatte die Frau Recht. Es ist allerdings schon sehr viel Unglück mit Petroleum in den Minen geschehen, was aber auch wohl daher kommt, daß sie durch den steten Gebrauch desselben entsetzlich leichtsinnig werden und das dann oft theuer genug bezahlen müssen.

Wie trüb sich der Oilcreek durch das Thal hinabwälzt. Früher war es ein klarer, munterer Bergstrom, in dem sich sogar Forellen aufgehalten; was war jetzt aus ihm geworden! Kleine, fingerlange Fischchen sah ich allerdings noch selbst jetzt an tieferen Stellen stehen, aber ich begreife nicht einmal, wie es selbst diese in dem mißhandelten Wasser aushalten. Von allen Seiten strömt das aus den Bohrlöchern abgelassene Salzwasser hinein und gerade genug Oel noch außerdem, um eine in Regenbogenfarben schillernde Kruste auf seine Oberfläche zu decken. Selbst das Vieh mag es nicht mehr trinken und versucht erst drei- bis viermal an verschiedenen Stellen, bis es dann endlich durch den Durst dazu gezwungen wird.

Was für ein Leben jetzt in diesen wilden Bergen, in denen noch vor wenigen Jahren der Hirsch sein stilles, kaum gestörtes Lager hatte!

Wie aber der Specht in einen alten Baum seine Löcher hineinschlägt und hämmert, um nach Würmern zu graben, so bohrt sich der Mensch hier in tausend Löchern in den alten dürren Boden hinein, um nach Oel zu suchen, und kennt dort deshalb auch gar keinen andern Gedanken als das Oel. Das hämmert und klopft und wirthschaftet, das bohrt und qualmt und dampft, das rinnt und läuft unaufhaltsam, ununterbrochen Tag und Nacht, und der untergehende Mond

wie die aufgehende Sonne scheinen auf gleiche Thätigkeit. Dazwischendurch keuchen die schwerbeladenen Bahnzüge, die das Oel unten im Thale den Raffinerien oder dem weiteren Transport entgegenführen, und Alles drängt und treibt, nur um Reichthum zu erjagen. Aber die Speculation ließ mich vollkommen kalt. Ich freute mich, den eigentlichen Platz gesehen zu haben, weiter nichts, und nach drei Tagen, wo meine Kleider dermaßen den Petroleumgeruch angenommen hatten, als ob ich eine Woche lang in dem kostbaren Oel gelegen hätte, glaubte ich Alles genau genug gesehen zu haben, um meine Reise wieder fortsetzen zu können und meine eigentliche Wanderung anzutreten.

Einer der Züge, der aber alle Augenblicke anhielt, um da und dort schon fertig beladene Wagen anzuhängen und darin unersättlich schien, führte mich gen Meadville, wo ich die Great Western Atlantic Railroad wieder treffen sollte, aber die Locomotive hatte richtig ihre Kräfte überschätzt. Noch sieben Meilen von Meadville, an einer Steigung, brachte sie den Zug, der sich wie eine Riesenschlange durch das Thal wand, nicht mehr von der Stelle, quälte sich eine halbe Stunde umsonst ab, nahm dann die Hälfte, wobei der Personenwagen mit dem Rest ruhig stehen blieb, brachte die erste nach Meadville, kam dann zurück und holte uns in dunkler später Nacht nach, wo ich dann erst Ersatz in einem vortrefflichen Hotel im Bahnhof selber fand.

Am nächsten Tage ging der Zug nach Cincinnati weiter; vorher aber entwickelte sich auf dem Bahnhof selber ein sehr lautes und lustiges, und zwar entschieden deutsches Leben.

Schon am Abend, als wir eintrafen, hatte ich im Vorüberfahren durch die hellerleuchteten Fenster eines andern Hotels tanzende Paare gesehen, und auf den Straßen wogte es von singenden und lärmenden Menschen.

Am Morgen erfuhr ich, daß die deutsche Liedertafel von Erie hierher nach Meadville gekommen sei, um eine fröhliche Zusammenkunft mit den deutschen Sängern zu halten, die jetzt drei Tage gedauert hatte. Jetzt zogen die von Erie wieder nach ihrer Heimath zurück, und die von Meadville hatten sie natürlich in hellen Schwärmen auf den Bahnhof begleitet.

Ein Trommler ging voran, die eingewickelte Fahne wurde ebenfalls vorgetragen, aber die Gesellschaft schien außerordentlich erregt. Viele von ihnen trugen noch halbgeleerte Flaschen in der Hand. Einer von den Herren hatte einen Porzellanstiefel umhängen, aus dem fleißig Bier getrunken wurde, und als der Zug nicht gleich abging und das Musikcorps im Wagen einen lustigen Tanz aufspielte, entwickelte sich auf den Schienen des Bahnhofs ein ganz eigenthümliches Leben, das sich zuletzt in einigen wilden Contretänzen und Walzern, wie in zahllosen Juchzern Luft machte. Dazwischen mußten die Paare fortwährend den durch die Locomotive hin- und hergeschobenen Wagen ausweichen, und ein paar Mal sah das wirklich gefährlich aus, aber es ging doch Alles glücklich ab. Endlich wurde das Signal zum Einsteigen gegeben, und als die zum Ersticken vollgedrängten Wagen zum Bahnhofe hinauszogen, spielte das Musikcorps noch ein letztes: Home, sweet home.

Das Ganze war eine Scene gemüthlicher Lustigkeit, und daß eine Liedertafel die andere besucht, ist ja gewiß recht hübsch und lobenswerth; aber wozu sich dann beide betrinken müssen, begreife ich doch nicht recht. Ob es wirklich den Genuß erhöht, ich glaube es kaum, und dann der Katzenjammer nach Bier und Champagner, — arme Liedertafel!

Von Oil-City aus nach Meadville zu ist die Scenerie eine wirklich reizende, denn man fährt eine ziemlich lange Strecke am Alleghanyfluß hinab, und die Ufer bieten einen gar so freundlichen Anblick. Dort hört auch die Oelgewinnung nach und nach auf; nur noch hier und da, und zwar unmittelbar unten am Ufer des Stromes, stehen einzelne Derricks, und die schwarzen, schmierigen Flecken umher zeigen, daß die dort gebohrten Stellen früher Oel gegeben haben müssen; jetzt sind sie leer. Aber im Flusse selber noch schimmert an der Oberfläche der rothgrüne und blaue Schimmer des hineingeführten Oels, und breite, sehr flache, mit Fässern gefüllte Boote werden in dem seichten Wasser von Pferden ihrem Bestimmungs- oder Ausschiffungsplatze zugeführt.

Zuletzt verläßt die Bahn den Alleghany und wendet sich Frenchcreek hinauf, und bei dem ungewissen Mondenlicht läuft sie neben einem Canal hin, der sich an gar keine gegebene

natürliche Richtung zu kehren scheint, sondern jetzt oben an einem Bergabhange hin seine Bahn sucht, während er im nächsten Augenblick, wie durch die Luft hin, auf einer mächtigen Brücke hoch über einen andern Wassercours hinüberzieht. Von Meadville aus wird die Landschaft monotoner, wenn sie auch weit mehr angebaut scheint, als in den Bergen drin. Städte werden häufiger, bis die Nacht wieder anbricht, und am nächsten Morgen dann Cincinnati, die Königin des Westens, den von Staub wie überkrusteten Zug in seine Häusermassen aufnimmt.

4.

Cincinnati und St. Louis.

Wieder einmal, nach siebenundzwanzig Jahren, sitze ich in Cincinnati, an dem schönen Ohiostrom, und wenn ich zurückdenke an die Zeit, die ich durchlebt, so kommt mir das Ganze fast wie ein Traum vor. — Da sind noch die nämlichen Straßen, durch die ich früher — ein blutjunger Mensch — mit keinem Zweck vor Augen, als wie ich mich ehrlich durch's Leben bringen könnte, gestreift; schönere Häuser hier und da, als ich früher mich erinnere sie hier gesehen zu haben, ja, aber der Charakter der Stadt noch immer der alte. Dort strömt noch wie früher der Fluß gen Westen in den „Vater der Wasser", den Mississippi, hinein, dort liegen noch anscheinend genau die nämlichen Dampfer, auf denen ich selber, mit der Schürstange in der Hand, gestanden und manche, manche schwere Stunde dort verbracht. Ja, um mich her tauchen manche alte, befreundete Gesichter wieder auf, und der Druck der Hand ist noch derselbe, wie vor vielen, langen Jahren: aber — wie verändert doch trotzdem Alles um mich her! Wie alt sind die Gesichter geworden in der langen Zeit — wie so sehr alt, und ich kann mir freilich nicht länger mehr verhehlen, daß ich allein nicht jung geblieben bin!

Viele, wie entsetzlich viele liebe Freunde, die ich hier gehabt,

liegen in ihrem Grabe und schlummern seit langen Jahren schon der ewigen Ruhe entgegen. Wo ist der?" — Todt, vor drei Jahren gestorben. — „Der?" — Oh, schon lange todt. — „Der?" Verschollen, man hat nie wieder von ihm gehört! — Und ich, der ich mich in der vergangenen Spanne Zeit in aller Herren Länder, in allen Welttheilen herumgetrieben, stehe noch frisch und kräftig zwischen den Gräbern so vieler lieben Freunde, die mir hier alle nicht einzeln, sondern plötzlich und an einem Tage, in einer Stunde fast gestorben, und ein ganz eigenes, unheimliches Gefühl ergreift den Wanderer — unheimlich genug in der That — ein Gefühl, als ob der Tod langsam und mit freundlichem Gruß am Fenster vorüberginge und lächelnd sagte: Sie sind nur vorangegangen. Wenn nach einiger Zeit Freunde nach Dir fragen werden, wird man ihnen auch antworten: Oh, der ist todt — ist längst gestorben und begraben!

Wunderliche Welt — wunderliches Leben! Aber mag es so wunderlich sein wie es will, und der kalte Geselle immer hinter der Thür lauern, so daß man nie recht weiß, wann er vorspringt: so lange es dauert, gehört es eben den Lebenden, und ich wäre wahrlich der Letzte, der sich Sorgen deshalb machte. Es ist ein gutes Zeichen, daß ich erst durch das Alter um mich her darauf aufmerksam gemacht werden muß, wie alt ich selber geworden bin — selber gefühlt hab' ich's noch wenig, und genau so wie ich vor siebenundzwanzig Jahren von dieser selben Stelle aus in das Leben hineinsprang, stehe ich jetzt wieder, als ob die Zwischenzeit nicht existirte. Dort in der Ecke lehnt meine Büchse, daneben hängt die Kugeltasche, und unter ihr liegt der mit einer wollenen Decke und etwas Wäsche beschwerte Bergsack, und wenige Tage noch — und ich ziehe wieder so frisch und fröhlich in den wilden Urwald von Arkansas hinein, wie damals. Und was die früheren goldenen Jugendträume betrifft — ei, die freilich sind verschwunden, aber ein wenn auch nicht so scharfer, doch nicht weniger schöner Glanz wirft seinen Schimmer über meinen Pfad: die Erinnerung, und mit so frohem Muthe als je trete ich meinen neuen Jagdzug an. Es war ja nur eine kleine Unterbrechung von einigen zwanzig Jahren.

Aber ich springe da mitten hinein in die ganze Sache, und wollte doch eigentlich dem Leser erzählen, wie ich Cincinnati wiederfand.

Wir gelangten dort, wie gesagt, bei sehr früher Morgenstunde an, aber doch nicht zu früh, um schon bei Tageslicht die benachbarte Gegend zu durchfliegen, die ich von früheren kleinen Jagdpartien her genau kannte.

Und hier schon mußte ich staunen, welche Veränderung die Jahre hervorgerufen.

Früher, ja lieber Gott, über wie viel bewaldete Hügel bin ich da weggeklettert, ehe ich wieder eine einzelne Wohnung traf, und jetzt? — war das ganze Land ein einziger, nur von kleinen Städtchen unterbrochener Garten, durch den verschiedene Schienenwege führten, Telegraphendrähte liefen. — Jetzt näherten wir uns dem eigentlichen Kern der Hauptstadt und schwammen bald in einem Meer von Häusern — und Alles neu — Alles wie frisch aufgebaut, Alles wie mit einem Schlag aus dem Boden herausgewachsen.

Omnibusse hielten vor der Einfahrt — im Anfang dacht' ich: „ach was, Cincinnati ist ja nicht so groß," und da ich kein Gepäck als meinen Bergsack und meine Büchse hatte, wollte ich die Strecke gehen, besann mich aber doch eines Besseren. Ich kannte die Gegend gar nicht mehr, wo der Bahnhof lag, und wußte nicht, wie weit entfernt sie eigentlich vom Centralpunkte war — und ich hatte es nicht zu bereuen, daß ich den Omnibus nahm, denn ich hätte in der That einen langen Weg zu wandern gehabt, der mich durch lauter neue und vollkommen fremde Straßen führte.

Mir war ein Privat-Hotel empfohlen worden, das eine Madame Pfeiffer führte — dahin ließ ich mich bringen und erhielt dort ein allerliebstes freundliches Zimmer, wo ich mich vor allen Dingen von dem mich bedeckenden Staub reinigen konnte. Dann aber, da es noch zu früh war, alte Freunde aufzusuchen, beschloß ich, einen Spaziergang durch die Straßen der Stadt zu machen, in denen ich sonst besonders heimisch gewesen war, und vor allen Dingen den alten Ohiostrom aufzusuchen.

Wie viele, viele Erinnerungen knüpften sich für mich an

den Strom. Erinnerungen einer schweren Arbeitszeit, wo ich als blutjunger Mensch noch in der fremden Stadt mit einer Existenz rang und mir diese nur durch Handarbeit verdienen konnte.

Langsam schlenderte ich Mainstreet hinab, die ich aber noch ziemlich unverändert, ja eigentlich schmutziger und mit älter gewordenen Häusern fand, als ich sie früher gesehen. Nur ein mächtiges Granitgebäude — das Courthaus — war neu, und weiter unten fand ich größere Gebäude.

Da stand noch die alte Apotheke — jetzt hatte allerdings ein Schneider sein Schild darüber — wo ich damals am meisten verkehrt, wo ich sogar eine Zeit lang gewohnt und Chocolade in einem großen eisernen Mörser nach Pfunden gestoßen.

Dort stand noch an der andern Seite weiter hinab das nämliche Haus, nur etwas im Aeußern verändert, in dem ich ein volles Jahr bei einem Silberschmied gearbeitet, und dort unten strömte der alte, liebe Ohiostrom vorüber, eine Fülle von Erinnerungen im Nu wachrufend.

Wie manche schwere Stunde hatte ich da verbracht, mit Fracht von den Dampfern aus an Land rollend oder sie an Bord schaffend, als ich nicht im Stande war, andere Arbeit zu finden, und mich als „Feuermann" oder Heizer verdingen mußte — da lagen noch die Dampfer wie vor alter Zeit, nur jetzt mit anderen Namen — an deren Bord ich mit der Schürstange in der Hand und im Schweiß meines Angesichts mein Brod verdient. Und als ich später oben in der Stadt als Silberschmied meine Lage verbessert hatte, wie oft noch war ich dann Abends an die Landung hinabgegangen, wenn ich ein Boot ankommen hörte, um mir durch Passagiergut in die Stadt Hinauftragen einen Vierteldollar extra zu verdienen, denn ich sparte damals mit allen Kräften, um mir eine sehr schöne Büchsflinte von einem Bekannten zu kaufen.

Und hier unten am Strom — ich war aus den Häusern herausgeschritten, bis da, wo ich den Ohio weiter übersehen konnte, und blieb staunend an der Ecke stehen, denn vor mir breitete sich ein fast zauberhaft schöner Anblick aus — die Brücke, die über den Ohio hinübergeschlagen ist und in der

Luft zu schweben scheint, so hoch und feenhaft fast ragt sie darüber empor.

Es giebt aber auch kaum etwas Schöneres und Großartigeres von Menschenhand gebaut, als diese schwebende Kettenbrücke, die mit einem Schlag den ganzen mächtigen Ohio überspannt, und der Anblick, den sie bietet, ist wirklich bewältigend.

Ihrem Spann nach ist sie in diesem Augenblick die größte der Welt, denn der Hauptspann, der über den Strom hinüberliegt und von Pfeiler zu Pfeiler geht, ist 1056 Fuß, während sie 100 Fuß über Nieder-Wassermark liegt und den größten Dampfern freie Durchfahrt läßt.

Das Ganze aber, wenn man von unten zu ihr hinaufschaut, sieht nicht aus, als ob es aus Eisen, sondern aus feinen Spinngeweben verfertigt wäre, so duftig hängt es wirklich in der Luft, und doch ist die Brücke im Stande, eine Last von 16,300 Tons zu tragen.

Der Hauptspann ist wie gesagt 1056 Fuß, die Breite der Brücke 36 Fuß. Die Thürme, die sie tragen, sind 230 Fuß, und die beiden Hauptdrahttaue, welche das meiste Gewicht tragen, $12\frac{1}{2}$ Zoll stark; in ihnen liegen aber wieder 10,360 Drähte. Die Taue allein wiegen eine Million Pfund.

Und ein Deutscher hat diese Brücke gebaut, Röbling, derselbe, der die Kettenbrücke über den Niagara schlug und jetzt eine noch größere selbst als diese in Cincinnati in Angriff nehmen wird: die Brücke bei St. Louis über den Mississippi.

Die Brücke — die beiläufig gesagt 1,750,000 Dollars zu bauen gekostet hat — ist ein wahres Kunstwerk, und ich konnte mich lange nicht von dem wahrhaft prachtvollen Anblick losreißen.

Indessen war aber auch Leben in die Stadt gekommen, und ich ging — ich kann wohl sagen mit Zagen daran, jetzt nach alten Freunden zu forschen und zu sehen, wie es ihnen gehe. Mit Zagen, weil ich schon von vielen gehört hatte, daß sie vor Jahren gestorben seien. Aber trotzdem fand ich doch noch manchen, mit dem ich meine Jugendzeit verlebt — fast alle aber in sorgenfreien, manche in glänzenden Verhältnissen, und wie herzlich wurde ich von ihnen allen, ja selbst

von mir bis dahin vollkommen fremden Landsleuten begrüßt, und wie freundlich wetteiferten alle, wo sie nur konnten, mir gefällig zu sein oder mir irgend eine Freundlichkeit zu erweisen.

Ich glaubte, ich würde diesmal wie ein Fremder nach Cincinnati kommen, ich fand mich aber plötzlich unter lauter Freunden, und so überall in den Staaten, wohin ich den Fuß setzte und wo ich Deutsche fand, und so später in Mexiko, in Panama, in Venezuela, in Westindien.

Die Verhältnisse von sehr vielen meiner alten Bekannten, obgleich es allen gut ging, hatten sich aber sogar glänzend gestaltet. Ein junger Mann, mit dem ich damals in einem sehr billigen deutschen Kosthaus für 2¼ Dollar die Woche aß, denn unsere Mittel gestatteten uns nicht mehr, war zu jener Zeit als Clerk oder Commis mit dürftigem Salair in einer Bank angestellt, und Herr Adae hat jetzt, als Consul fast sämmtlicher deutscher Regierungen, eins der ersten Banquiergeschäfte in Cincinnati, eine liebenswürdige Familie und einen reizenden Landsitz vor der Stadt.

Noch mehr, ein junger Mann, ein Israelit, der mit mir damals im Zwischendeck nach Amerika ging und in New-York mit einem erbärmlich kleinen Handel anfing, — ich glaube sogar, er ging mit einem Korb voll Scheeren, Hosenträgern, Band und Zwirn herum — ist jetzt ein Millionär geworden. Der arme Jude Süßengut wußte kaum, wo er das Brod hernehmen sollte — der reiche Kaufmann Seasongood, wie er seinen Namen amerikanisirt hat, besitzt jetzt nicht allein das größte und schönste Haus in der Stadt, mit einem riesigen Engros-Manufacturengeschäft, sondern ist auch einer der geachtetsten Bürger Cincinnatis geworden.

Und es giebt viel reiche Deutsche in Cincinnati, und was mehr ist, es giebt Deutsche dort, die ihre herangewachsenen Kinder so erzogen haben, daß sie das Deutschthum lieben und die Sprache sprechen.

Ueberhaupt hat mich das deutsche Leben in Cincinnati gerade, und auch später ebenso in St. Louis, recht von Herzen gefreut. Wenn sich unsere Landsleute auch in zwei politische Parteien gespalten haben — das ist nicht anders möglich —

wenn sie auch dann und wann mit einander häkeln — das fällt in Deutschland auch vor. Im Ganzen herrscht aber doch ein viel besserer Geist unter ihnen, als es früher der Fall war, und wohin ich auch kam, zeigten sie noch Interesse an deutschem Leben und hatten das alte Vaterland nicht im Salzwasser abgespült.

Das gesellige Leben in Cincinnati unter den Deutschen entwickelt sich übrigens mit jedem Jahre mehr, und dabei spielt denn das Lagerbier, das hier allerdings auch viel besser ist als in New-York, eine nicht unbedeutende Rolle.

„Ueber dem Canal" drüben — was zu meiner Zeit „unter den Plattdeutschen", jetzt aber „über dem Rhein" heißt — haben sich besonders mehrere Vergnügungslocale etablirt, und schon wenn man an einem freundlichen Sommerabend dort hinaus und an den Familien vorübergeht, die vor ihrer Thür sitzen und mit einander plaudern, hört man nur Deutsch sprechen.

Den Hauptmittelpunkt bildet dort der sogenannte „Löwengarten", und wenn man ihn betritt, glaubt man allerdings nicht mehr in Amerika zu sein, sondern sich in irgend einer beliebigen deutschen Gartenrestauration zu befinden. Musik — ächte deutsche Musik, wie sie bei uns in solchen geblasen wird — ertönt vom Orchester her, überall unter den Bäumen stehen kleine, durch Lampen erhellte Tische, und deutsche Kellner tragen hier genau so ihre Serviette unter dem linken Arm, wie bei uns daheim.

Welche wunderbare Veränderung muß aber in Amerika vorgegangen sein, wenn man in deutschen Biergärten selbst amerikanische Ladies verkehren sieht. Dem ist aber wirklich so; das gemüthliche Leben der Deutschen, die sich hier ohne Zwang, aber auf die anständigste Weise ihrer Erholung hingeben, zieht auch die Amerikaner an, und oft kommen sie mit ihren Familien herüber, hören die gute Musik und trinken ihr Glas Bier dazu.

Aber nicht allein gutes Bier wird in Cincinnati gebraut, sondern der Staat Ohio zieht auch einen leidlichen Wein, und ich bekam die beste Gelegenheit, diesen an der Quelle zu kosten.

Das größte Weingeschäft in Cincinnati, mit einer bedeutenden Champagnerfabrik verbunden, ist jedenfalls das Longworth'sche, und, von Freunden dort eingeführt, waren die Eigenthümer auch so liebenswürdig, mir die innere Einrichtung zu zeigen, so wie mich die verschiedenen Weinsorten kosten zu lassen.

Die Besitzer des Kellers haben selber nicht unbedeutende Weinberge und aus diesen vier oder fünf verschiedene Katawasorten gezogen. Mit Ausnahme eines einzigen aber, eines schönen kräftigen Weines, hat der Katawa für meinen Geschmack zu viel Säure und erinnert auch zu sehr an den Meißner Landwein, um ihm besonderes Wohlwollen entgegenzutragen. Eine Sorte nur war vortrefflich, ein sogenannter Eive-Seedling von rosenrother Färbung und mit einem leichten angenehmen Erdbeergeschmack. Diese Sorte aber soll gerade, wie uns unser freundlicher Führer sagte, ganz vortrefflich in den Vereinigten Staaten gedeihen, und er versprach sich den besten Erfolg von der Pflege eben dieser Rebe, die außerdem fast allein im Stande sei, einen billigen Wein zu erzielen.

Ganz vortrefflich schmeckte mir übrigens der Katawa-Champagner, obgleich ich daheim nie Champagner trinke. Er hat einen nicht zu süßen und doch pikanten Geschmack, und ich bin fest überzeugt, daß er auch in Deutschland vielen Anklang finden würde.

Neben dem leiblichen Wohl wird aber in Cincinnati auch das geistige gepflegt, und der deutschen Zeitungen giebt es mehr als je.

Zwei von diesen verdienen eine besondere Erwähnung: das „Volksblatt" im republikanischen Sinn, von Herr Hassaureck, früherem amerikanischen Gesandten in Quito, das andere der „Volksfreund" im demokratischen, von Herrn Jeub redigirt. Beides sind geachtete Blätter in der Union und erfreuen sich einer großen Verbreitung.

Das deutsche Schulwesen hat ebenfalls in Cincinnati bedeutend zugenommen. Als ich im Jahre 1840 aus Uebermuth — denn ich hatte nie die Absicht, wirklich Lehrer zu werden — das damalige Schulexamen machte, waren wir

nur drei Deutsche und eine deutsche Lehrerin, die sich für eine amerikanische Schule, zum Unterricht für deutsche Kinder, gemeldet hatten, und die deutsche Sprache wurde selbstverständlich von den Amerikanern nur als Nebensache, gewissermaßen als ein nothwendiges Uebel betrachtet. Jetzt bestehen dort zahlreiche deutsche Schulen; die Stadt schwärmt von deutschen Lehrern und Lehrerinnen, und selbst in den amerikanischen Schulen hat sich unsere Sprache eingebürgert, weil die Amerikaner einzusehen anfangen, daß sie ohne die Kenntniß derselben zu sehr in Nachtheil gerathen würden.

Neues bot aber die Stadt selber in dieser Jahreszeit wenig, denn der Hauptverkehr Cincinnatis fällt in den Winter, wo die verschiedenen Schweineschlächtereien eröffnet werden. Ist sie doch ihrer ungeheuern Ausfuhr von gesalzenem Schweinefleisch wegen berühmt. Außerdem lähmten die jetzigen drückenden Verhältnisse den Verkehr, ein deutsches Theater bestand ebenfalls nicht, und der bevorstehende Wahlkampf beschäftigte mehr als alles Andere die verschiedenen Parteien. Nur ein Boxerkampf konnte die Aufmerksamkeit selbst der Politiker auf kurze Zeit von ihren Zielen ablenken, der sogenannte prize fight zwischen dem Iren Mac Coole und dem Engländer Jones, welches ekelhafte Schauspiel denn auch zuletzt dadurch seine Erledigung fand, daß Jones furchtbare Prügel bekam, während der grobknochige Ire, mit einer Physiognomie wie ein Stier, von seinen Freunden und halbtrunkenen Landsleuten wie ein Held der alten Zeit gefeiert wurde.

Wunderliche Welt, und daneben wieder stehen die zahllosen geistlichen Secten und schreien Zeter, wenn ein Mensch an einem Sonntag die Frechheit hat, ein Glas Bier zu trinken. Wer aber vermiethete sein Grundstück zu diesem von den Gesetzen verbotenen viehischen Kampf, in welchem sich ein paar Menschen weniger elender hundert Dollars wegen die „gottähnlichen Gesichter" breiig schlugen? — ein Baptistenprediger!

Ein frommer Verein nach dem andern tritt in Amerika in's Leben. Der Humbug hat sich auch der „Sabbathfeier" bemächtigt, so daß die — man soll in anständiger Gesellschaft nicht fluchen — protestantischen Pfaffen den wahren Blödsinn treiben und vernünftigen Menschen im neunzehnten Jahrhundert

weismachen wollen, es sei dem lieben Gott unangenehm, wenn man am Sonntag rauche.

Aber ich will mich nicht ärgern; wenn es Menschen giebt, die so stockdumm sind, daß sie sich von solchem Gelichter vorschreiben lassen, was sie thun und lassen sollen, um eine von ihnen unterschriebene Eintrittskarte in den Himmel zu bekommen, so mögen sie's tragen. „Was dumm ist, muß geprügelt werden", ist eins unserer besten alten deutschen Sprüchwörter, und mich selber haben die Herren noch im Leben nicht genirt.

Ich darf Cincinnati nicht verlassen, ohne des von einem Deutschen angelegten Gottesackers Spring-grove zu erwähnen, der dem New-Yorker Greenwood ähnlich ist, nur daß Herr Strauch hier mit großer Mühe meist künstlich anlegen mußte, was die Natur im Greenwood, und in wie reichem Maße, freiwillig geboten.

Es ist ein zu schöner Gedanke, die Gräber unserer Lieben so freundlich als möglich hinzubetten, und wo konnte das besser geschehen, als im grünen Waldesschatten, unter Blüthenbäumen und an stillen, von Trauerweiden überhangenen Seen?

So sind die amerikanischen „Kirchhöfe" zu lieben, lauschigen, aber in friedlicher Einsamkeit gelegenen Parks geworden, in denen an schattigen Rasenhängen, von Blumen umgeben, von Waldvögeln besungen die Geschiedenen ausruhen mögen. — Daß sich auch der Luxus dieser Waldeinsamkeit bemächtigt und einzelne Familien Andere in kostbaren oder vielmehr theuren Denkmälern zu übertreffen suchen, ist eine traurige Verirrung der Zeit und verunstaltet die Stätte mehr, als daß sie dieselbe ziert. Doch das mögen die Einzelnen eben mit sich selber abmachen, darüber läßt sich kein Gesetz geben, aber ich kann gar nicht sagen, welchen wohlthuenden Eindruck diese amerikanischen Gottesäcker auf mich machten. Dort ruhen die Geschiedenen nicht wie bei uns in engen Reihen geschachtelt, von Mauern umschränkt, sondern fast wie im freien lieben Wald, und dort ist man wahrlich geneigt, sich mit dem Tod zu versöhnen, während uns in Europa fast ein Grauen beschleicht, wenn wir den ungemüthlichen Platz betrachten, in dem auch wir dereinst gebettet werden sollen.

Doch ich muß zu meiner eigentlichen Reise zurückkehren.

Nachdem ich also etwas über vierzehn Tage in Cincinnati verlebt und manchem alten Freund die Hand gedrückt, manchen neuen dazu gewonnen, beschloß ich meine Reise nach St. Louis, aber über Louisville, fortzusetzen. Auch dort war ich früher gewesen und wollte die Stadt gern einmal wiedersehen.

Von Cincinnati ging ich mit einem der kleinen Ohioboote nach Louisville hinab, verbrachte dort einen freundlichen Tag und fuhr dann mit dem Bahnzug nach St. Louis hinüber, halb noch im Zweifel, wohin ich meine Bahn von dort ab lenken solle, nach den westlichen Prairien oder gleich nach Arkansas.

Wie aber hatte sich Illinois in der Zeit verändert, in der ich es nicht gesehen! Als ich derzeit — es war im Jahr 1837 — zum ersten Mal von Cincinnati nach St. Louis mit etwas Wäsche in der Jagdtasche und die Flinte auf dem Rücken, zu Fuß ging, mußte ich manchmal zwanzig und mehr englische Meilen wandern, um wieder eine einzeln stehende Hütte anzutreffen, und Hirsche gab es mehr in der Prairie als Menschen, und jetzt? Da war kein Flecken unbebautes Land, so weit das Auge von dem Zug aus die mit Feldern bedeckte Ebene überschauen konnte. Ununterbrochen zwischen Fenzen lag die ganze Bahn — und in kurzen Zwischenräumen traf man kleine freundliche Städtchen oder Dörfer.

Hierher — nach Ohio-Illinois und Missouri hat sich aber auch vorzüglich die deutsche Einwanderung gewandt und einen Fruchtgarten geschaffen, wo sonst nur höchstens das Vieh, wie das Wild der Prairie, einen Weidegrund fand.

Bis St. Louis erstreckte sich auch dieser, in allen Theilen schon in Angriff genommene Landstrich, und als wir endlich den Mississippi erreichten, lag nicht mehr wie vor dreißig Jahren ein kleines, unbedeutendes Städtchen am andern Ufer, sondern Meilen weit dehnten sich nach rechts und links die Dächer einer großen, volkreichen und von Luxus erfüllten Stadt.

Wieder am Mississippi! — Es ist eine alte Sage im Westen von Amerika, daß, wer einmal den Mississippi gesehen habe, auch wieder zu ihm, dem „Vater der Wasser", zurückkehren müsse — da war ich wieder. Ich weiß auch nicht

woran es liegt. Der Mississippi, so weit ich ihn kenne, ist kein schöner, wenn auch ein mächtiger Strom. Seine Ufer sind dicht bewaldet, dabei aber niedrig, und werden von der gelben Fluth fortwährend unterwühlt. Keine Blumen neigen ihre Häupter dort hinein, nur düsteres Rohr und alte Sykomoren und Baumwollenholzbäume, keine plätschernde Quelle vertraut ihm ihre klare Welle — nur in braunen Bayous oder Slews öffnen sich die Wasser des Sumpfs, und doch liegt ein ungeheurer und geheimnißvoller Reiz gerade in dieser wilden Waldeinsamkeit, und ich muß wirklich gestehen, daß ich die langen Jahre hindurch immer eine Art von Sehnsucht hatte, ihn noch einmal begrüßen zu können.

Jetzt war sie gestillt; ich stand wieder unter den mächtigen Bäumen, und zu meinen Füßen gurgelte der Strom — aber trotzdem konnte ich des Genusses nicht so recht bewußt werden, denn etwas störte mich in der ganzen Scenerie, das fremd war und von dem ich mir trotzdem keine Rechenschaft geben konnte. Hatte mich meine Erinnerung so betrogen, daß sie mir ein ganz falsches Bild von dem Strom, an dieser Stelle gerade, zurückgelassen?

Am Weihnachtsabend, oder vielmehr an dem Tag, Morgens etwa um zehn Uhr, im Jahre 1837, erreichte ich zum ersten Mal den Mississippi, der damals einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte — und trotzdem fand ich mich jetzt nicht mehr zurecht.

Damals hatten wir in einem kleinen Boot volle sechs Stunden gebraucht, um ihn durch einen mächtigen Eisgang hin zu kreuzen, und besonders erinnerte ich mich noch deutlich einer Insel, ziemlich in der Mitte des Stromes, wie ich glaubte, an der wir das etwas gebrechliche Fahrzeug über die Schollen wegziehen und an der andern Seite wieder in's Wasser lassen mußten — und wie breit hatte der Strom von einem Ufer zum andern ausgesehen. Jetzt aber war das Alles verändert, denn erstlich sah ich gar keine Insel in der Mitte, und dann schienen mir die Häuser von St. Louis auch viel, viel näher, als sie mir damals vorgekommen.

Aber das Räthsel wurde mir bald an Ort und Stelle gelöst, denn ich stand jetzt auf der nämlichen Insel, die wir

damals gekreuzt. Den Zwischenkanal hatte aber der Strom angefangen auszufüllen, und das unternehmende Menschenvolk ihn rasch dabei unterstützt. Jener östliche oder linke Arm des Mississippi war theils zugeschüttet, theils überbrückt, und nicht allein werthvolles Land dadurch gewonnen worden, sondern auch dem eigentlichen Strom ein tieferes Bett gegeben.

Und dort drüben breitete sich die Stadt aus — ein wahres Häusermeer so weit das Auge reichte — weit zurück in das Land — weit den Strom hinab und hinauf, das sonst so kleine, unbedeutende St. Louis. Aber wie ist die Stadt auch in den drei Jahrzehnten gewachsen, denn damals zählte sie etwa 18,000 Einwohner, während sie jetzt 220,000 und nach einigen Angaben noch mehr zählt. — In jener Zeit war selbst die vierte, mit dem Strom gleichlaufende Straße noch nicht vollständig ausgebaut, und in der fünften und sechsten standen nur vereinzelte Bretterhütten — jetzt reicht die Zahl der Straßen in die zwanzig hinein, und vier Miles stromab und eben so weit stromauf geht die Straßeneisenbahn, um die Verbindung in der zu groß gewordenen City herzustellen.

An keinem Ort der Vereinigten Staaten, den ich bis jetzt besucht, ist mir auch die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt so aufgefallen, wie gerade hier in St. Louis, denn selbst in Cincinnati, das vielleicht in gleichem Maße gewachsen, fällt es nicht so auf, da sich die alten Stadttheile dort fast gar nicht verändert haben. Hier dagegen ist Alles neu geworden thürmt sich dabei Stein und unaufhörlich auf Stein und strömen neue Bewohner mit Capital und Unternehmungsgeist herzu, um neue Bauten zu den bestehenden zu fügen.

Und mehr noch sollte ich da finden, als ich St. Louis selber betrat, denn früher versank man fast in dem vom Regen aufgeweichten Boden der oberen Straßen, während jetzt überall breite, schöne Trottoirs liegen und Straßeneisenbahnen die verschiedenen und entferntesten Theile mit einander verbinden.

In keiner Stadt Amerikas, selbst nicht einmal in Cincinnati, obgleich hier im Verhältniß vielleicht noch mehr Deutsche leben als in St. Louis, habe ich das deutsche Element so vorherrschend gefunden, und am besten charakterisirt dies vielleicht die Anekdote, die man sich von einem Controller — einem

Deutschen — erzählt, der eines Tages ausgerufen haben soll: „Ich muß wahrhaftig noch ein Zettel an meine Office nageln mit den Worten: „hier wird auch Englisch gesprochen" — denn die Amerikaner trauen sich schon gar nicht mehr zwischen die vielen Deutschen hinein."

Missouri scheint überhaupt Ohio, was deutsche Einwanderung betrifft, den Rang ablaufen zu wollen, und am meisten spricht dafür, daß in St. Louis sogar ein deutsches Theater im Stande ist sich den Sommer hindurch zu halten. In Cincinnati selber war das nicht möglich.

Auch mit den beiden bedeutenden deutschen Zeitungen in Cincinnati, dem „Volksfreund" und „Volksblatt", concurrirt hier die „Westliche Post", bei welcher General Schurz betheiligt ist, und zwar im republikanischen Sinne.

Die deutsche Presse ist überhaupt, wie ich zu meiner Freude bemerkt habe, nicht allein in Missouri, sondern in der ganzen Union eine Macht geworden, der sich die amerikanischen Politiker nicht mehr entziehen und die sie noch weniger ignoriren können. Die Deutschen haben jetzt eine Stimme, und zwar eine bedeutende, im Land, treffliche Organe dafür, um ihr Ausdruck und Gewicht zu geben, und scheinen jetzt auch viel mehr als früher gewillt, Gebrauch davon zu machen. Sie entwickeln eine entschieden lebhafte Thätigkeit in allen politischen Fragen und gehören dabei zum größten Theil der republikanischen Partei an.

Ob diese Partei nicht in mancher Hinsicht zu weit geht, will ich dahingestellt sein lassen, aber was mir damals schon so scheinen wollte, und was ich später nur bestätigt gehört habe, ist, daß den Negern das Stimmrecht viel zu leichtsinnig und rasch bewilligt wurde. Es sollte ein Schlag gegen die demokratische Partei sein, aber es traf in ihrer Rückwirkung die republikanische eben so scharf.

Es hätte sich vielleicht auf die Länge der Zeit nicht vermeiden lassen, den Negern, als Bürgern der Union, das Stimmrecht zu bewilligen, aber es mußte jedenfalls an einen doppelten Census gebunden werden, an ein kleines Besitzthum sowohl als die Fähigkeit, den allergeringsten Anforderungen von Bildung zu genügen und lesen und schreiben zu können.

Den ganz rohen und fast viehischen Bestandtheil dieser Race würde man dadurch unschädlich gemacht und zu gleicher Zeit in den Besseren ein Streben erweckt haben, den Weißen näher zu rücken. Das ist mißachtet worden, aber Parteileidenschaften sind nur zu häufig blind.

Hier in St. Louis besonders fand ich eine große Zahl von früheren Officieren aus dem Bürgerkriege und zwar nicht allein von den Anhängern der Union, sondern auch von der südlichen Partei. Sie alle waren, ohne Ansprüche auf Pension zu machen, in das Privatleben und ihre verschiedenen Stellungen zurückgetreten und verdienten sich ihr Brod in so friedlicher Weise, als sie es vor dem Krieg ebenfalls gethan.

Auch das ist für uns Deutsche ein fast undenkbarer, wenigstens unbegriffener Zustand, denn wenn bei uns ein junger Mann sich erst einmal zu einem wirklichen Lieutenant aufgeschwungen hat und der Krieg ist vorüber, so hält er sich für vollkommen berechtigt, vom Staat auch für Lebenszeit pensionirt und wo möglich noch mit einer einträglichen Stelle bedacht zu werden. Geschieht das aber nicht, so glaubt er sich schlecht behandelt und schimpft auch wohl noch auf das undankbare Vaterland, das möglicher Weise mit der ganzen Sache gar nichts zu thun hatte.

In Amerika fällt das keinem Menschen ein, und Keiner fast mag selbst ein Soldat im Frieden sein.

Ja, es ist sonderbar, wie rasch sich in der Union nach dem Krieg die alten Verhältnisse wieder hergestellt haben, denn während in der Zeit der Rebellion Alles zu den Waffen eilte und jeder Stand unter den Soldaten vertreten war, ist das im Nu in sein altes Gleis zurückgekehrt.

Was irgend Anspruch auf eine Stellung im Leben machte oder Verstand und Fleiß genug besaß, um sich ein unabhängiges Fortkommen in der Welt zu gründen, trat nach Beendigung des Krieges augenblicklich aus der Armee. Jetzt bestehen denn auch nur wieder, wie früher, die alten Soldtruppen, welche — die Officiere natürlich ausgenommen — auf keine Achtung weiter Anspruch machen und nur, weil sie zu faul zum Arbeiten sind, das Soldatenleben vorgezogen haben. Aber selbst die Officiere nehmen nicht mehr den früheren Rang ein, denn

der Krieg hat manches rauhe Element dazwischen geworfen, was natürlich nicht wieder so rasch ausgemerzt werden konnte.

St. Louis hat eine Menge trefflicher Institutionen, und eine der besten ist wohl die Mercantile library, die für den geringen Beitrag von fünf Dollars jährlich — ja unter Umständen für noch geringeren Preis — das Außerordentlichste leistet, was man von einem solchen Institut erwarten kann. Nicht allein, daß eine große Zahl von amerikanischen, deutschen, englischen und französischen Zeitungen dort gehalten werden und zum Lesen ausliegen, nein, auch eine ziemlich bedeutende Bibliothek, die mit jedem Jahr durch tüchtige Ankäufe vermehrt wird, steht zur Benutzung der Mitglieder. Dabei ist das Local — große geräumige, mit Teppichen belegte Räume — auf das Reichste mit Statuen und Gemälden, wie sogar werthvollen Alterthümern ausgestattet, und trefflich beleuchtet und erwärmt. Aber trotz alledem soll es sich nur erst einer sehr geringen Betheiligung erfreuen, was ich nicht recht begreife, denn bei ähnlichen geringen Beiträgen existirt kein gleiches Local selbst in Europa.

Was man jetzt in allen amerikanischen Städten fast findet, und was wir in Deutschland so sehr entbehren, sind die Straßeneisenbahnen — eine der größten nur denkbaren Bequemlichkeiten für den innern Verkehr einer Stadt. Aber freilich sind dieselben, in dem Maße wie hier — einige wenige deutsche Städte ausgenommen, — bei uns unmöglich, weil sie sich in den meist engen Straßen eben nicht anlegen und benutzen lassen. Hier dagegen ist fast Alles neu und gleich von Anfang an praktisch, in regelmäßigen Vierecks ausgelegt. Für eine Stadt wie St. Louis, die sich jetzt über anderthalb deutsche Meilen am Strom hin ausdehnt, sind die Straßeneisenbahnen denn auch ein wahrer Segen. Breit und geräumig, und äußerst bequem zum Ein- und Aussteigen, durchziehen sie die Stadt nach allen Richtungen und werden denn auch vom Publikum unaufhörlich benutzt, ja, sind sogar zu gewissen Tageszeiten so überfüllt, daß die Passagiere dicht gedrängt darin stehen müssen.

Aber auch für die Straßen selber ist viel geschehen. Ueberall liegen breite, bequeme Trottoirs, und die verschiedensten

Versuche hat man gemacht, um das zweckmäßigste Pflaster für dieselben auszufinden. Dem Nicholson'schen scheint aber der Vorzug gegeben zu sein, denn überall in der Stadt wird es jetzt angelegt, und was ich davon gesehen habe, läßt mich dem vollkommen beistimmen.

Um aber zu prüfen, welches von den vorgeschlagenen, unter denen sich besonders auch ein eisernes befand, das bessere sei, hatte man zwei sogenannte Squares, flach und nach dem Fluß zu steil ablaufend, gelegt, nach der Nicholson'schen Art mit Holz, nach der andern mit Eisenplatten, die letzteren scheinen sich aber gar nicht bewährt zu haben.

Ich selber sah mehrmals in der nach dem Fluß ziemlich steil hinab führenden Straße, bei vollkommen trockenem Wetter, Pferde vor einem leichten Wagen auf den spiegelglatt gewordenen Eisenplatten ausgleiten und stürzen, und der Fahrende hatte die größte Mühe, die Thiere nur umzuwenden und wieder hinabzuführen, denn sie wären nie mit dem Fuhrwerk nach oben gekommen — und wie muß ein solcher Weg erst bei Regenwetter oder gar Glatteis sein! — Allerdings haben die Eisentafeln Vertiefungen; sie sehen etwa so aus, wie ein aus Seilen geflochtener Abtreter, und faßt der vordere Theil des Hufeisens in ein solches Loch, so hat das Pferd einen sichern und festen Halt, tritt es aber auf die Zwischenstreifen, was doch immer beim zweiten oder dritten Schritt der Fall ist, so gleitet das Eisen auch im Nu darüber hin, und es muß rettungslos stürzen.

Das Nicholson'sche Pflaster besteht aus viereckigen Stücken weichen Holzes, aufrecht hingestellt und unten durch Latten befestigt und von einander getrennt gehalten. Der Zwischenraum wird dann mit Kies ausgefüllt und Theer darüber gegossen, diese Masse dann noch warm durch ein eisernes Instrument in den Spalten festgeschlagen und dann wieder mit feinem Kiessand ausgefüllt.

Das Ganze macht ziemlich viel Arbeit, entspricht aber, wenn einmal hergestellt, vollkommen seinem Zweck, und hat namentlich bei möglichst großer Reinlichkeit die besondere Annehmlichkeit, das fatale Rasseln der Fuhrwerke gänzlich zu beseitigen.

Wie Manches können wir noch von den praktischen Amerikanern lernen, aber von Jugend auf spricht sich auch dieser Geist des Strebens, des Erwerbs in ihnen aus, der ihnen wohl angeboren sein muß, sonst ist es nicht denkbar, daß er sich so früh entwickelt — oder sollten vielleicht die Jungen das Beispiel der Alten vor Augen haben? was bei uns allerdings nicht der Fall ist.

Wenn ich mir einen von unseren deutschen Bauerjungen mit glasirten Rockärmeln denke, was für Tölpel sind das — und dagegen das junge Volk in Amerika, das ich in moralischer Beziehung allerdings nicht zum Muster aufstellen möchte, das aber an geistigen Fähigkeiten, an scharfem Verstand wie Mutterwitz, unserer Dorfjugend um ein Jahrhundert voraus ist.

Was nun das Zusammenleben der Deutschen in St. Louis betrifft, so läßt sich darüber allerdings nicht viel sagen, aber es ist das auch die natürliche Folge einer sehr großen Bevölkerung in einer so großen Stadt, wo das gesellige Leben nach allen Seiten sich zersplittert und nicht auf einen bestimmten Punkt zusammengeführt werden kann. Außerdem trugen auch vielleicht, gerade in jetziger Zeit, die so scharf gesonderten politischen Parteien viel dazu bei, die verschiedenen Lager getrennt zu halten, denn dicht vor der Wahl stehen sich selbstverständlich die entgegengesetzten Parteien auch nur um so viel schroffer gegenüber.

Republikaner und Demokraten — sie Beide meinen die Wohlfahrt ihres Landes, wenn auch in sehr verschiedener Weise zu fördern, und traurig nur ist es, wenn sie dabei so weit gehen, eine politische Meinung zu persönlichem Haß herab zu ziehen. Aber freilich dürfen wir deshalb die Amerikaner nicht tadeln, denn wir finden das Nämliche — und eben so stark ausgeprägt — ja auch in unserem eigenen Vaterland, und ein Verständniß ist hier wie dort unmöglich; denn wo hätte man es schon je erlebt, daß in einem politischen wie religiösen Streit eine Partei die andere wirklich überzeugt hätte? — es liegt das eben nicht in der Menschennatur.

In einer besonders eigenthümlichen Weise, die ich auch wirklich nur in St. Louis von allen amerikanischen Städten gefunden, haben sich die dortigen Deutschen eine bestimmte

Erinnerung an die Heimath gewahrt, die sie in charakteristischer Weise feiern. Die verschiedenen Stämme halten dort nämlich noch ihre alten deutschen Feste, wie sie daheim Sitte waren, fort, und gerade in jene Zeit fiel der „Dürkheimer Wurstmarkt", der gewissenhaft nicht allein von den Pfälzern, sondern auch allen übrigen abgehalten wurde. Ebenso sollen etwa zweihundert Koburger in St. Louis sein, die denn natürlich nicht versäumten, auch ihre heimische „Kirmiß" abzuhalten. Auch die Schwaben hatten ein derartiges Fest, und der schöne, trockene Herbst bot ihnen dazu die trefflichste Gelegenheit.

Uebrigens fehlt es den Deutschen in St. Louis auch nicht an einem deutschen Theater, über das ich doch ein Wort sagen muß, da es das erste war, was ich überhaupt in Amerika gesehen.

Die Räumlichkeit desselben bestand allerdings nur in einem offenen und für den Sommer berechneten Local, wurde aber schon jetzt für den Winter eingerichtet und auch im Innern mit Gallerien versehen, so daß sich wohl ein ganz hübsches, seinem Zweck wenigstens entsprechendes Haus wird erwarten lassen. Die Bühne ist nicht groß, aber doch genügend, und nur die Decorationen lassen viel, sehr viel zu wünschen übrig und leisteten namentlich bei der Wandeldecoration im Zauberschleier das Unglaublichste.

Das Personal zählte, besonders für das Lustspiel, ganz tüchtige Kräfte. Den Glanzpunkt der damaligen Zeit bildete aber das Gastspiel des in New-Orleans engagirten Fräulein Fehringer, die sehr gefiel und volle Häuser machte. Im Freischütz war z. B. das ziemlich große Haus so besetzt, daß keinen Platz mehr bekommen konnte, wer sich nicht im Voraus einen gesichert hatte.

Das Aennchen sang ein Fräulein Rolffs recht brav und that ihr Möglichstes im Spiel. Wenn die jungen Damen nur das verdammte Kokettiren mit dem Publikum lassen könnten!

Aber ich ertappe mich da auf etwas, was ich noch im Leben nicht verübt — auf einer Theaterrecension, — das ist nie mein Fach gewesen und ich will es auf meine alten Tage nicht beginnen. Das deutsche Theater interessirte mich aber deshalb ganz besonders, weil es ja eine Erinnerung an die

Heimath war, und wo hätte ich überhaupt je daran gedacht, den Freischütz zu versäumen, wenn ich in seinen Bereich kam! Das ist deutsche Musik, und wem dabei das Herz nicht wärmer schlägt, der sollte eigentlich dazu verurtheilt werden, sein ganzes Leben lang weiter nichts als Verdi zu hören.

Als ich St. Louis erreichte, war ich, wie schon gesagt, noch nicht ganz fest entschlossen, ob ich mich südlich oder westlich wenden solle. Die Nachricht, die ich aber hier erhielt, gab den Ausschlag, denn ich hörte, daß General Sherman gerade im Begriff stehe, im Nordwesten eine große Berathung mit verschiedenen Indianerhorden oder ihren Häuptlingen abzuhalten. Wenn ich nicht säume, sei es noch möglich ihn vorher zu treffen, und ich durfte dann wohl diesem „Council" beiwohnen.

Ich säumte denn auch in der That nicht, und da ich von hier aus nicht direct mit der Eisenbahn nach Omaha gehen konnte, da die Strecke zwischen Leavenworth und St. Joseph noch nicht ganz vollendet war, so entschloß ich mich kurz, den allerdings weiteren, aber doch schnelleren Weg über Chicago zu nehmen. Dadurch bekam ich ja auch dieses Wunder der neuen Welt, die am schnellsten emporgewachsene Stadt der Erde, San Francisco vielleicht ausgenommen, zu sehen.

Wenn es nämlich eine Stadt in der Union giebt, deren Nebenbuhlerschaft im Nordwesten St. Louis zu fürchten hat, so ist es Chicago, oben am Michigan-See, das, selbst später als St. Louis entstanden, in wahrhaft fabelhafter Weise zugenommen hat und jetzt, besonders durch den raschen Bau der nördlichen Union-Pacific-Eisenbahn, Häuser wie Pilze über Nacht fast entstehen sieht. Aber wenn auch selbst Chicago an Einwohnerzahl größer werden sollte als St. Louis, so wird und muß das letztere doch stets seinen Rang als eine der ersten westlichen Städte behalten, denn es liegt im eigentlichen Herzen des westlichen Handels sowohl als der ganzen westlichen ackerbautreibenden Bevölkerung, da Missouri wie Illinos, besonders in letzter Zeit, das Hauptziel deutscher Einwanderung geworden sind. Vorzüglich in Missouri breiten sich die Deutschen mehr und mehr aus, und man findet im Innern gar nicht so selten ganze Städte und Colonien, die nur allein aus unseren betriebsamen

Landsleuten bestehen und mit deutschem Fleiß und deutscher Ausdauer auch natürlich vortrefflich gedeihen. Ebenso hat, wie schon erwähnt, das gerade gegenüberliegende Illinois an Wohlstand und Bevölkerung das Aeußerste fast erreicht, und für alle diese Districte bildet St. Louis den Mittelpunkt, während es nach Süden den Mississippi, die große Handelsstraße für alle diese Producte, beherrscht.

So durchschnitt ich denn zum zweiten Mal Illinois, und zwar von Südwest nach Nordost, um es von Chicago aus noch einmal von Ost nach West zu kreuzen, und fand überall Cultur und regen Fleiß. Aller Orten entstanden kleine, ganz neue Städte, und so weit das Auge nur reichte, war die ganze, sonst so öde Prairie von thätiger Menschenkraft in Angriff genommen und belebt.

Leider waren mir in Chicago selber nur wenige Stunden vergönnt, um einen Blick durch die Stadt zu werfen, natürlich blieb mir keine Zeit, sie in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen; aber auch schon das genügte, um die Hast zu bemerken, mit welcher sich hier Tausende und Tausende hergedrängt und gesucht hatten, um nur erst einmal festen Fuß zu fassen und ein Obdach zu bekommen.

Die ganze Stadt war anfangs ein Conglomerat von kleinen Holzhäusern in der verschiedensten Form und Gestalt gewesen, und noch jetzt bestehen alle die zuletzt angebauten Theile der Stadt aus diesem nämlichen Material; aber indessen ging der eigentliche Kern und Hauptsitz des Handels ruhig weiter, und prachtvolle, riesige Backsteinbauten thürmten sich auf und bildeten große Straßen mit eleganten Waarenlagern und Läden. Weiter und weiter drängten auch diese massiven Bauten nach außen zu, ohne jedoch die Holzhäuser zu verringern. Was von diesen im Innern der Stadt niedergerissen wurde, setzte sich in doppelter Zahl von außen wieder an, und Chicago wurde im Handumdrehen eine der ersten Städte der Union.

Mit einem Mangel sollte aber Chicago, trotz seines Reichthums, zu kämpfen haben, und das war der an frischem Trinkwasser. Man hatte allerdings das klare Wasser aus dem See, aber an dem seichten Strand stets mit Sand gemischt, während noch außerdem eine Anzahl kleiner, sich am

Ufer haltender Fische fortwährend in die Röhren kamen und diese verstopften. Der Amerikaner weiß aber von keinen Schwierigkeiten, die er nicht auch überwinden könnte. Bald faßte man den kühnen Plan, einen Tunnel in die See hinaus zu bauen, und in etwa vier Miles Entfernung das reine, klare, von kleinen Fischen freie Wasser zu gewinnen und der Stadt durch Pumpwerke zuzuführen.

Anfangs hielten viele Leute allerdings die Ausführung für unmöglich, aber bald bewiesen die Ingenieure das Gegentheil, und draußen, eine tüchtige Strecke vom festen Land entfernt, erhebt sich jetzt der kühne Bau, der selbst oft der so stürmischen Fluth trotzte. Dort saugt er das klare Wasser ein, und eine riesige Dampfmaschine zieht es durch den Tunnel der Stadt zu und vertheilt es an die verschiedenen Districte.

Aber Chicago wuchs, und zwar rascher, als man hatte berechnen können; selbst die Dampfmaschine genügte nicht mehr, denn sie war nicht im Stande, den immer noch wachsenden Wasserbedarf herbei zu schaffen. Doch was that das; die Hauptarbeit, der Tunnel, war vollendet, alles Andere nur Kleinigkeit, und jetzt wird eine Riesenmaschine aufgestellt, die Alles übertrifft, was ich je im Leben von ähnlichen Werken gesehen habe.

Alle dazu nöthigen Gebäude sind freilich noch nicht beendet, aber schon jetzt kann man deutlich sehen, daß es eins der großartigsten Werke des Nordens und ein Schmuck der ganzen Stadt werden wird.

Obgleich ich nur wenige Stunden in Chicago verweilte, war ich doch bald mit einer Anzahl freundlicher Landsleute (unter diesen einige Vertreter der dortigen Presse: der „Illinois Staatszeitung") bekannt geworden. Nach der langen Eisenbahnfahrt mundete mir auch das Chicago-Bier vortrefflich, und am Nachmittag war ich wieder völlig gerüstet, meine Weiterfahrt nach Omaha durch Illinois und Jowa anzutreten.

Illinois durchfuhren wir diesmal in der Nacht, und als der Tag anbrach, brauste unser Zug durch die weiten und, wie es schien, hier oben noch wenig bevölkerten und bebauten Prairien Jowas, über die der Nordwestwind in dieser Breite im Winter auch wohl nicht schlecht hinfegen mag. Ich möchte

mich da oben wenigstens nicht häuslich niederlassen. Trotzdem passirten wir hier und da kleine Städtchen und einzeln gelegene Häuser, und man kann sich, besonders bei einem trüben Tage, kaum etwas Traurigeres und Trostloseres denken, als die Lage solcher menschlicher Wohnungen mitten in einer öden Prairie und ohne Baum oder Strauch, mit einem Horizont wie die weite See. Aber was kümmert sich der Amerikaner darum, wenn er nur die Möglichkeit vor sich sieht, Geld zu verdienen, und unmittelbar an der Eisenbahn ist und sie benutzen kann. Wirklichen Comfort braucht er nicht, weil er ihn nicht kennt; einen Garten neben seinem Haus legt er sich nur dann an, wenn er auf einen hohen Preis für die darin gezogenen Gemüse rechnen darf, und Blumen werden dann jederzeit als nutzloses Unkraut ausgerottet, selbst wenn sie ohne weitere Pflege blühen wollten. Und Aussicht? — ach, wozu braucht er die! .

So findet man denn mitten in der Prairie eine Menge solcher Bretterhäuser, die alle nach einer einzigen Schablone gebaut zu sein scheinen, mit zwei Fenstern an jeder Seite und einem Fenster und der Thür in Front, eine Staketumzäunung, die etwa zwei oder drei Acker Land umschließt, im Hintergrunde der weite Horizont, und als Mittelgrund, ohne Busch oder Baum, auf etwa hundert Schritt vom Hause ein kleines, ebenfalls weiß angestrichenes Appartement — der einzige sichtbare Gegenstand, auf dem der Blick vom Haus aus ruhen kann.

Auf solchen Strecken ist ein Bahnzug vortrefflich, denn er führt uns mit Windesschnelle hindurch und bringt uns rasch zu anderen und, wie wir hoffen, freundlicheren Scenen. — So erreichten wir denn auch, etwa Nachmittags drei oder vier Uhr, die Council-Bluffs, oder die Anhöhen, auf welchen oder unter welchen in alten Zeiten die hier hausenden Indianer ihre Berathungen (councils) abgehalten hatten; aber sie sind schon seit Jahren von hier vertrieben und in die weiter westlich gelegenen Steppen hineingejagt, während man gerade jetzt beschäftigt ist, ihnen auch dort ihre Jagdgründe zu nehmen und ihnen die Pflugschar in die Hand zu drücken. — Und werden sie dieselbe gebrauchen und ein ackerbautreibendes Volk

werden? Es ist möglich und allerdings schon mit einigen Stämmen gelungen, aber ich glaube es trotzdem nicht, denn Haß und Erbitterung zwischen den beiden Racen sind zu weit gediehen. Außerdem hindert den Indianer nicht etwa Faulheit, irgend eine Arbeit vorzunehmen, die wäre zu überwinden, sobald er wirklich einmal anfangen sollte, Noth zu leiden, und man könnte ihn da ruhig sich selber überlassen; nein, etwas viel Schlimmeres und schwerer Auszurottendes, nämlich das von allen Stämmen getheilte Vorurtheil, daß Arbeit schände. Selbst die Squaws (Frauen) würden jetzt mit Verachtung auf einen Häuptling blicken, der nur einen Packen tragen oder ein Fell gerben wollte, und ein solches Vorurtheil, das in dem eigenen Glauben und ihren Sagen wurzelt, ist entsetzlich schwer zu überwinden und zu beseitigen.

An den Council-Bluffs haben die Weißen auch an der Jowaseite ein Städtchen gegründet, das bestimmt war, dem gegenüber in Nebraska liegenden Omaha Concurrenz zu machen, aber wohl kaum im Stande sein wird, es fertig zu bringen. Der Schwerpunkt des dortigen Handels und Verkehrs liegt im Westen, und eben so wenig wie eine St. Louis gerade gegenüber gebaute Stadt die geringste Hoffnung hätte, einen Theil des Handels an sich zu ziehen, eben so wenig wird das kleine Städtchen Council-Bluffs dies thun, während Omaha rasch wachsen, ja, eine wirkliche Bedeutung erlangen muß, sobald nur erst einmal die scharf in Angriff genommene nördliche Union-Pacific-Eisenbahn vollendet ist.

Von Council-Bluffs, das noch vier Meilen von Ohama entfernt und durch den Missouristrom getrennt ist, laufen regelmäßige Omnibusse, welche die Passagiere für den mäßigen Preis von einem halben Dollar nach Nebraska bringen und das Gepäck umsonst mitführen. Ueberhaupt herrscht auf allen amerikanischen Eisenbahnen der höchst liberale Gebrauch, gar keine Ueberfracht zu rechnen, sondern Passagiergepäck stets unentgeltlich mitzunehmen. Unsere deutschen Eisenbahnen könnten sich darin, wie an manchen anderen Dingen, ein sehr nützliches Beispiel nehmen, denn mehr noch fast als der Geldpunkt quält den in Europa Reisenden die ewige Kleinlichkeit des Gepäckwiegens, besonders bei einem Uebergang von einer Bahn auf

die andere, wo er sich oft halbe Stunden lang herumdrängen muß, um nur seinen Koffer befördert zu bekommen. Allerdings leisten die amerikanischen Bahnen keine Garantie für das Verlorene, aber selten oder nie geschieht es, daß wirklich etwas verloren geht, und gestehen wir uns nur, welche unbedeutende Garantie unsere deutschen Bahnen, trotz aller Umstände und Kosten, im Fall eines Verlustes gewähren, falls man sich nicht der Weitläufigkeit unterzieht, das Passagiergut noch besonders nach seinem Werthe anzugeben und zu versichern.

Von Jowa nach Nebraska hinüber führt eine Dampffähre die Reisenden, die indessen den Omnibus nicht verlassen. Diese Fähren sind auch so eingerichtet, daß die vierspännigen Wagen um die auf Deck befindliche Maschine herumfahren können, und dabei so groß, daß sie sechs bis acht solchen umfangreichen Fuhrwerken vollen Raum geben. Am andern Landungsplatz wird dann der Reisende zu jedem von ihm bezeichneten Punkt der Stadt gefahren.

5.

Omaha und die North-Pacific-Eisenbahn.

Omaha! Rasch wie in einer Zauberlaterne verwandeln sich die Bilder. Vor einer Stunde noch fast wanderte ich an den Ufern des Michigansees umher, oder durchflog die weiten Steppen des ganzen Staates Jowa, und jetzt?

Unter meinem Fenster liegt ein wüstes, staubiges, noch unangebautes Terrain, von dem aber schon jeder Fußbreit Boden Geld werth ist und das von Straßen durchschnitten wird. Rechts ist noch ein Sumpf, links eine Haide, aber gleich da drüben fließt der Missouri — niedere Schuppen sind an seinem Ufer aufgebaut, Massen von Waaren, besonders Getreide, liegen daneben aufgespeichert. Güterzüge und Locomotiven gleiten an seiner blitzenden, von grünen Bäumen am

andern Ufer eingefaßten Fläche dahin, Dampffähren kreuzen ihn, kleine Fischerboote fahren darauf, und den Hintergrund bilden die niederen Hügel der einst so berühmten und selbst heiligen Council-Bluffs.

Merkwürdiger Wechsel in diesem Lande! Vor kaum mehr als zwanzig Jahren standen hier noch die Wigwams der Indianer, und Büffel und Elk belebten die benachbarten Prairien — und jetzt? In der kurzen Spanne Zeit ist eine Stadt mit 10,000 Einwohnern emporgewachsen, in der allein im letzten Jahre 1000 Häuser gebaut wurden — ja, mehr als das, die Stadt hat Theater und Circus und wird nicht etwa als westlicher Vorposten der Civilisation betrachtet, nein, viele hundert Meilen westlich von hier aus erstreckt sich sogar noch die Pacific-Eisenbahn, eins der keckſten Werke, das der Geist und Fleiß des Menschen je unternommen, und kleine Städte keimen wie Pilze an ihr empor und bohren sich damit tiefer und tiefer in das Land hinein.

Aber noch bedrohen die Indianer den Bau, durch den sie ihre Existenz gefährdet sehen — draußen in den Prairien sammeln sie ihre Schaaren, und Gerüchte laufen um, daß sie das wirksamste Mittel ergriffen hätten, um den Verkehr der Weißen mit den Gebirgen — nicht aufzuhalten, denn das ist unmöglich — aber doch zu unterbrechen, indem sie hinter sich das Steppengras anzündeten und dadurch den Thieren der Reisenden das Futter entzogen.

Aber selbst *wenn* sie es thäten, was könnten sie damit bezwecken? Nichts. Die Civilisation wandert — hier im wahren Sinne des Worts, ihre *eiserne* Bahn, und tritt den wilden Jäger in den Boden hinein, über den er jetzt noch auf schnaubendem Roß dahinfliegt.

Glücklicher Weise habe ich Omaha zeitig genug erreicht, um General Sherman hier zu treffen, den Helden des amerikanischen Krieges, der damals jenen berühmten, kecken Zug durch den ganzen Süden der Union unternahm und damit eigentlich den Krieg beendete. Er ist damit beauftragt, die muthwillig gereizten Indianer wieder zu versöhnen und einen dauernden Frieden mit ihnen abzuschließen, — ob es ihm gelingen wird, ist leicht zu beantworten, und zwar durch Nein, denn dauernd

kann ein Friede mit diesen wilden Stämmen nicht sein, die, wo sie sich auch befinden, den Weißen und der vorrückenden Civilisation wieder in den Weg kommen müssen. Aber vor der Hand soll doch wenigstens ein Friede abgeschlossen werden, und man hofft dazu die Einwilligung der Häuptlinge zu erlangen, wenn diese nur selber herbei zu schaffen wären. Die Erlaubniß, den Zug zu begleiten, habe ich schon bekommen, aber noch weiß man nicht, wo und wann man die Indianer treffen wird. Depeschen kommen auf Depeschen, und jeden Tag werden Comitésitzungen abgehalten — wie lange ich das aber aushalten werde, kann ich ungefähr berechnen, denn jeder Tag kostet mich, ohne andere Ausgaben, 4½ Dollar im Hotel.

Dabei ist in der ganzen Gegend auch nicht die Spur eines Indianers zu finden, und alles Neue, was ich hier in der Stadt sehe, sind Turnerfeste der Deutschen, Theater, Circus und Bierhäuser, die einen langen Aufenthalt wohl kaum unter solchen Umständen lohnen würden. Aber hoffentlich entscheidet sich das Ziel unserer Reise und dann auch der augenblickliche Aufbruch bald, und dann soll es mich auch nicht gereuen, ein paar Tage in der kleinen, wenn auch sehr staubigen Stadt verbracht zu haben, wo ich noch außerdem von den hier zahlreich vertretenen Deutschen so freundlich, ja herzlich, wie überhaupt in allen Städten, die ich bis jetzt berührt, aufgenommen wurde. Es ist gut, daß ich keine, wenigstens ungewöhnliche Anlage zur Eitelkeit habe, sonst hätten es meine Landsleute wirklich dahin gebracht, mich eitel zu machen, so augenscheinlich freuten sich mir sonst ganz fremde Landsleute, mich zu sehen und mir ein paar freundliche Worte über das zu sagen, was ich geschrieben. Außerdem hätte ich eine Bärennatur haben müssen, um alles das zu trinken, was mir zugebracht wurde.

Omaha (mit dem Accent auf dem O) ist das getreue Urbild einer jungen amerikanischen Stadt, die jetzt aller Orten, und besonders an allen Stationen dieser weiten Strecke, wie aus dem Boden wachsen. Ganze Straßen kleiner, temporärer Bretterhütten — alle aber mit riesigen Schildern und irgend einem Geschäft darin, steigen zugleich

empor und sind kaum ein paar Jahre bewohnt, als sie schon so viel Capital abgeworfen haben, daß sie abgerissen werden können, um an ihrer Statt wohnliche und besser rentirende Backsteingebäude aufzuführen. Deutsche giebt es hier ebenfalls in großer Zahl, und es scheint ihnen Allen gut zu gehen, und dafür war der gestrige Abend ganz besonders Zeuge.

Die Deutschen haben sich hier — allerdings noch von Brettern — eine sehr hübsche, geräumige Turnhalle errichtet, die mit einem Theater, was daran gebaut werden soll, circa 9000 Dollars kosten wird. Gestern Abend wurde sie eingeweiht und war dazu festlich mit Kränzen, Guirlanden und amerikanischen Flaggen geschmückt, von denen die mittelste, zerfetzt und abgenutzt, dem Regimente der von hier aus abgegangenen Deutschen im letzten Kriege vorgetragen worden. Aber ich sah keine einzige deutsche Flagge, die sonst eigentlich auf keinem deutschen Turnerfeste fehlt. Nur in den Bandschleifen, die das Comité trug, waren schwarz-roth-gold mit den amerikanischen Farben blau-weiß-roth gemischt. Die Turner von Nebraska und Council-Bluffs, der gegenüberliegenden Jowastadt, waren zu dem Fest gekommen und wurden mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel von der Landung oder den anderen Ankunftsplätzen abgeholt. Für gutes Bier war selbstverständlich gesorgt, in der Halle wurde dann zuerst eine kurze Ansprache gehalten, Abends um acht Uhr begann der Ball, um zwölf Uhr das Souper, und in harmloser Fröhlichkeit verlief der Abend.

Charakteristisch für die jetzigen deutschen Zustände in Amerika ist dabei, daß ein großer Theil der amerikanischen Magistratsbeamten — und zu dem Magistrat gehören auch viele Deutsche — Theil an dem Feste nahmen und sogar mit tanzten. Vor dem Jahre 1848 würde es keinem Amerikaner eingefallen sein, ein solches deutsches Fest in anderer Absicht zu besuchen, als um sich darüber lustig zu machen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich die Deutschen hier in Amerika mit der zähen Ausdauer, die unserem Stamme eigen ist, und mit der alten berühmten deutschen Geduld gegenwärtig eine geachtete Stellung errungen haben, und je mehr sie mit den Amerikanern bekannt und von ihnen gekannt werden, muß sich das noch

befestigen. Das ist aber auch — ich wiederhole es — Alles, was sie hier, neben einer sorgenfreien Existenz, hoffen können zu erreichen, denn der deutsche Charakter ist im Allgemeinen fügsam und nicht prädominirend. Schon die Kinder werden vollständig — mit kaum noch einer schwachen Erinnerung an ihr Vaterland — amerikanisirt und die Enkel so vollblütige Amerikaner, wie man sie nur je in den Yankeestaaten finden kann.

Am ersten Abend meines Hierseins besuchte ich das Theater. Es war ein Raum, der vielleicht 1500 Personen faßte, mit circa 60 Zuschauern darin. Es wurde eins jener englischen Stücke gegeben, in denen jeder Act nur aus einer drastischen Scene besteht und ein Detective die Hauptrolle spielt. Ich kam im ersten Act und amüsirte mich über den schauerlichen Pathos, mit dem die einfachsten Sachen gesprochen und erledigt wurden, aber eine Ueberraschung war mir vorbehalten. Der Vorhang fiel, und was für ein Vorhang! Ich traute wahrhaftig meinen Augen kaum, mußte aber doch wirklich zugestehen, daß dieser Musentempel das Angenehme mit dem Nützlichen in ächt amerikanischer und höchst praktischer Weise verband. Der ganze Vorhang war in fünf etwas größere Mittelfelder und zweiundvierzig kleinere Felder eingetheilt. Oben in der Mitte befand sich der amerikanische Adler, auf dessen Fahne sich der „Omaha Dayly Republican" mit Dampfdruckerei und Buchbinderei anzeigte. Das Feld darunter nahm die Omaha Nationalbank U. S. Depository ein, darunter war W. Williams Boot and shoe store 204 Farnham street, und im untersten hatte der Maler mit einigen Arabesken sein eigenes Schild: Forsyth Lamphere Fresco painter. Die kleineren Schilder füllten dann rechts und links Hays & Cooper, General insurance agents, — ein Schneider Rampe als merchant tailor — Virginia tobacco — Liquors & Cigars — eine Dampfbäckerei, ein anderer Schuhmacher — eine Tabakshandlung mit darauf gemalter Pfeife, Sam Mc. Cartney mit Whisky — Lederhändler, Buchbinder und Pferdevermiether aus — und zwar zweiundzwanzig; zwanzig der kleineren Felder waren aber noch frei, und eine Annonce auf dem Theaterzettel, der wieder eine Unmasse anderer Annoncen enthielt,

kündigte an, daß Bestellungen für dieselben zu bestimmten Preisen in der Expedition angenommen und von dem betreffenden Frescomaler ausgeführt würden.

Viele unserer deutschen Intendanten nun, die daheim einem sogenannten Kunstinstitute vorstehen, werden wohl, wenn sie von diesem Mißbrauch der Kunst hören, höhnisch lächeln. Ich gestehe auch zu, daß es ein Mißbrauch ist, aber sie sollen nur an ihr eigenes Herz greifen und sich fragen, was sie selber nur zu oft aus diesen Kunstinstituten hinter einem nicht mit Annoncen bedeckten Vorhang zu machen suchen. Was ist ihnen die Kunst?

Um von dem Theater auf die Kirche zu kommen, so hat hier in frommen Kreisen ein Vorfall ziemliches Aergerniß erregt. Die Methodisten haben nämlich ihre kleine Kirche mit Grundstück, nach einer wahrscheinlich vorsichtigen Berechnung, daß sie damit mehr verdienten, vom 1. October an auf zehn Jahre an einen Deutschen verpachtet, der jetzt einen Biersalon mit Garten daraus gemacht und, da er um sein Haus fast die einzigen Bäume hat, die in der Stadt stehen, besonders im Sommer damit vortrefflich reussiren wird. Am 29. September predigten die frommen Herren zum letzten Male darin, und am 3. October wird der Biersalon eröffnet werden.

Die Kirchen scheinen hier überhaupt keine besonderen Geschäfte zu machen, denn eine andere Kirche ist ebenfalls erst kürzlich zu Verkaufsgewölben umgestaltet worden. Dagegen breitet sich der Katholicismus mehr und mehr im Lande aus, und Mönchs- und Nonnenklöster entstehen in allen Staaten, indem sie sich zugleich dem Schulunterrricht widmen und besonders Erziehungsinstitute gründen. Mit welchem Erfolg sie Propaganda machen, kann ich nicht sagen, aber gewiß ist, daß sie über große Capitalien verfügen müssen, da sie überall werthvollen Grundbesitz ankaufen und große Gebäude darauf errichten.

Eine deutsche Kirche besteht hier, so viel ich weiß, nur für eine methodistische Gemeinde.

Endlich kam der Befehl zum Abmarsch — zusammengeschnürte Büffelfelle lagen überall herum, Waffen und Ge-

päck wurden zum Bahnhof geschafft, und um sechs Uhr Abends, am 14. September, brachen wir gen Westen auf.

Die Gegend um Omaha bis in etwa zwölf Meilen Entfernung von der Stadt ist niedriges Hügelland, noch mit Büschen bewachsen und zum großen Theile bebaut. Die Maisfelder standen freilich blattlos, denn die Heuschrecken, diese Plage der Prairien, hatten alles Grün davon sauber abgefressen und an vielen Stellen sogar die Kolben angegriffen.

Nach zwölf Meilen öffnete sich die weite Prairie, ohne Baum, ohne Strauch, und als die Nacht anbrach und sich dunkel auf der Steppe lagerte, kamen Einem doch allerlei wunderliche Gedanken. Es ist, wie sich nicht gut leugnen läßt, ein eigenthümliches Gefühl, über eine Strecke in toller Eile dahin zu rasseln, wo die Wilden noch vor sehr kurzer Zeit bei aufgerissenen Schienen im Hinterhalt gelegen hatten und mit wildem Geheul über den ineinandergebrochenen Zug hergefallen waren, und wer konnte sagen, ob sie sich nicht diesen nämlichen Abend wieder für eine ähnliche Heldenthat ausersehen? Aber ein klein wenig Gefahr gehört nun einmal dazu, um eine sonst monotone Fahrt doch in etwas interessant zu machen, und außerdem waren wir Alle gut genug bewaffnet, um irgend einer wilden Horde schon einigermaßen Respect einzuflößen. Keinenfalls wurde die Fahrt während der Nacht unterbrochen, und als die Sonne schon wieder hell und klar am Himmel stand, erreichten wir die Stelle, an welcher in jener Nacht die Cheyennes unter ihrem Häuptling Wagalikehu Kuka oder Truthahnbein (turquey leg) ihre blutige Arbeit vollbracht hatten.

Dort waren die Schienen aufgebrochen gewesen, und als die Maschine aus dem Gleise gerieth und umstürzte und die nachfolgenden Güterwagen sich überschlugen, wurden die Insassen noch einen Augenblick im Zweifel gelassen, ob nicht vielleicht ein Zufall das Unglück herbeigeführt, denn es scheint, als ob sich die im Hinterhalt liegenden Indianer gescheut hätten, gleich unmittelbar gegen den am Boden liegenden, schnaubenden, sprudelnden und Feuer auswerfenden Koloß vorzuspringen. Aber das dauerte nicht lange; sie fanden ihr Werk, bei dem man vermuthet daß ihnen weißes Gesindel behülflich

gewesen, völlig gelungen, und das Kriegsgeheul der Cheyennes gellte in die Ohren der ihrem Geschick Verfallenen. Nur Einem von Allen gelang es in der Dunkelheit und indem er an der Bahn zurückrannte, zu entkommen, bis er einen nachfolgenden Zug traf und von diesem aufgenommen werden und ihn warnen konnte; er hätte sonst ein ähnliches Schicksal gehabt. Und indessen mordeten und scalpirten die Wilden was sie fanden, plünderten den Zug und steckten ihn dann in Brand.

Jetzt zeigen nur noch verbogene Schienen, rostige Eisenplatten und aus dem Tender geworfene Backsteine, wie eine kleine Strecke mitverbrannter Prairie an der Nordseite der Bahn, die Stelle an, wo die Schauderscene stattgefunden, und daneben hin keucht wieder die Locomotive unverdrossen ihre Bahn, und lange Güterzüge führen täglich Massen neuen Materials gen Westen in die Steppe hinaus, um das andere Ende der vom Stillen Meere her ebenfalls in Angriff genommenen Strecke zu erreichen und sich mit dieser zu verbinden. Weder Tomahawk noch die Pfeile der Indianer sind im Stande, das Werk aufzuhalten.

Etwa um neun Uhr Morgens erreichten wir, nachdem wir nur einzelne kleine und unbedeutende Stationen passirt, North Platte, in der Nähe des Zusammenflusses der beiden Prairiewasser Nord- und Südplatte. Den Hauptstrom überliefen wir, aber sehr langsam und vorsichtig, auf einer Brücke, die aber auch wirklich das Außerordentlichste von leichtsinnig amerikanischer Bauart liefert, was sich auf der Welt nur denken läßt.

Alle zehn Schritte etwa ist in das mit Triebsand gefüllte Bett des breiten, aber durchaus seichten Stromes, durch den in dieser Jahreszeit sogar Wagen fahren, ein Baumstamm eingeschlagen und die Doppelreihe dann durch gar nicht etwa starke Querhölzer verbunden. Ueber diese liegen andere geschnittene schmale Balken hin, so daß man überall hindurch in's Wasser sehen kann, und auf diesen ruhen die Schienen. Allerdings bewegt sich die ganze Brücke, wenn ein schwerer Zug hinübergeht, aber was schadet das, wenn sie eben nur hält? Der an vorsichtigere Bauten gewöhnte Reisende dankt aber doch un-

willkürlich Gott, wenn er hinüber ist, und hält sich selbst auf der von den Indianern bedrohten Steppe für sicherer.

Der Platte selber war übrigens jetzt so seicht, daß man kaum zwei Stellen im ganzen Strome fand, wo man hätte einen Eimer voll Wasser, ohne die Hälfte Sand mit zu bekommen, heraufziehen können.

Die Gegend war vollkommen baumleer. Nur dicht am Ufer des Stromes standen hier und da einzelne Weiden; draußen in der Prairie selber fand sich weder Busch noch Strauch, und an Wild sahen wir weiter nichts, als dann und wann kleine Trupps von Antilopen, die scheu das Weite suchten, wenn der unheimliche Feuerkarren prustend und dampfend in ihre Nähe kam.

Viele Stellen der Steppe waren auch noch außerdem verbrannt, und da und dort leuchtete aus diesen ein schneeweiß gebleichter Büffelschädel heraus, dessen Eigenthümer vielleicht schon vor Jahrzehnten dem Pfeile des Wilden erlegen war und dessen Fell sein Zelt gebildet hatte.

Diese Gegend soll auch früher ein Lieblingsaufenthalt der Büffel gewesen sein; jetzt sind sie daraus fortgescheucht, denn Tausende von Arbeitern schwärmten in der Nähe der Bahn und knallten in der Nachbarschaft umher. Fiel doch selbst aus unserem Zug eine Anzahl von Revolverschüssen, wenn eine arme Antilope nur in drei- oder vierhundert Schritt Nähe kam, ohne freilich den Thieren weiteren Schaden zu thun, als sie zu erschrecken und sie noch immer mehr aus der Nähe des unruhigen Menschenvolkes zu treiben.

North Platte ist ein elendes, kleines Nest von kaum zwanzig Häusern, aber ich behalte mir die Beschreibung dieser Steppenstädte auf eine andere Zeit vor, um gleich zu dem Wichtigeren überzugehen.

Als wir den Platz erreichten, waren noch keine der angekündigten Indianer eingetroffen, man erwartete sie aber für den nächsten Tag, und General Sherman beschloß deshalb, nachdem wir uns ein paar Stunden in dem kleinen Ort aufgehalten und dort gefrühstückt hatten, mit einer Extra-Locomotive und seinem „Schlafsalon“ nach dem „Ende des Weges“ aufzubrechen und diesen zu besichtigen.

Von den amerikanischen Reportern schlossen sich, außer mir, noch zwei dem Zuge an, und das Ganze war auch eigentlich nur ein kleiner Extrazug, unternommen, um die Zeit bis zum Council auszufüllen, mir aber nicht weniger erwünscht, da ich schon ohnedies beschlossen hatte, soweit als möglich auf der Bahn hinaus zu fahren und den Endpunkt, wo sich der Schienenweg in die bahnlose Wildniß hineindrängte, mit eigenen Augen zu sehen.

Um elf Uhr etwa fuhren wir von North Platte ab, berührten Julesburg, ein anderes kleines Nest, mit Spielhöllen und einigen anderen ähnlichen Bequemlichkeiten, etwa um vier Uhr, und hatten damit die Endstation hinter uns, bis zu welcher nur bis jetzt Passagierzüge gehen, und von wo ab nun die weite, wilde, öde Steppe, von keiner einzigen Ansiedlung mehr belebt, begann.

Von jetzt ab war kein Gebäude mehr auf der ganzen endlosen Strecke zu sehen, kein Stationshaus, kein Zeichen menschlichen Lebens und Schaffens außerhalb des Schienenstranges. Die bahnlose Wildniß — die bis jetzt unangetastete Heimath des Büffels und Indianers — dehnte sich vor uns und rechts und links, von dem Horizont der Prairie nur eingeschlossen, aus, und ein merkwürdiges Gefühl war es, ein Gefühl der Einsamkeit und Oede, das mich erfaßte, wenn ich mir dachte, daß selbst unser Ziel weiter nichts in sich begreife, als nur das Aufhören dieses eisernen, in die Steppe von kecker Menschenhand hineingeschobenen Weges.

Und Stunde nach Stunde währte in reißender Schnelle die Fahrt — Stunde nach Stunde rasselte die Locomotive, nur mit dem einen angehangenen Waggon, in das wilde Land hinein. Die Sonne sank und verschwand endlich hinter dem meergleichen Rand der Prairie, und bleigraue Dämmerung erst, dann tiefe dunkle Nacht legte sich auf die öde Fläche.

Und unser Ziel? Noch waren wir weit davon entfernt, und als wir es endlich etwa acht Uhr Abends erreichten und der kleine Zug wie erschöpft still hielt, bestand es in nichts Anderem als einem mitten in der Prairie haltenden Güterzug — ein sogenannter Construction-Train, der eben Schwellen, Schienen und Provisionen hier herauf gebracht hatte. Vor diesem hielten

einige mehrere sechzig Fuß lange Karren, die mit dem Legen der Schienen weiter und weiter vorgeschoben wurden und den Arbeitern zu gleicher Zeit als Speisesaal und Schlafzelt dienten. Dicht daneben war eine allerdings sehr schwache Bedeckung von Soldaten, und eine Strecke davon ab sollte sich ein Lager freundlicher Pawnees, bittere Feinde der Sioux, befinden, das ebenfalls dazu benutzt wurde, feindliche Stämme im Schach zu halten und die Arbeiter bei einem möglichen Ueberfall zu unterstützen.

Für heut Abend war es übrigens nicht möglich, noch irgend etwas zu besichtigen, denn wenn auch der Mond am Himmel stand, fühlten wir uns Alle durch die lange Fahrt zu sehr abgespannt. In dem Schlafwagen des Generals, der noch im Kriege, für höhere Officiere gebaut worden und vortrefflich und höchst elegant eingerichtet war, hatten wir Passagiere nicht alle Platz, und es stellte sich jetzt als sehr wohlthätig heraus, daß ich mir schon in Omaha ein ganz vortreffliches Büffelfell gekauft hatte. In einem Nachbarwagen des Constructionzuges würden wir allerdings neben den Uebrigen Raum gefunden haben, aber das unglückselige Ausspucken der Amerikaner, die damit jeden Platz in einen Stall verwandeln, ließ es mich und einen jungen Polen vorziehen, die freie Prairie zum Schlafplatz zu wählen, und wir campirten dort — unsere geladenen Waffen freilich neben uns und den Vollmond in aller Pracht auf uns niederscheinend, ganz vortrefflich.

Nun hatten uns allerdings die Arbeiter am vorigen Abend gesagt, daß sie sich nicht allein hinaus in die Steppe wagen dürften, weil sie nie sicher wären, von umherstreifenden Indianern abgeschnitten zu werden. Aber derlei Erzählungen sind stets übertrieben, und lange vor Tag war ich deshalb auch schon auf und draußen in der Prairie, um das Terrain abzusuchen und — wenn auch keinen Büffel — doch vielleicht wenigstens eine Antilope zu schießen. Aber es war umsonst.

Der Charakter der Prairie zeigte sich hier als ein anderer, wie näher zu Omaha, denn nach Nord und Süd lagen von Ost nach West laufende niedere wellenförmige Hügelrücken, von denen der nach Norden zu auf kaum 400 Schritt an den Schienenweg zu stoßen schien. Bald zeigte es sich

aber, daß wir uns hier auf höherem Terrain und in feinerer Luft befanden, als weiter unten im Thal, und hier schon jene wunderliche Täuschung in den Entfernungen stattfand, die allen Bergen eigen ist. Julesburg liegt schon 3515 Fuß über der Meeresfläche, und wir fanden uns hier etwa achtzig Meilen westlich von letzterer Stadt im Dacotha-Territorium, also wenigstens noch ein paar hundert Fuß höher, vielleicht 3800 Fuß — ein schon sehr bedeutender Unterschied in den Luftschichten. Ich fand denn auch bald, daß die Erhöhung, der ich zuschritt, nicht näher kam, sondern nur immer weiter zurück zu weichen schien, und als ich sie endlich erreichte, sah ich nur wieder ein breites, flaches Thal vor mir, das von einer dieser ganz ähnlichen Erhöhung begrenzt wurde.

Vorsichtig äugte ich jetzt, ehe ich mich vollständig zeigte, das ganze vor mir liegende Terrain mit meinem guten Glase ab, aber vergebens. Nichts regte sich, so weit ich sehen konnte, und ich beschloß jetzt, die zweite Erhöhung zu gewinnen, was ich auch, aber mit nicht besserem Erfolg, in's Werk setzte. Nicht eine einzige Antilope war zu sehen, ja, eigentlich gar nichts Lebendes, ein paar kleine Vögel und Grashüpfer ausgenommen, und nach etwa dreistündigem Marsch kehrte ich unverrichteter Sache nach der Station zurück.

Der Boden war aber auch überall dürr und unfruchtbar. Nur das kurze Büffelgras wuchs hier, und dazwischen standen eine Unzahl niederer Cactus mit so scharfen, bösartigen Stacheln, daß sie mir ein paar Mal, selbst durch die dicken Stiefel durch, in das Fleisch stachen — eine trostlose Oede und Wüste, in welcher selbst die Reihe brauner Güterkarren eine angenehme Unterbrechung schien.

Es war aber jetzt auch Zeit geworden, „das Ende der Bahn" zu besuchen, denn sehr lange wollte sich General Sherman hier draußen doch nicht aufhalten, um nicht Ursache zu sein, daß der Council vielleicht hinausgezögert würde.

Wir waren hier nur noch wenige hundert Schritt von dem Platz enfernt, wo die Arbeiter emsig schafften, auf den schon vorbereiteten und mit Schwellen belegten Damm to string the rails oder die Schienen vorzuschieben. Weiter draußen waren die auf der vollkommen ebenen Fläche nicht übermächtigen

Erdarbeiten rüstig im Gange, und Schwellen — freilich nur von Cedernholz — lagen an beiden Seiten voraus aufgeschichtet.

Der Construction-Train warf jetzt die mitgebrachten Schienen ab und zog sich dann wieder etwas zurück, damit der vorn am äußersten Ende haltende kleine Schienenwagen herangeschoben werden konnte, um sie aufzuladen, während diesen dann ein rasch angehangener Gaul, der seine Sache schon gründlich zu verstehen schien, nach vorn führte.

So wie diese Karren den äußersten Punkt, die letzten Schienen erreichten, hielt das Pferd von selber an; rechts und links wurden rasch zwei Schienen ausgeworfen und in die schon liegenden rails eingepaßt; zu gleicher Zeit stand vorn ein Mann mit einem Maß, das er zwischen beide paßte, und in demselben Moment zog das Pferd auch schon wieder an, und zwei neue Schienen wurden ausgeworfen und eingepaßt, während dahinter zahlreiche Arbeiter standen, von denen ein Theil die Schienen mit den überall abgestreuten eisernen Spiken festschlug, indeß Andere die feste Verbindung der Schienne herstellten. Es nahm in der That nicht den dritten Theil der Zeit in Anspruch, zehn Schienen zu legen und zu befestigen, als ich zu den paar Zeilen gebraucht habe, es zu beschreiben, und das Außerordentliche leisteten die Leute in General Sherman's Gegenwart, um ihm einmal zu zeigen, was sie thun könnten. Es war dazu allerdings alles Nöthige vorbereitet und der Untergrund fix und fertig, aber nach der Uhr und in genau fünf Minuten wurden 700 Fuß Schienen, also 350 Fuß auf jeder Seite, abgeworfen, aufgelegt und festgeschlagen — eine Anstrengung, die sie freilich nicht lange hätten aushalten können.

Es war ein eigenthümlicher und, ich kann wohl sagen, großartiger Eindruck, den das Ganze auf mich machte: dort nach Westen lag die weite, wilde Steppe, mit keinem Haus, keinem Baum oder Strauch, keinem Zeichen menschlichen Fleißes oder Schaffens, die Heimath des Büffels und der Antilope. Mehr, weit mehr als tausend Meilen voraus wusch der Stille Ocean den Strand, und dem entgegen, trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren, trotz der mächtigen Felsen-

gebirge, die dazwischen lagen, trotz wilder Indianerhorden, welche die Arbeit bedrohten, trotz Mangel an Wasser und Holz, preßte menschliche Thatkraft und der entschiedene Wille eines Volkes seinen eisernen Weg in diese Wildniß hinein, das eine und einzige Ziel nur vor Augen: Durch!

Und neben der Arbeit zuckte das geflügelte Wort. Telegraphenstangen stiegen zugleich mit dem Weg, wie er sich vordrängte, aus dem Boden herauf. — Der Draht folgte der Schiene, und wo eine neue Station entstand, rückte in diese, selbst die geringste Bequemlichkeit entbehrend, schon ein telegraphischer Apparat ein, um den weit entlegenen Ort im Nu mit dem fernen Osten, mit der Civilisation in feste und rasche Verbindung zu bringen.

Dem Indianer bringt die Bahn den Tod, denn sie durchschneidet seine Jagdgründe und vertreibt sein Wild, von dem er lebt und leben muß; aber was vermögen alle wilde Horden gegen den fortschreitenden Geist — sie können ihn nicht dämmen, ja vermögen seinen Flug kaum für Momente aufzuhalten. — Arme Indianer! Kommende Generationen werden von Euch und Eurem Leben wohl noch in Geschichtsbüchern und Romanen lesen, aber der Pflug geht dann über Eure Gräber.

Nicht sehr weit davon entfernt war ein Lager der den Weißen völlig unterworfenen und zum Theil schon uniformirten Pawnees, die ich gern noch besucht hätte, aber die Zeit gestattete es nicht mehr. Unsere Locomotive, die über drei Meilen hatte zurückfahren müssen, um eine Weiche zu erreichen und einen hinter uns drein kommenden Zug vorzulassen, war zurückgekehrt. Das Zeichen wurde gegeben, wir mußten wieder „an Bord", wie man hier überall auf Bahnhöfen statt des bei uns gebräuchlichen Wortes „einsteigen" sagt, und bald wandte sich unsere Bahn wieder ostwärts, zurück nach dem Nordplatte, wo am nächsten Tag die große Rathsversammlung stattfinden sollte.

Es war indessen aber doch schon zu spät geworden, wir übernachteten deshalb in dem kleinen Städtchen Julesburg — das sogar auch schon ein photographisches Atelier (Zelt mit Glasscheiben) hatte, und gelangten endlich am nächsten Mittag nach dem Nordplatte zurück, wo wir die Indianer allerdings

noch nicht fanden, aber durch schon ausgesandte Läufer die bestimmte Nachricht erhielten, daß sie unterwegs seien und den Versammlungsort, wenn nicht vor Sonnenuntergang, doch jedenfalls bald nachher erreichen würden.

Indessen behielt ich Zeit, das dicht bei dem Städtchen und kaum 300 Schritt davon entfernte Lager einer kleinen, den Weißen befreundeten Bande Ogellala-Sioux (was hier Suhs ausgesprochen wird) zu besuchen.

Itchonka (big mouth), auf Deutsch Großmaul, war ihr Häuptling, und wenn ich je im Leben einen Menschen gesehen habe, der seinen Namen nach jeder Richtung hin mit Recht führte, so war er es jedenfalls.

Das Lager selber bestand aus siebzehn Zelten oder Wigwams, die von fern wie spitze Leinwandzelte und vollkommen weiß aussahen. Nur zwei von allen waren aber aus diesem Material hergestellt, und zwar die Wohnung Itchonka's und des Dolmetschers, eines kanadischen Franzosen. Die übrigen bestanden aus gegerbten und in der Sonne gebleichten Büffelfellen, durch Stangen aufrecht gehalten, die oben in der Mitte wie die Bajonnette zusammengestellter Gewehre heraussahen und nur ein eirundes, mit einer Klappe verschlossenes Loch zum Eingang hatten. Durch dieses mußte man kriechen, wenn man eine solche Wohnung besuchen wollte.

Ich wäre der Letzte es zu leugnen, daß es etwas ungemein Romantisches hat, ein solches indianisches Lager zu betreten. Uns Allen liegen noch viel zu sehr Cooper's Romane in der Erinnerung, um den Zauber zu vergessen, den gerade er über indianisches Leben ausgegossen, oder den ihm vielmehr, selbst wo er vollkommen wahr geschildert, unsere Phantasie gegeben. Ich muß aber eben so bestimmt eingestehen, daß viele Sachen in der Welt diesen Zauber verlieren, wenn man ihnen zu nahe auf den Leib rückt. Das indianische Leben ebenfalls ist eine Art von Decorationsmalerei, und die Sehnsucht danach vollständig gestillt, sobald man nur erst einmal in dasselbe eintritt.

Allerdings fühlen sich einzelne weiße Leute, vorzugsweise kanadische Franzosen, anscheinend wohl unter ihnen und heirathen besonders häufig in Honoratiorenfamilien, deren Oberhäupter

mit blau, roth und gelb angestrichenen Gesichtern einen überaus imposanten Anblick geben. Dem nur einigermaßen civilisirten Menschen dreht sich aber der Magen um, wenn er den furchtbaren Schmutz sieht, in dem diese halb thierischen Menschen existiren.

Gleich bei meinem Eintritt in das in einem weiten Kreis gebaute Wigwamlager traf ich auf ein paar gelbbraune Megären, die sich aus Rindermilz, Gedärmen und Schmutz ein Ragout zusammenhackten, das Einem hätte den Appetit für Fleisch auf Jahre lang benehmen können. Es waren wirklich zwei Scheusale, wie man sie nie so wahr und treu malen könnte, denn der Unrath, der an ihnen und ihren zerfetzten Kleidern klebte, würde auf der Leinwand nur immer wieder romantisch aussehen, aber nie den Eindruck hervorbringen, den die Wirklichkeit sich im Nu erzwang.

Junge Squaws kamen ebenfalls herbei, und kleine Kinder in Masse, aber keins von allen hatte wohl seit Monaten Wasser — oder seit Lebenszeit Seife gesehen, und der Effect blieb bei allen genau derselbe. — Und wie sah es erst in ihren Hütten aus, wo sie die Abfälle der Weißen — alte Lumpen und Gott weiß, was sonst noch für Gerümpel — aufgehäuft hatten! Aber es waren das auch eigentlich keine rechten Wilden mehr, die, stolz auf ihre Armuth, nur Alles, was sie selber brauchten, auch selber in der ihnen eigenthümlichen Weise anfertigten. Jedenfalls von ihren früheren Raubzügen hatten sie eine Menge von Dingen in diese Heimath geschleppt, die sie früher nicht einmal dem Namen nach gekannt, oder deren Gebrauch sie nur errathen. Koffer und Mantelsäcke standen da, die Frauen bedienten sich bei ihrer Perlstickerei kleiner, sauber gearbeiteter Nähkästchen, in denen sich Nadeln, Scheren, Zwirn, Fingerhut, Knöpfe — und was wußten sie von Knöpfen — wie alle anderen nöthigen Dinge befanden. Ja, sogar — unglaublich, aber wahr — einige Crinolinen fanden sich zusammengebunden unter dem übrigen Plunder, und der Dolmetscher versicherte mir, daß sie dieselben zu Zeiten benutzten — oh, wer sie da sehen könnte! Aber sie thun das nur weit draußen in der Prairie, wo ihnen freilich die Cactuspflanzen etwas im Weg sein werden. Doch Damen schrecken

selten vor kleinen Uebelständen zurück, wenn es gilt, eine neue Mode auszubeuten.

Bigmouth oder Großmaul saß gemüthlich in seinem Zelt und rauchte mit sich selber seine Friedenspfeife. Seine Tochter war ein nicht häßliches und noch junges, wenn auch ziemlich derbes Mädchen, nur mit dem Erbfehler behaftet, der ihrem Vater seinen Beinamen gegeben hatte. Sie nahm sehr erfreut eine Handvoll Glasperlen, die ich ihr gab, wie Bigmouth etwas Tabak, und ich durfte dann an derselben Spitze ziehen, die er noch eben zwischen den unappetitlichen Lippen gehabt, — aber sie zu verweigern, hätte Mangel an guter Lebensart gezeigt. Ich durfte mich dessen nicht schuldig machen.

Unsere Unterhaltung war sehr einsilbig, denn der Dolmetscher hatte anderweitig zu thun. „Hau!" sagte ich, als ich das Zelt betrat. „Hau!" sagten er und die Tochter, und damit war der Schatz meines Wörterbuches erschöpft; aber wir unterhielten uns doch ganz gut mit einander, indem wir uns gegenseitig betrachteten und gegenseitig die Pfeife herüber und hinüber gaben, die er dann jedesmal, wenn sie ausgeraucht war, wieder mit frischem Killikinik (Tabak und Weidenrinde) füllte.

Der Killikinik raucht sich übrigens ganz angenehm. Die äußere Rinde der Zweige einer bestimmten Weidenart (der sogenannten Trauer- oder Hängeweide) wird vorher entfernt und dann die untere abgeschabt, getrocknet, zerbröckelt und unter den Tabak gemischt, dem sie etwas sehr Mildes und Aromatisches giebt.

In North Platte hatte sich indessen das Gerücht verbreitet, daß die heute eintreffenden Indianer einige weiße Gefangene, weiße Frauen und Kinder, die sie vor etwa zwei Monaten bei einem Ueberfall von Fort Kearney und dem Little Blue geraubt, mit hierher bringen und gegen ein paar von den Pawnees gefangene Squaws austauschen würden, und einer der ausgesandten Läufer bestätigte das auch endlich. Der sich unter den Wilden befindende Dolmetscher hatte sie schon unter seinem Schutz, und Alles erwartete jetzt mit Ungeduld den Augenblick, wo die armen Verlorenen wieder einem menschlichen Leben und den Ihrigen zurückgegeben werden

sollten. Was hatten sie nicht Alles in der kurzen Zeit unter den wilden Horden und in dem wilden Leben erduldet! Und Alles sah jetzt gespannt der Richtung entgegen — dem Süden, — von woher man den Schwarm erwartete.

Endlich entdeckte ich kleine, dunkle Haufen mit meinem Teleskop, die den im Süden liegenden Hang in unregelmäßigen Trupps nieder kamen und sich zu dem Südplateau hinabzogen, in dessen Thal sie bald darauf wieder aus Sicht verschwanden. Aber noch lag eine weite Strecke Prairieland zwischen ihnen und uns, und die Abenddämmerung lag schon auf der Steppe, ehe sie sich dem indianischen Lager näherten.

Jetzt kam Leben in das sonst ziemlich stille Nest, denn Alles strömte hinaus, um nicht sowohl die eintreffenden Indianer, als besonders die Gefangenen zu sehen.

Du lieber Gott, es war ein trauriger Anblick, den ich nie im Leben vergessen werde! Die armen Mädchen trugen noch dieselben Kleider, in denen man sie vor nun fast zwei Monaten geraubt, aber natürlich zerrissen und zum Aeußersten schmutzig — wie eine indianische Squaw. Sie saßen zu Pferde nach Männerart, mit Leggings an den Füßen und Moccasins. Es waren drei, eine von ihnen mit einem kaum sechswöchentlichen Kind auf dem Arm, das sie draußen in der Prairie geboren, und zwei kleine prächtige Knaben, der eine etwa fünf, der andere vielleicht sieben Jahre alt.

Zwei von den Frauen, beide zwischen siebzehn und zwanzig Jahren, und aus Schottland stammend, waren Schwestern, und die beiden Knaben ihre Brüder. Die ganze Familie war geraubt worden, als sich der Vater gerade von Hause befand, nur ein kleines Mädchen hatte sich verkrochen gehabt. Das andere Mädchen, vielleicht vierzehn Jahre alt, mit hellblonden Haaren, stammte ebenfalls unverkennbar entweder aus Deutschland oder Schweden; man wußte es nicht, denn sie hatte bis jetzt noch keine Frage beantwortet.

Heut Abend durften sie aber auch wahrlich nicht mehr mit irgend etwas belästigt werden, denn sie schienen so ermüdet, daß sie sich kaum auf den Pferden halten konnten. Im Hause befanden sich einige Damen, deren Schutz und Pflege sie augenblicklich übergeben wurden, und dann brachte man sie nur erst

vor allen Dingen in ein Waschzimmer, um sie von Grund aus zu reinigen. Die kleinen Jungen, ein paar prächtige kleine Kerle, wurden indessen in die Barbierstube geholt, um dort ihre Haare abgeschnitten zu bekommen. Der Kleinste schien schon der Liebling seiner neuen indianischen Mutter geworden zu sein, denn er trug ein Paar allerliebst gestickte Moccasins an den Füßen und eine Schnur bunter Glasperlen um den Hals. Aber auch die Kinder waren scheu und schon halb verwildert, und erst als ich ihnen Zuckerwerk aus dem nächsten Laden holte, schienen sie in etwas aufzuthauen.

Am nächsten Morgen versuchte ich mein Möglichstes, das jüngste von den Mädchen mit den blonden Haaren zum Reden zu bringen, aber umsonst. Ich that es in Englisch, Deutsch und Französisch, sie verrieth aber nicht einmal durch ein Zeichen nur, daß sie auch das Geringste davon verstand. Fast wie blödsinnig sah sie stumm und scheu vor sich nieder und lächelte nur manchmal — aber daß es Einem das Herz hätte zerschneiden mögen. Wohl mag es sein, daß das arme Kind den Verstand verloren, als sie von diesen wilden Bestien überfallen und bei Nacht und Nebel aus ihrer Heimath fort in die öde Steppe hineingeschleppt wurde. Sie war einen Tag früher als die Uebrigen von einer andern Bande am Little Blue geraubt und dann zu den Anderen gebracht worden, hatte aber auch schon damals keine weitere Frage beantwortet, als daß sie eben vom Little Blue komme. Sie that, wie die anderen Mädchen aussagten, Alles, was man ihr auftrug, rasch und willig, sprach aber kein Wort und hielt sich immer still und allein.

Fort Kearney, wo die jungen Schottinnen wohnten, deren Onkel auch gekommen war, um sie abzuholen, lag übrigens nur wenige Meilen vom Little Blue entfernt, und am nächsten Morgen verließ sie mit den Uebrigen North Platte, um von Fort Kearney aus hinüber in ihre Heimath geschafft zu werden.

Die neu angekommenen Indianer, die wild genug auf ihren Pferden aussahen und dem Frieden auch anfangs nicht so recht zu trauen schienen, sprangen jetzt aus den Sätteln ihrer arg mitgenommenen Pferde und quartierten sich bei den schon im Lager befindlichen Ogellala-Sioux ein, — die Pferde

wurden hinaus auf die dürftige Weide getrieben, und bald deckte die Nacht die Müden und gab ihnen Ruhe, um sich für den morgenden großen Rath vorzubereiten.

6.

Der indianische Pau-Wau oder die Rathsversammlung.

Am nächsten Morgen sollte also dieser langbesprochene Council zwischen den Weißen und Indianern stattfinden, um den Frieden wieder zwischen ihnen herzustellen. Wie war aber eigentlich der Krieg entstanden? und ist es wahr, was viele Blätter zu verbreiten suchten, daß die „Rothhäute" nur durch die Südstaaten, die den Norden da oben beschäftigen wollten, aufgehetzt, den Kampf in der verzweifelten Hoffnung wieder aufgenommen hatten, die Bleichgesichter von dem amerikanischen Continent zu fegen und auf's Neue ein großes Volk zu werden?

Der Verlauf der Rathsversammlung selber, — die Forderungen, welche von den Indianern aufgestellt wurden, zeigten nur zu deutlich das Haltlose einer solchen Behauptung. Aber mehr noch als dadurch wurde ein Licht über die Vorgänge im indianischen Gebiet durch den Bericht eines Commissars geworfen, den die Staaten selber früher abgesandt hatten, um die eigentliche Ursache der indianischen Unruhen zu erforschen und wo möglich wieder freundliche Beziehungen herzustellen.

Der Krieg war der Regierung unbequem, aber auch natürlich nicht mehr. Hoffnung auf Erfolg hatten diese unglücklichen, zersplitterten und schon halb aufgeriebenen Stämme jedoch nie.

Zu diesem Commissar war Colonel S. F. Tappan ernannt, und leider stellte sich jetzt bald heraus, daß nichts als ein gemeines Wahlmanöver den ganzen Grund zu dem Blutvergießen und dem Unglück vieler unschuldiger Familien — rother sowohl als weißer — gegeben hatte.

Colorado war noch Territorium, wünschte aber als Staat in die Union aufgenommen zu werden, um seinen Gouverneur in den Congreß senden zu können, und bedurfte zum Abstimmen über diese Sache, da die Einwohnerzahl nicht ausreichte, wenigstens ein oder zwei Regimenter Soldaten. Man hatte dabei den richtigen Zeitpunkt versäumt, als die beiden Colorado-Freiwilligen-Regimenter noch im Staate standen. Jetzt war das zweite Regiment nach Missouri verlegt, und das erste sollte ebenfalls aus dem Westen zurückbeordert werden, da nicht der geringste Grund vorlag, es in dem vollkommen friedlichen Land zu lassen. Damit wäre aber dem Territorium auch die letzte Hoffnung entzogen worden, und das mußte unter jeder Bedingung verhindert werden.

Aber wie? — Nur durch einen indianischen Krieg war das möglich. Brach dieser aus, so konnte man nicht allein keine Truppen aus der bedrohten Gegend ziehen, sondern mußte sogar noch mehr hineinwerfen, und da sich kein Krieg von selber einstellen wollte, wurde er thatsächlich und mit der grausamsten Vorberechnung gemacht. Was lag an den Indianern! Die westlichen Indianer betrachten sie ja doch nur wie Wölfe, die ihre Grenzen umschwärmen, und wenn es auch erklärlich ist, da die Indianer in der That schon manche entsetzliche Grausamkeit verübt haben, traurig bleibt es immer.

Der Krieg wurde also, wie gesagt, gemacht, und Colonel Tappan, der amerikanische Commissar, sagt darüber Folgendes:

„Ein kleiner Trupp Indianer lagerte unweit Denver, und ein Bursche Namens Ripley fand sich, der erklärte, daß ihm diese Indianer Vieh gestohlen hätten. Das genügte. Lieutenant Dunn wurde beordert, das gestohlene Vieh zurück zu holen und die Indianer zu entwaffnen und gefangen einzubringen. Lieutenant Dunn hat das selber ausgesagt. (Senate Executive Document 39. Congreß Nr. 26.) Er fand kein gestohlenes Vieh bei den Indianern: wahrscheinlich aber mit dem Zweck seiner Sendung vertraut, führte er trotzdem die übrigen Befehle aus. Er befahl seinen Leuten, abzusteigen und die Indianer zu entwaffnen. Diese widersetzten sich aber, ein Kampf entstand, ein oder zwei Soldaten wurden getödtet, ein Indianer tödtlich verwundet, und das genügte vollkommen.

„Sämmtlichen Indianern wurde der Krieg erklärt und Truppen ausgesandt, um sie, wo und wann man sie antreffen könne, zu tödten. Major Downing griff ein Indianerdorf in Cedar Canyon an. Ohne sie zu irgend etwas aufzufordern, eröffnete er sein Feuer auf Männer, Frauen und Kinder, marschirte dann wieder ab und machte seinen Rapport, daß der indianische Krieg in vollem Ernst begonnen habe, 127 Indianer getödtet &c. &c.

„Lieutenant Eyre mit einem Commando ging dann nach Smoky Hill. Die einzigen Indianer, die er tödtete, waren ein Vater mit seinem Sohn, Lean Bear, ein Häuptling der Cheyennes. Lean Bear, der Truppen durch das Land ziehen sah und keinen Grund dafür wußte, nahm seinen Sohn und ging ihnen mit einer weißen Fahne entgegen. Sie wurden Beide wie Wölfe niedergeschossen, mit kaltem Blute und gegen alle Gesetze des Völkerrechts ermordet. Natürlich schraken die Indianer empor und konnten gar nicht anders glauben, als daß die Weißen es darauf abgesehen hätten, sie einfach zu vernichten. Schon ihrer Selbstvertheidigung wegen mußten sie da den verzweifelten Kampf aufnehmen. Ihre Frauen und Kinder mußten sie schützen, und wo ist der Mann — ehrlos und verderbt genug, — der sie deshalb tadeln könnte? Seit der Zeit hat der furchtbare Conflict gewährt, und nicht allein auf Kosten großer Summen und werthvolleren Lebens, nein, auch auf Kosten der Ehre der Vereinigten Staaten. —

„Während des Sommers 1864 wüthete dieser Kampf, in welchem die Weißen die Indianer in Bestialität zu übertreffen suchten. Sie schonten weder Männer, Frauen noch Kinder, während die Indianer dagegen einige gefangene Frauen und Kinder wieder in ihre Heimath sandten.

„Indessen drängte der Gouverneur immer heftiger um die Rückkehr des zweiten Colorado-Regiments (da nur dieses in Colorado stimmen konnte) und um die Bildung eines dritten zur Unterstützung in dem indianischen Aufstand. Das geschah denn auch, und außerdem wurde ein neues Regiment geschaffen, das unter dem Befehl von Chivington am Sandcreek über einen kleinen, unter dem Schutz unserer Flagge stehenden Trupp Indianer herfiel und mit kaltem Blute 40 bis 50

Krieger und 120 Frauen und Kinder mordete und verstümmelte. — Der 20. November 1864, der Tag dieses Blutbades am Sandcreek, wird stets eine Schmach für die Unionstruppen bleiben.“ —

So weit der Berichterstatter der Regierung selber, und das Herz dreht sich Einem in der Brust um, wenn man nur zum Beispiel die Einzelheiten jenes niederträchtigen und durch nichts in der Welt gerechtfertigten Ueberfalls Chivingtons hört, der nicht etwa deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, sondern jetzt einen einträglichen Posten weiter südlich bekleidet.

Aber das Unglück war geschehen — Colorado erreichte seinen Zweck, denn es schwärmte dort bald von Truppen, und jetzt sollten diese armen Rothhäute nun wieder beruhigt werden. Dazu war eben diese Rathsversammlung eingeleitet und angeordnet, und wir wollen jetzt sehen, wie sie ausfiel.

Irrthümlicher Weise war in der amerikanischen Presse das Gerücht verbreitet worden, daß die Indianer vorzugsweise nur den Vollmond zu ihren Rathsversammlungen wählen. Es scheint mir aber weit eher, daß dieser Zeitpunkt von den Weißen festgestellt wird, um den Rothhäuten, die wenig von einem Datum wissen, einen festen und von Allen gekannten Tag zu bestimmen.

So war auch diesmal die Versammlung auf den Vollmond anberaumt worden, aber eine volle Woche verging noch fast — vom 13. bis auf den 19., — ehe die verschiedenen Häuptlinge, von denen einige wohl kein recht reines Gewissen hatten, eingebracht werden konnten. Die Versammlung fand denn auch in der That nicht bei Vollmond, sondern mit dem letzten Viertel statt, und es war zu dem Zweck mitten in dem indianischen Lager ein Doppelzelt als sogenannte Council Lodge aufgeschlagen worden, in welchem sich Indianer und Weiße gegenübersitzen konnten.

Die Commission of peace (Friedens-Commission) bestand aus: General-Lieutenant W. Tecumseh Sherman, General W. S. Harney — den Indianern aus früheren Kriegen wohlbekannt und von ihnen „das lange Messer“ genannt —, J. B. Henderson, Senator von Missouri, N. G. Taylor, Commissar indianischer Angelegenheiten, General-Major Terry

(Departement Dacotah), General J. B. Sanburn, Colonel S. F. Tappan und A. S. White, Secretär.

Von indianischen Häuptlingen waren dagegen anwesend: Jtschakaneschi, der stehende Elk, ein riesiger Sioux brûlé, Sintegalischka, der gefleckte Schweif, ebenfalls Sioux brûlé, der sich bis jetzt den Weißen besonders freundlich gezeigt, Miwataneanska, der große Mandan-Sioux, Djola, der Pfeifer, Sioux-Ogellala, Matalusa, der schnelle Bär, ebenso; Papesto, die scharfe Nase, ebenso; Tokuiska wi, die weiße Muschel, mit dem Beinamen Rothnase, ebenso; Jtchonka, Großmaul, ebenfalls Sioux-Ogellala, Wagalikehu-huka, Truthahnbein, Cheyenne-Indianer, der kleine Wolf, ebenfalls Cheyenne, und dann noch einige hervorragende Krieger, die aber keinen Namen führten. Unter ihnen die hervorragendsten: Gehauene Nase, Cheyenne; der Pawnee-Tödter, Sioux; der böse Hund, ebenso; der Mann, der unter dem Boden geht, ebenso; und Chunkaka Kuchela, das niedere Pferd, ebenso.

Von allen diesen erregte aber Wagalikehu-huka, der Cheyenne, von den Amerikanern turkey leg genannt, die größte Aufmerksamkeit, denn er gerade war jener wilde Häuptling, der vor kaum vierzehn Tagen, nahe der kleinen Eisenbahnstation Plum-Creek, auf der Strecke zwischen North Platte und Omaha, den Güterzug Nachts von den Schienen geworfen und verbrannt und alles an Mannschaften, was in seine Hände fiel, erschlagen und scalpirt hatte, und wahrlich, er sah aus, als ob er dazu fähig sei.

Es war eine grobknochige, derbe Gestalt mit einem langen Gesicht, großem Mund und kleinen, tückischen Augen, das Gesicht dabei völlig grüngelb angemalt. Nie verzogen sich auch diese Züge zu einem freundlichen Lächeln, wie es so oft bei allen anderen der Fall war. Ich bin fest überzeugt, der Mann lachte nur, wenn er den blutenden Körper eines Besiegten zu seinen Füßen sah, und eben so wenig Erbarmen war wohl von einem Hai zu erwarten, als von ihm. Still und brütend nur saß er da in seiner Ecke, und dazu mochte auch das wohl viel beitragen, daß er sich nur mit wenigen der übrigen Indianer verständigen konnte. Die Cheyennes und Sioux betrachten sich allerdings als Ein Volk und heirathen

sogar untereinander, sprechen aber eine ganz verschiedene Sprache und scheinen sie nur wenig gegenseitig zu lernen.

Die Friedens-Commission hatte sich schon lange versammelt, bis die Häuptlinge alle herbeigebracht werden konnten; dann kauerten sich die letzten in einem Halbkreis in ihrem Zelttheil nieder, während später Kommende die Mitte ausfüllten. Die Commission nahm auf Stühlen Platz, die verschiedenen Reporter oder Berichterstatter suchten sich soviel wie möglich einen guten Stand zu verschaffen, und dann preßte sich, was sonst an neugierigem Volk herein konnte, in liebenswürdiger Unverschämtheit in den Kreis und konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden, den Zwischenraum zwischen Commission und Indianern vollständig auszufüllen.

Unter den Wilden zeichneten sich besonders einige Sioux aus, die nicht zur eigentlichen Versammlung gehörten, sondern schon in regelmäßigem Solde der Regierung standen. Sie trugen schwarze, an der Seite aufgeschlagene Calabreserhüte mit einer gelben Schnur darum und einem Messingschild, auf dem sich der amerikanische Adler befand, am Hut auch eine kleine schwarze Straußenfeder. Sonst schien keine besondere Mode bei den Indianern vorzuherrschen, die fast alle in verschiedenfarbige Decken eingehüllt saßen. Auch mit der Bemalung ihrer Gesichter waren sie nach eigenem Geschmack verfahren. Einige hatten sich, wie Truthahnbein, ganz grüngelb angestrichen, einer dazu mit blauen Punkten längs der Kinnbacken, ein anderer mit solchen auf den Backen, andere waren vollkommen roth gemalt, wieder andere gestreift, und diese Malerei wechselten sie mehrmals am Tage, je nach Laune oder Geschmack. Einer von ihnen hatte sogar einmal für ein paar Stunden einen braunen Schleier über sein hübsches Gesicht geschlagen, und außerdem trugen sie auch noch Ringe in den Ohren, große runde Silberverzierungen auf dem Rücken hinab, Perlen und Perlmutterschmuck und tausend andere Dinge.

Matalusa, der schnelle Bär, eröffnete die Versammlung durch eine kurze Anrede, nachdem vorher die Friedenspfeife im Kreise herumgegangen, und sagte darin nur, daß die Indianer froh des Friedens und hergekommen wären, um sich mit ihren weißen Brüdern darüber zu besprechen.

Einer der Commissare, N. G. Taylor, unter welchem die Leitung der indianischen Angelegenheiten stand, erhob sich jetzt, und mit dem Dolmetscher neben sich — die Verhandlung wurde in der Sprache der Sioux geführt — begann er folgendermaßen:

„Freunde, Euer erhabener Großvater (Great grandfather, der Präsident der Vereinigten Staaten) hat gehört, daß Unfrieden in der Ebene und Blut vergossen ist. Sein Herz trauert darüber. Er hat den großen Häuptling gesandt, um zu sehen und zu hören, was böse sei. Ihr seht hier den großen Kriegs-Häuptling, General Harney (General Harney war eine große, ehrwürdige Gestalt mit schneeweißen Haaren), den großen Feldherrn der Ebene, General Shermann, einen großen Friedenshäuptling und Andere, und zuletzt mich, den Commissar und Superintendenten Eurer Angelegenheiten. Wenn Euer Vater im Osten Euch nicht liebte, würde er nicht so viele große Häuptlinge senden. Wir sind gekommen, um Alles zu untersuchen. Sprecht frei und wahr. Ist Euch Unrecht geschehen, so soll es abgeändert werden. Sprecht, und die großen Häuptlinge der Weißen werden es beachten, niederschreiben, überlegen und Euch antworten. Wenn Ihr Unrecht gethan, so werdet Ihr es einsehen. Krieg ist böse, Frieden gut. Wählet immer das Gute. Laßt uns deshalb den Tomahawk begraben und die Friedenspfeife rauchen, damit wir wie Brüder leben. Sprecht jetzt Eure Meinung."

Ich muß hier erwähnen, daß die Rede nur in sehr kurzen Sätzen ausgesprochen, und diese dann jedesmal von dem Dolmetscher gleich übersetzt wurde, was das Niederschreiben derselben sehr erleichterte.

Nachdem der Friedens-Commissar gesprochen, entstand eine Minuten lange Pause, und einige der Indianer flüsterten leise mit einander. Endlich erhob sich Sintegalischka, der gefleckte Schweif, eine edle Gestalt mit einem ausdrucksvollen, fast gutmüthigen Gesicht, und sagte ruhig, indem er dicht an die Weißen trat:

„Wir wissen, daß Ihr es gut meint, wir wollen Euch Alles sagen. Von Nord nach Süd sind wir hergekommen, aber überall beklagen sie sich über die eisernen Straßen, welche

die Weißen durch unser Land bauen. Die Weißen ordnen diese Straßen durch unser Land an und vertreiben unser Wild. Wir haben bald nichts mehr zu leben. Ich bin ein Freund der Weißen. Ich wohne an diesem Flusse. Das ist der Grund des Krieges: diese beiden Straßen. Wir wollen sie nicht haben; sie gehen mitten durch unsere Jagdgründe. Hört auf unsere Worte! gebt nur diese beiden Straßen auf. Wir brauchen Wild zum Leben. Legt Eure Straßen längs der Flüsse, aber setzt diese nicht fort. Das ist die einzige Art, um friedlich mit uns zu leben. Ja, wir wollen arbeiten, aber erst, wenn wir kein Wild mehr haben. Wenn der Fall eintritt, werde ich es unsern großen Vater wissen lassen. Unser großer Vater soll befehlen, daß die beiden Straßen aufhören. Wild ist hier genug; der Boden gehört den Indianern. Wir wollen nichts wegen dieser Straße sagen.*) Unser großer Vater wird uns für das Land entschädigen. Nun sprecht Ihr, wir Alle horchen. Die Häuptlinge warten, macht unsere Herzen froh. Wir freuen uns, Dolmetscher mit uns zu haben, wir wünschen auch die Händler zurück. Helft uns."

Der „Mann, der unter dem Boden geht", trat jetzt auf. Er trug einen ächt indianischen, grün gefärbten Lederrock, mit ledernen Fransen, Glasperlen und Scalphaaren verziert.

„Seht diesen Rock an," sagte er ruhig. „Ihr tragt andere Art, unser ganzes Leben ist ein anderes. Ihr habt mir hier dies Papier gegeben, und wenn Ihr mir heute gute Worte sagt, Ihr Häuptlinge, so werde ich Euch wieder lauschen.

---

*) Es ist hier nöthig, zu bemerken, daß die Amerikaner drei Eisenbahnen im Angriff haben. Die eine, an der wir uns befanden, geht von Chicago nach Omaha, und von da an in fast genau westlicher Richtung durch den ganzen Continent dem Stillen Meer entgegen. Das Land hier ist nicht wildreich, und die Indianer beanspruchten nicht das Aufhören derselben. Anders aber war es mit den beiden anderen, nördlich und südlich. Die eine von diesen führt nach den neu entdeckten Gold-Regionen am Powder-River, die andere, die sogenannte smokyhill read, durch Kansas und also ebenfalls durch die Ebene nach Californien. Diese beiden durchschneiden aber in der That die wildreichsten Districte der Ebenen, und deshalb fürchten die Indianer mit Recht, daß ihnen durch sie ihr Lebensunterhalt abgeschnitten wird.

Aber dies Papier hat mich arm gemacht.*) Wir haben viel gelitten. Wir brauchen zu unserem Leben Fleisch, das sich auf der Prairie genährt hat. Meine Arme sind nicht lang, aber ich halte sie über mich und hoffe, daß ich dem lauschen kann, was Ihr mir sagt. Jetzt sind eiserne Wege überall, hebt die Straßen auf. Unsere Hände sind lang, unsere Schultern breit, wir können fast dahin reichen, wo unser großer Vater wohnt. Lasset unser Wild in Frieden, und Ihr werdet Leben behalten. Wir sind Alle verwandt zusammen, Cheyenne und Sioux. Ich hoffe, Ihr werdet uns etwas geben. Ich bin klein, aber verheirathet, unser Wild wird wenig, gebt uns Munition, daß wir Wild für unsere Kinder haben." — Damit zeigte er seine Papiere vor und zog sich dann mit den Worten: „Ich habe Euch die Wahrheit gesagt", zurück.

Jetzt trat der Pawnee-Tödter auf.

„Weshalb hat Euch unser großer Vater hierher gesandt? Um uns gut zu thun? Ist das wahr? Wir sind nicht unsere Viele — was wir verübt haben, ging nicht von uns aus (wir tragen nicht allein die Schuld). Die Ursachen des Krieges sind die beiden Straßen im Norden und Süden. Dort ist unser Wild. Brecht die Straßen ab, und Ihr habt Frieden für immer. Zieht auch Eure Soldaten fort, und Weiße sollen unbelästigt reisen, wohin sie wollen. Wollt Ihr Frieden, so gebt uns Waffen und Munition."

Jetzt trat der Cheyenne Truthahnbein auf, und als er sich erhob und vorkam, sagte General Sherman zu den neben ihm Sitzenden: „Das ist der Bursche, der den Zug aus dem Gleise geworfen hat."

„Als freundliche Empfehlung," bemerkte Einer der Commission.

Wagalikehu-huka sah finster wie immer aus. In seine dunkle Decke gehüllt, daß nur das gelbgrüne Gesicht unheimlich daraus vorleuchtete, kauerte er sich vor den Weißen nieder.

---

*) Freundlich gesinnte Indianer erhalten von den Commissaren häufig Pässe, worin gesagt wird, daß sie gut und friedlich sind, und man bittet, ihnen nichts in den Weg zu legen oder ihnen Grund zu einer Klage zu geben.

Neben ihm nahm der schwarze Bär, als Dolmetscher in der Sioux-Sprache, und neben diesem der andere Dolmetscher Platz. Truthahnbein trug einen schwarzen Hut auf dem gelben Gesicht und sagte nach kleiner Pause in seiner Sprache, die aber lange nicht so melodisch klang, als die der Sioux:

„Ist es Wahrheit, daß Euch der große Vater gesandt? Werden die Weißen, welche die Straße bauen, auch auf das hören, was Ihr ihnen sagt? Seid Ihr Häuptlinge, so sagt unserem großen Vater, daß er die Straßen aufhören macht. Wir werden nie Reisende stören, sondern in Frieden leben. Alle Stämme sind vereint. Ihr alten Leute sitzt hier und berathet Frieden, und vielleicht sind Eure jungen Leute indessen draußen und verüben Böses. Ihr habt nach mir geschickt, ich bin gekommen und habe Euch die Hand geschüttelt. Gebt uns Gewehre und Munition, daß unsere Herzen froh werden. Schickt uns auch die Händler zurück."

Jetzt trat Großmaul auf und rechtfertigte seinen Namen. Er sprach sehr laut, rasch und pathetisch. Er schien der Spaßvogel der Versammlung.

„Freunde, Sioux! Horcht! Im Norden leben viel Ogellalas, im Süden die Brûlés, ich in der Mitte. Ich bin stark und wünsche stark zu sein und möchte gehört werden. Hat Dich Großvater wirklich gesandt? Ich bin Häuptling, Ihr auch!"

Dann wandte er sich plötzlich von den Weißen ab und gegen die Indianer, denen er anfing den Text zu lesen. Der Glanzpunkt seiner Rede war aber unstreitig der folgende Passus, in dem er ihnen klar zu machen suchte, daß es ihnen gar nichts helfen würde, wenn sie einzelne Weiße tödteten.

„Die Weißen sind zahlreich," sagte er, „sehr zahlreich, und werden Euch von ihnen junge Leute getödtet, so weint und klagt Ihr um sie. Ihr dagegen tödtet Weiße, aber was nützt das? — Niemand weint um sie."

Dann schloß er gegen die Commission mit derselben Forderung wie die Uebrigen. „Gebt die Straße auf. Nehmt die Leute mit den hellblauen Hosen fort!" (Soldaten, die ihn in North Platte besonders geniren mochten, da sie den Verkauf von Whisky an die Indianer verhinderten, oder doch

erschwerten) und beendete seine Rede mit der fast poetischen Wendung, daß ihnen der Bau der Straße eben so viel Leid im Herzen mache, als ein Feuer in der Prairie.

Nach ihm sprach noch ein Indianer mit dem Beinamen: „Der Mann, der für seine Pferde fürchtet“.

„Was hat der große Vater gesagt? Die Fremden hören, was wir sagen, und stehen um uns herum, und wenn wir fertig sind, gehen sie fort und stecken die Prairie in Brand. Die jungen Leute tragen die Schuld, Weiße wie Indianer. Wenn Ihr meint, was Ihr sagt, so gebt uns Geschenke und macht unsere Herzen froh. Ich vergaß noch etwas. Ich lebte früher in Bear-Creek; wenn ich hier fort muß, möchte ich dorthin zurückgehen.“

Damit war dieser „Council“ geschlossen. Die Commissare dankten ihnen noch für die Offenheit und Wahrheit, mit der sie gesprochen, was durch ein grunzendes Hau! beantwortet wurde, und sagten ihnen, daß sie auf ihre Klagen morgen früh erwidern würden. Es seien wichtige Punkte und müßten reiflich überlegt werden.

Das war allerdings nur eine den Indianern selber abgelernte Höflichkeit, denn so gut General Sherman durch den Dolmetscher schon vorher die Wünsche der Indianer gekannt hatte, ebenso war die ihnen zu gebende Antwort entschieden bereit. Die wilden Krieger würden es aber als eine große Geringschätzung angesehen haben, wenn man ihnen so rasche Antwort gegeben hätte. Es wäre von Seiten der Weißen ein Zeichen der Mißachtung gewesen, indem man ihre Worte gar nicht würdigte darüber nachzudenken.

Man ging also in dieser Art rücksichtsvoll mit den Indianern um — man beobachtete wenigstens die Form, und konnte eigentlich nicht gut weniger thun.

Am Morgen des zweiten Tages, an dem die Schlußberathung sein sollte, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, die Indianer in ihrem Lager hätten von irgend wem Whisky bekommen, und rasten und tobten nun zwischen ihren Zelten herum. Natürlich könne die Schlußberathung heute unter keinen Umständen stattfinden, und es sei sogar lebensgefährlich, nur in die Nähe der Rasenden zu kommen, von denen

man kaum wisse, ob sie nicht einen Ueberfall der Stadt beabsichtigten.

Das indianische Lager war draußen in der Ebene, vielleicht achthundert Schritt von der Stadt entfernt, und ich ging natürlich gleich hinaus, um mich selber zu überzeugen. Wie ich es aber gedacht, fand ich die Sache auf das Fabelhafteste übertrieben, und bald stellte es sich heraus, daß die Indianer allerdings Whisky on the sly — d. h. auf heimlichen und verbotenen Wegen bekommen hatten, aber keiner von ihnen war betrunken — Bigmouth vielleicht ausgenommen, der ein wenig angeheitert sein mochte, was aber für die Versammlung selber keine Bedeutung hatte.

General Sherman, auf's Aeußerste darüber erzürnt, daß die Existenz der ganzen Versammlung durch irgend einen schurkischen Händler in Frage gestellt worden, beorderte von dem benachbarten Fort — über das ich später auch noch einige Worte sagen muß, augenblicklich einen Trupp Soldaten herüber und ließ vor jedes Trinkzelt, also eigentlich fast vor jedes Haus, zwei Posten stellen. Außerdem mußte aller Whisky, für die Dauer der Versammlung, ausgeliefert werden, und wer trotzdem noch etwas zurückbehalten hätte, wurde mit den schärfsten Strafen bedroht.

General Sherman setzte auch 500 Dollars Belohnung Jedem aus, der ihm den nennen würde, durch den die Indianer jedenfalls Whisky bekommen hatten, und die Dolmetscher versuchten dabei ihr Möglichstes, aber die Indianer schienen sich das auf eigene Hand besorgt zu haben, und verriethen den Verkäufer nicht.

Als spotted tail gefragt wurde, ob er Whisky getrunken habe und ob er glaube, daß die Versammlung stattfinden könne, sagte er ganz ruhig: „Ei gewiß — ich habe Whisky getrunken, aber ich kann so viel vertragen, wie ein Weißer. Laßt uns zusammenkommen!"

Der Morgen war aber dabei vergangen und es war halb zwölf Uhr geworden, ehe sich Alles, wie gestern, zusammenfand. Hier ergriff jetzt General Sherman das Wort, aber in einer für die Indianer höchst verhängnißvollen Weise, denn er sagte ihnen mit kurzen, klaren Worten und auf das Ent-

schiedenste, daß — nicht wie Sintegalischka meine — noch Wild vorhanden sei, um die Indianer ihr altes Leben fortführen zu lassen, sondern daß die Zeit gekommen wäre, wo sie ein neues Leben beginnen müßten.

Es wird dem Leser vielleicht nicht uninteressant sein, wenn ich ihm hier eine ganz kurze Beschreibung des Generals einschalte, der sich in dem letzten amerikanischen Kriege einen so bedeutenden Namen erworben hatte und überall geachtet und geliebt ist. Von Statur nicht übermäßig groß, aber schlank gewachsen, hat er etwas Rasches, Geschmeidiges in allen seinen Bewegungen, und erscheint stets vollkommen ungezwungen und frei. Sein Haar ist braun, in das Röthliche spielend, sein Schnurrbart hellblond, der kurz geschorene Vollbart etwas dunkler. Seine Nase ist gebogen, seine Augen sind hellbraun und lebendig, nie lange auf einem Fleck rastend, aber dem, mit dem er spricht, fest begegnend. Seine Züge tragen dabei den Ausdruck entschiedener Gutmüthigkeit, wenn auch kaum der Energie, die er damals auf seinem kecken Zug durch das feindliche Land und vor nichts zurückschreckend bewiesen hat. Sein ganzes Wesen macht aber einen entschieden günstigen Eindruck, und er hat das allgemeine Zeugniß, nicht allein ein ausgezeichneter Soldat, sondern auch ein guter Mensch zu sein.

„Wir haben Eure Reden gehört und wohl überdacht, und wollen sie jetzt beantworten," begann er: „Ihr sagt uns, daß die beiden Straßen die Ursache des Krieges sind, unsere Regierung behauptet aber, daß Cheyennes und Rappahus den Bau zugestanden haben. Die Straße ist seitdem mit Fuhrwerk und Eisenbahnen befahren, militärische Posten und Stationen sind daran errichtet worden, und Niemand hielt dies für einen Grund zum Kriege. Wir haben allerdings um eine andere Straße unterhandelt, aber die Regierung glaubte, daß Euch eine eiserne nichts schaden würde. Für uns dagegen ist sie besser, ja unumgänglich nöthig. Wir werden die Cheyennes im nächsten Monate am Arkansas treffen, sind sie geschädigt, werden wir es ihnen vergüten. —

„Aber die Straße muß gebaut werden.

„Der Powder-River-Weg mußte angelegt werden, um den

Weißen in jener Gegend Lebensmittel zuzuführen. Die Ansiedelungen daran haben weder Büffel noch Elk, noch Antilope gestört. Die Indianer jagen dort wie immer. Der große Vater glaubte, daß die Häuptlinge im letzten Frühjahr am Laremey ihre Zustimmung gegeben. Es scheint, daß einige das nicht gethan, und sie gingen zum Kriege. Wir geben die Straße nicht auf, finden wir aber bei unserer nächsten Versammlung am Laremey, daß sie in ihrem Rechte sind, so wollen wir sie bezahlen; der Friede muß hergestellt werden. Hat Jemand Ansprüche, so komme er dorthin zur Berathung.

„Ihr wollt Geschenke, besonders Munition, um zu jagen. Wir geben Euch Geschenke, denn Ihr habt Eure Jagd versäumt, um hierher zu kommen, aber nicht viel, bis ein Verständniß zwischen uns erzielt ist. Aber Ihr bekommt kein Pulver und Blei, denn Ihr habt vor Kurzem friedliche Leute damit getödtet. Einige von Euch griffen Eisenbahnen mit Uebermacht an, die Lebensmittel führten, selbst mit für Indianer. Dem gefleckten Schweif, dem schnellen Bär und den Häuptlingen ihres Stammes werden wir fast Alles geben, was sie wünschen, denn sie blieben friedlich; aber die Uebrigen mögen sich mit Bogen und Pfeilen behelfen, bis sie uns überzeugt haben, daß sie keine friedlichen Leute mehr tödten.

„Damit ist Alles beantwortet, was Ihr verlangt. Wir kennen den Unterschied zwischen Roth und Weiß. Ihr jagt, und nehmt dafür Kleider als Geschenke. Aber für Alles, was die Weißen haben, müssen sie hart und schwer arbeiten. Sie haben aber dafür auch gute Kleider, viel zu essen und schöne Wohnungen. Das Alles könnt Ihr ebenfalls haben, und wir glauben, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Ihr damit beginnen müßt.

„Mit unserer Hülfe könnt Ihr in wenig Jahren Heerden und Alles haben, wie es die Creeks, Chocktaws, Cherokesen und viele andere Nationen besitzen.

„Ihr seht, die Weißen dringen, trotz Allem, was Ihr dagegen thun könnt, von allen Seiten herbei. Noch ist gutes Land da, wenn Ihr aber nicht bald Euren künftigen Wohnort aussucht, so möchte es schon nächstes Jahr zu spät sein.

„Die smokyhill road wurde gebaut. Ihr sollt Ent=

schädigung dafür haben; unterbrecht Ihr aber den Bau derselben, so werden unsere Soldaten auf Euch losgelassen und Ihr von der Erde gefegt. Deshalb schlage ich Euch vor:

„Laßt alle Sioux mit den Cheyennes ein Land am Missouri wählen, dessen Eigenthum Euch für immer gesichert sein soll. Wir versprechen, alle Weißen daraus fern zu halten, ausgenommen solche Händler, die Ihr selber wählt. Dort baut das Land, errichtet Wohnungen und zieht, was Ihr braucht. Wir werden Euch in jeder Weise unterstützen und Euch Leute senden, die Euch und Eure Kinder in Allem unterrichten sollen, was sie brauchen. Auch die südlichen Indianer sollen eine ähnliche Heimath bekommen, südlich vom Arkansas.

„Viele Indianer haben Verträge abgeschlossen, aber ich fürchte, sie glaubten nicht, daß die Weißen so rasch in das Land strömen würden. Viele sterben, Andere kommen, und Versprechungen werden vergessen. Ihr seht selbst, langsame Ochsenwagen können die vielen Wanderer nicht mehr befördern; wir brauchen eiserne Straßen, und Ihr könnt sie nicht aufhalten, eben so wenig wie die Sonne oder den Mond. Ihr müßt Euch dem fügen und für Euch selber das Zweckmäßigste wählen.

„Wollt Ihr nach Osten reisen? Kommt und seht, wir werden Eure Reise bezahlen. Unsere Leute in Osten betrachten diesen Krieg als gar nichts Wichtiges — wenn sie aber erzürnt werden, schwärmen sie über die Prairie wie Büffel. Führt Ihr den Krieg fort, so werdet Ihr Alle getödtet werden.

„Wählt jetzt noch Eure eigene Heimath und lernt die Kunst von den Weißen, Euer Leben zu erhalten. Wir helfen Euch, wo wir können, und Ihr sollt alle Rechte der weißen Männer haben. Thun wir doch für die Indianer mehr als für die Weißen, die zu uns kommen.

„Diese Versammlung, müßt Ihr wissen, besteht aber nicht allein aus Friedens-, sondern auch aus Kriegshäuptlingen. Unser großer Vater ist gütig, wenn die Indianer freundlich sind; wollen sie aber den Krieg, so hat er uns befohlen, die Straßen und Weißen daran zu beschützen — und das bedenkt.

„Wir werden im November hier sein — bis dahin könnt Ihr jagen, aber in zwei Monaten müßt Ihr Euren Entschluß

fassen. Wir werden Euch und Eure Thiere ernähren, bis das Gras im Frühjahr wieder wächst, aber dann wählt Euch Euren Platz am Missourifluß, so nahe als möglich am Wasser, dort ist gutes Land, und was Ihr braucht, könnt Ihr leicht auf dem Fluß bekommen.

„Ueberlegt Euch jetzt, was ich Euch gesagt habe, und gebt mir im November Antwort.“ —

Das war General Sherman's Rede, und man muß gestehen, daß sie Hand und Fuß hatte. Er hielt nicht hinter dem Berge und sagte den Indianern mit einfachen, nackten Worten, was sie zu hoffen und zu fürchten hatten. Daß sie in mancher Hinsicht einer Widerlegung fähig gewesen wäre, will ich nicht leugnen, denn wenn er z. B. sagt, daß die Amerikaner für die Indianer mehr thun als für weiße Einwanderer, so ist das wohl sehr natürlich, und nur die Frage, ob sie genug thun, denn den Einwanderern haben sie kein Land weggenommen, sondern diese sind freiwillig zu ihnen gekommen und wollen hier ihr Glück machen. Aber im Ganzen sagte er doch den Indianern klar und einfach, was die Absicht der Weißen ist, um ihnen über ihre Zukunft keinen längeren Zweifel zu lassen. Er rieth ihnen wohlmeinend, den jetzigen, vielleicht letzten Moment zu benutzen, um für sich noch gutes und brauchbares Land zu wählen, und das Einzige, was ich an seiner Rede auszusetzen hatte, war, daß er etwas zu schnell sprach und den Dolmetscher drängte.

Lange nicht so scharf und entschieden, und weit mehr indianische Worte machend, war die Rede des Intendanten der indianischen Angelegenheiten, des Herrn Taylor, der zuerst noch einmal Alles wiederholte, was die Eingeborenen verlangten, und den guten Willen des „erhabenen großen Vaters“ aussprach, dann sich aber mit dem Wunsche, die Indianer zu überzeugen, so weit vergaß, diesen zu sagen: die Weißen wären mit den Straßen in ihrem vollen Rechte, und höchst komisch fast klang es dabei, daß er ihnen — den Wilden in der Steppe, einen Vortrag des bei den Weißen üblichen Expropriationsgesetzes hielt. Ganz abgesehen davon, daß ein Indianer nie begreifen wird, wie ein Häuptling das Recht haben kann, einem Indianer seinen Wigwam einzureißen, weil

er erklärt, daß er nicht darum hin, sondern über die Stelle selber wegreiten will, so schien er auch ganz vergessen zu haben, daß die Vereinigten Staaten selber wohl erst um Erlaubniß fragen müßten, wenn sie den Boden eines fremden Volkes, z. B. Kanada oder Mexiko, zu ihren Bahnen benutzen wollten. Derartige Sachen verwirren aber die Köpfe solcher einfachen Naturmenschen nur noch immer mehr und können wahrlich nie dazu dienen, sie von dem Rechte ihrer Unterdrücker zu überzeugen.

Im Ganzen wiederholte Herr Taylor viel, was General Sherman schon vor ihm gesagt hatte, und gestand endlich ganz naiv das Folgende ein:

Daß General Sanburn im Jahre 1865 den Vertrag über den einen Weg mit den Indianern abgeschlossen und man geglaubt hätte, sie seien alle damit einverstanden. Nachher sei aber der Cours der Bahn selber geändert und die Versammlung der Häuptlinge allerdings nicht dabei consultirt worden. Glaubten sie indessen, daß ihnen dadurch Schaden geschehen sei, so sollte ihnen dieser (wie weit, wurde nicht gesagt) sicher vergütet werden. Dann erging sich der Redner in einer weiteren Auseinandersetzung, daß sie eben die Straßen aus den und den Gründen nothwendig brauchten, und daß die Indianer den Bau derselben eben so wenig zurückhalten könnten, wie Sonne oder Regen, oder den wilden Zug der Büffel. Die Weißen hätten viel Geld und ließen sich nicht zurückhalten. Sie könnten vielleicht Einzelne tödten, aber die Soldaten würden über ihre Steppe schwärmen, wie jetzt die Heuschrecken, und die eiserne Macht würde sie zerschmettern.

Dann versuchte der Redner noch, den Indianern die Macht und den Reichthum der Weißen in für sie leicht verständlichen Worten, so wie weiter zu schildern, wie ihr Wild sicherlich vollkommen und für immer zerstört oder vertrieben werden würde, wenn sich eine solche Anzahl von Soldaten über die Prairie ergösse, ja, daß die Massen der Weißen von Osten und Westen herbeirücken würden, um sie zu zermalmen, und schloß dann mit der Versicherung, daß es die Weißen jetzt noch wirklich gut mit ihnen meinten.

Wieder entstand eine lange Pause. Zu viel des Neuen,

Unerwarteten war den Indianern hier mit Einem Mal geboten worden, und so viel mußten sie jedenfalls aus Allem herausgefühlt und verstanden haben, denn es war ihnen außerdem mit kalten, trockenen Worten wiederholt gesagt, daß ihre Hauptforderung: das Aufhören der Eisenbahnen, nicht erfüllt werden könne und würde. Möglich ist es aber auch, daß die Häuptlinge das schon vorher gewußt und in schlauer Weise nur das Größte verlangt hatten, um wenigstens soviel als irgend möglich zu erlangen. Keiner der späteren indianischen Redner berührte den Gegenstand wenigstens mehr auch nur mit Einem Worte.

Der gefleckte Schweif stand zuerst auf. Er schien erregt und nur das in Gedanken zu haben, daß ihnen General Sherman gesagt hatte, sie sollten weder Pulver noch Blei bekommen, bis man sich von ihrer Friedensliebe überzeugt hätte.

„Wir dachten, wir würden Freunde sein" — sagte er, — „Ihr habt jetzt zwei Tage hier gesprochen und keine bösen Worte sind gefallen. Ich bin ein Sioux — wir sind Alle die Nämlichen und sprechen gerade. Ich glaubte, wir würden freundlich scheiden. Ich habe immer mit den Weißen in Frieden gelebt. Ich spreche für Andere da draußen. Ich kam her, um Friedensworte zu hören — ich verkündete ihnen Allen die Worte — aber ich glaube, ich sprach eine Lüge. Ich glaubte, die Commissare kämen hierher, um Frieden zu machen. Wir kamen ohne Waffen. Als ich zu dem Lager kam, sagte ich den Indianern, daß ich mit den Weißen in Frieden lebe und glücklich sei. Ich brachte sie hierher. Nachdem ich das gethan, glaubte ich, Ihr würdet Mitleiden mit uns haben und ihnen Pulver und Blei und Zündhütchen geben, um froh nach Hause zurückzukehren. Seid gute Freunde, gebt diesen Leuten Munition, — es wird Euch keinen Schaden thun — sie brauchen nur wenig, um damit zu jagen. Ich bin ein Indianer, aber ich lausche den Worten der Weißen. Alles, was ich zu sagen habe: Gebt uns etwas Munition."

General Sherman äußerte sich hier gegen den Dolmetscher, daß er ja den freundlichen Sioux Alles versprochen habe, die möchten es dann vertheilen und die Verantwortlichkeit übernehmen. Der Dolmetscher aber meinte, daß das nicht an-

ginge, da die Eifersucht der Cheyennes zu sehr dadurch erweckt würde.

Der Mann, der unter dem Boden geht*), trat jetzt auf und sagte:

„Seht mich genau an. Ich bin klein und ein junger Mann — ein Ogellala, hier geboren — meine Väter lebten hier. Ich weiß mich der Zeit zu erinnern, wo wir in Frieden mit den Weißen lebten. Ich bin jung. Ich liebe die Weißen — es sind Freunde — wir theilten unser Wild mit ihnen. Jetzt werde ich ein Mann und habe Frau und Kinder. Ich möchte recht handeln an meiner Familie. Mein großer Vater hat Euch gesandt. Sintegalischka hat uns hergerufen. Wir kamen und hofften, daß wir uns freundlich treffen würden. Ich bin ein rother Mann — arm in der Prairie — Ihr seid reich. Wenn Ihr zu uns kommt, theilen wir mit Euch. Wovon lebt Ihr? Ihr schreibt die ganze Zeit. Wir wissen heute nicht, wohin wir gehen werden. Ich bin ein Indianer; ich kann kein Pulver machen, oder Kugeln oder Zündhütchen. Wohin sollen wir gehen? Gebt uns Munition."

Nach ihm sprach Pawnee-Tödter:

„Ich bin kein Häuptling, sondern nur ein Krieger. Unser großer Vater ist gut, aber ich auch. Ich stehe nicht allein unter diesem Volke. Ich habe viele Freunde im Norden und Süden. Als wir im großen Rathe waren, schien Alles gut. Daheim sagten sie, wir hätten nicht recht gethan. Als wir aber hörten, daß Ihr Frieden machen wolltet, kamen wir rasch. Ich bin mit wildem Fleisch erzogen. Wenn jemals zwei kämpfende Nationen zusammenkommen, um Frieden zu machen, so sollten sie sich nicht vor einander fürchten, sondern Munition austauschen."

Jetzt kam Großmaul wieder, aber in seiner schwammigen Weise nur das Vorhergesagte wiederholend. Pawnee-Tödter's

---

*) Dieser Indianer hatte seinen Namen auf folgende Art erhalten. Er erschlug im Kampfe fünf Pawnees und mußte dann fliehen. Der ganze Stamm verfolgte ihn augenblicklich, konnte ihn aber nicht finden. Er war wie in den Boden hinein verschwunden. Er hatte sich in ein Loch unter eine Uferbank versteckt, wo er zwei volle Tage lag, bis er seine Flucht bewerkstelligen konnte.

Rede, besonders der Schluß, schien aber auf die Generale ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben. Die Herren Henderson und Taylor trauten nicht, die Generale Harny und Sherman aber waren ganz entschieden dafür, den Indianern Munition zu geben und ihnen dadurch volles Vertrauen zu zeigen. Nach kurzer Berathung trat dann noch einmal Herr Taylor zum Schlusse auf und sagte unter Anderem:

„Tapfere Leute, wenn sie Frieden schließen, meinen es ernstlich — keine Rede mit gespaltener Zunge. Wir haben gehört, was Ihr von Wild und dem nöthigen Bedarf für Eure Familien gesagt. Wir glauben und vertrauen Euch. Wir haben keine Munition mitgebracht, aber was da ist, sollt Ihr heute noch haben, und das Uebrige, was Ihr braucht, kann bis morgen hier sein. Wir haben Frieden geschlossen. Die Bedingungen sollen aber erst endgültig im nächsten großen Rathe am 3. November hier festgestellt und dann auch Alles durch Schriftstücke beglaubigt werden. Aber wir fühlen, daß der Friede schon jetzt abgeschlossen ist."

Damit war die Versammlung beendet. Und wie lange wird dieser Frieden dauern? Bis die Indianer auf's Neue zur Verzweiflung gebracht und dann rettungslos ausgerottet werden. Die Weißen haben wohl gut sagen: „Wir geben Euch gutes Land, geht hin und bebaut es," aber es ist das etwa dasselbe, als ob die Indianer uns Bogen und Pfeile geben und sagen wollten: „Kommt, wir wollen Euch zeigen, wie man sie gebraucht, und nun verdient Euch Euren Lebensunterhalt damit." Ein paar von uns lernten es vielleicht, der Rest würde rettungslos untergehen und verderben.

So ist auch der Untergang der Indianer unvermeidlich, denn die Civilisation rückt weiter und weiter und läßt sich eben nicht zurückdämmen. Beschleunigt aber wird dieser Untergang noch durch die Weißen selber ohne Noth, denn es ist ein öffentliches Geheimniß, daß betrügerische Agenten von jeher den rothen Mann um das Meiste betrogen haben, was ihm die Regierung zugestand und ehrlich in seine Hände zahlte. Selbst die Dolmetscher der Indianer sagen ganz offen: „Schickt uns nur ehrliche Agenten, und wir stehen Euch dafür, daß die Indianer den Frieden halten." Aber es scheint fast schwerer,

einen weißen Raben, als einen ehrlichen indianischen Agenten zu finden, und Alle, die es bis jetzt gewesen, haben sich, trotz unbedeutenden Gehalts, reich und vornehm in die Stille des Privatlebens zurückgezogen, während die Indianer, durch gebrochene Versprechungen gereizt, wieder und wieder ausbrachen und die Grenzen der Union mit dem Blut ihrer Opfer düngten. Ihnen mischte sich dann weißes Gesindel bei, verfehmte und dem Gesetz verfallene Gesellen, die nur noch außer der Union durch Raub und Plünderung ihr Leben fristen konnten, reizten sie zu Ueberfällen auf und zogen dann lachend mit ihrer Beute nach Neu-Mexiko, die armen, bethörten Wilden der Rache der mächtigen Weißen überlassend.

Was die Versammlung selber betrifft, so kann ich nur sagen, daß sie in würdiger Weise von beiden Theilen geführt wurde. Nur Eins — und ich weiß kaum, ob es nicht gerade eine Hauptsache ist — fiel mir dabei auf.

Es giebt nämlich dabei einen sehr großen Uebelstand, und zwar den, daß man zu diesen Dolmetschern mit den Wilden stets rohe, ungebildete Menschen, meistens kanadische Franzosen, nehmen muß, die selten im Stande sind, eine derartige Rede rasch zu fassen, und noch viel weniger so ohne Weiteres in die viel umschreibendere Sprache der Eingeborenen zu übersetzen. Auch begreift der Indianer nicht so schnell. Wenn er einen Satz bekommt, hält er ihn und überlegt ihn; indessen aber springt der Dolmetscher fortwährend auf neue über, und jener verliert rettungslos den Faden.

Auch der unsere gehörte jener kaum halb civilisirten Race an, die ihre ganze Jugendbildung in der Steppe genossen hat, und wo die Amerikaner nur eine nicht ganz allgewöhnliche Redewendung gebrauchten, mußte er jedesmal noch den Sinn erfragen. Und trotzdem übersetzte er das Gehörte gleich darauf in fast plapperartiger Schnelle den Indianern, die ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschten. Es ist dabei kaum möglich, daß er ihnen den vollen, für sie furchtbaren Sinn von Sherman's Rede so treu wiedergegeben hat, ich kann mir sonst nicht denken, daß sie so ruhig dabei geblieben wären.

Oft wirft man den Indianern vor, daß sie früher Verträge gebrochen hätten, und kann das — wenn es wirklich von ihrer

Seite zuerst geschehen — nicht recht gut die Folge eines zu leichtsinnigen Dolmetschens gewesen sein, der nur voraussetzt, ohne wirklich zu prüfen?

Aber was helfen alle diese Verträge, so lange die Regierung der Vereinigten Staaten nicht ehrliche Menschen finden kann, um sie auszuführen, und außerdem von den Grenzbewohnern darin unterstützt wird. Gerade diese aber arbeiten einem möglichen Frieden mit den Indianern stets entgegen, denn sie hassen den rothen Mann, und von leider sehr vielen, mit denen ich selber dort in Berührung kam, hörte ich unter häßlichen Flüchen die rohe Versicherung, daß sie „verdammt sein wollten, wenn sie nicht das erste „Rothfell“ umlegen würden, das in ihren Bereich käme“. Aber selbst diese gaben in mancher Beziehung den Indianern Recht. Ich würde mich scheuen, eine solche Anklage hier nieder zu schreiben, aber es ist eine wunderliche Thatsache, daß selbst die wilden Gesellen, die offen sich dessen rühmten, so und so viel Indianer scalpirt zu haben, unumwunden erklärten, daß die „Rothfelle“ vielleicht den Frieden gehalten hätten, wenn sie nicht so schauerlich von ihren Agenten bestohlen worden wären. Ebenso soll es eine Thatsache sein, daß sich sämmtliche Agenten, bei nur mäßiger Besoldung, nach im Verhältniß kurzer Thätigkeit, mit einem bedeutenden Vermögen in die Stille des Privatlebens zurückziehen.

Die Regierung zahlt ehrlich, was sie versprochen hat, — ja vielleicht noch mehr, aber die Verderbtheit hat noch nie so in den Vereinigten Staaten überhand genommen, wie gerade jetzt, wo sich viele der ersten Beamten sogar nicht schämen, den Staat offen zu betrügen. Und selbst in dieser Verdorbenheit hat man das Sprüchwort: Er stiehlt wie ein indianischer Agent.

Ist es denn nicht möglich, solche Leute strenger zu überwachen, die nicht allein Onkel Sam's Vermögen in die Tasche stecken — das möchte noch angehen, denn das thun Tausende, — die aber zugleich durch ihre Betrügereien das Leben der Grenzbewohner auf das Aeußerste gefährden; denn diese gerade sind es, die darunter zu leiden haben, wenn die mehr und mehr gereizten Horden endlich einmal wieder ausbrechen. Die Herren

Agenten wissen schon, wie sie sich am besten in Sicherheit bringen können.

Aber was hilft das Alles! Selbst den Fall genommen, daß die Indianer jetzt die Vorschläge der Weißen annehmen und in die ihnen vorgehaltenen Territorien südlich vom Missouri und südlich vom Arkansas-Fluß ziehen, werden sie jene Strecken, trotz der Vereinigten Staaten, behaupten können? — Wahrlich nur so lange, bis einmal zufällig Gold, Oel, Quecksilber oder sonst ein reiches Metall im Ueberfluß auf jenem Boden gefunden wird, und wer dann will den Strom des goldgierigen Volkes hemmen, der sich über jene Grenzen im Nu ergießt? Ihre Zeit ist vorbei, und von jenem Council an leben sie nur noch geduldet auf der Erde.

Und ist es wirklich ein so furchtbar rohes, unmoralisches und wildes Volk? Ich erinnere mich, daß mir solche Gedanken aufstiegen, als ich eines Tages am Nordplatte zwischen der Stadt der Weißen und dem indianischen Lager stand. In dem Lager der Sioux herrschte stille Ruhe, die Männer waren auf der Jagd oder rauchten ihre Pfeifen, die Frauen saßen bei ihrer Arbeit — gerbten Felle oder stickten Moccasins — Alles war still und friedlich, und die Kinder und jungen Mädchen spielten und lachten zwischen den Büffelzelten — und in der Stadt der civilisirten Weißen, die so tief und verächtlich auf den Indianer hinabsahen — wie sah es dort aus? Dort stand, Haus an Haus, ein Schenklocal oder Whiskyshop, eine Spielhölle oder ein Bordell. — Es ist sonderbar, aber ich wußte zuletzt gar nicht, ob ich die Wilden zu meiner Linken oder Rechten hatte.

Noch muß ich zum Schluß etwas erwähnen, wegen dessen die bei dem Council vorsitzende Commission von vielen Seiten und, wie ich glaube, mit Unrecht angegriffen wird, daß sie nämlich am Schluß den Indianern und besonders den wilden und blutdürstigen Cheyennes Munition als Geschenk bewilligte. Meiner Meinung nach konnte sie gar nicht anders handeln, denn Spotted tail besonders, und außer ihm Pawnee killer, wie noch manche Andere legten so ruhig ihre Gründe dafür vor, daß es sich nicht vermeiden ließ, wenn man nicht jede Aussicht auf einen möglichen Frieden gleich von Anfang an

zerstören wollte. Sie sagten, daß sie ihre Jagd versäumt hätten und hierher gekommen wären, um den Worten der Weißen zu lauschen, und daß diese außerdem noch von ihnen verlangten, an einen andern Ort zu kommen. Da bleibe ihnen nur kurze Zeit für ihre Jagd, und sie müßten rasch für ihre Familien sorgen, was nur durch Pulver und Blei möglich wäre. Außerdem machte Pawnee killer die treffende Bemerkung: Wenn zwei feindliche Nationen zusammenkommen, um endlich Frieden zu schließen, so sollten sie sich nicht eine vor der andern fürchten — also gebt uns Munition.

Mr. Taylor wie Henderson waren, wenn ich nicht irre, gegen ein so gefährliches Geschenk, General Sherman aber wie General Harney sprachen warm dafür. Man mußte ihnen jetzt in etwas Vertrauen zeigen, wo man gerade von ihnen erwartete, daß sie ebenfalls Vertrauen zeigen sollten, und nur deshalb wurde ihnen zuletzt die Munition bewilligt, von der sie auch, wie ich fest überzeugt bin, keinen schlechten Gebrauch machen werden. Die Generale konnten nicht anders handeln.

7.

Die Smoky-hill-Route.

Nach Beendigung des Pau-Wau hielt ich mich natürlich nicht mehr lange in North Platte auf; der Platz bot in der That zu wenig Anziehendes, und es drängte mich, meine Reise fortzusetzen.

Als ich noch auf den Zug wartete, sah ich eine Anzahl der sonst so ernsten und verschlossenen Häuptlinge, die sich nach erledigten Geschäften ebenfalls ein kleines Vergnügen machten. Die Rothhäute waren wohl noch kaum je auf einer Eisenbahn gefahren, und der Ingenieur hatte ihnen das Anerbieten gemacht, sie eine kurze Strecke mit in die Prairie hinaus zu nehmen; es wurde aber von ihnen abgelehnt; sie

trauten der Sache doch wohl noch nicht genug. Eine dortstehende Draisine benutzen sie aber, worin man ihnen auch volle Freiheit ließ, mit desto mehr Behagen, und fuhren einander auf dem Gleise hin und her. Spotted tail stand daneben und lächelte, und auch Truthahnbein hatte sich als Zuschauer eingefunden, aber seine Brauen immer so finster und trotzig als je zusammengezogen. In dem Burschen lag kein freundlicher Gedanke, und ich glaube, er kann nur herzlich lachen, wenn er einem besiegten oder überlisteten Feind den Scalp von dem zuckenden Schädel reißt.

Etwa eine halbe Stunde später ging der Zug ab, und ohne weitere Fährlichkeit erreichten wir schon am andern Morgen wieder Omaha, wo ich glücklicher Weise den Anschluß an das den Missouri hinabgehende Dampfboot traf.

Von St. Joseph oder St. Joe, wie es kurzweg bezeichnet wird, nahm ich dann wieder die Bahn und fuhr, nachdem ich dort übernachtet, gegen Morgen dem fast deutschen Städtchen Leavenworth entgegen. Die Entfernung betrug aber kaum mehr als 30 Meilen — ich traf noch zur rechten Zeit zum Frühstück ein, und stieg natürlich in einem deutschen Gasthof ab.

Leavenworth, das vor zehn Jahren kaum als Stadt existirte, ist in der kurzen Zeit, und besonders während des Krieges, nicht allein ein sehr bedeutender Platz geworden, sondern auch fast zum vierten Theil von Deutschen bewohnt, die sich hier, dem Anschein nach, sehr wohl befinden.

Es ist merkwürdig, wie diese amerikanischen Städte wachsen und sich die Speculation, sobald sich nur irgendwo eine Aussicht auf Erfolg bietet, mit einer wahren Wuth auf solche Stellen wirft. Leavenworth bot dazu allerdings auch in mehr als einer Hinsicht Gelegenheit, denn erstlich war es in der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges der Centralpunkt sowohl des nordwestlichen Kriegsschauplatzes, als auch des Binnenhandels und Verkehrs mit den Prairien, da gerade von hier aus Caravane nach Caravane die Steppen durchzog. Aeltere Bewohner von Leavenworth versicherten mir, daß die Wagen oft in unabsehbarer Reihe die Stadt verlassen hätten, und Wagenbauer wie Schmiede bildeten damals einen großen Theil der Bevölkerung.

Die beiden Ursachen des Wachsthums der Stadt haben jetzt allerdings aufgehört zu bestehen. Der Krieg ist beendet, und der Zug durch die westlichen Prairien hat durch die hineingebauten Eisenbahnen eine andere Gestalt angenommen, aber Leavenworth besteht, und wenn es sich auch im nächsten Jahrzehnt vielleicht nicht so unnatürlich rasch heben wird, als im vergangenen, so wird es nicht allein nicht zurückgehen, sondern noch langsam vorwärts schreiten, und seine ganze Lage berechtigt es dazu. Am Ufer des Missouri erbaut und mit der jetzt sogar bedeutenden Schifffahrt dieses bedeutenden Stromes in unmittelbarer Verbindung, zweigt es mit seiner Eisenbahn direct nach der großen Pulsader dieser Districte, der Union-Pacific, aus, und wird selbst in nächster Zeit mit den Council-Bluffs und Omaha in Verbindung stehen.

Deutsches Leben hat sich dabei vollkommen in Leavenworth entwickelt und deutsche Thätigkeit ihre Fäden nach allen Seiten ausgebreitet. Schon bestehen dort sogar zwei deutsche Zeitungen, deutsche Schulen und Kirchen, und die wohlhabendsten Farmer der Umgegend sollen zu den Deutschen zählen. Auch an einem deutschen Turnverein und Liederkranz fehlt es nicht, kurz, der Deutsche hat es sich — ganz ungleich von dem Amerikaner, der in seiner ewigen Geldgier nur allein nach raschem Verdienst strebt — schon ganz gemüthlich in dem Lande gemacht.

Leavenworth ist übrigens auch seinen Gebäuden nach ein nicht unbedeutender Platz; es hat sehr viele und schöne Backsteinhäuser und regelmäßig ausgelegte breite Straßen mit einem selbst jetzt noch ziemlich lebhaften Verkehr. Massen von Deutschen haben sich in der Umgegend angesiedelt, wie denn überhaupt Missouri und Kansas in letzter Zeit vorzugsweise das Ziel deutscher Auswanderung geworden zu sein scheinen. Ueberall fast sieht man deutsche Bauern, und erkennt an den wohnlich hergerichteten Häusern und besonders an den ausgezeichneten Scheunen und Fenzen deutschen Fleiß. Der Amerikaner sagt nicht ganz mit Unrecht von den deutschen Bauern: „ihre Scheune sei immer besser als ihr Haus". — Aber sie bringen auch fast alle etwas vor sich, und wo man — ein sehr seltener Fall — einen verarmten Deutschen sieht,

dann war auch sicherlich entweder Krankheit oder eigene Liederlichkeit die Schuld an seinem Unglück.

Ich selber wurde von ihnen wieder auf eben so herzliche als liebenswürdige Weise aufgenommen und begrüßt, und ich werde die kurze Zeit, die ich unter den guten Menschen verlebte, gewiß nie vergessen.

Aber es leidet mich nun einmal nicht lange an einem Ort. Schon am nächsten Morgen benutzte ich den nach Westen gehenden Zug, um die smokyhill route bis zu ihrem letzten Ende zu befahren.

Von Leavenworth geht die Union-Pacific-Eisenbahn, welche diesen Cours in Angriff genommen hat, direct durch den Staat Kansas ihrem Ziel entgegen, und ich hatte für diesen Zweck von dem Vice-Präsidenten der Bahn, Herrn Adolphus Meier, einen Paß — wie man hier sagt — oder vielmehr eine Karte bekommen. Ueberhaupt kann ich nicht umhin, die Liberalität der hiesigen Eisenbahnen in dieser Hinsicht nicht allein zu erwähnen, sondern mit voller Ueberzeugung und Dankbarkeit zu rühmen, und möchte nur wünschen, daß unsere deutschen verschiedenen Directionen, die darin aber entsetzlich kleinlich und knauserig sind — sich daran ein Beispiel nehmen wollten.

Die Vertreter der Presse — der man in Amerika die verdiente Achtung zollt, während man sie in Deutschland lieber ausrotten möchte — bekommen fast auf allen hiesigen Bahnen, sobald sie sich darum bemühen, freie Fahrt durch Karten, die auf den Besitzer lauten. Ja, für bekannte Schriftsteller oder Correspondenten bedeutender Blätter werden sogar Jahreskarten abgegeben, mit denen sie die Strecke, auf welche das Billet lautet, das ganze Jahr hindurch befahren können. Mir selber wurde die Vergünstigung der einzelnen Freifahrt auf beiden Pacific-Bahnen, wie selbst von Cincinnati bis St. Louis, und ich möchte wohl fragen, welche deutsche Bahn mir etwas Aehnliches bewilligen würde. Armen Leuten werden allerdings auch bei uns dann und wann Freikarten gegeben, aber ein deutscher Schriftsteller und Correspondent mag ruhig bezahlen, wenn er von einem Ort zum andern reisen muß, und kann

er das nicht — nun so bleibt er eben wo er ist und berichtet par distance.

Der Amerikaner ist überhaupt in seinem ganzen Wesen und Treiben — so unermüdet er auch das eine Ziel: Geld, verfolgt, weit weniger kleinlich als der Deutsche. Will ich in Deutschland ein großes Etablissement, eine Fabrik oder großartige Werkstätten und dergleichen sehen, so kann ich mich darauf verlassen, daß ich, als Fremder wenigstens, die größten Umstände dabei habe. Wohin ich komme, finde ich eine Thür mit der Aufschrift: Kein Zutritt — und frage ich um die Erlaubniß, die Räume zu besuchen, so sagt mir der Geschäftsführer ganz einfach: „Thut mir leid — der Principal ist gerade nicht zugegen, und ohne dessen Erlaubniß darf ich Niemanden herumführen lassen."

Hier in Amerika kann ich Alles ansehen, was mich freut, und überall findet man Leute, die sogar den vollkommen Fremden mit größter Gefälligkeit selbst begleiten und ihm das, was er zu wissen wünscht, erklären. Allerdings kann es kommen, daß er einmal Alles beschäftigt findet und Niemand Zeit oder Lust hat, sich mit ihm einzulassen. Sagt er aber nur, daß er hergekommen ist, um die verschiedenen Einrichtungen zu besichtigen, so wird man ihn auch sicher ruhig gewähren lassen und nie daran denken, es ihm zu verwehren — wie oft habe ich das bestätigt gefunden, und zwar manchmal in einer Weise, die mich selber in Erstaunen setzte.

Doch um zu meiner Reise zurückzukehren, so erreichte ich das kleine — auch größtentheils von Deutschen bewohnte — Städtchen Lawrence etwa zehn Uhr Morgens. Dort wurden die Wagen gewechselt, denn der directe Zug kommt von St. Louis herauf und geht in einem Strich nach Westen. Bis dahin lag die Bahn auch noch durch völlig besiedeltes und meist bewaldetes Bottomland — oder Niederung, und das Wälschkorn stand dort überall vortrefflich. Hinter Lawrence beginnen nun die Prairien, und ich hatte geglaubt, diese wie von Omaha aus meist noch öde und unbesiedelt zu finden, sah aber bald zu meiner Freude, daß ich mich darin vollständig geirrt.

Allerdings zeigte sich hier der Prairie-Boden noch überall

von kleinen Flüssen mit ihren dichtbewaldeten Thälern unterbrochen — aber selbst viel weiter draußen schienen die Ansiedelungen nicht abzunehmen. Reich und üppig tragende Wälschkornfelder wechselten mit Frucht- oder Obstgärten — da und dort weideten kleine friedliche Heerden — nette Häuser standen überall in Sicht von der Bahn, und die Civilisation schien hier wirklich weit hinaus in das Land zu springen und manche, dem bessern Verkehr weit näher gelegene Strecken überflügelt zu haben. — Und was für Wälschkorn trugen diese Stengel! — Freilich hatte die westliche Landplage — die Heuschrecke — auch hier schon ihre Verheerungen begonnen, und wo die Locomotive vorüberbrauste, oder manchmal ihren dampfenden Wasserstrahl zur Seite ausließ, stiegen diese lästigen und gefährlichen Gäste oft wie eine helle Wolke aus dem Rasen auf.

Von acht zu zehn Meilen erreichten wir immer kleine Städtchen, die aber allerdings an Bedeutung verloren, je weiter wir nach Westen zu rückten, bis wir in Junction-City wieder die Anfänge einer größeren Stadt erkannten. In Junction-City sollen sich nämlich — wie auch schon der Name sagt — später mehrere Bahnen vereinigen, und der speculirende Amerikaner wartet nicht ab, bis das geschehen ist, sondern schon jetzt stehen dort mächtige Backsteinhäuser — freilich noch ohne Baum und Strauch um sie her —, kahl und unheimlich auf nackter Fläche. Aber die Zeit, wo sie gebraucht werden, kommt dennoch, und es ist dann wenigstens kein Augenblick versäumt.

Vor Junction-City erhielten wir ein prächtiges Beispiel von der fast rührenden Sorglosigkeit, mit der man hier auf amerikanischen Bahnen fährt. Die Achse des vordersten Packwagens gerieth nämlich in Brand, und als es entdeckt wurde, schlug die Flamme schon ganz lustig etwa sechs oder acht Zoll hoch daraus empor. Wir befanden uns damals noch etwa 25 Meilen von Junction-City entfernt, auf einer Station, wo gerade Mittag gemacht wurde. Die Achse begoß man mit Wasser und stellte dann einen Mann daran, der die eine zerbrochene Kapsel herausnehmen, und eine andere, mit Deckplatte, dafür einsetzen sollte. Es ging aber nicht — es fehlte ihm das nöthige Handwerkszeug dazu, oder wußte er vielleicht nicht recht damit umzugehen; aber er gab es endlich auf, und

der „Oberschaffner", hier Conducteur, erklärte, er könne nicht mehr länger warten. Die Achse wurde noch rasch ein wenig abgekühlt, dann Baumwolle hineingesteckt und diese mit Oel begossen, und fort ging es dann wieder in voller Flucht. — Bis zur nächsten Station hielt das auch — sie dampfte wohl, aber kam doch nicht wieder in Brand, bis wir von Fort Riley abfuhren. Nach etwa einer Viertelstunde sah ich zum Wagen hinaus, und da sich der Transportwagen gerade vor uns befand, bemerkte ich Rauch, ja sogar wieder die helle Flamme.

Niemand schien es zu bemerken; als gewissenhafter Deutscher hielt ich mich aber für verpflichtet, die oberste Behörde von meiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen, und ging deshalb — was bei den ineinanderlaufenden Wagen sehr leicht ist — in den vor uns befindlichen Packwagen hinüber, wo ich den Conducteur und die verschiedenen Packmeister auf einigen Kisten, Koffern und Büffelfellen behaglich ausgestreckt und schlafend fand. Unsere Unterhaltung, nachdem ich sie geweckt, war so lakonisch als interessant.

„Meine Herren, die Achse brennt wieder."

„So?" sagte der Conducteur, während sich der Packmeister kaum dafür zu interessiren schien — wenigstens nicht einmal den Kopf hob.

„Hell!" bekräftigte ich.

„Never mind" (schadet nichts), sagte der Conducteur.

„You take it cooly" (Sie nehmen's kaltblütig) war meine Bemerkung auf die des Conducteurs, der aber keine Antwort nöthig glaubte. Allerdings kamen wir gleich darauf nach Junction-City, aber selbst dort hatten die Leute Anderes zu thun, als sich gleich um den brennenden Wagen zu bekümmern, der auch vielleicht, in all' dem Eisenwerk, keinen großen Schaden leiden konnte.

Am Wagen entlang kam einer der dortigen Eisenbahnbeamten, ging an der noch hellbrennenden Achse vorbei, lachte und sagte, nach dem Packwagen hinauf nickend: „That's right — that will keep your feet warm" (Das ist recht — das hält Euch die Füße warm), und ging dann ruhig vorüber.

Hier übrigens wurde ein Sachverständiger herbeigerufen

der die Achse bald wieder in Ordnung brachte, o daß wir unsern Weg doch ohne Fackel fortsetzen konnten.

Uebrigens war es schon fast zehn Uhr Abends geworden, ehe wir das kaum 224 Meilen von Leavenworth gelegene Ellsworth erreichten, und die Schwierigkeit war hier, für die Nacht ein Unterkommen zu finden, denn der kleine, aus Buden und Zelten aufgebaute und letzte Stationsort der Bahn wimmelte von Menschen. Das beste Hotel sollte das Marshal House sein. Dort quartierte ich mich ein und erhielt in einer großen Bude, die man nach Art der Zwischendeckskojen eingerichtet und mit alten Decken versehen hatte (an weiße Wäsche war natürlich nicht zu denken), ein Lager angewiesen, für das ich am nächsten Morgen, bei nicht einer Stunde Schlaf, da alle Augenblicke entweder Fremde kamen oder gingen, oder Betrunkene draußen herumtobten, 75 Cents bezahlen durfte. Das Frühstück kostete 1 Dollar.

Station Ellsworth, der letzte besiedelte Platz an der smokyhill route, der Grenzplatz der sogenannten Civilisation gegen die wilden Indianerstämme, wenn ein Nest voll Spielhöllen, Branntweinkneipen und Bordelle, wo die Männer mit Revolvern und mit Messern besteckt und mit Spielkarten und Würfeln in den Taschen herumgingen, und die Frauen der niedrigsten Klasse des Menschengeschlechts angehörten, als zur Civilisation gehörig betrachtet werden konnte. Aber die Bewohner gehörten den Weißen an, waren wenigstens, ihrer Meinung nach, eine bevorzugte Race, und die Indianer dagegen wilde Barbaren. Daß sie gegen einander irgend einer Bagatelle wegen ihre Pistolen abfeuerten, daß sie falsch spielten und sich schlimmer als Wilde betranken, konnte nicht in Betracht kommen.

Ich verlebte dort eine elende Nacht, und war froh, als am andern Morgen um acht Uhr der Construction-Train nach dem Ende der Bahn abging. Hier nämlich hörten die Personenwagen auf; ein einziger Güterkarren hing hinten an einer endlosen Kette von offenen, mit Schwellen und Schienen beladenen Karren, und fort rasselte der Zug in die Wildniß hinein.

Ein höchst malerisches Bild boten aber wir Passagiere dieses einen Güterkarrens, etwa vierzehn Mann an der Zahl, und

eher einer Räuberbande als friedlichen Reisenden gleichend. Da war Keiner ohne Büchse, und zwar Büchsen von jeder Art und Form, von dem vierzehnmal schießenden Henry Rifle bis zu der einfachen langen Büchse des Hinterwäldlers hinab. Selbst die Beamten der Bahn trugen jeder ihre zwei Revolver im Gürtel. Der Güterkarren glich einem schwerbewaffneten Kriegsschiff, das seine Bahn durch die weite, meergleiche Prairie steuerte, und nicht ganz ohne Grund, denn gerade in letzter Zeit waren auf dieser Strecke häufig von den Wilden Ueberfälle verübt und Menschen getödtet worden.

Mehrere Male hatten die Indianer die Bahn verbarrikadirt und sich von den neben dem Gleise liegenden Schwellen Schutzwehren gebaut, von denen aus sie auf den Zug schossen. Dicht an dem Schienenweg, einer an der rechten, einer an der linken Seite, standen zwei kleine pyramidenförmige Haufen von ausgestochenem Rasen, die von zwei einsamen Wanderern aufgerichtet waren, um sich dahinter gegen ansprengende Indianer zu decken — es hatte ihnen nichts geholfen: die Cheyennes sprengten gegen sie an und schossen und scalpirten beide — was vor noch nicht einmal acht Tagen geschehen sein sollte.

Im Güterkarren selber befand sich ein alter Trapper, der eine Henry-Büchse mit zerschossenem Kolben trug. Vor vier Tagen erst hatten etwa fünfunddreißig Indianer einen kleinen Trupp von Jägern überfallen. Einer der Contractoren der Bahn hatte diese Büchse geführt und fünf Wilde damit erschossen. Als er auf den sechsten anlegte, traf eine Kugel sein Handgelenk, schlug durch den Büchsenkolben und seine linke Schulter, und warf ihn nieder. Wenige Minuten später war er scalpirt. In der That wurden nichts als derartige Mordgeschichten auf dem Zuge erzählt, und es schien, als ob sich die Eingeborenen dem Weiterbau der Bahn auf das Ernsteste widersetzen wollten.

Die Gegend selber war eine weite, öde, wellenförmige Prairie, denn das fruchtbarste Land lag hinter uns, und hier draußen hätten sich auch überhaupt noch keine einzelnen Farmer niederlassen können, sie wären nicht einmal im Stande gewesen, den Bau ihres Hauses zu beenden.

Fort brauste der Zug, während wir gute Wacht nach rechts

und links hielten, ob wir nicht irgendwo einen Trupp der gereizten Wilden entdecken könnten, denen aber dann jedenfalls ein warmer Empfang bereitet worden wäre.

„Hallo!" schrie da plötzlich Einer der Leute, „hoh! hallo! hoh! hoh!" und vergebens sahen wir uns überall nach einem Feinde um. Die Ursache des Schreiens stellte sich aber bald in anderer Weise heraus, denn wir entdeckten plötzlich, daß sich unser letzter Karren durch das fürchterliche Rucken auf den erst neugelegten Schienen von seiner Kette losgerissen hatte und jetzt etwa dreißig Schritt hinter dem Zuge, diesem aber fast noch in gleicher Schnelle folgend, herlief, ohne daß der Ingenieur bis jetzt etwas davon gemerkt hätte. Wir schrieen nun gemeinschaftlich, aber ebenfalls ohne Erfolg, denn bei dem endlosen Zuge und den auf den Wagen rasselnden Schienen war die Entfernung wie der Spectakel zu groß, um unsere Stimmen, noch dazu gegen den Wind, zu ihm zu tragen.

Unser Wagen hielt sich allerdings noch eine Zeit lang tapfer und schoß so rasch mit uns fort, als ob er sich den Henker um eine Locomotive kümmerte, aber die Kraft ließ doch allmälig nach, und als wir endlich einer Anschwellung der Prairie entgegenfuhren, blieb er mehr und mehr zurück und endlich friedlich und einsam mitten in der Prairie halten, während der Rauch der Locomotive wenige Minuten später nur noch wie ein grauer Punkt am Horizont sichtbar war — und was nun?

Aber hinter uns folgte zum Glück ein zweiter Construction-Train, allerdings noch sehr weit entfernt, aber er kam doch, und nachdem wir vielleicht eine Viertelstunde dort gehalten, sahen wir ihn heranbrausen. Indessen hatte auch unser Zug seinen Verlust gemerkt und wurde wieder sichtbar, fand aber kaum, daß uns der andere Zug überholte, als er auch seinen Weg wieder fortsetzte und es jenem überließ, uns weiter zu schieben.

Wir mochten etwa eine Viertelstunde wieder im Gange sein, als plötzlich der Ruf laut wurde: „Indianer!" Im Nu griff Alles nach der Waffe, und schon knackte hier und da ein Hahn, nicht ganz ohne Gefahr für die Mitpassagiere, denn der Wagen schüttelte uns fortwährend durcheinander.

Rechts auf der etwas anschwellenden Prairie wurden etwa zwanzig bis zweiundzwanzig Indianer sichtbar, die plötzlich auf die Erhöhung hinaufgesprengt kamen und dort ihre Pferde einzügelten. Sie waren jedenfalls zu Krieg oder Jagd gerüstet und bis zum Gürtel nackt, mit Bogen und Pfeilen, manche mit Büchsen in der Hand. Aber ob sie überhaupt keine feindliche Absicht hatten oder dem geschlossenen Wagen nicht trauten, den die Locomotive vor sich herschob — sie kamen nicht näher, und wir hielten jetzt mit Mühe den alten Trapper zurück, der die größte Lust zeigte, ein paar Kugeln zwischen sie hinein zu feuern. Die Entfernung betrug allerdings noch wenigstens 400 Schritt, aber er hätte doch vielleicht Schaden anrichten können und jedenfalls die Indianer ganz unnützer und thörichter Weise gereizt. Wenige Minuten später war aber auch der Zug weit aus ihrem Bereich, und immer näher rückten wir jetzt dem „Ende der Bahn", das etwa 50 Meilen hinter Ellsworth lag.

In der Ferne erkannten wir seitwärts von der Bahn haltende Wagen. Es waren die Telegraphenkarren, für welche man nur einfach einen kurzen Schienenstrang auf die Prairie hinausgelegt hatte, um sie aus dem Weg des Zuges zu bekommen. Diese standen mit der Leitung in Verbindung, und langsam der Bahn folgend, zogen sie das „geflügelte Wort" weiter und weiter in die Prairie hinein, um in wenigen Jahren schon, ja vielleicht in kürzerer Zeit, die beiden Oceane mit einander zu verbinden.

Und dort drüben hielten die abgeladenen Karren auf der Bahn, die Schienen, Schwellen wie Provisionen für die Arbeiter heraufgebracht hatten und nun von den zurückgehenden Locomotiven gegen die beladenen ausgetauscht werden sollten. Am Wege standen einzelne Arbeiter, um kleine Verbesserungen an der Bahn zu besorgen, oder hier und da nachzuhelfen. Sie arbeiteten mit Spitzhacke und Schaufel — etwa 1000 Schritt von dem Haupttrupp der Arbeiter entfernt — aber jeder trug seinen Revolver im Gürtel und hatte seine geladene Büchse neben sich auf der Erde liegen, jeden Moment eines Angriffes der gefürchteten Feinde gewärtig.

Jetzt nahten wir uns dem Endpunkte der Bahn und sahen

die Leute gerade beschäftigt, an einem Zuflusse des Big-Creek eine Brücke zu beginnen.

Hier war unsere Fahrt zu Ende, und ich verließ den Güterwagen, der augenblicklich mit den Locomotiven zurückkehrte, um selber den Endpunkt der Bahn zu besichtigen und dann natürlich auch die Nacht dort zu verbringen.

Ein Dach war freilich für die Nacht nicht zu bekommen; wir mußten uns lagern, und ein wilderes Bild als dieses Lager läßt sich schwerlich denken. Aber es würde viel Raum einnehmen, um das genau zu schildern. Die Art des Schienenlegens habe ich ja überhaupt schon beschrieben, und ich will mich jetzt nur noch darauf beschränken, die Entfernungen anzugeben, welche die verschiedenen Bahnen durchmessen haben, um das von den Vereinigten Staaten gesteckte Ziel, die Vereinigung mit den von Westen kommenden Bahnen, zu erreichen.

Die smokyhill route ist allerdings, was den raschen Fortgang des Baues betrifft, gegen die weiter nördlich begonnene Omaha-Straße ziemlich bedeutend zurück. Von der Staatsgrenze Missouris bis nach Ellsworth werden 224 Meilen gerechnet. Von da ab gen Westen war die Bahn damals 50 Meilen vollendet, was im Ganzen eine Entfernung von 284 westlich von der Grenze von Missouri in den Staat Kansas giebt.

Viel weiter ist indessen die im Norden begonnene Bahn, die von Chicago aus fast genau westlich durch die Prairien läuft, in Angriff genommen worden, und die Strecke, die sie schon durchmißt, ist eine sehr bedeutende.

Vielleicht hat es für die deutschen Leser ein Interesse, die genaue Meilenzahl zu kennen, die sich nach geographischen (nicht Postmeilen) so verhalten, daß 5 engl. Meilen eine richtige geographische Meile, von denen 15 auf einen Grad gehen, bilden. Unsere Postmeilen sind nur ein kleiner, von den deutschen Regierungen gegen das Publikum geübter Scherz, und stehen etwa in demselben Verhältnisse zu einer geographischen Meile, als ob es einem im Lande mit Schnittwaaren umherziehenden Krämer einfiele, etwa drei Zoll von seiner Elle abzuschneiden. Für das Publikum ist das wenig, für ihn viel.

Die nördliche Bahn durchmißt also von New-York nach

Chicago 900 Meilen, von Chicago nach Omaha 490 Meilen, von Omaha nach Julesburg 377 Meilen, von Julesburg nach Cheyennes 136 Meilen, und bis in 50 Meilen von da war die nördliche Bahn, 1903 Meilen, damals fertig.

Von Cheyennes-City hat die Bahn nun noch allerdings die schwierigste Strecke über die Felsengebirge nach Saltlake-City, eine Entfernung von 511 Meilen, zu überwinden, was also bis dorthin eine Strecke von 2414 Meilen ausmacht. Dort aber begegnet ihr dann auch die von San Francisco in einer Entfernung von 886 Meilen ausgebaute Bahn, und somit würde sich die Totalstrecke der von New-York bis San Francisco hergestellten oder vielmehr noch herzustellenden Bahn auf genau 3300 englische oder 660 geographische Meilen belaufen: eine riesige Strecke, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten und Gefahren dabei zu überwinden waren, und mit welchen Hindernissen die Contractoren zu kämpfen hatten.

Kein anderer als der zähe amerikanische Charakter wäre auch je im Stande gewesen, ein solches Unternehmen durchzuführen, denn wer nur dabei überlegt hätte, würde es nie unternommen haben. Erstlich die Terrain-Schwierigkeiten in den bösartigen Felsengebirgen, der Holzmangel in den Prairien, die Gefahr, die der Strecke mit ihren Schienen und ihren Telegraphendrähten von feindlichen Indianern drohte, ja selbst die Elemente mit ihren Stürmen in den Ebenen, mit ihrem Schnee in den Gebirgen! Aber das Alles konnte die kecken Yankees nicht aufhalten, denn es war Geld dabei zu verdienen — viel Geld, und der Versuch wenigstens mußte gemacht werden — arbeitete man doch mit anderer Leute Capital.

Die Straße wird auch durchgeführt, und zwar in kürzerer Zeit, als man sich früher — vorsichtiger Weise — gestellt. Mögen die Indianer sich dagegen auflehnen, wie sie wollen, — es hilft ihnen nichts — der Dollar steht ihnen entgegen, und wider diesen sind sie machtlos.

Allerdings ist nun die nördliche, schon fast bis Cheyennes-City vorgeschrittene Straße der südlichen smokyhill route in Distance weit voraus, und wenn ich nicht irre, auch dadurch ein großer Vortheil für sie damit verknüpft, als sie, wenn sie die Verbindung mit der von Westen herüberkommenden Bahn

zuerst erreicht, gewisse Privilegien von der Regierung der Vereinigten Staaten zugesichert erhält. Die smokyhill route hat aber dafür den Vortheil besseren und fruchtbareren Landes auf eine ziemlich weite Strecke hinaus, ein sehr bedeutender Nutzen in der That, da den verschiedenen Bahnen von der Regierung große Stecken vom ganzen Schienenwege hier unentgeltlich überlassen wurden, und nun von den verschiedenen Directionen wieder verwerthet werden können.

Welchen Paß beide Routen über die Felsengebirge einschlagen wollen, scheint noch gar nicht einmal fest bestimmt zu sein, und selbst in jener Zeit wurden die Gebirge noch von beiden Bahnen untersucht, um die bequemste wie zugleich einträglichste Route festzustellen. Welchen Umschwung im Verkehr mit dem Westen diese Bahnen hervorbringen müssen, läßt sich allerdings noch nicht berechnen, daß es aber ein ungeheurer sein wird, ist leicht vorher zu sagen, und kurze Zeit nur mag vergehen, daß Städte mit Hunderttausenden von Einwohnern an solchen Stellen emporsteigen, wo jetzt noch der Büffel und graue Bär ihre Heimath haben.

Welchen Veränderungen geht überhaupt dieses Land entgegen, welche riesigen Veränderungen und Umwälzungen hat es allein in dem letzten Jahrzehnt gesehen; aber Alles dringt vorwärts, ein Rückschritt ist undenkbar, selbst ein Stillstand unmöglich, und immer rascher, immer reißender geht das, je mehr das ungeheure Land selber wächst und zunimmt! Noch vor hundert, ja vor fünfzig Jahren zogen einzelne Jäger und Pioniere mit ihrer Büchse auf der Schulter, mit ihrer Axt an der Seite in die Wildniß hinein, um sich mitten zwischen Wildniß und Gefahren eine neue Heimath zu gründen; das genügt jetzt nicht mehr, denn augenblicklich verändern in diesen westlichen Bahnen nicht allein ganze Trupps von Menschen ihren Wohnplatz, um weiter nach Westen in die Prairie zu ziehen, nein, ganze Städte mit Haus, Küche und Stall folgen ihnen, auf Wagen geladen, und wo sie Fuß gefaßt und den Anker in den Sand geworfen haben, da ziehen sie das etwas schwerfälligere Schiff der Civilisation nach und werfen von dort aus ihre Pläne weiter aus.

Der frühere Begriff „im fernen Westen" existirt schon

fast gar nicht mehr, denn was man früher unter fernem Westen verstand, liegt jetzt fern im Osten, und was man jetzt darunter verstehen könnte, hat auch schon den Begriff verloren, den man sonst damit verband, denn im fernen Westen lag früher die furchtbare Oede, und jetzt rückt von dort ebenso die Cultur herüber, um ihrer Schwester aus dem Osten die Hand zu reichen.

8.

Ellsworth und Hermann.

Den Rückweg bis Ellsworth, von wo aus erst wieder eine regelmäßige Bahnverbindung mit Personenwagen stattfand, mußte ich auf einem Schienenkarren, der natürlich nicht einmal einen Rand hatte, zurücklegen, und ich kann versichern, daß ich schon bequemer gefahren bin. Der leere Zug brauste mit ungeheurer Geschwindigkeit über die spiegelglatte und ebene Bahn, und die leichten Karren sprangen nur so auf den Schienen, daß man kaum im Stande war, sich daran fest zu halten.

Eine Anzahl von Arbeitern ging mit auf dem Zug zurück, aber alle natürlich schwer bewaffnet, obgleich es noch nicht vorgekommen ist, daß die Indianer einen rückkehrenden Zug angegriffen oder belästigt hätten. Sie wissen recht gut, daß diese nichts für sie Werthvolles aus der Prairie mit zurücknehmen können, als die Waffen, die jeder Einzelne darauf zu seiner Vertheidigung führt, und hüten sich wohl, einer so gefährlichen Gesellschaft zu nahe zu kommen. Die Hauptgefahr ist stets mit den Güterzügen, und es ist dabei wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie gewöhnlich von nichtsnutzigem weißen Gesindel bei solchen Unternehmungen begleitet, wenn nicht ganz dazu verleitet werden.

Da der Zug erst ziemlich spät vom Ende des Tracts abgegangen war, erreichten wir Ellsworth, die Endstation, auch

wieder erst mit einbrechender Dämmerung, aber mir blieb doch noch genügend Zeit, eine Wanderung durch die ganze Stadt zu machen und ein wenig das häusliche Leben dieser Region zu beobachten.

Häusliches Leben — du lieber Gott, schon das Wort wird durch den Namen eines solchen Grenzorts entweiht, und wenn ich im Jahre 1849, als ich die californischen Minen besuchte, geglaubt hatte, dort wäre alles Gesindel, nicht allein aus der Union, sondern aus der ganzen Welt zusammengekommen, so vertheilte es sich auch dort auf eine ungeheure Strecke, besonders durch die weiten Hügel und Berge des Landes und hinein zwischen die Goldsucher, die bald da, bald dort eine kleine Ansiedelung gründeten, während es sich hier allein auf dem einen und fast einzigen Punkt concentrirte und das Unglaublichste leistete.

Wer hätte sich hier in diese Wüste hinein ein Haus oder Zelt gebaut, wenn er nicht Geld, und zwar so rasch es sein konnte, dabei verdiente; das aber war natürlich in ehrlicher Weise nicht so rasch möglich — kam ja auch gar nicht darauf an, und jedes Mittel wurde jetzt vorgesucht, um den Zweck zu erreichen.

Jedes Haus im ganzen Ort war ein Schenkstand — oder noch etwas Schlimmeres, denn liederliche Dirnen trieben sich dort in Masse herum, — in jedem Hause fast, die aber sämmtlich nur aus Brettern aufgeschlagen waren, wurde Hazard gespielt, und man traf keinen Menschen in den breiten Straßen, der nicht wenigstens einen Revolver umgeschnallt hatte und ein langes Messer an der Seite trug. Gegen die Indianer wäre es aber hier wahrlich nicht nöthig gewesen, denn Ellsworth zählte schon wenigstens 3000 Einwohner, und die Wilden würden nie daran gedacht haben, einen so fast nur von waffenfähigen Männern bevölkerten Ort anzugreifen. Aber unter sich gebrauchten sie diese kleinen Zeichen gegenseitiger Hochachtung, und ich glaube gern, was mir dort erzählt wurde, daß kaum ein Tag vergeht, an dem nicht wenigstens eine Mordthat vorfällt.

Die letzte war am Tage vorher an einem deutschen Brauer aus Leavenworth verübt worden, der im Sinn gehabt, sich da

anzusiedeln, und dazu natürlich Geld bei sich trug. Er führte ein Maulthier mit, das er neben seinem Zelt die Nacht angebunden gehabt — am nächsten Morgen war es verschwunden, und als er hinaus in die Prairie ging, um es zu suchen, lief er dem ihm auflauernden Gesindel in die Hände. Als er nicht zum Frühstück und Mittagessen kam, suchten ein paar Deutsche nach ihm und fanden ihn auch bald, durch eine Anzahl von Aasgeiern zu der Stelle geleitet, draußen in der Prairie von zwei Kugeln durchbohrt, und seine Taschen, wie sich von selbst versteht, vollständig ausgeplündert.

Als ich durch Julesburg, von der andern Bahn ebenfalls die Endstation, kam, hatte man gerade eine Art von Lynchjustiz an einem dieser Schufte zur Anwendung gebracht. Es war dies einer der Haupt-Rowdies gewesen, den alle Welt fürchtete und ihm aus dem Wege ging, weil man schon von ihm wußte, daß er mehr als eine Blutthat auf dem Gewissen hatte; dadurch aber wurde er zuletzt zu übermüthig und trieb es zum Aeußersten.

Von Missouri brachte er ein paar junge Mädchen herüber, denen er vorgelogen, daß er sie in seiner Familie und der eines Freundes unterbringen wollte. Beide waren noch sehr jung, und er baute darauf seinen teuflischen Plan. Eine aber entsprang ihm, als sie merkte, wie schändlich sie betrogen sei, und flüchtete in das Haus eines alten Amerikaners, dem sie mit Thränen ihr Unglück erzählte, und als der Bursche, der sie betrogen, frech genug war, sie von dort mit Gewalt wieder fortholen zu wollen, schoß ihm der Alte einfach eine Kugel durch den Leib, wonach er in etwa einer Stunde verreckte und dann gleich hinter der Stadt in der Prairie eingescharrt wurde. War doch alle Welt froh, ihn los zu sein.

Wunderliche Städte, die wie Pilze oft in einer Woche aus der Erde wachsen, so daß man — während kein Baum oder Stein, so weit das Auge reicht, in Sicht ist — gar nicht begreift, wo sie nur herkommen.

Aber sie stehen nicht etwa fest — oh nein. — Jetzt noch liegen sie am Ende der Bahn, und was dafür gebraucht wird, hat auch zum großen Theil ihre Vermittelung nöthig — aber morgen ist die Bahn schon wieder zwei Meilen voraus — in

zehn Tagen zwanzig, und den Hauseigenthümern zuckt es in den Füßen. Noch weiter draußen könnten sie am Ende mehr verdienen, wenn sie dort die Ersten am Platze wären, und mit der Aussicht wird das Haus wieder abgebrochen, auf einen Schienenkarren oder selbst auf Wagen geladen und neben der Bahn hergefahren — und dieser voraus siedeln sie sich wieder mitten in der Wildniß an — um den Schienenstrang jetzt zu erwarten.

Und wie wird der unglückliche Wanderer an solchen Orten geprellt! Eine Mahlzeit, aus hartem Rindfleisch, Brod, Kartoffeln und einem Stück erbärmlichen Kuchen wie einer Tasse Kaffee bestehend, kostet $1\frac{1}{4}$ Dollar, ein Schluck Whisky der nichtswürdigsten Art 25 Cents, — eine erbärmliche Cigarre eben so viel ($7\frac{1}{2}$ Sgr.), Schlafplätze sind dabei fast gar nicht zu bekommen, oder man muß sich mitten zwischen das Gesindel hineinlegen, und dann abwarten, was Einem bis zum nächsten Morgen gestohlen ist.

Der Leser soll um Gottes willen nicht glauben, daß ich hier zu schwarz schildere. Nur ein Blick auf diese wüsten Gestalten, die mit Revolver und Messer im Gürtel durch die Straßen taumeln oder an Schenktischen lehnend die gemeinsten und widerlichsten Flüche ausstoßen, und er würde mir Recht geben, wenn ich ihm sage, daß ich diesem Gelichter selbst die Gesellschaft der schmutzigsten Indianer vorziehe.

Als ich von Ellsworth wieder nach den Staaten zurückfuhr, hatten wir vielleicht vier oder fünf von diesen Rowdies mit im Waggon, und mit keiner andern Beschäftigung, amüsirten sie sich damit, Stunden lang ihre Revolver aus dem Wagen heraus nach vorbeifliegenden Vögeln oder Steinen, ja auch wohl Telegraphenstangen zu probiren. Im Zug saßen aber auch zwei, die man erwischt hatte, und zwar mit zusammengeketteten Füßen und Händen — ein paar Falschmünzer, die jetzt von dem mit Revolvern förmlich besteckten Sheriff nach Leavenworth in's Gefängniß gebracht werden sollten. Uebrigens wurden die beiden Verbrecher von den Uebrigen sehr cordial behandelt, und das war ein Fluchen, Lachen, Schreien, Trinken und Revolverschießen den ganzen Tag in dem Waggon, wobei sich noch dazu der Sheriff selber, ein junger verwilderter Bursche

mit wohl fußlangen Haaren und einem breiträndigen riesigen Hute, als einer der Schlimmsten zeigte.

Als die Nacht einbrach, streckte ich mich auf ein paar Bänken aus, um wenigstens ein paar Stunden zu schlafen, was aber kaum möglich war, bis wir endlich um elf Uhr etwa den Sheriff mit seinen Gefangenen und die übrigen Rowdies, die mit der Zweigbahn nach Leavenworth abgingen, los wurden. Ich blieb in dem Zug nach St. Louis, wollte aber nur mit bis zu dem deutschen Städtchen Hermann fahren, wo ich einen Tag zu bleiben gedachte.

Noch immer das wüste Getobe der halbtrunkenen Menschen in den Ohren, war ich endlich eingeschlafen, und glaubte kaum eine Stunde so gelegen zu haben, als ich wieder geweckt wurde. — Ich fuhr in die Höhe.

„Station Hermann — wollten Sie hier nicht aussteigen?"

„Ich? — ja wohl — das ist recht. Ist das schon Hermann?"

„Werden gleich da sein."

Ich hatte ganz fest geschlafen und fortwährend dabei von den kaum durchlebten Scenen geträumt. Ich war in einer der Spielhöllen von Ellsworth gewesen, wo ein paar der Spieler in Streit geriethen und Revolver und Bowiemesser gegen einander zogen und gebrauchten. Das rohe Fluchen der Burschen, das Knallen der abgefeuerten Waffen tönte mir noch in den Ohren.

Der Zug hielt.

„Machen Sie rasch — Sie sind der einzige Passagier hier, der aussteigt; der Zug hält nur eine Minute."

Ich griff meine Büchse und Decke und meinen Bergsack auf und sprang vom Wagen in die morgenfrische Luft hinaus. In demselben Moment schon pfiff die Locomotive, und der Zug glitt in den aufsteigenden Flußnebel hinein, während ich mich selber dicht am Missouri und einer kleinen freundlichen Häusergruppe gegenüber fand.

Wachte ich denn oder träumte ich noch fort? Eben kam ich frisch aus den wüsten, dürren Prairien — kam ich aus einer Stadt heraus, wo man fast von nichts Anderem als Mord und Todtschlag sprach und freche Reden und wüste

Gestalten an der Tagesordnung waren; ja, wo ich gestern Morgen um vier Uhr noch die Leute hatte in den Spielhöllen sitzen und Betrunkene fluchend über die Straße taumeln sehen, und jetzt? — Tannhäuser kann nicht mehr und nicht angenehmer überrascht gewesen sein, als er sich aus dem wüsten, wenn auch vielleicht sonst ganz angenehmen Venusberg an einem schönen Maimorgen in den Thüringer Wald versetzt fand, und wahrlich ähnlich — ganz ähnlich ging es mir hier.

Ich stand plötzlich mitten in einem kleinen freundlichen deutschen Städtchen, als ob es die Heimath für mich besonders aus dem Boden herauf gezaubert hätte. In regelmäßigen Straßen lagen reinliche, mit Ziegeln gedeckte und hell angestrichene Häuser, jedes von einem nicht großen, aber gut gehaltenen Garten mit einer Anzahl von Fruchtbäumen und Reben eingeschlossen.

Gänse gingen gemüthlich in den Straßen spazieren und unterhielten sich — wie es sehr häufig Gänse thun — von dem, was sie in der letzten Nacht geträumt. Einzelne Kühe promenirten ebenfalls, und ein Trupp fetter Schweine kam vom Fluß herauf, wo sie wahrscheinlich eben ihren Kaffee getrunken hatten. Ein kleines Rudel Kinder lief jetzt, barfuß und die blonden Lockenköpfe bloß, vorüber und plauderte deutsch mit einander, und fleißige Frauen standen schon, trotz der frühen Morgenstunde, mit dem Besen in der Hand vor ihren Thüren und fegten den Gang vor ihren Häusern rein.

Dort drüben, über dem vorübergurgelnden Strom in der Niederung, stand der mächtige amerikanische Urwald mit seinen Riesenbäumen und dunkler Wildniß — aber hier wehte deutsche Luft — hier wirkte deutscher Fleiß und deutsches Behagen, und einen größeren Unterschied fand auch nicht Tannhäuser zwischen dem Venusberg und einer Thüringer Waldesschlucht, als ich zwischen Ellsworth und dem gemüthlichen kleinen Städtchen Hermann.

Vor allen Dingen mußte ich nun natürlich erst meine Sachen unterbringen, und da ich keinen Menschen im ganzen Ort kannte, einen alten Bekannten von Cincinnati her ausgenommen, dessen Wohnung ich aber selbstverständlich nicht wußte, so sah ich mich nach einem Hotel um, was ich auch

gleich am Ufer oder in der ersten Straße fand. Dort quartierte ich mich nun allerdings ein, aber die Wirthschaft gefiel mir gleich vom ersten Moment an nicht — sie gab mir nämlich ein anderes Bild, als ich mir von Hermann gemacht. Es schien Alles amerikanisch in dem Haus. Ein deutscher Junge, der den „Schenkstand" auskehrte, sprach nur Englisch — die Frau vom Haus war eine Amerikanerin, es schien eine etwas verworrene Wirthschaft. Der Wirth schlief auch noch und stand, wie mir der Junge sagte, nie vor acht Uhr auf — aber für den Augenblick blieb mir keine andere Wahl, und nachher konnte ich ja noch immer thun, was mich freute.

Es war noch sehr früh, aber ein alter Sattler hatte seine Werkstätte schon geöffnet und stand in seiner Thür. — Ich ging zu ihm. Er wohnte schon seit langen, langen Jahren hier, freute sich aber doch einen Deutschen zu sehen, führte mich in seinen von Fruchtbäumen und Sträuchern gefüllten Garten, und wir plauderten wohl eine Stunde über Deutschland und Amerika. Aber es ging ihm gut hier. Er hatte ein freundliches Besitzthum und befand sich vortrefflich.

Von ihm hörte ich auch, daß Hermann in der That vollkommen deutsch sei, nur ein paar Amerikaner wohnten dort, und eine deutsche Zeitung hatten sie auch. Dort konnte ich ja dann auch Alles erfahren, was ich noch sonst über den Platz zu wissen wünschte, und nachdem mir der freundliche Alte die Wohnung des „Herausgebers" genau beschrieben, machte ich mich auf, um zuerst einmal „das Handwerk zu begrüßen".

Den Redacteur fand ich eben mit dem Setzen seines Blattes beschäftigt. Lieber Gott, die Verhältnisse der kleinen deutschen Zeitungen in Amerika sind nicht so glänzend, und es fällt deshalb gar nicht selten vor, daß der Redacteur sein Blatt nicht allein schreiben, setzen und drucken, nein auch nachher noch colportiren muß, wenn er nur seinen Lebensunterhalt damit erzielen will.

Ich war fremd in Hermann, das ich zum ersten Mal in meinem Leben betreten hatte; wie ich aber an dieser Stelle kaum meinen Namen genannt, kam es mir fast so vor, als ob ich dort schon seit zehn Jahren ansässig gewesen wäre,

denn der freundliche Herr ließ augenblicklich seine ganze Arbeit im Stich, zog seinen Rock an, setzte seinen Hut auf, nahm mich dann unter den Arm und hatte mich, kaum eine Stunde später, der ganzen Stadt vorgestellt. Augenblicklich wurde dann die Eintheilung des Tages festgestellt, denn da ich nur den einen Tag auf Hermann verwenden konnte, sollte ich wenigstens das Wichtigste dort sehen, und das sind jedenfalls die Weinberge und Weinkeller in der Nachbarschaft.

Aus meinem deutsch-amerikanisirten Wirthshaus quartierte ich mich indessen gleich nach dem Frühstück aus, und zwar augenblicklich, als ich den eben aufgestandenen Wirth gesehen hatte, der den Bart, nach amerikanischer Weise, nur von unten herauf bis zum Rand des Kinnes trug und Tabak kaute und spuckte. — Ich hatte genug und zog in ein anderes Gasthaus in die Stadt hinein, wo ich wirklich ächte Deutsche fand.

Meinen alten Bekannten aus Cincinnati traf ich erst spät am Abend — er war sehr früh in seinen Weinberg hinausgegangen, und da ich schon früher gehört hatte, daß ein Herr Pöschel hier ziemlich der älteste Weinbauer sei und seine Weinberge und Keller vortrefflich im Stande halte, auch außerordentlich viel Wein versende, beschloß ich, diesem den ersten Besuch abzustatten.

Trotz der ziemlich heiß brennenden Sonne erboten sich gleich mehrere Deutsche auf das Bereitwilligste, mich zu begleiten und mir Alles zu erklären, was ich zu wissen wünschte, und unter diesen war besonders ein fideler Kupferschmied, der augenblicklich, wie der Redacteur seinen Setzkasten, so seine Pfannen im Stich ließ und mit uns in die allerdings etwas heißen Berge hineinstieg.

Die Gegend um Hermann eignet sich ganz vortrefflich zum Rebenbau, denn die nicht zu hohen, wellenförmigen Hügel fassen die Sonne von allen Seiten und bieten außerordentlich günstige Lagen — aber welche Arbeit hat das auch gekostet!

Ein Amerikaner würde es sicher nie unternommen haben, diese anscheinend trockenen Hügel, noch dazu mit einem Stock zu bebauen, der in den ersten Jahren nicht allein gar keinen Nutzen, sondern nur schwere Arbeit sicherte; aber die Deutschen ließen sich dadurch nicht irre machen. Sie waren an schwere

Arbeit gewöhnt, und mit dem Weinbau selber genau bekannt, wußten sie sich eines Erfolges auch ziemlich sicher.

Bis jetzt ist aber doch Alles, was sie gemacht, nur ein Versuch zu nennen, wenn sich auch diese Versuche selbst schon trefflich gelohnt haben. Es gilt noch immer die Sorten Wein auszuprobiren, die nicht allein hier am besten gedeihen, sondern auch den größten und reichsten Ertrag liefern, und damit ist man noch nicht recht im Klaren.

Herr Pöschel war so freundlich, uns vor allen Dingen in seinen tief in den Felsen gehauenen Keller zu führen, in dem er schon einen recht hübschen Vorrath liegen hatte, und wir konnten hier die verschiedenen Weine auch gleich an der Quelle kosten.

Die bis jetzt hier gezogenen Sorten sind:

Ruhländer — weiß,
Herbemont — weiß,
Northern Virginia Seedling — weiß und dunkelroth,
Ives Madeira Seedling — roth,
Delaware — weiß,
Concordia — roth,
Katawa — weiß, und
Taylor pullit, eine winzige röthliche Traube mit sehr kleinen Beeren, die allerdings nicht viel, aber dafür desto besseren Wein liefert.

Der Concordia scheint neben dem Katawa (den die Landleute gewöhnlich in ihrem etwas zersetzten Englisch Cadaver-Wein nennen) der dankbarste. Ich muß aber gestehen, daß mir der erstere besser schmeckt — keinenfalls hat er so viel Säure als der Katawa, obgleich auch dieser, bei heißem Wetter und einem Marsch durch die Weinberge, gar nicht zu verachten ist.

Leider gallisiren die Weinbauern hier sehr viel — wenn auch auf völlig unschädliche Weise — aber sie behaupten, daß es nöthig sei, und das spricht eben nicht besonders für den Wein selber. Höchst erfreulich ist es aber zu sehen, wie unverdrossen die Deutschen mit dem einmal begonnenen Werk vorwärts rücken, wie sie keine Mühe und Arbeit scheuen und

dadurch sogar dem selbst immer thätigen Amerikaner Respect einflößen.

Ich glaube nicht, daß die Vereinigten Staaten von Amerika je einen berühmten Wein liefern und den Namen eines Weinlandes erhalten werden, aber das schadet nichts. Jedenfalls sind sie im Stande, ein gutes, trinkbares und dabei gesundes Gewächs herzustellen, das neben dem Bier die schädlichen Spirituosen verdrängt, und verdienen schon dadurch den Dank Amerikas.

Nach Herrn Pöschel's Weinberg besuchten wir noch den der Gebrüder Kuhn — wackere Pfälzer, die sich hier im fernen Westen niedergelassen haben und sich ganz vortrefflich befinden. Auch sie besitzen ausgedehnte Weinberge, und hier besonders konnte ich die außerordentliche Triebkraft des amerikanischen Bodens erkennen, denn an einzelnen einjährigen Stöcken hingen schon, wenn auch noch ganz kleine Trauben, und andere zweijährige trieben ihre Schößlinge schon weit über den Boden und versprachen eine kleine Ernte.

Concordia und Herbemont trugen am besten, und besonders hingen einzelne Reben des ersteren so voll von blauen, äußerst süßen Trauben, daß man kaum die Blätter daran erkennen konnte. In wenigen Tagen sollte aber auch das Herbsten beginnen, und es that mir eigentlich leid, daß ich dem nicht beiwohnen konnte — doch mein Ziel lag ja weiter, und zu Vergnügungstouren blieb mir leider keine Zeit.

Den Abend verbrachte ich in einem gemüthlichen, ächt deutschen Kreis unter den guten Menschen, und freute mich besonders, auch meinen alten Freund dort wieder zu finden, den ich früher in Cincinnati kennen gelernt und seit vierundzwanzig Jahren nicht gesehen hatte. — Wir waren freilich Beide alt in der Zeit geworden.

An dem Abend tranken wir einen leidlich guten Katawa-Wein von der ächt heimischen Traube, und wenn ich auch den ganzen Tag mehr als gewöhnlich im Trinken geleistet hatte und dieser Abend im United States Hotel einen würdigen Schluß dazu machte, bekam mir der Wein doch vortrefflich.

Ackerbau scheint in Hermann, neben dem Weinbau, nicht viel getrieben zu werden, das umliegende Land ist auch dazu

viel zu rauh und hügelig — aber desto mehr Obstzucht, und die hiesigen Pfirsiche und Trauben gehen in Kisten verpackt nach allen Theilen der westlichen Staaten und liefern den Züchtern einen recht guten Ertrag. Der Deutsche ist freilich genügsam und geht lieber langsam einen gewissen Weg, als daß er sich Hals über Kopf in gewagte Speculationen stürzt. Das ist auch der Grund, daß man in den westlichen Prairiestädten und zwischen den rauhen Steppenburschen fast gar keine Deutschen trifft. Sie könnten dort, eben so gut wie Andere, weit rascher und leichter Geld verdienen, aber — das paßt ihnen nicht. Hier müssen sie sich mit schwerer Arbeit ihre Bahn erzwingen, aber sie leben dabei in ruhigen, geregelten Verhältnissen und schreiten allerdings nicht schnell, aber dafür um so sicherer vorwärts. Ihr Auskommen finden Alle, und nach vielen Seiten hin ließ sich, selbst unter den Handwerkern, ein gewisser Wohlstand nicht verkennen. Sie mußten arbeiten, aber dafür quälte sie auch nicht die Sorge um das tägliche Brod, wie wir es leider so oft in Deutschland, selbst bei den fleißigsten Gewerbetreibenden finden.

Am nächsten Morgen um halb sechs Uhr verließ ich Hermann wieder, aber es war ein freundlicher, wohlthuender Eindruck, den ich von der kleinen Stadt mitnahm, und ich bereue wahrlich nicht die dort zugebrachten Stunden.

9.

Von St. Louis nach Arkansas.

In St. Louis hielt ich mich diesmal nur wenige Tage auf, und zwar nahm ich Passage auf dem Memphis-Paketboot, um von letzterer Stadt aus wieder in die alten Sümpfe von Arkansas einzutauchen, und mit der Büchse auf der Schulter zu sehen, wen ich dort wohl noch von alten Freunden finden würde.

Der Fluß war sehr niedrig, und wenn auch unser ziemlich großes Boot nur $4^1/_2$ Fuß tief im Wasser ging, so zeigte es sich doch zwischen den überall zu Tage liegenden Sandbarren und den im Fluß eingeschwemmten Baumstämmen — sogenannten snags — so ungemein schwierig, das richtige Fahrwasser zu treffen, daß wir auch wirklich zwei Abende hintereinander fest aufliefen und die ganze Nacht dazu gebrauchten, um nur wieder los zu kommen.

Um das zu bewerkstelligen, haben die amerikanischen Dampfboote in jetziger Zeit — denn früher war sie auf keinem derselben eingeführt — eine ganz besondere und zweckmäßige Vorrichtung, vermittelst welcher sie sich — wenn aufgelaufen — wieder abschieben können. Dieselbe besteht in sogenannten spars, die auf beiden Seiten des Vordertheils am Boote angebracht sind und aufrecht neben daselbst von einem Flaschenzug gehaltenen und beweglichen „Bäumen" stehen.

Rennt das Boot auf, so werden die letzteren etwas nach vorn übergebogen, die spars über Bord gelassen und eingestemmt, und dann ein Tau um das durch Dampf getriebene Gangspill gelegt, das eine gewaltige Kraft ausübt und die starken spars oft dermaßen biegt, daß man wirklich glauben möchte, eine solche Kraft müsse den Kiel des Bootes selber vom Boden abreißen. Aber sie heben auch zugleich den Bug des Dampfers, und Zoll für Zoll fast wird derselbe dem tieferen Wasser wieder zugedrückt, bis die Maschine nachhelfen kann und die Räder das festgerannte Boot entweder über die Sandbank wegtreiben, oder dasselbe, wenn das nicht möglich sein sollte, wieder zurückziehen und dadurch flott bringen.

Die Dampfer des Mississippi sind wirklich mit jeder nur möglichen Bequemlichkeit ausgestattet. Ein langer, breiter Salon, so groß wie das ganze Boot, läuft von vorn nach hinten, und der hintere, durch einen Vorhang geschiedene Theil desselben ist ausschließlich nur für die Ladies reservirt, die denn auch dort gewöhnlich auf einem, durch die stete schlechte Behandlung sehr verstimmten Pianino einen permanenten musikalischen Spectakel unterhalten. Derselbe beschränkt sich — mit nur sehr wenigen Ausnahmen — auf geistlos abgeklapperte Tänze und kleine Lieder, und nur manchmal ist

eine der jungen Ladies (beim Himmel, man soll den Teufel nicht an die Wand malen, denn eben beginnt die Eine wieder!) boshaft genug, auch noch dazu zu singen, wonach man denn, mit weiter keiner Beschäftigung, am vernünftigsten thut, hinaus auf den Vorbau des Bootes zu gehen und seine Cigarre zu rauchen. Unterdessen tobt da drinnen der See aus.

Die Beköstigung an Bord ist vortrefflich und reichlich, und die Preise der Fahrt sind — besonders für amerikanische Verhältnisse — nicht übertrieben hoch. Wehe dem aber, der seine Fahrt im Zwischendeck machen muß, wo er auch noch außerdem gar keine Beköstigung erhält! Früher hatte man auf den verschiedenen Booten doch wenigstens hölzerne Verschläge zu Schlafstellen bereit, in denen sich die unglücklichen Passagiere, Nachts in eine wollene Decke gehüllt, ausstrecken konnten. Aber selbst das scheint man jetzt nicht mehr der Mühe werth zu halten, und zwischen angebundenem Vieh und der schwarzen Bemannung des Bootes müssen sie ihre traurige Zeit aushalten.

Der einzige — allerdings nicht ganz gering anzuschlagende — Vortheil, den die Zwischendecks-Passagiere haben, ist der, daß ihnen keine reisende Lady das Gehör zermartert — davor sind sie wenigstens sicher — und nur manchmal hat einer der schwarzen Feuerleute eine „Ziehharmonika“, deren Klappen natürlich in der feuchten Flußluft verrostet sind, und giebt darauf kurze Concerte. Aber diese dauern nie sehr lange, denn die Leute müssen schwere Arbeit thun, und ihre „Wacht zur Koje“ können sie nie in solcher Art zu lange unterbrechen.

Station Cairo! — Es ist sonderbar, daß die Amerikaner eine solche Wuth haben, ihren kleinen, neu entstehenden Plätzen alte, berühmte Namen zu geben. Cairo, Memphis, Paris, London, Madrid, Algier, Rom, Carthago und wie sie alle heißen, und erreicht man ein solches Nest, so findet man nicht selten nur drei oder vier neu aufgerichtete und frisch angestrichene Bretterhütten, die sich mit dem stolzen Namen brüsten.

Cairo macht davon insofern eine Ausnahme, als es sich in neuerer Zeit, trotz der kaum überwindlichen Terrain-Schwierigkeiten, zu einer wirklichen kleinen Stadt, mit einigen ganz anständigen Backsteinhäusern, aufgeschwungen hat. Aber jeder

Fußbreit Boden mußte den Ueberschwemmungen des Mississippi und Ohio abgerungen werden, und die Erhöhung und Aufschüttung des Terrains, wie der Bau der verschiedenen Dämme hat schon viele Millionen Dollars gekostet und verschlingt täglich noch mehr.

Ich selber erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo Cairo nur aus einigen Bretterhütten bestand, die von den glücklichen Besitzern in der Zeit der Ueberschwemmung mit starken Tauen an einem der dort stehenden Bäume befestigt wurden, und es geschah dabei einmal das Komische, daß ein Mann, der sein kleines Haus mit der Front nach dem Ohio zu gebaut hatte, na einem plötzlichen Steigen des Mississippi, der die Wasser des Ohio zurückdrängte, als die Fluth endlich wieder rasch fiel, sein Haus allerdings wiederfand, aber — mit der Front nach dem innern Lande zu. Die Fluth hatte es gehoben und um den Baum herumgeschwenkt, und er mußte jetzt Fenster und Thüren auf der andern Seite einschneiden.

Damals übernahm eine englische Gesellschaft den Platz, der, an der Mündung des Ohio in den Mississippi, allerdings außergewöhnliche Vortheile versprach, denn weder in den Sümpfen des gegenüberliegenden Missouri, noch in der niedern Landspitze Kentuckys ließ sich eine Ansiedelung wagen. Die Gesellschaft machte aber, nach einigen sehr bösartigen Ueberschwemmungen der beiden Ströme, Bankerott, und später nahmen es die Amerikaner selber in die Hand, den Platz gegen die Wuth der Wasser zu schützen und ihrer Fluth abzuringen. Das ist ihnen auch jetzt in der That gelungen, denn eine weite Levée (ein Damm) umgiebt die schon ganz hübsch angewachsene Stadt, und der größte Theil des innern Raumes ist unter deren Schutz schon aufgefüllt worden.

Ununterbrochen, Tag und Nacht, arbeitete dabei ein Schienenweg mit zahlreichen Locomotiven, um aus dem höhern Land von Illinois Erde und Steine herbeizuführen, und wenn man auch jetzt an dieser Auffüllung nicht mehr so ängstlich und hastig schaffen muß, da durch die Dämme die Gefahr beseitigt ist, so laufen die Erdkarren doch noch stets fort, und hat man den bis jetzt gewonnenen Platz erst einmal vollständig erhöht, dann wird man natürlich augenblicklich daran gehen,

die jetzt noch immer beschränkte Stadt zu vergrößern und ihr neues Terrain zu gewinnen.

Cairo hat übrigens nur für das Speditionsgeschäft eine besondere und zwar bedeutende Wichtigkeit, denn im Sommer können nur sehr kleine Boote den seichten Ohiostrom befahren, und diese lagern dann ihre Waaren in Cairo für die größeren Mississippi-Dampfer, während die letzteren die Producte des Südens ebenfalls dort abgeben. Sonstigen Handel hat die Stadt fast gar nicht, denn eine ackerbautreibende Bevölkerung besteht nicht in der Nachbarschaft und wird auch nie, des niedern Sumpflandes wegen, bestehen können.

Außerordentlich deutlich zeigt sich das klare, grünliche Ohiowasser an der Mündung in der gelben Fluth des Mississippi abgeschieden, und wird von dieser weiter unten mehr und mehr nach dem Kentucky-Ufer hinübergedrängt. Ja, ein Streifen desselben läuft noch weit an diesem Ufer nieder, und noch über anderthalb Meilen unterhalb der Mündung des Ohio in den Mississippi können die Holzfäller in Kentucky aus dem Mississippi heraus das klare Ohiowasser schöpfen.

Für jetzt beschloß ich, Memphis noch nicht zu besuchen, sondern vor allen Dingen einmal in New-Madrid an Land zu gehen, von dessen „gesunkenem Boden" ich schon so viel gehört, und das ich trotzdem noch nie betreten hatte.

New-Madrid selber ist ein kleines, erbärmliches Nest, mit nicht einmal einem Hotel und aus vielleicht dreißig oder vierzig Bretterhäusern bestehend. Es liegt auf einer Art Bluff oder hohem Land unmittelbar am Mississippi und vollkommen trocken, selbst bei dem höchsten Stand des Stromes. Umschlossen wird es dabei auf etwa zwanzig Meilen von sandigem, gutem und außerordentlich fruchtbarem Boden. Die Felder, die ich dort sah, lieferten wirklich das Außerordentlichste an Mais, und selbst große Anpflanzungen von Palma-Christi — dem Wunderstrauch oder Ricinusbaum — sah ich hier mit Früchten bedeckt. Hinter diesem Terrain aber beginnt das gesunkene Land, das einst bei einem heftigen Erdbeben in sich selber zusammensank und jetzt nur einen, von kleinen Seen, Lagunen und entsetzlichen Sümpfen durchzogenen Boden zeigt.

Dort sind noch Wildniß und Sumpf mit allen ihren

Schrecken, wie sich es sonst nur die Phantasie in übertriebenen Bildern ausmalt. Dort dampfen trübe, zu Seen angewachsene Lachen den Sommer hindurch ihre Miasmen aus, und der einzelne Jäger, der hindurchbrechen will, — denn andere Menschen betreten diesen Boden nur an der Stelle, an welcher eine Art von Weg hindurchführt, — findet seine Bahn überall von dornigen Ranken, schleimigen Sumpfpflanzen und schwammigem, dem Fuß weichenden Boden verlegt.

Jenes Erdbeben, das damals diesen großen Länderstrich gewissermaßen einsog, hat sich allerdings seit der Zeit nicht wiederholt, aber der furchtbare Sumpf, den es erschaffen, ist geblieben und zeigt jetzt noch deutlich den gewaltigen Umfang von Boden, den die Katastrophe berührte. Dahinter liegt aber wieder höheres, fruchtbares Lande mit Ansiedelungen und kleinen Städten, und im Sommer, wenn die meisten Wasser ausgetrocknet waren, machten es die in solcher Arbeit wirklich unübertroffenen Amerikaner doch möglich, selbst leichtbeladene Karren durch solchen Wald zu führen. Der beginnende Winter freilich schneidet dann jede Verbindung rettungslos ab, denn sobald Schnee und Regen einsetzen, bildet das Ganze nur einen großen, mit riesigen Bäumen durchwachsenen See.

Dort drinnen wohnt auch Niemand — kann Niemand wohnen, oder nur den Platz wieder, wenn es ihm beliebt, verlassen, da ihm der Rückweg im Winter rettungslos abgeschnitten wird. Wasser hätte er freilich genug, um in einem Canoe den ganzen Wald zu befahren, aber überall liegen zusammengebrochene oder umgestürzte Bäume in seinem Weg, und wer sich da hineingewagt hat, muß darin bleiben, bis die Wasser wieder austrocknen. Wehe den Verirrten!

Uebrigens überwintern eine ziemlich große Anzahl von Menschen in diesen Sümpfen — aber nur Jäger, und zwar meistens Fallensteller, die ihre Fallen auf Minks, Moschusratte und Otter stellen. Die wenigsten von ihnen jagen auf größeres Wild — das natürlich ausgenommen, was sie zum Leben brauchen, und es giebt dafür Hirsche, einzelne Truthühner, wie auch Bären. Sogar der Elk soll dann und wann, aber nur sehr selten vorkommen — ich wenigstens habe keinen davon gesehen.

Man darf übrigens nicht denken, daß das ganze Land, vom Ufer des Mississippi aus schon, einen solchen Sumpf bildet. Das eigentliche gesunkene Land fängt erst etwa 20 Meilen hinter Madrid, am sogenannten Little River an, und hat dann hier, während es sich jedoch weit nach Norden und Süden ausdehnt und oft zu entschiedenen baumfreien Seen wird, etwa eine Breite von 12 bis 14 Meilen.

Bis Little River ist das Land so hoch wie alle übrigen Niederungen am Mississippi, die im Winter keiner Ueberschwemmung ausgesetzt sind, von sandigem und kaum glaublich fruchtbarem Boden. Es ist ein ganz prachtvolles Terrain für den Ackerbau, und Mais wächst hier, wie kaum in einem andern Theile der Vereinigten Staaten. Ueberall am Wege, nur hier und da durch den mächtigen, aber hier nicht sumpfigen Urwald unterbrochen, liegen gut angelegte Farmen und geben überreichen Ertrag, und von dort aus zum Mississippi führt eine recht gute und vollkommen ebene Straße, die selbst in dem schwersten Regen, des sandigen Bodens wegen, leicht passirbar ist und selbst mit Lastwagen befahren werden kann.

Uebermäßig gesund ist dieser District gerade nicht, aber auch nicht ungesunder als jeder andere Platz im Urwald, wo der frisch aufgewühlte Boden manchmal Wechselfieber erzeugt. Andere Krankheiten sind dort noch nicht vorgekommen.

Dort lebt auch noch ein alter Stamm der Backwoodsmen, rauhes, aber prächtiges Volk, ehrlich, sobald es keinen Pferdehandel betrifft, gutmüthig und gastfrei, und all' die Fabeln, die man sich im Osten über diese angeblich durch den Krieg verwilderten Menschen erzählt, sind eben weiter nichts, als albern ersonnene Märchen.

Mir sind diese Backwoodsmen stets am kleinen Finger lieber gewesen, als ein ganzer Yankee.

Durch den eigentlichen Sumpf des gesunkenen Landes nun haben Privatunternehmer begonnen, eine jetzt wahrscheinlich schon vollendete, aber natürlich hoch aufgeworfene Straße zu bauen; aber diese zeigt auch deutlich den Charakter des Bodens, durch den sie führt, denn sie enthält, auf die kurze Strecke von 12 Meilen Entfernung, nicht weniger als 300 größere und kleinere Brücken. Nur in schmalen Streifen läuft höheres,

d. h. nicht unter Wasser stehendes Land durch den ungeheuern Sumpf.

Dort hinein nun ziehen im Herbst die Jäger, besonders die Fallensteller — meist kleine Gesellschaften von wenigstens drei oder vier Mann, mit einem Ochsenwagen, auf dem sich stets zwei Canoes, Lebensmittel, d. h. Mehl, Zucker, Kaffee und Salz und ihre Fallen befinden, fahren so weit, als es ihnen der Boden möglicher Weise gestattet, und schicken dann den Wagen zurück, während sie sich selber mit ihren Canoes nach irgend einem schon vorher untersuchten Punkt an irgend einem See einschiffen, und sich dort entweder eine kleine Blockhütte für den Winter bauen, oder auch nur einfach ein etwas geschütztes Lager aufschlagen, um Wind und Wetter ab- und ihr erbeutetes Pelzwerk trocken zu halten.

Sie halten diese Stellen aber, wenn sie sich nur irgend ergiebig zeigen, gern geheim, denn sie wollen keine Concurrenz. Die Jagd verträgt überhaupt keinen zu nahen Nachbar, und Viele von diesen jagen sogar nicht einmal auf eigene Faust, sondern im Dienst von Anderen, die in New-Madrid wohnen und Pelzhandel treiben.

Ein solcher Jäger wird dann förmlich gemiethet und bekommt seine ganze Ausrüstung von dem Händler selber, der ihm auch diese bis an den Ort seiner Bestimmung fahren läßt. Er erhält sein Canoe und seine Lebensmittel, wie oben angegeben, in bestimmten Quantitäten, eine Axt und Pulver und Blei, und wenn er kein Gewehr hat, selbst eine lange Büchse, wie auch alle nöthigen Fallen, und hat nachher, wenn er im Frühjahr zurückkehrt, einen bestimmten Antheil an der Beute zu fordern, den er aber in Geld ausgezahlt bekommt, da die Felle natürlich einen viel höheren Preis abwerfen, als sie den Jägern selber angerechnet werden. Wohl ist es ein entsetzlich wildes Leben, das diese Menschen führen; aber an Entbehrungen und Beschwerden sind sie ja von Jugend auf gewöhnt, die Jagd ist außerdem ihre Leidenschaft, und sie verlangen es eben nicht besser.

Kehren sie dann im Frühjahr heim und bekommen ihren verdienten Gewinn auf einem Brett ausgezahlt, dann freilich wird nicht eher geruht, bis das Geld verjubilirt ist — aber

was thut's. Den Sommer über arbeiten sie irgendwo auf dem Land, oder gehen auch an Bord eines Dampfers als Feuermann oder Deckhand, um sich ihren Unterhalt für diese Zwischenzeit zu verdienen, und im nächsten Herbst geht das freie, fröhliche Waldleben von Neuem an.

Wenn ich es auch gern gewollt, ich hätte mich hier nicht zu lange aufhalten können, denn meine Bahn lag weiter, da ich ja auch in Arkansas meine alten Jagdgründe wieder aufsuchen wollte, und vor allen Dingen ging ich von hier ab nach Tennessee hinüber, um wenigstens einen Blick auf diesen, in der Rebellion eigentlich hartnäckigsten und auch jetzt am schwersten dafür heimgesuchten Staat zu werfen. — Meine Erlebnisse im „gesunkenen Grund" erzähle ich dem Leser vielleicht ein andermal.

In Tennessee herrschte in der That volle Militärgewalt, da sich, wie gesagt, Tennessee neben Georgia und Alabama den neuen, drückenden und ungewohnten Verhältnissen gar nicht fügen wollte. Die Regierung der Vereinigten Staaten machte aber wenig Umstände und legte genügend Militär in den Staat, um die Widerspenstigen im Zaum zu halten. Der damalige Gouverneur Brownlow (vielleicht einer der verhaßtesten Männer seiner Zeit) schien ein sehr hartes und gestrenges Regiment auszuüben.

Nicht zu verwundern ist es deshalb, daß den sonst so unabhängigen, ja fast souveränen Sclavenhaltern der Boden hier zu warm unter den Füßen wird, und in Deutschland selbst kann man sich wohl kaum mehr mit Auswanderungsgedanken tragen, als gegenwärtig in den südlichen Staaten der Union. Wen ich nur von der besseren Klasse sprach, erklärte ganz offen, daß die Verhältnisse hier einen nahezu unerträglichen Charakter angenommen hätten, und in Georgia besonders hatte sich schon eine Gesellschaft wohlhabender Männer gebildet, die in Britisch Honduras eine Colonie zu gründen gedachten.*) Viele haben außerdem Lust, nach Brasilien auszuwandern, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß gerade in diesem Augenblick — noch dazu mit den furchtbar gedrückten

*) Das Honduras-Project ist später aufgegeben worden.

Baumwollpreisen — Grundbesitz in diesen südlichen Staaten zu einem Spottpreis zu erlangen wäre.

Wohlmeinend möchte ich übrigens alle deutschen Auswanderer warnen, sich von keinen Versprechungen, und wenn sie noch so glänzend klingen sollten, verlocken zu lassen, nach den Südstaaten von Nordamerika mit irgend einem bindenden Contract auszuwandern. Man wünscht, daß sie dort die verlorenen Sclaven ersetzen sollen; dazu aber ist der Deutsche zu gut, und findet tausend andere Plätze, wo er sich eine Heimath gründen kann.

Allerdings sind dort fast keine Arbeitskräfte zu bekommen, und viel, sehr viel Baumwolle wird in den Feldern verfaulen, weil nicht Hände genug aufzutreiben sind, um sie nur zu pflücken. Das war aber vorauszusehen, daß der Neger, übermüthig in der neugewonnenen Freiheit, nicht gleich wieder gutwillig in die kaum verlassene Arbeit hineinspringen würde. Tausende von diesen coloured gentlemen treiben sich jetzt faulenzend in den Städten herum, spielen die Herren und hungern lieber, als daß sie sich zu irgend einer Arbeit herabließen. Aber ich glaube, die Leute, die einen solchen Zustand für permanent halten, sehen viel zu schwarz, denn meiner Ansicht nach ist er ein nicht zu vermeiden gewesenes Uebergangsstadium, das für die Dauer nicht aufrecht erhalten werden kann und wird, und viele Schuld trägt daran das Zuweitgehen der Radicalen.

Je mehr ich vom Lande sehe, je mehr ich mit den verschiedenen Schichten der Gesellschaft, mit den verschiedenen Parteien verkehre, desto mehr drängt sich mir auch die Ueberzeugung auf, daß man keinen größeren und gefährlicheren Fehler hätte begehen können, als den völlig unwissenden und eben erst von ihren Ketten befreiten Schwarzen das Stimmrecht zu geben und sie dadurch — während es den weißen „Rebellen" entzogen wurde — zu Herren des Südens zu machen.

Erstlich einmal hat keine Maßregel des General-Commandos eine solche tiefe Erbitterung im Süden hervorgerufen — und zwar nicht allein bei den früheren Sclavenhaltern, sondern auch sogar bei fast allen bisherigen Anhängern der Union im

Süden — nein, die Schwarzen selber bekamen auch dadurch eine gefährliche Waffe in die Hand, deren Gebrauch sie nicht verstanden und mit der sie sich in den meisten Fällen selbst verletzen.

Wer von ihnen denkt jetzt an's Arbeiten, wo fortwährend Meetings oder politische Versammlungen gehalten werden müssen, in welchen Gesindel aus den Yankeestaaten und schroffe Abolitionisten die überdies schon wirren Köpfe noch mit tolleren Gedanken anfüllen. Und nicht allein diese öffentlichen Versammlungen besuchen sie, nein, es haben sich auch schon — wie das nicht ausbleiben konnte — geheime Gesellschaften, sogenannte ligues, unter ihnen gebildet, in denen sie sich an geheimen Zeichen erkennen, und die später nicht verfehlen können, einen vielleicht gefährlichen Druck auf die Mitglieder derselben auszuüben.

Das westliche Tennessee ist unstreitig eins der schönsten Länder der Union, fruchtbar und mit Allem gesegnet, und dabei dicht bevölkert. Als ich aber hindurchfuhr, kam es mir gar nicht so vor, als ob ich mich in dem freien Amerika befände, wo man sonst, wenn man einen Soldaten zu sehen bekommen wollte, an die äußersten indianischen Grenzen wandern mußte. — Jetzt waren sie überall zu finden, und hier und da bei kleinen Städten sah ich auf benachbarten Hügeln die weißen Zelte aufgeschlagen und die Pferde in langen Reihen vor ihren Futtertrögen daneben angebunden.

Ziemlich spät an dem Abend langten wir in Memphis an, das auch in der Zeit meiner Abwesenheit zu einer ganz hübschen Stadt angewachsen ist, aber freilich keinen Vergleich mit Cincinnati, Louisville, St. Louis, Chicago oder anderen ihnen ähnlichen aushalten kann. Memphis, wenn auch am Ufer des Mississippi gelegen, wird wohl fortwachsen, aber sehr langsam, denn es hat keinen besondern Verkehr, der es rascher vorwärts triebe. Außerdem liegen gegenwärtig alle Geschäfte darnieder, und es denkt fast Niemand daran, ein Haus zu bauen, während alte überall zu kaufen sind; auch grassirte gerade das gelbe Fieber in der Stadt, das sich früher nie so weit den Strom hinaufgebreitet, ja nicht einmal die unten am Mississippi liegenden kleinen Städte, wie Boton rouge, Red Church oder Bayou

Sarah berührt hatte. Jetzt leider soll es schon zu den alljährlichen Uebeln der Stadt gehören, und wer nicht gerade in der Zeit an sie gebunden ist, sucht sich gewiß einen davon verschonten Platz.

Memphis! — freundliche Erinnerungen. Dort — unten an einem der Werftboote unter dem steilen Bluff lag ich einst im Jahre 40 oder 41 auf ein stromaufkommendes Boot wartend, um mein 20 Meilen weiter oben geschnittenes Schilf mitzunehmen — aber fast zweimal 24 Stunden kam keins, und ich — in Hemdärmeln, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, mußte indessen das miserable lecke Werftboot ausschöpfen helfen, um es einerseits vorm Sinken zu bewahren und andererseits in der Wartezeit Lebensmittel vom Boote zu bekommen. Das waren in der That schwere Tage und Nächte, und völlig durchnäßt, bei ziemlich kaltem Wetter, weiß ich mich wirklich kaum schwererer Stunden körperlicher Entbehrung zu besinnen. Aber die Zeiten haben sich geändert — die Werftboote sind verschwunden, ja selbst der steile Bluff ist abgetragen, um eine, wenn auch noch ziemlich steile Landung herzustellen, und ich selber nehme von Memphis — anstatt wie damals halb erstarrt in das Zwischendeck zu kriechen — Kajüts-Passage nach White River, um jetzt mein altes Arkansas wieder einmal zu besuchen.

Arkansas — dort hatte ich meine schönste Jugendzeit verlebt — wenn ich überhaupt sagen kann, daß ich eine Jugend gehabt habe — dort hatte ich mich zum ersten Male frei und unabhängig gefühlt, und in dem wilden Urwald eine Heimath gefunden, wie ich sie mir damals nicht schöner und herrlicher denken konnte. Ein wahrer Zauber lag schon allein in dem Worte für mich, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich den Fuß wieder auf den heißersehnten Boden setzen würde.

Und welchen schlechten Namen hatte das arme Land in der Zeit in den Vereinigten Staaten bekommen! Wo ich im Osten und Norden den Leuten nur sagte, daß ich beabsichtige, Arkansas zu besuchen, schrieen sie mich an, als ob ich gedächte, den Fuß in eine Räuberhöhle zu setzen. Der ganze Staat sollte von Räubern und Mördern wimmeln, und Geschichten wurden

mir davon erzählt, wie man sie sonst vielleicht nur in den Erzählungen von Spieß, Kramer und Leibrock findet. Aber ich kannte meine alten wackeren Backwoodsmen besser, und hatte auch schon in den wildesten Districten Missouris — in dem gesunkenen Lande — unter den wilden Trappers und Straßenarbeitern ein wohl rauhes, aber auch gutmüthiges und wackeres Volk gefunden, das wahrlich nicht mit jenem, aus dem Osten vertriebenen nichtsnutzigen Gesindel verwechselt werden darf, das sich zeitweilig in den westlichen Staaten aufhielt und vom Pferdediebstahl lebt. Das aber dulden die Bewohner dieser Strecken selber nicht lange unter sich, und sobald sie ihnen nur erst einmal auf die Spur kommen, müssen sie rasch das Weite suchen.

Anfangs hatte ich die Absicht gehabt, von hier aus direct wieder in die Cash-Sümpfe einzutauchen, wo ich manchen guten Hirsch und alten Bär geschossen, aber die Sehnsucht zog mich doch mehr nach dem fourche la fave. Jene Sümpfe konnte ich auf dem Rückweg besuchen, und vor allen Dingen drängte es mich, meinen alten Freund Klingelhöffer wieder zu sehen. Der fourche la fave war überhaupt der Mittelpunkt meiner früheren Jagden gewesen, und selbst in meinen Romanen und Erzählungen hatte ich mich viel mit ihm beschäftigt.

Des niedern Wasserstandes wegen konnte allerdings jetzt kein Boot von Memphis ab den Arkansas hinaufgehen — der jetzt auch in den letzten zwanzig Jahren mehr versandet sein muß, denn zu meiner Zeit war es noch möglich. Aber den White River hinauf bis Duvals-Bluff, gar nicht soweit von den Cash-Sümpfen, gingen Dampfer, und von dort an lief, wie mir hier gesagt wurde, eine Eisenbahn nach Little Rock hinüber, um diese Stadt sogar später direct mit Memphis durch eiserne Schienen zu verbinden.

Eine Eisenbahn in Arkansas — mir wollte das gar nicht in den Kopf, aber bei näherer Besichtigung stellte sich die Sache als gar nicht so gefährlich heraus — sie war auch danach und lief nur etwa 48 Meilen durch den Wald.

White River selber ist einer der hübschesten Flüsse Amerikas — nur nicht bei hohem Wasser, wo fast alle seine Ufer von der Fluth bedeckt werden. Jetzt dagegen zeigte er ein, wenn auch

beschränktes, doch klares und ziemlich tiefes Fahrwasser, und das nicht sehr große Boot wand sich zwischen den mit Weiden- und Baumwollenholz-Bäumen dicht bewachsenen Biegungen des Stromes rasch und leicht hindurch. Fische sahen wir in Menge, ebenso kleine Wasserschildkröten, die auf umgestürzten Baumstämmen lagen und beim Nahen des Dampfers schwerfällig in die Fluth zurückglitten. Massen von wilden Enten strichen dabei herüber und hinüber, und man hätte selbst von Bord aus eine Anzahl schießen können, wenn es nicht Mord gewesen wäre, etwas zu vernichten, das sich doch nie nach dem Schuß erlangen ließ.

Ein Amerikaner mit einer ganz neuen Doppelflinte von imitirten Drahtrohren knallte allerdings mehr als zwanzigmal nach den vorüberstreichenden Enten, richtete aber keinen weiteren Schaden an, als daß er die armen Thiere oft auf das Tödtlichste erschreckte und sie seitab in die Baumwipfel trieb.

Am nächsten Tage erreichten wir Duvals-Bluff, ein kleines, erbärmliches Nest von etwa zehn oder zwölf Bretterhäusern und einem langen Güterschuppen, dem sogenannten Eisenbahn-Depot — und dort hielt der Zug, der uns aufnehmen und nach Little Rock transportiren sollte.

Aber der ganze Zug, aus etwa vierzehn Güterwagen bestehend, hatte nur einen einzigen Personenwagen, der jetzt zweiundsiebzig Passagiere aufnehmen sollte. Das ging aber natürlich nicht, und die Meisten von uns mußten sich theils in einem der Güterwagen, von denen einige mit Schindeln gedeckt waren, theils auf den Stufen der Waggons selber unterbringen, um solcher Art die Fahrt zurückzulegen. Es waren freilich auch nur achtundvierzig Meilen, also zehn deutsche Meilen, zu denen aber der wackere Zug seine richtigen sechs Stunden gebrauchte; manchmal blieb er ohne irgend welche sichtbare Veranlassung wie in Gedanken mitten im Walde stehen, um nach etwa einer halben Stunde, ohne daß auch jetzt ein Grund dafür vorlag, seinen Weg fortzusetzen.

„Das ist Arkansas," sagten die Passagiere lachend, und so lieb ich den Staat habe, zu Gunsten dieser nichtsnutzigst betriebenen Eisenbahn weiß ich in der That nichts zu sagen. Der einzelne Personenwagen selber sah so aus, als ob er

irgendwo bei einem Trödler alt gekauft wäre; viele Fenster waren zerbrochen, die Jalousien hingen krumm und schief in den Charnieren, das Polster an vielen Sitzen war herausgerissen, und das Personal selber sah so aus, als ob man es irgendwo im Walde aufgelesen hätte. Trotzdem ist es die theuerste Eisenbahn ganz Amerikas, selbst die westlichen Steppen nicht ausgenommen, denn sie läßt sich, ohne dem Reisenden irgend welche Bequemlichkeiten zu bieten, fünf Dollars für kaum achtundvierzig Meilen, also über zehn Cents für die Meile bezahlen, während selbst die smokyhill route nur acht Cents rechnet.

Um halb vier Uhr fuhren wir von Duvals-Bluff fort, und es war etwa halb zehn Uhr, als wir am Arkansas-Fluß, Little Rock gegenüber, anlangten und einer andern Gaunergesellschaft in die Hände fielen — den Omnibussen, die sich, um mit der Fähre über den Strom hinüber zu fahren, einen Dollar per Kopf bezahlen ließen — ein wahrhaft unverschämter Preis, wenn man bedenkt, daß z. B. sogar die Omnibusse zwischen Council-Bluff und Omaha (Jowa und Nebraska), die ziemlich eine Entfernung von vier Meilen fahren müssen, nie mehr als die regelrechte Taxe von fünfzig Cents fordern.

Da war ich denn einmal wieder nach einer Abwesenheit von fünfundzwanzig Jahren in Little Rock, aber die ganze Stadt war mir auch in der Zeit fremd geworden. Ich kannte die Straßen nicht mehr mit ihrer Gasbeleuchtung, und wohin ich blickte, traf mein Auge auf Schilder mit fremden, nie gehörten Namen.

Sollte ich nun noch so spät in irgend einem vielleicht deutschen Hause nach alten Freunden fragen? Ich scheute mich es zu thun, konnte mich aber auch nicht entschließen, in eins der amerikanischen Hotels zu gehen. Einzelne meiner alten Freunde besonders waren es, über die ich Gewißheit haben mußte, und als ich, mit meinem Bergsack auf dem Rücken die Straßen durchwandernd, ein deutsches Bierhaus noch offen fand, trat ich dort hinein und erhielt denn auch bessere Kunde, als ich selber erwartet hatte. Einer meiner alten Bekannten, Henry Fischer, lebte nicht allein noch, sondern sogar in dem Nachbarhause, und den beschloß ich, jedenfalls noch aufzusuchen.

Er sollte mir dann auch einen Platz nachweisen, wo ich die Nacht schlafen konnte, um nachher gleich morgen früh nach dem fourche la fave — meinem alten Jagdgrund — aufzubrechen.

Seine Frau fand ich allerdings; er selber lag aber schon im Bett, und ich hatte keine Lust, ihn zu stören, wollte mich auch schon wieder fortmachen, um mir irgendwo ein Nachtquartier zu suchen, kam da aber schön an. Madame Fischer hatte mich nach meinem Namen gefragt, und als ich ihn ihr nannte, half gar keine weitere Einrede. Ich mußte mit zu ihrem Mann hinein, um diesen richtig aus dem Bett aufzustören, und kaum hörte er, wer da sei, als er auch mit beiden Füßen zugleich von seinem Lager aufsprang und trotz aller Widerrede in die Kleider fuhr.

Einen Unterschied in der Tageszeit schien er in seiner freundlichen Gastlichkeit auch wirklich gar nicht zu kennen, denn erstlich mußte ich, was die Küche gerade gab, noch zur Nacht essen, dann ließ er seine beide Töchter mir etwas auf dem Clavier vorspielen, dann kamen sein Sohn und einige andere junge Leute aus der Nachbarschaft, die zusammen viel Musik trieben, und spielten ganz fidel ein paar kleine Stücke auf dem Hofe, dann gingen wir noch in ein Bierhaus, und zuletzt wurde ein kleines, winziges Dampfboot, das sein Schwiegersohn für den fourche la fave-Handel gebaut, richtig geheizt, und wir fuhren noch etwa eine Stunde lang mit Musik vor Little Rock auf und ab auf dem Arkansas spazieren. Es war lange Mitternacht vorüber, ehe wir in's Bett kamen.

Hier in Little Rock erhielt ich denn auch die Gewißheit, daß mein alter lieber Freund Klingelhöffer am fourche la fave noch am Leben, wenn auch jetzt gerade krank sei. Auch in der Stadt selber lebten mir noch einige Freunde von der alten Zeit her. Die Gebrüder George besonders — Charles Fischer aber, Henry's Bruder, „auf den ich ein ganzes Heer von Novelletten gedichtet," war vor etwa acht Jahren leider gestorben, und wie würde ich mich gefreut haben, wenn ich den kleinen, komischen, immer fidelen Mann wiedergefunden hätte! Aber der Tod schien hier unerbittlich aufgeräumt zu haben, und eine lange Reihe von Freunden ruhte still in ihren

Gräbern — einige waren erst vor wenigen Monaten, ja Wochen gestorben — so mein alter lieber Seckendorf.

Little Rock ist übrigens durch den letzten Krieg ziemlich arg mitgenommen worden, und erst im Besitz der Conföderirten, wie später von den Federals erobert, hatte es von beiden Theilen zu leiden. Doch soll sich der Unions-General, Steele, selber ganz vortrefflich benommen haben. Nur im Land sagt man den Unionssoldaten nach, daß sie bös und viel schlimmer als die Secessionisten gewirthschaftet hätten — doch davon später.

Der Fluß war so niedrig, daß gar keine regelmäßige Dampferverbindung mehr stattfand. Nur dann und wann wagte es eins der sehr kleinen und kaum einen Fuß tief gehenden Boote, den Fluß eine Strecke hinauf zu laufen. Auch auf den nächsten Tag war der winzige Dampfer „Fort Smith“ stromauf angezeigt, hielt aber natürlich nicht Wort, und da ich die Unzuverlässigkeit dieser Art von Fahrzeugen kannte, beschloß ich, mich nicht auf sie zu verlassen, sondern lieber meinen Marsch nach dem fourche la fave zu Fuß anzutreten. Herrn Fischer's Schwiegersohn erbot sich aber freundlich, mit mir in seinem kleinen Skiff oder Kahn den Strom hinauf zu fahren, und so gingen wir denn am andern Morgen unterwegs und arbeiteten gegen die jetzt allerdings nicht starke Strömung an.

Der kleine Dampfer schien aber ebenfalls fertig geworden zu sein, überholte uns etwa um zehn Uhr und qualmte und keuchte, nur wenig rascher als wir selber Fortgang machten, den Strom hinauf an uns vorüber. Uebrigens war es für ihn keine Kleinigkeit, zwischen all' den Sandbänken herum zu laviren, und wir selbst in unserem Skiff, das kaum mehr als drei Zoll im Wasser ging, liefen ein paar Mal mitten im Strom auf und mußten „aussteigen“, um nur wieder flott zu kommen. Abends fanden wir den Dampfer denn auch richtig in einer Biegung des Arkansas festgefahren und liefen an ihm vorüber, geriethen aber in der Dunkelheit ebenfalls zwischen die Bänke hinein, und gingen endlich an Land, um dort zu lagern und Tageslicht abzuwarten.

Am nächsten Morgen überholte uns der Dampfer wieder, aber nicht weit unter der Mündung des fourche la fave lief

er wieder auf, und wir erreichten unser Ziel wirklich früher, als er selber dort anlangte.

Klingelhöffer selber hatte seinen alten Platz oben am fourche la fave verlassen und war auf die Landspitze gezogen, welche die Mündung dieses kleinen Stromes von dem Arkansas trennte. Ich fand ihn, aber krank und alt, auf seinem Bett ausgestreckt, und wie kräftig hatte sich der Mann sonst durch das Leben gearbeitet, wie schwer geschafft, so lange er sich nur rühren konnte! Das Alles würde den kräftigen Körper auch noch nicht so rasch gebrochen haben, aber sein einziger Sohn ging wider seinen Willen — denn er selber war von jeher ein fester Unionsmann — in das Heer der Südstaaten über und fand dort seinen Tod. Das traf ihn selber in's Herz, und seit der Zeit hat er sich auch nicht vollständig mehr erholt.

Auch seine älteste verheirathete Tochter hat er verloren, aber sonst fand ich die Familie, die verheiratheten Mädchen ausgenommen, noch alle rüstig und wohl beisammen und wurde von ihnen auf das Herzlichste aufgenommen.

Klingelhöffer erzählte mir viel von der letzten schweren Zeit des Krieges, denn gerade der fourche la fave hatte furchtbar von den verschiedenen Banden gelitten, die sich in dem wilden Lande bildeten und im Osten Bush Whackers, hier selber ab Jayhawkers genannt wurden. Es ist natürlich unmöglich, hier alle die verschiedenen Einzelheiten anzuführen, die lebhaft an die schon von Cooper in seinem Spion beschriebenen Thaten der Cowboys erinnern. So viel aber ist sicher, daß eine Menge von Scheußlichkeiten in dem wilden Wald verübt wurden und diese Banden auch keineswegs einer bestimmten Partei angehörten. Ihr Zweck war eben, zu plündern, und da der Mensch ja anerkannt das blutgierigste, mordlustigste Raubthier der Erde ist, so reizte sie denn auch einmal vergossenes Blut nur mehr und mehr zu derartigen Verbrechen an.

Fünf allein von meinen alten Freunden waren solcher Art in ihrem eigenen Hofraum von diesen nichtswürdigen Banden erschossen worden, andere hatte der stille Tod auf friedlicherem Wege abgerufen, und als wir alle zusammenzählten, fanden sich nur noch fünf Männer aus alter Zeit an

dem ganzen Strom, die ich von früher kannte und mit denen ich befreundet war.

Zunächst mußte ich allerdings einige Tage bei ihm bleiben, um über alte Zeiten zu plaudern, und schon am nächsten Tage schoß ich ganz in der Nachbarschaft meinen ersten Hirsch und Truthahn wieder am fourche la fave. Dann litt es mich aber nicht länger, denn ich wollte doch nach so langer Zeit meine alten Jagdgründe aufsuchen, und so zog ich denn zu Fuß am linken Ufer des Stromes hinauf, um später am rechten wieder zurück und noch einmal bei Klingelhöffer einzukehren.

Aber, lieber Gott, ich kannte den Wald gar nicht mehr, so wild und verwachsen kam er mir jetzt vor, und wo ich sonst über mit saftigem Gras bewachsene offene Hügel gejagt, fand ich jetzt Kiefer- und Eichendickungen, deren junge Stämme wie angesät neben einander emporschossen. Woher das freilich kam, wußte ich bald genug: der Wald war in langen, sehr langen Jahren vollständig verwahrlost und nicht ein einziges Mal abgebrannt worden, sonst hätte das üppige Gras nicht so vollständig verschwinden und einem so wilden Holzanwuchs Raum geben können.

In Perryville, jenem kleinen County-Sitz, in dem wir früher so manche vergnügte Stunde verlebt, kam ich Abends an. Bockenheim lebte richtig noch, aber er war alt und grau geworden und schlich krank wie ein Gespenst umher. Er wohnte auch noch in dem nämlichen Blockhaus, das er früher bewohnte, und das ganz stattlich ausgesehen hatte, als es noch neu war; jetzt stand es alt und grau da und schien dem Einsturz nahe, wie sein Herr. Du guter Gott, wie war die Welt so alt um mich her geworden, während ich selber noch immer rüstig mit Bergsack und Büchse umherstieg und mir die Trümmer betrachtete!

In Perryville war gerade ein sogenannter „Frolic“ wie vor alter Zeit, ein house raising und Quiltingfest, das heißt, die Männer waren eingeladen worden, die schweren Balken einer neuen log cabin mit aufrichten zu helfen, während die Frauen sich indessen an ein paar Steppdecken in irgend einem der Nachbarhäuser beschäftigten, und Abends wurde dann

selbstverständlich zu den Tönen einer einzelnen Violione getanzt. Aber es waren lauter fremde Gesichter, die sich dort bunt durcheinander mischten, junges Volk, das, als ich den fourche la fave verließ, noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt. Und trotzdem kannten sie meinen Namen, den die Väter den Kindern mitgetheilt, und als ich ihn nennen mußte und ihnen erst auf hundert verschiedene Fragen erzählt hatte, daß ich nur von Deutschland besonders herübergekommen sei, um noch einmal den alten fourche la fave zu besuchen, wurden selbst die jungen Damen zutraulich. Ich mußte mich augenblicklich zu ihnen an den Tisch setzen, und in kaum einer Viertelstunde war ich mit der jungen Generation wieder genau so vertraut, als ich es mit der alten gewesen war. Die Mütter hier, die damals Kinder gewesen, erinnerten sich ja noch meiner. Es war mir fast, als ob ich gar nicht fortgewesen sei und jetzt da drüben, mitten in der Civilisation in Deutschland wohne, anstatt hier noch unter einem der prachtvollen Waldbäume zu logiren.

Nach dem Essen betrachtete ich mir aber auch die jetzige Generation und suchte nun selber Nachrichten über vergangene Zeiten zu erhalten, die freilich in den seltensten Fällen tröstlich ausfielen. Eine Persönlichkeit unter den hier Versammelten interessirte mich aber ganz besonders — der Friedensrichter von Perryville, — und eine komischere Gestalt ließ sich in der That kaum denken. Er trug einen riesigen Cylinderhut, einen braunen Jeanes-Rock mit mehr als vielleicht nöthigen, etwas zu kurze Hosen mit weniger als nöthigen Flicken und durch zwei unregelmäßige Hosenträger gehalten, von denen man eigentlich, nach der Diagonale, nicht recht begriff, wo sie ihren Endpunkt finden konnten. Auch die Weste ließ viele Knöpfe zu wünschen übrig, und mit den beiden schiefgetretenen Stiefeln, die Hände in den Taschen, schritt der Mann da in seiner Gemeinde herum, ohne scheinbar von irgend Jemandem groß beachtet zu werden. In seinem Gesicht lag allerdings ziemliche Gutmüthigkeit, aber auch unverkennbar eine nicht geringe Quantität Dummheit ausgeprägt, und ich konnte mich nicht enthalten, Einen der Leute zu fragen, wie sie den Mann hätten zum Friedensrichter erwählen können. Der lachte denn

freilich und sagte: „Oh, es war nur ein schlechter Witz, eine Art von Versehen!"

„Versehen?"

„Ja," — nickte der junge Bursche — „wie neulich ein Friedensrichter gewählt werden sollte, da machten sich ein paar von uns den Spaß, unsere Stimmen dem da zu geben. Wir wollten unsern Scherz mit ihm haben, damit er nachher tractiren sollte. Das hatte sich aber vorher ausgesprochen, und wie die Stimmen gezählt wurden, kriegte er richtig die Majorität."

„Und blieb Friedensrichter?"

„Nun natürlich; an der Sache war weiter nichts zu machen."

Bei Bockenheim, der sich sehr zu freuen schien, mich wieder zu sehen, blieb ich über Nacht, denn vergebens hatte ich versucht, einen Blick in den Ballsaal zu werfen und etwas von dem Tanz zu sehen. In dem Blockhaus nämlich, aus dem die Klänge der Violine heraustönten, war es stockfinster. Nur wie Schatten bewegten sich die einzelnen Tänzer durcheinander hin, und als eine gutmüthige Seele ein brennendes Talglicht hineinsetzte, wurde es wo möglich noch dunkler als vorher. Auch ungemein still ging es, gegen sonst wenigstens, bei dem Tanze her, denn früher floß bei derartigen Gelegenheiten der Whiskey in Strömen. Das aber hat jetzt aufgehört; denn während man früher ein recht gutes Getränk für höchstens acht bis zehn Cents die Flasche bekam, zahlt man jetzt für ein ganz nichtswürdiges und mit Wasser außerdem übersättigtes Gebräu 1 bis 1¼ Dollar die Flasche, und das verträgt nach dem kaum überstandenen Kriege der Geldbeutel der armen Backwoodsmen nicht mehr.

Ob die Leute später in der Nacht noch vielleicht etwas munterer geworden sind, weiß ich wirklich nicht, denn nach einem guten Tagesmarsch schlief ich sanft und süß.

Am nächsten Tag suchte ich einen andern Freund aus jener früheren Zeit auf, einen Deutschen Namens Schott, den ich auch, wenn freilich schon grau geworden, noch frisch auf den Füßen und rüstig antraf. Er hatte das Haus voll Kinder und schien sich vollkommen wohl zu befinden, erklärte auch,

daß er jetzt nicht mehr zu arbeiten gedächte, denn er habe sein Theil gethan, und nun möchten die Jungen einmal für ihn schaffen.

Eine Meile hinter ihm wohnte Heintz, ein alter Jagdgefährte von mir. Er lebte noch, war aber fast erblindet, und hatte seit sechzehn Jahren einen schwärenden Arm, der von nichts als dem Stich eines Insectes herrührte. Ein amerikanischer Quacksalber hatte ihm gesagt, wahrscheinlich sei ein Centiped darübergelaufen; der Esel wußte nicht einmal, daß ein solches Thier höchstens eine rasch vorübergehende Entzündung hervorrufen kann, möglich bleibt aber, daß er von einer Fliege oder Wespe gestochen wurde, die vorher auf einer Leiche gesessen hatte, und dadurch das Leichengift in seinen Körper bekam.

Ich rieth ihm ein altes indianisches Heilmittel, die in Milch gekochte Wurzel des weißen Sumach, an, und gebe Gott, daß es ihm hilft.

Von dort ab drängte es mich, Röttken's alten Platz zu besuchen, wo ich mit diesem und Heller und Korn so vergnügte Tage verlebt. Du lieber Himmel, sie lagen alle unter der Erde; aber es drängte mich, wenigstens die alte Stätte wieder einmal zu besuchen!

Und überall dieser wilde, erst seit etwa acht Jahren emporgewucherte Unterwald! Durch das niedere Bottomland führte nur ein schmaler Pfad, und nicht zehn Schritt weit von diesem ab konnte ich nach rechts und links hinaussehen. An Jagen war in dieser Wildniß kaum zu denken.

Endlich erreichte ich den fourche la fave und an diesem den Bluff, auf welchem Röttken's Blockhäuser, die er sich in viel zu großartiger Weise aufgeführt, damals gestanden. Sie existirten aber nicht mehr, denn wie ich schon bei Klingelhöffer gehört, hatte sie vor langen Jahren ein Brand zerstört, und an der Stelle wohnte jetzt John Cook, der einzig überlebende Sohn meines alten verstorbenen Freundes Cook, mit dem ich manche fröhliche Jagd gemacht.

Und das war die Stelle, auf welcher früher so heiteres Leben und ein Luxus geherrscht hatte, der für die Backwoodsmen an das Fabelhafte grenzte und sein Ende auch freilich in einem

sehr raschen Bankerott des Betreffenden nahm. Ein freundlicher Garten umgab damals das Haus, und Reben rankten an Spalieren empor, während angepflanzte Frucht-, besonders Pfirsichbäume, reiche Ernten versprachen. Jetzt war der Bluff, einige alte hohe Kiefern abgerechnet, kahl, nur ein kleines rohes Blockhaus stand darauf, in welchem John Cook mit seiner Familie lebte. Er hatte eine junge Frau und nur erst wenige Kinder, das jüngste aber gerade krank am kalten Fieber, das in diesem Jahr ganz außergewöhnlich heftig am fourche la fave wüthete und fast keine Hütte verschont ließ. Cook selber war den ganzen Tag nach einer vermißten und wahrscheinlich verlorenen Kuh — seiner einzigen und letzten — ausgewesen und eben todmüde nach Hause gekommen. Seine Frau wiegte das kranke Kind, und in der Ecke am Kamin kauerte eine bleiche, wüste Gestalt, mit einer Krücke neben sich lehnend. Es war der von seiner Schwester getrennte Gatte, ein Vagabund, oben aus Texas, und zwar krank, zurückgekehrt, der sich jetzt von dem selber total verarmten Schwager füttern ließ.

Cook hatte fast Alles in dem letzten Krieg verloren, und sogar Haus und Hof verlassen und nach Illinois flüchten müssen, um nicht, wie hundert Andere, hinterlistig von den umherstreifenden Banden erschossen zu werden. Als er endlich zurückkehrte, fand er seine Heimath natürlich vollständig ausgeplündert und sein Vieh, Pferde, Kühe und Schweine, entweder erschlagen oder fortgetrieben.

Mir lag es in dem engen, ärmlichen Raum, der nur das Dürftigste an Betten und Kochgeschirr enthielt, wie eine Last auf der Seele, und ich drängte fort nach Hallers-Platz hinüber. Von dort aus hoffte ich noch den Weg zu meiner alten Salzlecke zu finden, an der ich so manche Nacht gewacht und so viele Hirsche geschossen hatte.

Cook erbot sich, mich zu begleiten, obgleich ich den kaum eine Viertelmeile im Land gelegenen Platz unmöglich verfehlen konnte. Wir bogen rechts aus der Richtung. Der Weg führte jetzt dort herum, wie Cook sagte, früher lag er mehr links. Der Wald war dort überall — eben so wohl wie draußen — dicht verwachsen, so daß man kaum zehn Schritt

voraus sehen konnte; endlich erreichten wir eine Fenz, es war Haller's früheres Feld, jetzt voll Sassafras und Sumach und junger Eichenstämme; die Fenz war theils niedergebrochen, theils verfault, und nur hier und da noch ein Theil davon gut und brauchbar, wenn auch hier nutzlos. Jetzt kamen wir zu der Stelle, wo das Haus gestanden — es ließen sich kaum noch einzelne Spuren des Kamins erkennen. Der Brunnen, den ich damals selber gegraben, war an seinem obern Theile halb eingestürzt und mit Fenzriegeln angefüllt, von Dornen überhangen. Dicht daneben lag der Wald.

„Hier ist nicht viel mehr zu sehen," meinte Cook, „und Hallers sind auch alle todt. Wollen wir wieder gehen?"

Ich sagte kein Wort weiter, drehte um und schritt mit nach seinem Hause zurück. Dort aber nahm ich Büchse und Bergsack wieder auf, denn hier, zwischen den Ruinen einer vergangenen Zeit, litt es mich nicht länger. Als ich aber allein wieder zurückkehrte, denn mein Weg den Fluß hinab führte mich wieder an dem alten Platz vorbei, konnte ich nicht so rasch von ihm scheiden, denn alte, fast vergessene Bilder tauchten aus seinem Schooß empor.

Dort hatte Haller mit seiner Frau, deren etwas tauben Schwester und einem lieben, herzigen, kleinen Mädchen von etwa sieben Jahren gewohnt, und ich bei ihnen. Am letzten Abend aber, ehe ich von dort fortging, wollte ich noch einmal an die Salzlecke gehen, um Hallers etwas Wildpret zurück zu lassen, und gerade als ich das Haus verließ, kam Erb, ein junger, dort in der Nachbarschaft Cigarren drehender Deutscher, und schimpfte, daß ich fort wollte, denn er hätte sich auf einen fidelen Abend gefreut gehabt. Es ging aber nicht anders, denn wir hatten nicht einmal ein Stück Fleisch zum Abendbrod im Hause. Kaum fünfhundert Schritt von der Wohnung indessen traf ich einen prächtigen jungen Hirsch, den ich erlegte; nun konnte ich gleich mit ihm zurückkehren, und wie fidel waren wir Alle mit einander, als auch noch später Röttken mit seinem ältesten Töchterchen, damals auch noch ein Kind, herüberkam! Es wurde ein Uhr, ehe wir das Lager suchten.

Haller, seine Frau, deren Schwester, selbst das Kind, das heranwuchs, sich verheirathete und im ersten Wochenbette

starb, Röttken, dessen Tochter, Erb, der zuletzt wahnsinnig wurde — sie sind Alle todt — das Haus selber steht nicht mehr, das Feld liegt verwüstet, der Brunnen verschüttet — und ich selber sitze, wie der ewige Jude, zwischen den Trümmern eines vergangenen Viertel-Jahrhunderts, sehe im Geist die Schatten an mir vorübergleiten, und oh wie weh — wie weh ist mir dabei im Herzen!

Sonderbar, daß mir der ewige Jude dabei einfiel, aber in dem Augenblick verstand ich erst das ganze Furchtbare der entsetzlichen Sage. Bis dahin hatte ich kaum darüber nachgedacht, der ewige Jude war mir als ein etwas langweiliger, weil ewig wiederkehrender Patron erschienen, ein Bummler ohne Ende, der sich nur zu seiner Strafe nach Ruhe sehnt und sich weiter wenig um die andere Welt kümmert. Jetzt erst verstand ich, was er leiden mußte.

Die Stätte, auf der ich hier stand, war mir selber nie eine Heimath gewesen. Nur Freunde hatten mir darauf gelebt, mit denen ich, als Halteplatz auf meiner Wanderung, fröhliche Stunden verbrachte, die mir, wohin ich auch ging, eine liebe Erinnerung, und dabei fest in meinem Gedächtniß blieben. Jetzt hielt mein Fuß wieder auf derselben Stätte, und es schien mir fast, als ob nicht fünfundzwanzig Jahre, nein, kaum so viele Wochen darüber hingegangen sein könnten, daß ich in ihrer Mitte geweilt — und Alles indessen todt — Alles zerstört und der Erde gleichgemacht, an das gerade die Erinnerung hätte anknüpfen können. Wer kann mir's verdenken, daß mir große Thränen in den Bart liefen, kam ich mir doch in dem Augenblick vor wie der einzige Ueberlebende eines ganzen Geschlechts!

Ich hielt das auch nicht lange aus. Noch einen Blick warf ich über die Trümmer, und dann meine Büchse auf die Schulter nehmend, wanderte ich still und schweigend und nur meinen eigenen trüben Gedanken nachhangend allein in den Wald hinein. Allerdings versuchte ich später die Salzlecke wieder aufzufinden, zu der ich sonst so oft in stockfinsterer Nacht gegangen und sie nie verfehlt, aber ich kannte keinen der Plätze mehr, denn jede Fernsicht war mir durch das dichte Unterholz benommen. Ich befand mich dort wie in einer

völlig fremden Gegend. Und das waren meine alten Jagdgründe!

Spät an dem Abend erreichte ich das Haus einer Wittwe Rankins, mit deren Mann ich früher oft und oft gejagt. Sie bewohnte das Haus mit ihrem Sohn und einer Tochter, und es sah wüst und ärmlich bei ihnen aus — auch Grund genug dafür vorhanden. Es war die alte Geschichte. Ihr Mann hatte sich vor dem Raubgesindel in den Wald geflüchtet, bis er krank wurde und zurückkehrte. Seine Frau bat ihn, sich nicht so augenscheinlicher und täglicher Gefahr auszusetzen, umsonst; er erklärte, daß er es nicht mehr im Busch aushalten könne, und wenige Tage später wurde die Hütte von den Jayhawkers überfallen und Rankins an seinem eigenen Kamin von ihnen todtgeschossen.

Die Thaten , die dieses feige Gesindel verübte, sind wirklich schaudererregend. Die jungen Männer waren alle, theils freiwillig, theils gezwungen, in die Armee der Südstaaten eingesteckt worden und nur die Greise und Frauen und Kinder zurückgeblieben. Die überfielen sie, plünderten die Wohnungen, zerstörten, was sie nicht mitnehmen konnten, erschossen dann auch noch die alten Leute oder marterten sie, wo sie Geld vermutheten, zu Tode, um das Versteckte von ihnen zu erpressen.

So wurde nur von meinen eigenen Bekannten, außer Rankins, der alte siebzigjährige Jenkins vor seiner eigenen Thür von zwei Schuften erschossen, ebenso John Wells und Hogan, mit denen Beiden ich oft gejagt, und was sich nicht versteckt hielt und Alles an Eigenthum eben Preis gab, war verloren.

Ich sprach mit dem jungen Rankins, weshalb sie den Wald hätten so verwildern lassen, aber die alte Frau sagte: „Ach du lieber Gott, wir hätten ihn in der Kriegszeit lieber noch dichter gehabt, denn nur dadurch konnten wir uns selber und vielleicht eine oder die andere von unseren Kühen retten! Die Menschen waren zu bös.“

Bös? — es ist das wahrlich nicht das rechte Wort, denn schlimmer, weit schlimmer selbst als eine wilde Bestie ist der Mensch, wenn er erst einmal Blut gekostet hat.

Ein Tiger? — ja, der erwürgt was er zu seiner Nahrung

braucht und kennt dabei auch kein Mitleid. Wenn er aber zur Genüge hat, zieht er sich in sein Dickicht zurück. — Nicht so der Mensch. Hat der einmal Blut gekostet und in eine solche Bahn eingelenkt, dann zieht er auch mordend und plündernd seinen Weg, und findet zuletzt selbst einen unerklärlichen und furchtbaren Genuß darin.

Uebrigens waren die wenigsten dieser sogenannten Jayhawkers wirkliche Arkansasleute, und das meiste Gesindel schien von Texas und den westlichen Territorien eingebrochen zu sein. Als jedoch die Unionstruppen einmarschirten, wurden sie scheuer und zogen sich endlich wieder meistens nach Texas in die Wildniß zurück.

Ich fragte Mrs. Rankins, ob sie sich recht gefreut hätten, als die Unionstruppen eingerückt wären und diesem Treiben ein Ende gemacht hätten; sie zuckte aber die Achseln und meinte: „Gefreut haben wir uns allerdings darüber, denn wir glaubten, daß nun der entsetzliche Krieg zu Ende sei. Der General in Little Rock soll sich auch gut genug benommen haben, was aber die Soldaten selber betrifft, so stahlen die wie die Raben und man mußte ihnen fortwährend auf die Finger sehen."

„Sie betrachteten sich in Feindes Land."

„Na, dann brauchten die Officiere aber wenigstens nicht zu stehlen," sagte die alte Frau, „und die Sesesch (Secessionisten) waren auch in Feindes Land, wenn sie zu einem Unionsmann kamen, die sie recht gut kannten; aber trotzdem blieben sie immer artig und höflich, und zahlten, was sie brauchten. Niemand fürchtete sich, wenn Conföderirte in eine Farm einrückten, wenn aber die Federals kamen, mußten die besten Unionsleute ihre Kisten und Kästen zuschließen und ihre Kühe und Pferde in das Dickicht treiben, und selbst das half manchmal nichts."

Sonderbarer Weise habe ich dieses Urtheil der alten Frau, fast wohin ich kam, bestätigen hören, und Klingelhöffer selber, ein ganz entschiedener Unionsmann, versicherte mir, das Einzige, was man ihm in dem Krieg gestohlen, sei ihm ebenfalls von den Federals gestohlen worden.

Außerdem übten die Unionstruppen einen vielleicht nöthigen, aber fast unerträglichen Druck auf das Land aus, indem sie die Hauptstadt in Besitz hielten und nicht allein Alles controlirten, was hineingebracht, sondern auch, was ausgeführt wurde. Die Farmer der dortigen Districte durften kein Pfund Salz kaufen, ohne vorher einen sogenannten Permit dafür zu lösen, und diese Permits wurden nicht etwa liberal, sondern in sehr beschränktem Maße vertheilt und gar nicht selten ohne irgend welchen erkennbaren Grund ganz zurückhalten. Einzelne Artikel aber, besonders Pulver, Zündhütchen, Blei oder Waffen, durften bei schwerster Strafe gar nicht ausgeführt werden, und hätten sich die einzelnen Ansiedler da draußen auch vertheidigen wollen, so waren ihnen doch die Mittel dazu vollständig abgeschnitten.

Ich fragte nach manchen Freunden — „Alle todt!" Und wer lebte jetzt auf ihren Farmen? Niemand, die Häuser waren eingestürzt oder verbrannt, die Felder verwildert und die verschiedenen Counties damals, vor fünfundzwanzig Jahren, im Gegensatz zu jetzt cultivirt gewesen. Im Augenblick lag das Land wüster als je, und doch ist es eins der reichsten in der ganzen Union.

Von diesem Hause aus bürschte ich langsam durch den Wald, der Mündung des Flusses zu, und erreichte gegen Abend Klingelhöffer's Farm wieder, bei dem ich dann noch einige Tage blieb, um nachher über den Arkansas zu setzen und nach Little Rock zurückzukehren. Am White River und in den dortigen Sümpfen wollte ich noch eine Weile jagen und dann meinen Weg nach Louisiana, als letztes Ziel der Vereinigten Staaten-Tour, fortsetzen.

Schwer, recht schwer wurde mir der Abschied von meinem alten lieben Freund, den ich krank auf seinem Lager zurückließ. Werden wir uns je wiedersehen? Ich fürchte nein, und wir Beide fühlten das. Aber so ist das Leben — kommen und scheiden, und mein eigenes Loos war es ja, fast so lange ich denken kann, nur immer von lieben oder lieb gewonnenen Menschen Abschied zu nehmen und auf das Ungewisse in die Welt hinaus zu ziehen. Vorwärts! weiter! ich hatte keine andere Wahl, und wenn mich nicht Alles täuscht, so werde

ich wohl auch kaum je zur Ruhe kommen, bis man mich einmal in mein letztes Bett hineingelegt. Dann ist Friede.

Bei Klingelhöffer hatte mich ebenfalls so ein alter Wandervogel, Eduard Preiß, aufgesucht, der wie ich alle Welttheile durchzogen und ein wildes, unruhiges Leben geführt, so lange er denken konnte. Eben jetzt kam er auch wieder auf seinem Maulthier zu Land aus Texas herauf und wollte nach St. Louis weiter, und wir konnten wenigstens die Strecke bis Little Rock zusammen zurücklegen.

In Little Rock blieb ich nur noch einen Tag; wohl fand ich dort manche alte und viele neue Freunde, aber rasten durfte ich nun einmal nicht, und Neues oder Wichtiges war in der kleinen Stadt doch nicht zu sehen, wenigstens nichts, wodurch sie sich vor anderen ausgezeichnet hätte.

Daß die Bevölkerung übrigens der Unionsregierung, einer Masse Mißgriffe wegen, nicht besonders freundlich gesinnt ist und vorzüglich das durch das Militärcommando octroyirte Stimmrecht der Neger aus vollem Herzen verdammt, brauche ich wohl kaum noch zu erwähnen. Selbst die treuesten Anhänger der Union, Republikaner wie Liberale, sie alle sind darin einstimmig, und ich glaube nicht, daß die Radicalen irgend eine Maßregel hätten erfinden können, die sie rascher und gründlicher unpopulär gemacht.

Aber auch noch andere Gesetze lagen vor, die im Norden gar nicht verstanden werden, nicht verstanden werden können, oder es wäre eben Wahnsinn, sie zu erlassen.

So hatte man, während man den Neger in jeder Weise zu begünstigen und zur selbstständigen Arbeit zu ermuthigen sucht, eine Taxe*) von $2\frac{1}{2}$ Cent auf das Pfund Baumwolle gelegt, die bei den jetzigen, enorm niedrigen Baumwollenpreisen den kleinen Landbauer vollständig erdrückt und es ihm unmöglich macht, Baumwolle zu ziehen. Es sind eine Menge Neger in Texas wie Arkansas, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Louisiana, die wirklich Baumwolle gezogen haben, sie aber jetzt ruhig im Feld verfaulen lassen, weil sie sich

---

*) Diese Taxe ist später, als vollständig unhaltbar, wieder aufgehoben worden.

einfach berechnen können, daß sie mit allen übrigen Kosten und der Taxe nicht einmal die Arbeit ihrer Ernte bezahlt bekommen.

Daß ihnen das nicht paßt, ist natürlich; sie haben sich außerdem schon schwer genug zur Arbeit entschlossen, und das erklärt denn auch den Ausspruch eines alten Negers, den wir auf dem Wege nach Little Rock überholten, und mit dem ich mich eine Weile unterhielt.

Der alte Bursche hatte ganz vernünftige Ansichten und schon viel in seinem Leben mit durchgemacht. Er war als Sclave geboren, kaufte sich aber unter tausend Entbehrungen endlich los und bezahlte, wie er sich selber ausdrückte, 1500 Dollars für seinen Kopf. Dann ließ er sich in Arkansas nieder und bearbeitete eine kleine Farm, bis die wahnsinnige Partei der Knownothings an's Ruder kam und alle freien Farbigen aus dem Staat vertrieb. Damals mußte er flüchten, bis nach der Niederlage der Partei das ungerechte Gesetz aufgehoben wurde und er zurückkehren durfte. Jetzt waren die Sclaven plötzlich alle frei geworden, und die ganze Maßregel schien ihn mehr überrascht als erfreut zu haben. Das läßt sich auch insofern erklären, als er fast ein Menschenalter für seine Freiheit arbeiten mußte, die jetzt allen Uebrigen umsonst gegeben wurde.

Auch mit den, den Negern fast aufgedrängten Rechten schien er nicht vollkommen einverstanden und meinte, was er fürchte, sei, daß sie sich von schlauen Weißen würden bereden lassen, Beamtenstellen zu erhalten, und das sei dann in Grund und Boden hinein gefehlt.

Ich fragte ihn nach der Stimmung der farbigen Bevölkerung, und er sagte kopfschüttelnd: „Es klingt freilich sonderbar, aber es läßt sich nicht leugnen und ist eine Thatsache, daß eine große Anzahl der Farbigen jetzt zu den „Rebs“ (Rebellen) gehören. Sie sehen eben nicht weiter und wissen nicht, was ihnen und den Ihrigen für die Zukunft frommt. Aber früher hatten sie wohl hart zu arbeiten, brauchten sich jedoch gar keine Sorge zu machen, denn ihr Master mußte sie ernähren, und jetzt sollen sie auf einmal für sich selber denken und dabei noch ihre eigenen Familien ernähren. Das paßt ihnen nicht, und sie sehnen sich deshalb nach dem alten

Zustand zurück. Kennen sie doch gar nicht den Unterschied zwischen einem Sclaven und einem freien Manne.“

Ich bin fest überzeugt, daß der Alte die Wahrheit sprach, und einer solchen, noch vollkommen unwissenden Bevölkerung giebt man nicht allein das Stimmrecht, nein, dadurch auch in allen südlichen Staaten die überwiegende Majorität, was eben zu keinem guten Ende führen kann.

Mein zeitweiliger Reisegefährte Preiß war ein entschiedener Demokrat und bitterer Negerhasser, wir konnten uns aber in unseren Meinungen nicht vereinigen; denn wenn ich ihm auch in manchen Stücken beistimmen mußte, ging er in anderen wieder viel zu weit, und das ist gerade jetzt der Fluch der beiden bestehenden Parteien, daß sie alle Fragen bis hinaus auf die Spitze treiben und in ihrem blinden Eifer dadurch selbst die Republik in Frage stellen.

Nie hätte ich es früher für möglich gehalten, daß in den Vereinigten Staaten der Gedanke einer Monarchie je ernstlich besprochen werden könne, aber in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft begegnete ich ihm jetzt. Man sieht das ganze Land durch eine plötzlich entstandene Willkürherrschaft in Gefahr, und nicht allein der Süden erklärt offen und unverhohlen, daß nur eine Monarchie den zerrütteten Staat wieder herstellen kann, nein, selbst im Norden fangen hier und da die Leute an, diesen Zustand, der das Land mit einem Heer betrügerischer Beamten überschwemmte, satt zu bekommen, und meinen: „es könne wenigstens nicht schaden, es einmal mit einem „wählbaren Könige“ zu versuchen, der doch wenigstens die nichtsnutzige Beamtenbande im Zaum halten könnte“.

Wie dem auch sei, und ob solche Wünsche der großen Masse des amerikanischen Volkes noch vollkommen fern liegen, so ist es doch immer ein Zeichen der Zeit, solche Gedanken auch nur ausgesprochen zu finden. Uebrigens haben sie das Richtige dabei, wenn auch nicht richtig ausgedrückt, doch jedenfalls gefühlt.

Ein wählbarer König ist ein Unsinn, überhaupt paßt keine Monarchie, die nun einmal ohne äußern Glanz und Pomp nicht bestehen kann, weder für die Union, noch sogar für die südamerikanischen Republiken. Ich wenigstens möchte nicht

der erste König in den Vereinigten Staaten sein, der keinen Moment auch nur seines eigenen Lebens sicher sein würde. Das aber, was sich der Amerikaner — und oft unbewußt — darunter denkt, und *weshalb* er eine Monarchie manchmal nicht für unausführbar hält, ist eine damit verbundene Aenderung im Beamtenwesen, die aber auch ohne Monarchie denkbar und schon von vielen tüchtigen Amerikanern in's Auge gefaßt ist.

Es bedingt freilich wieder eine Abänderung der Constitution — in jeder Republik eine mißliche Sache — aber es kann auch nicht vermieden werden, wenn das ganze Volk nicht durch die jetzigen, wahrhaft schreckenerregenden Betrügereien im Beamtenwesen, die gar nicht so selten offenen Diebstählen gleichkommen, total demoralisirt werden soll.

Die Beamten müssen nämlich auf *Lebenszeit* ernannt werden können und, um eine solche Stellung zu erlangen, auch ein vorhergehendes Examen machen. Kein Präsident darf das Recht haben, tüchtige Beamte zu entlassen, um *seine* Creaturen, die ihm durch ihr Wahlmanöver den Platz verschafften, in eine gute Anstellung zu bringen und dadurch auf Kosten des Staates zu belohnen, ob sie nun für die neue Stellung passen oder nicht.

Dadurch würde ein dreifacher Nutzen erzielt werden.

Erstlich bekäme man mit der Zeit in ihrem Fach *tüchtige* Leute, was jetzt bei dem ewigen Wechsel nicht möglich ist.

Zweitens bekäme man *ehrliche* Beamte, denn ihre Stellung ist bei ihnen zu einer Lebensfrage geworden, und einmal durch eine ehrlose Handlung daraus entfernt, wäre ihnen ein fernerer oder neuer Eintritt in den Staatsdienst abgeschnitten.

Drittens aber — und die Hauptsache von Allem — würde den ewigen Wahlumtrieben und Bestechungen der Boden vollständig unter den Füßen fortgezogen werden, denn eine neue Präsidentenwahl berührte nicht mehr den speciellen Nutzen der Stellenjäger, die jetzt bei einer solchen Gelegenheit das ganze Land in Athem halten. Sie selber sähen keinen Vortheil mehr für *sich* dabei, und sich für Andere mit wahrer Aufopferung zu bemühen, fiele ihnen nicht im Traume ein. Ein Segen würde eine solche Maßregel aber auch allen den südlich gelegenen Republiken werden, die sich jetzt, durch ebensolche

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Gesammelte Werke von Karl Gutzkow.

Erste vollständige Gesammt-Ausgabe.

Erste Serie.

12 Bände. In Lieferungen à 50 Pf. oder in Bänden broch. à 3 Mark 25 Pf., eleg. geb. 5 Mark 25 Pf.

Einzelne Bände broch. 6 Mark, geb. 7 Mark.

Inhalt:

I. Aus der Knabenzeit. II.–IV. Kleine Romane und Erzählungen. V. VI. Blasedow und seine Söhne. Satyrischer Roman. VII. Paris und Frankreich in den Jahren 1834–1873. VIII. Säkularbilder. IX. Oeffentliche Charaktere. X. Zur Geschichte unserer Zeit. XI. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien. XII. Börne's Leben. — Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Theaterschulen.

Der Verfasser, noch in voller frischer Thätigkeit, hat an alle diese Schriften, wahre Kernwerke eines jugendlichen, originellen, Wahrheit anstrebenden Geistes, die letzte Hand gelegt, sie theilweise gänzlich umgearbeitet, alle aber durch interessante neue Zusätze noch anregender mit den Erfahrungen der Gegenwart vermittelt.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesammtausgabe.

In 20 Bändchen. 8. Eleg. ausgestattet.

Preis jedes Bändchens broch. nur 90 Pf., in elegantestem Mosaikband mit Goldschnitt 2 Mark 20 Pf.

1) Zopf und Schwert. 2) Uriel Acosta. 3) Werner oder Herz und Welt. 4) Der Königslieutnant. 5) Pugatschew. 6) Das Urbild des Tartüffe. 7) Ella Rose. 8) Patkul. 9) Ein weißes Blatt. 10) Philipp und Perez. 11) Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. 12) Ottfried. 13 und 14) Wullenweber. broch. 1 Mark 80 Pf., in Mosaikbd. 3 Mark 10 Pf. 15) Der dreizehnte November und Fremdes Glück. 16) Liesli. 17) Die Schule der Reichen. 18) Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen. 19) Lorber und Myrte. 20) Nero.

☛ Jedes Bändchen wird auch einzeln abgegeben! ☚

Die Ausgabe in Mosaikband bildet das gediegenste Literaturgeschenk!

Preis complet broch. in 4 starken Bänden 18 Mark,
höchst eleg. in Leinwand gebunden 25 Mark.

Gutzkow, Karl, Fritz Ellrodt. Roman. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 15 Mark.

Gutzkow, Karl, Ein Hollandgang. Zweite Auflage. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 1 Mark.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

74. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.


(Otto

gesinnungs- und gewissenlose Stellenjäger aus einer Revolution in die andere gestürzt sehen. Mißbräuche können überall und werden stattfinden, so lange die Welt steht, denn Ehrgeiz und Eigennutz sind zu kräftige und gefährliche Hebel für das rastlose Menschenvolk, aber sie werden verderblich, wenn ihnen die Gesetze der Staaten noch jeden möglichen Vorschub leisten, und das geschieht jedenfalls durch einen gesetzlich sanctionirten vierjährigen Systemwechsel im ganzen Lande.

Doch genug und übergenug von Politik und Staatseinrichtung.

Little Rock verließ ich bald darauf wieder, um noch vor allen Dingen eine kurze Zeit in meinen alten Sümpfen zu jagen, und zu dem Zweck fuhr ich wieder mit der Eisenbahn nach Düvals Bluff am White River, und auf diesem eine kurze Strecke stromab, um in mein altes Jagdterrain zu kommen. Da ich hier aber keine Jagdzüge, sondern nur meine Reise beschreibe, mag das an einer andern Stelle seinen Platz finden.

Ich trieb auch das alte Jagdleben nicht so lange wie in früherer Zeit und wandte mich dann, weil ich jetzt andere Ziele zu verfolgen hatte, wieder nach Süden, um Louisiana, in dem ich früher ebenfalls mehr als ein Jahr zugebracht, noch einmal zu besuchen.

10.

Nach Louisiana.

Um Louisiana zu erreichen, mußte ich wieder den Mississippi hinuntergehen, denn wenn auch in den jetzt ausgetrockneten Niederungen eine Landreise möglich gewesen wäre, würde sie mich doch jedenfalls zu lange aufgehalten haben, und das mußte ich mit meiner, ohnedies beschränkten Zeit soviel als thunlich vermeiden.

Allerdings traf ich auch für den „Vater der Wasser" die

unglücklichste Jahreszeit. Nach einem außergewöhnlich trockenen Sommer hatte er seinen möglichst niedern Wasserstand erreicht, und die in New-Orleans ausgebrochene Cholera, der ich aber nie aus dem Wege gehe — beschränkte außerdem den sonst vielleicht lebhafteren Verkehr auf dem Strom.

Trotzdem fand ich in Memphis ein sogenanntes Paket- oder viel besser gesagt ein „Baumwollen-Boot", das nach New-Orleans Fracht und Passagiere einnahm und dabei mit den beredten Worten des Capitains „eine sehr schnelle Reise versprach"!

Lügen! Wer seine Fahrt wirklich zu beeilen wünscht, soll sich um Gottes willen keinem solchen Dampfer anvertrauen, oder dessen ewiges Anhalten würde ihn zur Verzweiflung bringen. — Mir selber machte es keinen sehr großen Unterschied, denn ich brauchte doch ein paar Tage für meine Correspondenzen, und außerdem that mir die Ruhe, nach meinem langen Umherstreifen, ebenfalls wohl.

Wenn ich aber auch hinter meinem Manyfold writer saß, fortwährend lockte mich trotzdem das Einladen der Fracht — (und die „Henry Aymes" that fast weiter nichts, so daß wir oft nur fünf oder sechs Meilen den Tag zurücklegten) — auf das Verdeck hinaus, und ich konnte mich dann oft halbe Stunden lang nicht von dem sich darbietenden Anblick losreißen.

Es ist auch wahrlich ein wirklich lebendiges und prächtiges Bild, den Schwarm der Arbeiter zu beobachten, die dort draußen, von der steilen Uferbank nieder, die schweren Baumwollenballen theils ziehen, theils einfach hinabrollen oder stürzen, und geschieht diese Arbeit dann noch in dunkler Nacht und nur bei der grellen Beleuchtung einzelner Kienfackeln, so kann man sich kaum etwas Pittoreskeres denken.

Ein Baumwollenballen wiegt etwa 500 Pfund und ist eine im Ganzen schwer zu bewegende Last. Ganz anders sieht aber ein solcher Ballen aus, wenn er sich — erst einmal in Schuß gebracht — durch sein eigenes Gewicht eine steile Bank hinabstürzt und jedesmal, während er sich überschlägt, wieder elastisch vom Boden emporschnellt. Die unten beschäftigten Arbeiter müssen sich dann wohl vorsehen, daß sie ihm nicht

in den Wurf kommen; aber die Neger haben entsetzlich zähe Körper, und oft geschieht es, trotz allem Zurufen und sonstigem Warnungsschreien, daß Einer oder der Andere von einem solchen springenden Ballen erfaßt, umgeworfen oder auch wohl überrollt wird. Höchst selten trägt aber Einer von Allen eine Beschädigung davon.

So sah ich Einen, dem ein Ballen, nachdem er ihn niedergeworfen, gerade über den Kopf ging, mir stach es wie ein Messer durch's Herz, denn ich konnte es mir gar nicht denken, daß der Schädel unzerquetscht geblieben wäre. Der Neger aber sprang im nächsten Moment schon wieder empor, schüttelte sich, während er von den Anderen tüchtig ausgelacht wurde, nur den Staub aus den Ohren, und sprang dann, als ob gar nichts vorgefallen wäre, wieder an seine Arbeit.

Wird nun ein solcher Ballen von der Uferbank herabgestürzt, was allerdings sehr viel Zeit spart, so ist immer die Gefahr vorhanden, daß er auf dem Weg nicht aufgehalten werden kann und dann in den Strom selber hineinspringt, und das erfordert nachher manchmal eine halbe Stunde, um ihn nun mit vereinten Kräften wieder herauf zu holen. Soviel als möglich müssen es die Bootsleute deshalb verhindern, und es ist wirklich ein prächtiges Schauspiel, die Gewandtheit der Neger zu beobachten, wie sie sich, anscheinend vollkommen rücksichtslos um die eigenen Gliedmaßen, hinter ihrem Ballen herstürzen und seinen Lauf zu lenken wissen.

Zwei und zwei von diesen Leuten gehören immer zusammen, und Jeder von ihnen trägt einen großen Baumwollenhaken, der in der Form Aehnlichkeit mit einem Stiefelzieher hat; nur ist er scharf und spitz, und sie können damit leicht und rasch in den Ballen eingreifen, was mit den bloßen Händen gar nicht möglich wäre. So lange dieser Ballen nun auf nicht zu abschüssigem Terrain die rechte Richtung behält, lassen sie ihn ruhig springen, sobald er aber auszubiegen droht, haken sie ihn mit einem plötzlichen Ruck an und reißen ihn wieder herum, oder werfen ihn auch auf die flache Seite, ja fangen ihn oft in der Luft und bringen ihn fast stets ohne weiteren Unfall dahin, wohin er gehört und kommen soll.

Aber es ist das trotzdem schwere Arbeit, und kaum hat

das Boot seine hundert, ja oft zweihundert Ballen eingenommen und geht wieder unterwegs, so sieht es sich schon von Neuem nach einem Landungsplatz um — und selbst die kurze Zwischenzeit können die Leute nicht zur Rast benutzen. Die eben eingeladene Baumwolle muß ja auch weggestaut werden, so daß sie möglichst geringen Raum an Bord einnimmt.

Indessen herrscht oben in der Kajüte ein von dem untern sehr verschiedenes und behagliches Leben. In dem durchwärmten und hell erleuchteten Raum bilden sich kleine Parteien. Wer rauchen will, hält sich vorn in der Nähe des Ofens und Schenkstandes auf; hier und da an den Tischen bilden sich kleine Spielpartien, und irgend eine der Ladies — die aber, von den Herren vollkommen abgesondert, den hintern Theil der Kajüte einnehmen — ist vielleicht grausam genug, Clavier zu spielen und dazu zu singen. Die officiellen Künstler an Bord aber sind die Stewards, und auch das scheint eine neue Einrichtung, die aber Anklang gefunden und sich weit verbreitet hat.

Schon auf dem Seedampfer besorgten die Stewards oder Kajüten-Aufwärter der zweiten Kajüte die alleinige Musik. Auf dem White-River-Dampfer wurden der Barbier und die beiden Porter (Hausknechte) dazu mißbraucht — und etwas Heilloseres von Musik habe ich kaum unter den Chinesen gehört.

Hier hatten wir es besser; die beiden Oberstewards, von denen der eine Clavier, der andere die Violine spielte, verstanden beide ihre Instrumente vollkommen — den Clavierspieler habe ich überhaupt in sehr gegründetem Verdacht ein Deutscher zu sein, obgleich er sich für einen Franzosen ausgab. — Aber was half das? Anfangs spielten sie einige sehr hübsche und wirklich melodische Weisen zusammen, aber es waren ja amerikanische Ladies in Hörweite, und denen genügt in Musik nichts in der Welt, als irgend ein fader Tanz, zu dem sie den Tact mit den Füßen klopfen können. Mitten in einem Stück wurde denn auch ein „Gentleman" zu den Musikern abgesandt, der einen solchen forderte, und dann blieb es den ganzen Abend dabei.

„Gentlemen" — es ist merkwürdig, wie wenig wirkliche Gentlemen man in jetziger Zeit in den Kajüten der amerika-

nischen Dampfer trifft. Nur Wenige sind es, denen ich den Namen geben möchte, und selbst die Wenigen spucken ununterbrochen um sich her, wo sie auch stehen, und haben, trotz der zahlreichen — ja zahllosen Spucknäpfe in der Kajüte und dem Vorbau, schon um zehn Uhr Morgens das ganze Boot verunreinigt. — Aber davon ganz abgesehen, treibt sich auch eine Menge rohes, wüstes, oft halb trunkenes Gesindel auf ihnen herum, und macht den Aufenthalt darauf selten zu einem angenehmen. — Außerdem bemerkte ich auch noch einige wirklich confiscirte Gesichter zwischen ihnen, die aber außerordentlich geschäftig schienen, viel zu notiren und einzutragen, und ihre Zwischenpausen nur benutzten, um an dem Schenkstand Whisky zu trinken. Mir fiel besonders auf, daß sie sich immer von anderen Leuten tractiren ließen, ohne, wie das in Amerika Sitte ist, selber einmal dazu aufzufordern.

An Bord befand sich ein amerikanischer Schriftsteller — wenigstens Correspondent einer New-Orleans-Zeitung, mit dem ich bald bekannt wurde, und dieser gab mir rasch über jene Leute die nöthige und genügende Aufklärung. Nach dem Geschäft, das sie betrieben, konnten sie gar nicht anders aussehen, denn es waren die Baumwollenrevenue-Officiers, die überall an Bord und Land herumspioniren mußten, um die verhaßte Taxe für dieses Product zu erheben und zu überwachen.

Das aber hatte unter den jetzigen Umständen seine besondere Schwierigkeit, denn die Taxe war enorm — $2\frac{1}{2}$ Cent für das Pfund beträgt für einen einzigen Ballen von 500 Pfund Gewicht $12\frac{1}{2}$ Dollar und für 60 Ballen zum Beispiel schon 750 Dollars, die wohl keiner der halbruinirten Pflanzer in gegenwärtiger Zeit baar liegen hat. Einem solchen Agenten der Regierung steht aber, wenn er boshaft sein will, das Recht zu, die Verschiffung der Baumwolle total zu verhindern, bis die Steuer an Ort und Stelle bezahlt ist, und deshalb muß er, da auch der Capitain dadurch seine Fracht verlieren würde, von den verschiedenen Parteien auf irgend eine Art gewonnen werden.

Der Capitain, der vielleicht 2000 bis 3000 Ballen an Bord nimmt, kann die ungeheure Summe natürlich auch nicht vorstrecken, aber er geht eine Art von Garantie ein, und der

Agent befestigt jetzt sein Zeichen an dem Ballen und läßt ihn passiren. Um aber an den verschiedenen Ufern das Einschiffen der Baumwolle überwachen zu können, begleiten jedes Boot wenigstens zwei Agenten, die sich einander ablösen und ihre Controle halten, in der Zeit aber natürlich von der Regierung besoldet und von den Capitainen gefüttert werden. Es läßt sich denken, welche enorme Summen das dem Staat kostet — die verschiedenen Betrügereien solcher Burschen noch gar nicht gerechnet. Man braucht sie auch wirklich nur anzusehen, um zu wissen, was man ihnen zutrauen darf, und der Nettoertrag, den die Regierung der Vereinigten Staaten von dieser, noch außerdem überall verhaßten und oft zweckwidrigen Taxe zieht, wird sich am Ende als ein sehr geringer herausstellen.

Ich konnte nicht umhin, meinen Gewährsmann zu fragen, weshalb die Regierung der Union nur um Gottes willen solche Gaunerphysiognomien zu Beamten erwählt habe, denen sie das größte Vertrauen schenken mußte, da ein wirklicher Betrug kaum oder doch nur sehr schwer controlirt werden konnte. Er zuckte die Achseln und meinte trocken: „sie übten wahrscheinlich dort, wo sie ansässig wären, irgend einen politischen Einfluß aus — hätten vielleicht ein Wirthshaus oder etwas Derartiges, und auf ein paar tausend Dollars käme es dabei nicht an".

So scheint es jetzt überall in der Union zu gehen. Der letzte Krieg hat eine Masse von unnatürlichen Verhältnissen in's Leben gerufen, und daß diese von den Yankees nun auch richtig ausgebeutet werden, läßt sich denken.

Sonderbares Leben das, an Bord eines solchen Mississippi-Dampfers! Gestern fuhren wir von einem Landungsplatz zum andern, ohne natürlich besondern Fortgang gen Süden zu machen. Eine Unzahl fremder Gesichter tauchte dabei ununterbrochen von den verschiedenen Ufern auf: Pflanzer, die ihre Baumwolle verschifften und die nöthige Rücksprache mit Capitain und Agenten zu nehmen hatten; Neugierige, die aus irgend einer kleinen benachbarten Ortschaft herbeiströmten und weiter nichts thaten, als daß sie halfen die Kajüte voll zu spucken; Speculanten auch vielleicht, die auf eine oder die andere Art einen Erwerb hofften. — Heute dagegen ist Sonntag — das Schiff hat überdies seine Ladung Baumwolle ein,

und zum Ueberfluß sitzen wir noch auf einer Sandbarre mitten im Mississippi fest.

Nicht einmal Musik darf an dem Tage gemacht werden — kein Kartenspiel ist an Bord erlaubt, und das langweilige Volk weiß nicht, was es mit sich anfangen soll. Die Meisten liegen auch wirklich auf ihren Betten und suchen den Tag zu verschlafen — und das nennen sie „den Sabbath heiligen". Draußen aber mühen und quälen sich die Bootsleute schon seit Mitternacht, um das in dunkler Nacht festgefahrene Boot wieder mit ihren Spars und durch Hülfe der Dampfkraft flott zu bekommen, und die Steuerleute fluchen dazu am heiligen Sabbath, daß es einen Stein erbarmen möchte — Gegensätze, wohin das Auge fällt, und Widersprüche — aber diese bilden gerade das amerikanische Leben, und durch die verschiedenen Elemente entsteht eben die nöthige Reibung, um die ganze Maschine im Gang zu halten.

Station Vicksburg — zwei Stunden Aufenthalt. Das Boot legt an, um wieder Baumwolle, ich weiß nicht wie viele Ballen, Heu und zahllose Säcke Hafer an Bord zu nehmen, welche Zeit ich denn natürlich benutze, einen kurzen Spaziergang durch die Stadt zu machen. — Vicksburg ist eine der durch den letzten Krieg am meisten mitgenommenen Städte der Union, und die in Grund geschossenen Häuser der ersten Straßen sind kaum erst wieder aufgeführt, oder noch im Bau begriffen.

Heute aber herrschte ein ganz reges Leben in der Stadt, und sonderbarer Weise waren dabei alle sogenannten Salons oder solche Stellen, an denen spirituöse Getränke verkauft werden, — noch dazu an einem Wochentag — fest verschlossen. Das hatte aber freilich seinen gewichtigen Grund, denn in der Stadt sollte heute über die Convention abgestimmt werden, und die Neger benutzten im Staat Mississippi zum ersten Mal das ihnen neu ertheilte Stimmrecht.

Um acht Uhr Morgens begann die Wahl — ich war gerade an Land, um Briefe auf die Post zu geben. Dicht daneben befand sich das Wahllocal für die Neger, und der freie Platz davor schwärmte von ihnen. Sie hatten ihre Sonntagskleider angezogen, und manche von ihnen sahen stutzerhaft

und komisch genug aus. Im Ganzen behandelten sie die Sache aber doch mit ziemlichem Ernst, und einzelne sehr schwarze Individuen mit schneeweißem Hemdkragen und hohen Seidenhüten hielten Ordnung, indem sie den immer stärker anwachsenden Schwarm in eine Reihe zu bringen suchten und dabei auch von Allen willig unterstützt wurden. Nur als die Letzten an dem frostigen Morgen in den Schatten zu stehen kamen, löste sich plötzlich Alles auf und mußte von Neuem in der Sonne formirt werden, bis sich das Ende des unabsehbaren Zuges endlich in einer der Seitenstraßen verlor. Einzelne der Weißen vertheilten indessen gelbe Stimmenzettel unter sie, wobei sie bei den Meisten genöthigt waren, ihnen die Bedeutung derselben zu erklären — lesen konnten natürlich nur sehr Wenige.

Das Ganze ist eben nur eine Form zu Gunsten der jetzt mächtigen radicalen Partei, denn mit den Stimmen der Neger müssen sie in den südlichen Staaten selbstverständlich die Majorität behalten. Welche Folgen aber dieser gewagte und jedenfalls übereilte Schritt haben wird, muß die Zeit lehren, und ich fürchte fast, keine guten. Ich will gar nicht leugnen, daß es unter den Schwarzen, besonders unter der Mischlingsrace, tüchtige und ziemlich intelligente Burschen giebt, die einer guten Erziehung alles Nöthige entgegenbringen werden; wenn man aber diese halbviehischen Schwarzen betrachtete, die zum Beispiel in Vicksburg als Stundenarbeiter angenommen waren, um Fracht mit einladen zu helfen, und die zuletzt ihre Arbeit unter der Entschuldigung abbrachen, daß sie hinauf in die Stadt müßten, um zu stimmen (für *was* hatten sie natürlich keine Ahnung), so hätte selbst der eingefleischteste Abolitionist den Kopf schütteln müssen, denn man konnte sich in der That keine größere Ironie auf die republikanische Verfassung denken, als wenn man diese „coloured gentlemen“ betrachtete, die jetzt im Stande waren, sich einander in jedes Amt hinein zu wählen.

Der Tag verlief in Vicksburg übrigens sehr ruhig, und die einzige Prügelei fand zwischen einigen schwerbetrunkenen Irländern statt, von denen dann zwei, zur großen Befriedigung der Zuschauer, von der Polizei aufgegriffen und fortgeschleppt wurden.

In Natchez legten wir kaum eine Stunde an. Wir hatten

jetzt unsere Ladung: fast 2800 Ballen Baumwolle (den Ballen zu circa 500 Pfund), 100 Ballen Heu, 600 Faß Mehl, 100 Faß Aepfel und Kartoffeln, 1000 Sack Mais, 1400 Sack Baumwollensamen, etwa 500 Sack Hafer und Gott weiß was sonst noch Alles für Dinge. Das Boot ging tief im Wasser, aber wir brauchten jetzt auch keine Sandbank mehr zu fürchten und erreichten endlich — freilich mitten in der Nacht — Bayou Sarah, wo ich selber an Land gehen wollte, um dort ein paar Tage zu bleiben und die alten, früher durchstreiften Plätze wieder aufzusuchen.

Man braucht wirklich nur den Fuß hier an Land zu setzen und man hat, wenn man die früheren Verhältnisse dieser Gegend kennt, ein treues Bild der ganzen gegenwärtigen Zustände des Südens, und noch dazu in den nöthigen grellen Farben.

Pointe Coupée, jene alte französische Ansiedelung, in einem der fruchtbarsten und begünstigtsten Landstriche gelegen, war früher ein wirklich zauberisch schöner Platz, und das kleine, ihm gegenüberliegende Städtchen Bayou Sarah unterhielt einen so lebhaften Verkehr mit den zahlreichen, am andern Ufer liegenden Plantagen, daß eine Dampffähre ununterbrochen herüber- und hinüberlief.

Wir landeten mitten in der Nacht bei vollem Mondschein an der kleinen Stadt, die ich noch so treu im Gedächtnisse hielt, als ob ich sie vor kaum acht Tagen verlassen — aber ich kannte sie nicht wieder. Nur einzelne zerstreute Häuser standen an der Stelle, und wenn auch eine Bayou dicht darüber einmündete, die der Bayou Sarah glich, glaubte ich doch nicht, daß das der Platz sein könne.

„Das ist doch nicht Bayou Sarah?“ sagte ich zu dem neben mir stehenden Steuermann, „hier will ich ja gar nicht an Land!“

„Das ist Bayou Sarah,“ erwiderte er aber trocken, „so weit wenigstens, als sie es wieder aufgebaut haben. Das ganze Nest ist ja im Kriege niedergebrannt.“

„Angezündet?“

„Nein — angeschossen. Sie haben hier bös gewirthschaftet. Na, Sie werden schon selber sehen.“

Es war keine Zeit mehr zur Unterhaltung, denn das Boot lief an ein kleines Werftboot an, von dem aus uns aber eine Stimme warnte, nicht zu nahe zu kommen, weil ein altes Wrack dort unten läge und jetzt, bei dem niedern Wasserstande, größeren Booten gefährlich werden konnte. So legte denn unser Dampfer gar nicht an; eine schmale Planke wurde ausgeschoben, und wir mußten sehen, wie wir wenigen hier bleibenden Passagiere, bei steter Bewegung, auf das Werftboot gelangen konnten.

Das brachten wir nun allerdings fertig, aber oben zwischen den fremden, neugebauten Häusern und alten Ruinen einzelner eingestürzter Backsteingebäude kannte ich mich allerdings nicht mehr aus und mußte nun erst vor allen Dingen ein Hotel erfragen, wo ich ein Unterkommen für die Nacht finden konnte. Das zeigte sich denn auch endlich im Henrietta-Hotel — einer kleinen, von einer coloured lady gehaltenen Holzbude —, wo ich wenigstens, trotz der späten Stunde, noch ein leidliches Bett bekam.

Am nächsten Morgen trat ich meine Wanderung an, um wo möglich noch vor allem Andern ein paar alte Bekannte von früher her aufzufinden und von ihnen Näheres über die jetzigen Zustände zu erfragen — das letztere aber zeigte sich kaum nöthig, denn die jetzigen Zustände prägten sich ziemlich deutlich überall aus. Wohin man nur blickte, sah man Weiße, emsig mit irgend einer Arbeit oder hinter ihren Ladentischen beschäftigt, während vor den Branntweinläden und an den Straßenecken die coloured gentlemen im dolce far niente ihren Beruf zu suchen und zu finden schienen.

Das ganze Städtchen sah wüst und öde aus und machte einen traurigen Eindruck, und die Wenigen aus der alten Zeit, die ich wirklich noch vorfand, glichen den sie umgebenden Ruinen auf das Vollständigste.

Amerika — wie hatte ich mich darauf gefreut, dieses Land nach so langer, langer Abwesenheit wieder einmal zu besuchen

und mit alten Freunden in alten Freuden, in alten Erinnerungen zu schwelgen — und jetzt? —

Im Norden, ja, dort war es mir wirklich gelungen; dort waren sie auch vorgeschritten mit der Zeit und Jahre lange schwere Arbeit blieb da nicht unbelohnt. Ihre Zustände verbesserten sich, und sie konnten mit Befriedigung auf die zurückgelegte Laufbahn blicken. Das aber war nicht im Süden der Fall und Bayou Sarah wirklich der traurigste Ort, den ich von allen übrigen noch gefunden. Ich fühlte mich dort denn auch schon nach wenigen Stunden unbehaglich und ging nach St. Francisville hinauf, wo noch andere Bekannte lebten.

Wenigstens Einer war dort, der sich wirklich freute, mich wiederzusehen, wenn auch die Jahre nicht spurlos über seinen Scheitel gegangen. Er war Friedensrichter in St. Franscisville und wir hatten früher zusammen in Pointe Coupée gelebt.

Und wo waren alle die alten Freunde dort oben geblieben? — todt und begraben — gestorben, entweder friedlich am gelben Fieber oder auch verdorben, wahnsinnig geworden, erschossen — was weiß ich! Selbst das Haus, wo ich dort oben gelebt, stand nicht mehr und war der Erde gleich gemacht.

Jetzt drängte es mich nach Pointe Coupée hinüber, um die Stätte zu besuchen, wo ich so viele, viele glückliche Tage verlebt. Das Wohnhaus war freilich, wie ich schon gehört, niedergebrannt, aber der Garten stand doch noch wenigstens und der alte Baum, in dem ich in meiner Hängematte so manche wundervolle Nacht verträumt.

Bayou Sarah gegenüber landete ich mit dem Skiff, da die Dampffähre jetzt nur ein- oder zweimal des Tages und zu unregelmäßigen Zeiten, aber nie für Einen lumpigen Passagier lief. Es war das an der früheren Taylor'schen Plantage — eine der bestgehaltenen am ganzen Mississippi, mit ungeheuren Zucker- und Baumwollenfeldern und praktisch eingerichteten, großen, aus Backsteinen aufgeführten Zuckerhäusern. Der Platz war eine Wüste.

Das Wohnhaus sah zerfallen, der Garten vernachlässigt und überwachsen aus. Die Zuckergebäude lagen in Trümmern; die Truppen der Föderalen hatten sie niedergebrannt, wie mir der junge Bootsmann sagte. Die Negerhütten — früher weiß

angestrichen und jede mit einem kleinen Garten — schienen kaum noch zur Hälfte bewohnbar und selber schon zum Theil angegriffen, um trockenes Holz zum Feuern für die Uebrigen zu liefern.

Ein paar Dutzend entsetzlich schmutziger Neger und Negerinnen mit Kindern von allen Farben lungerten noch um ihre alten Wohnungen herum, aber einer sagte mir, daß ihnen der neue Besitzer den Aufenthalt gekündigt habe, weil er selber seine Arbeiter mitbringen wolle, und sie blieben jetzt nur noch hier, bis sie einen andern Platz gefunden hätten.

Fast alle Neger waren auf dieser Stelle geboren worden.

„Und ist denn die ganze Plantage dieses Jahr gar nicht bebaut worden?"

„Bebaut?" lachte der Neger, „keine zehn Fenzriegel liegen mehr um den ganzen Platz, und sie werden auch nicht gebraucht, denn die Kletten, die jetzt allein darauf wachsen, fressen die Schweine und Kühe doch nicht."

„Keine Fenz mehr?"

„Nicht die Spur, die ist schon im Kriege zu Feuerholz verbraucht worden, und was damals nicht verbrannte, hat nachher die Fluth weggeschwemmt, als die Unionstruppen oben die Dämme durchbrachen und den Mississippi über uns losließen. Das war eine schwere Zeit, und wir glaubten damals, daß wir Alle weggeschwemmt würden!"

Ich schritt an den brachliegenden wüsten Feldern hinauf, auf der Levée hin, der Stelle zu, wo früher das Ferry-Hotel gestanden. Der alte Mann hatte Recht gehabt, die Fenzen, die sonst üppig stehende Zucker- und Baumwollen-Felder umschlossen, waren verschwunden, in den Feldern selber wuchsen Kletten, und das Cocogras, der ärgste Feind der Cultur, fraß sich weiter und weiter in sie hinein. Die ganze Plantage bot einen entsetzlich traurigen Anblick, und ich war froh, als ich endlich die hohen Büsche erkannte, die, wie ich von alten Zeiten her wußte, den Garten und das Grundstück des Ferry-Hotels einschlossen — ich hätte mir die Freude recht gut ersparen können.

Dort stand ich auf der Levée, dem Ferry-Hotel gegenüber — das war der Gartenzaun und hier lief der Weg zwischen

demselben und der Levée hin — aber auf der Straße selber lagen ein Haufen zerbrannter Backsteine und ein paar andere zugehauene Steine, die früher, wie ich recht gut wußte, den Kamin des Front-Parlours gehalten hatten. In den früheren Garten, jetzt ein wüster Platz mit nur einigen wild aufgewachsenen Chinabäumen, führte gar keine Thür, und das eine, seitwärts liegende Thor war verschlossen. Dicht dabei wohnte ein Franzose, der jetzt ein traurig genug aussehendes Hotel hielt. Es war eine graue Bretterhütte mit ein paar Verschlägen, in denen Fremde untergebracht werden konnten. Ihn bat ich, mir den alten Platz aufzuschließen, und ich muß gestehen, daß ich wohl eine Viertelstunde gebrauchte, ehe ich mich vollständig wieder zurecht finden konnte — und kein Wunder!

Der Mississippi hatte wohl hundert Fuß von dem Ufer in seine wilde Strömung hineingerissen, erst die Levée unterwaschen und fortgespült, und dann die Hälfte des Gartens ebenfalls in seinen Fluthen begraben. Mein alter lieber Baum war schon vor langen Jahren zu Thal geschwommen. Die Levée oder den Damm, der das Land vor Ueberschwemmungen schützte, hatte man bis hinein in den Garten legen müssen, ebenso den Weg, der jetzt dort vorüberlief, wo früher das Haus stand. Das Wohnhaus mit den Hintergebäuden war verschwunden, nur die alte Küche stand noch, schien aber nur eben noch zusammen zu halten. Der Kamin mußte in späterer Zeit neu aufgeführt sein.

Und alle die Granat-, Orangen-, Feigen- und Pfirsichbäume, die schönen Tulpenbüsche, die sonst den Weg zierten? Was das Wasser noch übrig gelassen, hatte später das Feuer hinweggefressen. Nicht einmal die Stümpfe waren mehr zu sehen.

Ich schritt langsam hinaus durch die Felder, meinen alten Jagdplätzen zu, wo ich früher so oft Alligatoren und im Frühjahr und Herbst Schnepfen geschossen. Die ungemähten Wiesen waren mit hohem gelben Grase überwuchert, die Sümpfe durch die lange Dürre ausgetrocknet, so daß sich die Alligatoren wahrscheinlich in den Mississippi zurückgezogen.

Und weiter oben?

Das ganze Land lag wüst, denn wer sollte sich die Mühe

nehmen, es zu bebauen, so lange die von den Unionisten eingerissenen und nachher nur noch mehr durch die Fluth zerstörten Dämme nicht wieder hergestellt waren? Das nächste hohe Wasser würde ja doch jede darauf verschwendete Arbeit augenblicklich wieder vernichtet haben.

Die Sonne war schon unter, ehe ich wieder von Pointe Coupée fort hinüber nach Bayou Sarah fuhr, und ich wunderte mich jetzt auch gar nicht mehr, daß der sonst so schöne, offene Strom, auf welchem die Dampfer immer dicht an Pointe Coupée vorüberliefen, jetzt nur, bis halb nach Bayou Sarah hinüber, eine einzige, wüst und zerwaschen aussehende Sandbank bildete. Es paßte ja doch zum Ganzen und hätte gar nicht anders sein dürfen.

Und ist dies das Ende des schönen südlichen Landes, des Stolzes der Union?

Als ich nach Amerika kam und in den nördlichen Staaten von manchen dort durchreisenden südlichen Pflanzern häufig die Aeußerung hörte: „Wir sind total ruinirt — der ganze Süden ist systematisch gebrochen und aufgerieben,“ so muß ich gestehen, daß ich solche Reden damals für crasse Uebertreibung, oder doch wenigstens für die Ausbrüche vollkommen verzagter Herzen hielt. Ich vertraute auf den zähen amerikanischen Charakter, der zehnmal niedergeworfen, doch immer wieder nach oben kommt, und glaubte sicher, daß sich der Süden, und sei er noch so schwer und hart getroffen, doch sicher auch wieder in wenigen Jahren emporarbeiten und die alten Wunden verschmerzen werde und diese vernarben würden.

Schon auf dem Mississippi, wo ich mit vielen südlichen Pflanzern zusammenkam und häufig, ja täglich ihre Reden untereinander hörte, wurde dieser Glaube wankend, und mit der jetzt hier herrschenden Negerwirthschaft umher, mit den zerstörten Plantagen, mit den gebrochenen Herzen der Besitzer fürchte ich fast, der angerichtete Schaden sei schwerer wieder auszugleichen, als ich selber geglaubt hatte.

Wäre der Norden von dem Süden besiegt worden — und die Union kann Gott danken, daß das nicht geschah —, so würden sich die nördlichen Farmer, wenn sie auch Alles in dem Kriege verloren hätten, doch bald wieder erholt und ge=

kräftigt haben. Ihr Land mußte ihnen bleiben, das konnte der Feind nicht zerstören, und auf ihre eigenen Kräfte waren sie ja von jeher angewiesen gewesen. Aber anders ist es mit dem Süden, der sich nicht auf die eigenen, sondern auf die Kräfte der Schwarzen verließ, und sich nun mit einem Schlage den Boden unter den Füßen fortgenommen sieht.

Die südlichen „Barone", wie wir sie recht gut nennen können, bildeten früher eine ganz besondere Klasse der amerikanischen Bevölkerung und die richtige Aristokratie des ganzen Landes. Der Unterschied zwischen ihnen und den nördlichen Farmern zeigt denn auch in ganz natürlicher Weise die Wirkung, die ein solcher, ihr ganzes Eigenthum vernichtender Schlag nothwendiger Weise auf sie ausüben mußte.

Nehmen wir den gleichen Fall in Europa, oder noch besser in Deutschland an, einen hochadeligen Rittergutsbesitzer mit großem Vermögen und einen Banquier zum Beispiel, der sich von nichts zu einem Millionär aufgearbeitet hat. Laßt beide total verarmen, und der erstere ist vollständig und rettungslos verloren, denn er hat nichts gelernt, als standesgemäß zu leben und das, was er mit Anderer Händearbeit verdiente, für sich zu benutzen. Er war dabei freigebig und liberal und verachtete jeden kleinlichen Nutzen, den er hätte ziehen können; aber das, was sonst zu den noblen Zügen seines Charakters gehörte, wird ihm jetzt zum Fluch, denn es verhindert ihn, ja macht es ihm unmöglich, im Kleinen wieder von vorn zu beginnen.

Anders dagegen der Banquier, der kaum seinen Verlust entdeckt und das Unvermeidliche hat über sich hereinbrechen sehen, als er auch schon nicht etwa daran denkt, die Hände verzweifelnd in den Schooß zu legen, sondern im Gegentheil wieder genau so im Kleinen zu beginnen, als er es früher schon einmal gethan. Er weiß recht gut, daß er damit nur sehr langsam vorrücken kann, aber er rückt doch wieder vor, und nach mühevollen Jahren hat er sich auch sicher wieder — während der Edelmann zu Grunde gegangen — eine ehrenvolle Stellung erkämpft.

Der südliche Pflanzer kann nicht selber arbeiten; er hat es nie gelernt, ja noch außerdem die Arbeit selbst für einen weißen Mann als etwas Schändendes gehalten. Deshalb

auch sein Widerwille gegen die Emigration; er wollte keine weißen Arbeiter in seiner Nähe dulden, er schämte sich ihretwegen seinen Negern gegenüber, und verhinderte die Niederlassung von kleinen Farmern in den südlichen Staaten, so weit es nur irgend in seinen Kräften stand. Er erreichte auch in der That zum großen Theil seinen Zweck, aber ihm nun zum Fluche, denn die schwarzen Arbeiter sind ihm genommen, und die, welche allein nun seinen Grund und Boden vor dem Verwildern bewahren könnten, deutsche Ansiedler und Pächter, fehlen und sind nirgends aufzutreiben.

An deren Statt treiben sich aber Tausende von müßigen Schwarzen auf den Plantagen und um die kleinen und größeren Städte herum, und sind noch nicht im Stande, sich an eine regelmäßige und stete Arbeit zu gewöhnen, weil dieselbe sie zu sehr an ihre kaum erst von den Schultern geworfene Sclaverei erinnert. Sie nennen sich auch nicht mehr untereinander, wie in früherer Zeit, mit dem vertraulichen „boys“, sondern „gentlemen“, für den sich jetzt der ruppigste Neger hält, und bemerken dabei gar nicht, daß sie — wenn auch aus ganz anderen Ursachen — das nämliche Schicksal ihrer früheren Herren theilen.

Es ist eine von Allen anerkannte und unbestrittene Thatsache, daß die Sterblichkeit unter den Negern seit ihrer Freiheit auf eine erschreckende Weise zugenommen hat, und tritt da keine Aenderung ein, so wird die Regierung der Vereinigten Staaten wohl der Sorge um ihre „schwarzen Brüder“ enthoben werden, ehe viele Jahre mehr vergehen. Die Ursache liegt auch auf der Hand. Die Neger wurden allerdings zu schwerer Arbeit angehalten, aber doch gewöhnlich nicht über ihre Kräfte benutzt, um diese für den eigenen Herrn zu schonen und zu erhalten. Dabei bekamen sie ihre regelmäßige Nahrung und Kleidung und hatten keine Sorge, denn erkrankten sie, so mußten sie verpflegt werden, und wurden sie alt, so mußte man sie ebenfalls bis an ihren Tod füttern.

Das ist jetzt anders geworden, und Gott verhüte, daß Jemand glauben sollte, ich wolle hier der Sclaverei das Wort reden und sie vertheidigen. Sie war ein Fluch des Landes und eine Schmach für dasselbe, und schon der Handel mit den

Schwarzen eine Scheußlichkeit, die von civilisirten Nationen gar nicht geduldet werden durfte. Aber die Abschaffung derselben hätte auf anderem, auf allmäligem Wege stattfinden müssen. So wie es jetzt geschehen ist, hat es nicht allein die früheren Sclavenhalter und Tausende ruinirt, sondern ist, von der tollen Gesetzgebung der Radicalen unterstützt, auch den Negern selber zum Verderben geworden, und viele, sehr viele werden darin untergehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die schwarze Race an geistigen Fähigkeiten der weißen untergeordnet ist, und die Zeit muß erst lehren, inwieweit eine tüchtige Schulbildung im Stande ist, auf sie einzuwirken. Der Charakter des Negers ist dabei schon von Natur sorgloser Art, und das ganze Verhältniß, in dem er früher stand, bestärkte ihn darin. Jetzt plötzlich tönte ihm das Wort in die Ohren: „Du bist frei! Du kannst nicht mehr von Deiner Familie getrennt, nicht mehr verkauft und verschachert werden, und dieselben Rechte, welche die weiße Race beansprucht, sind auch Dein — aber auch dieselben Pflichten. Du mußt von jetzt an für Dich selber, wie für die Deinen sorgen, und wirst Du krank oder alt, oder fehlt es Dir an Nahrung und Kleidung, so ist kein Weißer mehr verpflichtet, für Dich einzutreten."

Das versteht der Neger noch nicht. Er arbeitet, ja, aber was er verdient, wird auch am nämlichen Tag fast wieder verschleudert, und sei es auch nur, um sich einige früher entbehrte, überflüssige Genüsse zu verschaffen. Die Folge davon konnte nicht ausbleiben, und blieb nicht aus. Das letzte Jahr war dem Baumwollenbau überhaupt nicht übermäßig günstig, die schwere Regierungstaxe drückte dabei die vollkommen unbemittelten Schwarzen noch ganz danieder, und das Wenige, was sie wirklich verdienten, wurde dann auch eben so rasch in den Wind geschlagen, ja die meisten geriethen noch außerdem in drückende Schulden.

Wie soll das jetzt im Winter werden? Die Plantagen liegen verödet, in den Städten werden nur wenig Arbeiter gebraucht, denn überall schränkt man sich bei den schlechten Zeiten ein und vermeidet auf das Aengstlichste jede nicht irgend nothwendige Arbeit. Viele Neger haben schon jetzt nicht das

Nothwendigste zum Leben, und natürlicher Weise verlegen sie sich nun auf's Stehlen.

Viele Bewohner von Bayou Sarah haben mir versichert, daß ihnen durch den ganzen Krieg hindurch kein Stück Vieh abhanden gekommen ist. Jetzt fehlt alle Augenblicke eine Kuh, und sie müssen darauf bedacht sein, sie aus den Sümpfen zur Stadt zu treiben, wenn sie sie nicht alle verlieren wollen. Ebenso ist es mit Hühnern und Schweinen, und wird noch ärger werden, sobald die Noth bei den Schwarzen steigt.

Daß sich eine solche Arbeitsscheu für einige Jahre einstellen würde, war vorherzusehen und konnte nicht ausbleiben, denn ein Sprung von Sclaverei zur vollsten Freiheit mußte auf diese Menschen seine Wirkung ausüben. Das aber würde sich nach kurzer Zeit ausgeglichen haben, denn wenn auch frei, wäre dem Neger so lange das Gefühl einer untergeordneten Stellung geblieben, bis er sich nicht selber durch Bildung und Intelligenz aus dieser Sphäre herausarbeiten konnte.

Da erläßt die radicale Partei im Norden durch die im Süden commandirenden Generale das wahnsinnigste Gesetz, das sich nur denken läßt, ich meine das, welches den Negern das Stimmrecht zuspricht; und was jetzt die Faulheit nicht allein zu Wege brachte, vollendete der Hochmuthsteufel, der allen halb barbarischen Völkern besonders gefährlich ist.

So sind hier in dem Parish-West-Feliciana bei den letzten Wahlen von 48 zu ernennenden Geschworenen 44 Farbige gewählt — also unter 48 nur 4 Weiße. Ganz abgesehen nun davon, wie unerträglich es selbst für einen Weißen ist, der nie Sclaven gehalten und sein ganzes Leben gegen die Sclaverei geeifert hat, vor eine Court gestellt zu werden, die fast ausschließlich aus jeder, selbst der geringsten Bildung baren Negern besteht, was sind die Folgen für die Neger selber? Geschworene werden nie besoldet; es ist ein Ehrenamt — mit den Negern kann natürlich keine Ausnahme gemacht werden, und wovon sollen jetzt diese Schwarzen und ihre Familien leben, wenn der Mann Wochen lang seiner ihm aufgelegten Pflicht folgt, d. h. sich auf der Geschworenenbank über ihm unverständliche Dinge den Kopf zerbricht?

Aber die Schwarzen bleiben dabei noch nicht stehen. Sie

werden Richter wählen, die von dem, was Rechtens ist, nicht mehr verstehen, als eine Kuh. Ja, man spricht sogar im Süden davon, bei der nächsten Präsidentenwahl einen Neger zum Vicepräsidenten vorzuschlagen. Nun denke man sich den Fall, daß der Präsident stirbt und ein Schwarzer das Weiße Haus bezieht! Eine der furchtbarsten Revolutionen, die noch je die Welt gesehen, wäre die unausbleibliche und augenblickliche Folge eines solchen unerhörten Falles.

Drüben auf Taylor's Plantage, und wahrscheinlich auf tausend anderen ebenso, liegen die Neger, denen aufgegeben ist ihre alten Wohnungen zu verlassen, da man ihre Arbeit nicht mehr braucht und das Besitzthum in andere Hände überging, ohne Verdienst, ohne Geld, und wissen nicht, was sie jetzt beginnen sollen. Der Winter ist vor der Thür, was sie verdient, haben sie auch gewissenhaft verzehrt, — und vielleicht noch mehr dazu — und der selbstständige Charakter fehlt ihnen, mit dem sich der Backwoodsman zum Beispiel nur mit seiner Axt und Büchse mitten im Walde niederläßt und selbst der Wildniß eine erträgliche Heimath abzwingt.

In Bayou Sarah selber — so klein die Stadt auch ist, kann man ganze Trupps von Schwarzen sehen, die müßig in den Straßen und vor den Schenklocalen liegen. Was soll aus diesen werden?

Im Anfang unterstützten die Freedmens-Bureaux allerdings auch müßige Subjecte, die sich für den Augenblick nicht selber helfen konnten oder wollten, aber das mußte natürlich einmal ein Ende nehmen. Hier und da schwindelt sich wohl noch einmal ein Einzelner eine Weile durch, indem er sich krank stellt, aber auf die Länge der Zeit geht das nicht, denn schon jetzt machen die ungeheuern Summen, die diese Bureaux (natürlich auch mit zahlreichen Betrügereien einzelner Beamten) gekostet haben, das Volk murren.

Die Neger müssen in der nächsten Zeit lernen, sich selber zu helfen, oder wenn sie das nicht können, eben zu Grunde gehen. Mitleid von den Weißen haben sie aber jetzt im Süden, bei der herrschenden Erbitterung, wahrlich nicht zu hoffen, und kommt nun eine andere politische Partei an's Ruder, so sind die Folgen nicht abzusehen.

Aber die südlichen Pflanzer hoffen selber nichts mehr für sich; sie sind vollständig an Geist und Mitteln gebrochen, und nur einer späteren Generation mag es vorbehalten bleiben, das wenige ihnen Gebliebene zusammen zu raffen und damit ein neues Leben zu beginnen. Und doch wie deutlich zeigt ihnen jetzt schon Alles den alleinigen Weg, den sie gehen können, um sich wieder eine selbstständige Stellung zu erringen!

Oben in St. Francisville sprach ich einen alten Southerner, der ebenfalls durch den Krieg fast Alles verloren, und nun mühsam von klein auf wieder beginnen mußte. Er hatte ein bedeutendes Geschäft gehabt, und jetzt wieder einen kleinen Detailhandel angefangen und schimpfte dabei in erbitterter Weise auf die Yankees. Da zeigte ich ihm die Waaren, die seinen ganzen Laden von A bis Z füllten, Eisen- und Blechwaaren, hölzerne Eimer und Besen, Zwiebeln und Mais, geräucherte Schinken und eingeblechte Gemüse, Koffer und Büchsen, Gewehre und Werkzeuge, Medicinen und Patentmittel, Kaffeemühlen und eiserne Kochgeschirre, Calicos und wollene Hemden, Knöpfe und Schnallen, Shirting und Seide, Aexte und Sägen, kurz Alles, was in den Regalen lag, an den Wänden hing oder im Laden zerstreut stand, und alles das, was er selber verkauft, kam aus den nördlichen, kam aus den Yankee-Staaten, denn der Süden erzeugte bisher nichts, gar nichts, als eben Baumwolle, Zucker und Reis. Für alles Uebrige wanderte das baare Geld gen Norden — wandert es noch und macht die „Feinde" reich.

Ich fragte ihn, ob es nun nicht besser sei, den Kampf in ehrlicher und friedlicher Weise mit dem Norden aufzunehmen und das Leben in anderer Weise zu versuchen. Wenn es mit dem Baumwollbau, der fehlenden Negerarbeit wegen, nicht mehr im Großen ging, was hinderte die Pflanzer denn, ihr eigenes Wälschkorn und ihre Gartenfrucht zu ziehen, ihre eigenen Schweine zu mästen und sich so unabhängig zu stellen wie ein nördlicher Farmer? Fabriken könnten überall angelegt werden, prachtvolles Holz füllte die Wälder, Eisen lag in vielen südlichen Staaten — in Arkansas zum Beispiel in Masse — und weshalb könnten sie das von Baumwolle,

was sie noch erbauten, nicht auch selber verarbeiten und dadurch um so viel höher verwerthen?

Der alte Mann sah im Anfang etwas verdutzt aus und schaute sich wie erstaunt in seinem eigenen Laden um. Es war ihm wohl selber noch nicht eingefallen, daß er wirklich nichts — ausgenommen vielleicht die Sardines à l'huile — in seinem Verkaufslocale hatte, was nicht aus den Staaten der verhaßten Yankees stammte. Aber er schüttelte trotzdem mit dem Kopf und meinte: das ginge nicht, sie Alle paßten nicht dazu, und sie wollten lieber in einem ganz andern Land ein neues Leben beginnen, als hier unter den Gesetzen der vollständig übermüthig gewordenen und verhaßten Yankees das alte fortführen.

Von ihm hörte ich denn auch bestätigen, was ich schon von vielen Anderen ebenso gehört, daß sich eine weitverzweigte Auswanderungsgesellschaft gebildet habe, um — wo es auch sei — eine andere Heimath aufzusuchen. Selbst unter einer Monarchie wollten sie lieber arbeiten, als unter dieser Republik, und ganz unverhohlen sprach er dabei aus, wie nach dem Tode Maximilian's eine neue Hoffnung im Süden erwacht sei: daß nämlich Frankreich und Deutschland die Sache zu der ihrigen machen würden, während sich die nördlichen Staaten natürlich einer solchen Einmischung widersetzt hätten. Dann aber war ein Krieg unvermeidlich, und ich bin fest überzeugt, daß in dem Fall die Südstaaten auf's Neue gemeinsame Sache mit Frankreich gegen den Norden gemacht hätten, selbst auf die Gefahr hin, dem französischen Kaiserreiche mit Meriko einverleibt zu werden.

Es waren das allerdings nur Träume wahnsinniger Politiker, aber daß sie bestanden haben, weiß ich aus dem Munde vieler Pflanzer selber — ebenso, wie ich in Sachsen eine kleine Anzahl verrückter oder doch wenigstens kurzsichtiger Menschen kenne, die noch in diesem Augenblick viel lieber französisch als „deutsch" werden möchten und dabei auf das Hartnäckigste leugnen, daß Preußen ja doch auch nur Deutschland sei.

Niemand kann natürlich sagen, wie sich noch die hiesigen Verhältnisse zwischen jetzt und der nächsten Präsidentenwahl

gestalten werden, denn die Radicalen treiben es wirklich zum Aeußersten; aber freilich ist im Süden die Kraft vollständig gebrochen. Niemand denkt hier mehr an Widerstand, nicht einmal das junge, sonst doch so hitzköpfige Volk. Mit Militär und Negern gegen sich, müssen sie sich fügen, und nur in einzelnen Fällen macht sich die Erbitterung in einem Gewaltact Luft.

So sitzt jetzt hier in St. Francisville einer der angesehensten und reichsten Pflanzer von Pointe Coupée, Morgan mit Namen, im Gefängnisse. Er hatte in der Wuth einen Neger erschossen und wird jetzt wahrscheinlich einer Jury von lauter Negern entgegengestellt werden, bei der es nicht einmal möglich ist, eine gleichgemischte zu bekommen. Dazu brauchte es sechs Weiße, und von allen achtundvierzig Geschworenen gehören ja nur vier der kaukasischen Race an.

Daß man hier überall auf das Resultat außerordentlich gespannt war, läßt sich denken.

In Bayou Sarah selber fesselte mich übrigens nichts; die paar dort wohnenden Deutschen, mit Ausnahme eines alten wackern Schusters, Namens Wölfling, waren in den langen Jahren — abgeschieden und allein zwischen Amerikanern wohnend, vollkommen verknöchert und wollten von Deutschland selber gar nichts mehr wissen. Was kümmerte sie Deutschland — was hatte sich Deutschland um sie gekümmert! Neue waren allerdings hinzugekommen: ein Arzt, ein Apotheker, ein paar jüdische Krämer, aber sie sahen auch neu aus und wohnten in neuen Häusern, und ich selber hatte keine Lust, mit ihnen bekannt zu werden. So schiffte ich mich denn auf dem ersten dort anlegenden Dampfer „Abeona" wieder ein, stromab, New-Orleans entgegen, und bekam jetzt auf dem entsetzlich langsam gehenden Boote wenigstens Gelegenheit, die Ufer an beiden Seiten des Stromes, die aber nur wenig Tröstliches boten, zu beobachten.

Welch ein prachtvoller Anblick war das früher gewesen, die reizenden Plantagen zu schauen, die dort im Schatten von Chinabäumen und Orangen lagen, mit geputzten Damen auf der von Blumen halb versteckten Veranda, mit schaukelnden Hängematten und an der Levée hingaloppirenden Reitern!

Das ist Alles vorbei.

Die Sclaven sind allerdings frei; kein speculirender Yankee — denn nur diese waren in früheren Zeiten die eigentlichen Sclavenhändler — kann mehr Abends auf einer Plantage einkehren und die Herzen der Neger mit Angst und Entsetzen erfüllen, ob er nicht vielleicht eine Familie kaufen und dann die einzelnen Glieder derselben trennen und auseinanderreißen würde. Die Peitsche keines grausamen Nigger drivers zerfleischt mehr den Rücken armer Teufel, und die Southern Lady hat ebenfalls die Macht verloren, ihre armen Sclavinnen zu kneipen und mit Füßen zu treten. Aber die ganze Poesie des schönen Landes ist auch damit vernichtet worden, und wenn man sich darüber auch trösten könnte, thut es Einem doch unwillkürlich leid, diese zerstörten Stätten, selbst nur im Vorüberfahren, zu beobachten.

Keins der prachtvollen Pflanzerhäuser scheint mehr bewohnt zu sein; alle Jalousien sind geschlossen. Nirgends haben die Felder mehr Fenzen, und den dunkelbraunen Klettenwuchs, mit dem sie überwuchert sind, kann man überall beobachten.

Aber die Strafe für die übermüthig gewordenen Baumwoll-Barone ist vielleicht nur zu gerecht. Sie wollten nicht mehr hören und glaubten sich, wie sie die volle Gewalt über ihre Sclaven hatten, allmächtig. Das ist vorbei und die Peitsche ihnen aus der Hand genommen, aber damit auch zugleich nicht allein ihr Wohlstand, sondern auch das Vertrauen zu sich selber vernichtet, und wo sie früher keinem Einwanderer gestatten wollten, sich zwischen ihnen nieder zu lassen, so denken sie jetzt selber daran, den Rest ihrer Habezu Gelde zu machen und sich ein neues Vaterland zu suchen.

Eine gewichtige Lehre für alle ihre Gesinnungsgenossen — wenn diese Herren nur je etwas lernen wollten.

Baton Rouge, das wir heute Morgen passirten, scheint, wenigstens äußerlich, durch den Krieg wenig gelitten zu haben. Nur das große, prachtvolle, aus weißem Stein errichtete Statehouse wurde inwendig ausgebrannt und steht jetzt noch natürlich als Ruine. Wer hätte hier Geld, um es wieder herzustellen?

Das Einzige, was jetzt hier besser aussieht, ist der alte Mississippi selber, dessen Fluth sich sonst immer nur trüb und

gelb dem Golf entgegenwälzte. Jedenfalls ist der fabelhaft niedere Wasserstand aller amerikanischen Ströme die Ursache; aber er sieht jetzt ordentlich klar aus und die vorn am Bug aufgedrängten Wasser sind durchsichtig. Deshalb ist er aber doch noch immer so böse und tückisch als je, unterwäscht die Ufer und reißt oft ganze Acker Land auf einmal fort, wofür er dann freilich gegenüber wieder eine Sandbank anschwemmt und Leuten, die sonst eine ganz gute Flußlandung hatten, ein entschiedenes Schloß vor die Thür legt. Einzelne Schichten des angeschwemmten Bodens bestehen allerdings aus Sand, und es scheint fast, als ob er an diesem unter Wasser ganz heimlich lecke, bis er sich ein gehöriges Terrain ausgewaschen. So fanden wir unterhalb Plaquemine einen Platz, wo vielleicht vier Acker Land zugleich und auf einmal und weit über hundert Schritt breit in den Strom hineingebrochen waren, und so gleichmäßig tiefer als das übrige Land zeigte sich die Stelle, daß man recht gut sehen konnte, die Oberfläche sei in einen vollkommen leeren Raum hinabgestürzt.

Höchst gefährlich sind freilich solche Einstürze, wenn sie bei außergewöhnlich hohem Wasser stattfinden und dann ein Stück der Levée oder des aufgeworfenen Dammes mit fortnehmen. Jetzt, bei der schwachen Arbeiterbevölkerung, wäre es sogar nicht einmal möglich, den Schaden rasch wieder auszubessern, und die Folge jedenfalls eine Ueberfluthung des innern Landes.

11.

New-Orleans.

Zu meiner Fahrt stromab hatte ich mir übrigens, wie es schien, das erbärmlichste Dampfboot ausgesucht, das den Fluß befuhr. Der Kasten hatte noch außerdem ein Kielboot im Schlepptau — und ein anderes unterwegs verloren, und kroch beinahe hinter der Strömung her. Dabei war kaum etwas zu essen und gar nichts zu trinken an Bord, und ein

Schmutz, wie ich ihn noch nie auf einem Mississippi-Dampfer gesehen.

Ich war recht froh, als wir New-Orleans endlich — wenn auch an einem Sonntagsmorgen, erreichten, denn ein amerikanischer Sonntag ist schon an und für sich langweilig, und außerdem findet man kein Geschäft offen und weiß gewöhnlich nicht, wo die Privatwohnung der Leute ist, die man gern aufsuchen möchte.

Wenn ich aber auch früher oft und zu verschiedenen Zeiten in New-Orleans gewesen war, so kannte ich doch die Stadt jetzt gar nicht wieder und konnte mich nicht auf ein einziges der vollständig neuen Häuser an der Landung besinnen — etwas sehr Natürliches, wie ich später ausfand, denn nicht allein die Häuser an der jetzigen Landung, sondern auch noch zwei Straßen dahinter waren völlig neu und standen auf einem Grund und Boden, auf dem zu meiner Zeit noch Dampfer angelegt hatten.

Die Stadt New-Orleans ist im Wachsthum wenig hinter ihren nördlichen Schwestern zurückgeblieben und hat sich, wenigstens bis zum Ausbruch des Krieges, außerordentlich vergrößert, wenn auch jetzt natürlich ein Stillstand darin eingetreten ist. Aber nicht allein Menschenkraft und Unternehmungsgeist waren dabei thätig, sondern die Natur und der nie rastende Mississippi halfen mit. Der „Vater der Wasser“ wechselt nämlich seine Ufer unaufhörlich, indem er sie an der einen Seite unterwäscht und fortreißt und an der andern dafür eine breite Sandbank anschwemmt. Das letztere war nun auch in New-Orleans der Fall. Von dem gegenüberliegenden Algier wurde das Land fortgeschwemmt und hier herüber an die Levée geworfen — ein glücklicher Umstand, den die Stadt natürlich gleich benutzte und sich Alles, was sie von dem Strom geschenkt bekam, durch Palissaden und einen festen Damm, der zugleich ein bequemes Werft bildet, sicherte. Man hat nämlich Beispiele genug, daß der alte wankelmüthige Strom derartige Geschenke manchmal ganz einfach wieder zurückfordert, und es war deshalb sehr rathsam, solcher Laune einen Riegel vorzuschieben.

Dadurch aber wurde Raum am Flusse für mehrere voll-

kommen neue Straßen. Zu gleicher Zeit wurde im Rücken der Stadt der Sumpf gelichtet, und was dort noch an Urwald stand, ausgerodet, der Grund aufgeworfen und Straße nach Straße errichtet. Ja, man nahm sogar noch kurz vor dem Krieg einen Anlauf, große, prachtvolle Häuser aufzubauen, wie sie in solcher Anzahl in New-York stehen. Der Krieg aber unterbrach alle diese Arbeiten, und jetzt fehlt es natürlich an Capital und Muth, Anderes als das Allernothwendigste auszuführen. Das bleibt für eine ruhigere Zeit vorbehalten.

Trotz alledem hat sich New-Orleans sehr verschönert. Früher bestand es fast ausschließlich aus niederen Häusern, und wenn man auf der Levée oder dem Damm stand, der das Land und die Stadt vor den Ueberschwemmungen des Stromes schützte, so konnte man das damalige St. Charles-Hotel über alle anderen Gebäude hervorragen sehen. Das St. Charles brannte später nieder und wurde wieder, wohl eben so hoch aufgebaut, verschwindet aber nun gänzlich in den benachbarten Bauten und bildet keinen hervorragenden Punkt mehr.

Die Vegetation von New-Orleans ist eine schon fast tropische. Reizende Gärten umgeben fast alle Häuser, die nicht in dem unmittelbaren Kern der Stadt und deren Geschäftstheilen liegen, denn das Geschäft verträgt sich nun einmal nicht mit dem Vergnügen. Ueberall aber, selbst nahe an der Kanalstraße, wo die schönsten Häuser stehen, sieht man die breiten Blätter der Bananen über die Gartenmauern hervorragen, oder das dunkle, herrliche Laub der Magnolien die Häuser beschatten. Ja hier und da ragt auch wohl der gefiederte Wipfel einer ziemlich hochstämmigen Dattelpalme über die Dächer empor, und kommt man nur an die Grenze der Vorstädte, so entzücken das Auge ganze Gruppen fruchtbedeckter Orangenbäume, die mit den Magnolien und Bananen, wie mit den von dem langen schwebenden grauen Moos bedeckten Laubholzbäumen ein wahrhaft entzückendes Bild geben.

So warm und lang ist dabei der Sommer, daß an geschützten Stellen selbst die Bananen reifen, ohne aber eine besondere Frucht zu geben, denn gerade diese verlangt einen südlichen Breitengrad und kann nur zu voller Reife innerhalb der Tropen gedeihen.

Daß schöne und reiche Läden die Hauptstraßen füllen, versteht sich von selbst, und sogenannte Streetcars oder Straßeneisenbahnen durchlaufen die sehr weitläufige Stadt nach allen Richtungen zu dem außerordentlich mäßigen Preise von 5 Cents à Person.

Auch verschiedene Theater hat New-Orleans in der Wintersaison — ein englisches, eine französische Oper und ein — deutsches. Das letztere, unter der Leitung des Directors Ostermann, besuchte ich häufig, und das Innere desselben ist so freundlich wie selbst elegant ausgestattet und auch praktisch gebaut. Für Amerika konnte es sich auch recht tüchtiger Kräfte rühmen, und ich sah im Lustspiel wie in der Oper einige sehr gelungene Vorstellungen — manchmal — besonders den Freischütz, bei überfülltem Hause.

Ueberhaupt fehlt es in New-Orleans nicht an Vergnügungen, denn außer den Theatern finden sich noch japanische Akrobaten, Circus, Menagerien und verschiedene andere Sehenswürdigkeiten. Man ist dabei hier über den albernen Sonntags-Wahnsinn erhaben, der in den nördlicheren Städten unter den Muckern spukt und nur in New-England mit Gewalt aufrecht erhalten werden kann. Den dortigen Sonntagsgesetzen nach darf an einem Sonn- oder Feiertag keine andere als „fromme" Musik gemacht werden, und wie umgeht man das? In St. Louis zum Beispiel wird jeden Tag gespielt, und an den beiden Sonntagen, an denen ich dort war, wurde an einem der „Freischütz", an dem zweiten die ziemlich fade Berliner Posse „Ein armer Teufel" gegeben. Beide Male aber stand mit lateinischen Buchstaben über dem sonst deutsch gedruckten Zettel: „Sacred music", und das genügte vollkommen, um alle möglichen Bedenklichkeiten zu befriedigen. An „geistliche Musik" dachte aber kein Mensch, es wäre auch nicht gut angegangen, eine Berliner Posse mit einem Choral zu beginnen.

Die Neger spielen jetzt in New-Orleans eine ziemlich hervorragende Rolle, und besonders die coloured ladies kann man an Sonntagsabenden im höchsten Putz und Staat einhersteigen sehen. Welchen enormen Absatz müssen überhaupt die Crinolin-Fabriken durch die Befreiung der Schwarzen ge-

wonnen haben, denn welche von den Arbeiterinnen auf einer Plantage würde früher daran gedacht haben, eine Crinoline zu tragen — und welche trägt sie jetzt nicht!

Auch die Neger selber fangen an sich modern zu kleiden — aber es paßt ihnen doch nicht; die schwarzen Röcke sitzen ihnen nur oben auf den Schultern und hängen ihnen wie über einen Kleiderstock herunter. Die Hosen sind regelmäßig zu lang — was vielleicht es erlaubende Mittel anzeigen soll, und die weißen Hemdkragen und Cravatten können sich nicht mit einander vertragen. Die aber, die sich um ein Amt bewerben, müssen sich auch der Tracht der Weißen anschließen, und natürlich sehen sie jetzt genau so aus, als ob man bei uns einen Bauer in Balltoilette gesteckt hätte. Tausende von solchen schwarzen Müßiggängern treiben sich aber in der Stadt herum und können sich nur dadurch erhalten, daß sie den Wohlthätigkeitssinn ihrer reicheren Stammesgenossen ausbeuten. Der Neger ist in der That gegen Leute seiner Farbe mildthätig und wird nicht leicht einen Hülfsbedürftigen im Stiche lassen.

Handwerker findet man sehr häufig unter den Schwarzen, besonders Schmiede und Schreiner, obgleich sie sich sonst eigentlich mehr dem Kellner- und Barbierberuf zuneigen. Sonderbarer Weise aber habe ich wenigstens noch nie einen schwarzen Kaufmann oder Krämer gefunden. Der Handel scheint noch ihre schwache Seite zu sein, in die sie sich vielleicht erst später einmal hineinarbeiten.

Deutsche giebt es in Masse in New-Orleans, mehr als ich selber geglaubt. Die angesehensten Firmen der Stadt gehören den Deutschen an: die Schilder von deutschen Handwerkern und Kleiderläden sieht man aller Orten und Enden, und deutsche Bierhäuser finden sich in jeder Straße. Wenn sie aber sonst auch vielleicht deutsch geblieben sind, so haben sich die deutschen Handwerker doch ganz vortrefflich in die amerikanischen Preise hineingefunden. Man hatte mir auf dem Dampfer, mit dem ich nach New-Orleans kam, meine Kugeltasche aus meiner Koje gestohlen, und ich mußte die Sachen hier wieder ersetzen. Ein biederer deutscher Schlosser rechnete mir dabei für eine alte Kugelform, die er nur ein wenig ausbohrte, 1½ Dollar, für einen Schraubenzieher 2½, für

einen Krätzer 1½, für eine Blende, ein gebogenes Stückchen Eisenblech, 20 Gr., und für das Reinmachen und Ausschmergeln der beiden Läufe 2½ Dollar.

Dazu kommt noch, daß die Geldverhältnisse von New-Orleans die schlechtesten in den ganzen Vereinigten Staaten sind, denn der Magistrat hat sich veranlaßt gesehen, Banknoten der City of New-Orleans zu drucken, die nur noch in einzelnen, wie Zwei- und Drei-Dollar-Scheinen ihren vollen Werth haben, in Fünf- oder Zehn-Dollar-Noten aber schon gar nicht mehr, oder doch nur mit einem enormen Procentsatz angenommen werden, der sich, ehe ich fortging, bis zu 20 pro Cent auf eine Zwanzig-Dollar-Note steigerte. Die Stadt bezahlt aber trotzdem alle von ihr Angestellten nur in diesen Noten, und eine freilich vom Militär überwachte Massenversammlung wurde neulich abgehalten, um den Magistrat zu zwingen, dieses Geld, das den Verkehr mehr stört als fördert, zurück zu ziehen. Das wird aber sehr schwer durchzusetzen sein, denn die „Väter der Stadt" genießen durch diese Manipulation bedeutende Vortheile, und weshalb sollten sie nicht stehlen, wo es alle Welt thut!

Ueberhaupt sind die Preise in den Vereinigten Staaten für Alles — die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, wie Fleisch, Mehl und Kartoffeln vielleicht ausgenommen, rasend gestiegen und Luxusgegenstände kann man fast gar nicht mehr bezahlen. Die Eingangssteuern haben aber auch eine riesige Höhe erreicht, und denen entsprechend schlagen die Kaufleute ihre Preise auch auf sämmtliche im Land selber gezogene Waaren.

Besonders schwer sind übrigens Getränke und vor Allem Cigarren besteuert, so daß eine nur einigermaßen rauchbare Cigarre wenigstens 140 Thaler das Tausend kostet, während man die Flasche des nichtswürdigsten Whisky mit einem Dollar und einen ganz gewöhnlichen Pfälzer Wein mit zwei Dollars bezahlt. Nur der ganz ordinäre französische Wein ist ziemlich billig.

Rechtes Leben herrschte aber noch nicht in New-Orleans, denn das gelbe Fieber hatte gerade in diesem Jahre einen sehr bösartigen Charakter angenommen und schmerzlich in viele — nur zu viele Familien eingegriffen. Man war auch darauf gar nicht vorbereitet gewesen, da man seit dem Kriege

wenig mehr davon gespürt. Möglich, daß die damals von General Buttler befohlene und gründlich ausgeführte Reinigung der Stadt wie die Anlage neuer Kanäle viel dazu beitrug, der Epidemie ihre größte Schärfe zu nehmen. Hatte sie sich aber seitdem so milde gezeigt, daß man sie kaum mehr fürchtete, so wies sie diesmal um so schärfer die Zähne und dauerte auch unverhältnißmäßig lange, bis in den Monat November hinein. Dann nahm sie ab; vom 10. bis zum 20. November hörte man wenig von Kranken, und die Sterbefälle hatten ihre normale Zahl angenommen, bis plötzlich zu dieser Zeit — etwa am 22. — die Cholera auf dem Platz erschien und das gelbe Fieber ablöste. Sonderbarer Weise hatten von dem letzteren die Farbigen wenig oder gar nicht gelitten, aber dafür sollten sie jetzt ihre Schuld bezahlen, und in der That räumte auch die böse Krankheit arg unter ihnen auf.

New-Orleans ist ein ungesundes und gefährliches Nest, und wenn es auch eine reizende Vegetation umgiebt, so möchte ich dort doch wahrlich meinen Wohnsitz nicht haben. Uebrigens sind die verschiedenen Krankheiten in diesem Jahre überall viel heftiger als sonst aufgetreten, und man schreibt das wohl mit Recht der ganz außergewöhnlich trockenen und dürren Jahreszeit zu. Seit dem Jahre 1854 hat der Mississippi nicht so kleines Wasser gezeigt, als in diesem Herbst. Im Westen sind alle Bergbäche versiegt, an vielen Stellen geben selbst die Brunnen kein Wasser mehr, und wo man Cisternen angelegt, sind dieselben erschöpft. Das aber hat auch alle die Mississippi- wie anderen westlichen Sümpfe vollkommen austrocknen lassen; selbst die Alligatoren haben sich an vielen Orten in den „Vater der Wasser", den Mississippi, zurückziehen müssen, um ihre gehörige Feuchtigkeit zu finden, und die Ausdünstungen dieser Millionen von Aeckern, aus denen das darauf stehende Wasser nach und nach verdunstete, macht es erklärlich, daß selbst in den westlichen Wäldern das kalte Fieber mit ungewohnter Heftigkeit auftrat und fast keine einzige Hütte verschonte.

Uebrigens scheint sich doch das gelbe Fieber mit jedem Jahre mehr auch selbst im innern Lande festzusetzen; denn wer hätte zum Beispiel früher je daran gedacht, daß es selbst

nur bis Vicksburg den Mississippi hinaufgehen könne, und dieses Jahr hat es nicht allein sogar Memphis in Tennessee erreicht, sondern ist auch in Louisiana in das innere Land hineingedrungen und an manchen Stellen wirklich bösartig aufgetreten.

Es wird immer hübscher auf der Welt. Wer hat früher etwas von gelbem Fieber oder Cholera, von Kartoffel- und Traubenkrankheit, von Trichinen und anderen Ungethümen gewußt, und es scheint ordentlich, als ob die Natur, erzürnt darüber, daß der Mensch in so viele ihrer Geheimnisse eindringe, dem Geschlecht immer neue Schwierigkeiten entgegenwerfe, um seine Kraft daran zu versuchen. Wenn das übrigens so fortgeht, muß es in hundert Jahren kaum mehr zum Aushalten auf der Erde sein!

Während ich in New-Orleans war, lag die „Bavaria" unten am Werft: der erste deutsche Dampfer, der eine neue Verbindung zwischen Deutschland (Hamburg) und dieser südlichen Stadt der Union eröffnete. Selbst die Amerikaner freuten sich über das schöne Fahrzeug, das zugleich einen neuen, raschen Handelsweg zwischen Louisiana und Europa sichert, während es eine Vermittelung des Nordens unnöthig macht. Kurz vor Abfahrt der „Bavaria", von deren Capitain wie Officieren ich auf das Freundlichste aufgenommen wurde, verbrachten wir noch einen vergnügten Abend an Bord derselben, zu dem auch die Vertreter der amerikanischen und deutschen Presse in New-Orleans, wie viele Kaufleute der Stadt eingeladen waren.

Allerdings blieb die „Bavaria" beim Auslaufen einige Tage auf der Barre des Mississippi, einer häßlichen Stelle für den Seeverkehr, sitzen, denn sie hatte nur 18 Fuß im Fahrwasser, und die „Bavaria" zog am Stern etwas über 19. Aber sie kam doch wieder flott, und da man nun einmal in jeder Sache Lehrgeld zahlen muß, so werden die Rheder wohl jetzt finden, daß es später vortheilhafter sein wird, die Schiffe hier mit voller Fracht und nur den nothwendigsten Kohlen zu versehen, um diese später in Westkey oder Havanna einzunehmen, wo ihnen der Tiefgang nicht mehr schaden kann.

Dampf! Es geht jetzt Alles mit Dampf, und gerade der

Mississippi zeigt das am deutlichsten. Wo sind jene eigenthümlichen Kästen, die Flatboote, auch Archen genannt, geblieben, die sonst an der Landung von New-Orleans eine so beträchtliche Strecke einnahmen? Der Dampf auf Booten und Schienenwegen hat sie verdrängt; man sieht, besonders bei niedrigem Wasser, kein einziges mehr auf dem ganzen Strom. Und doch erinnere ich mich noch recht gut der Zeit, wo ich vom Bord eines Mississippi-Dampfers aus zwanzig und mehr zugleich in Sicht gezählt habe, während an den Zwischenstädten wie Natchez, Vicksburg und besonders New-Orleans oft hunderte in einer Reihe lagen.

Jetzt regiert der Dampf die Welt. Etwas mehr oder weniger Fracht macht keinen Unterschied mehr — nur rasch müssen die Güter befördert werden, und diesen Anforderungen konnten die Flatboote, die nur langsam mit der Strömung herabkamen und oft Tage lang wegen widrigen Windes beilegen mußten, natürlich nicht genügen.

Ade denn, New-Orleans, mit Deinen sonnigen, fruchtbedeckten Gärten, Deinen Reihen stattlicher Schiffe und Dampfer, Deinen prachtvollen Straßen und Läden und dem ganzen Streben und Leben der Bevölkerung! — Ade aber auch Du großes, herrliches und doch an manchen Stätten noch blutendes Land — ade, denn wohl kaum wird mein Fuß Dich wieder betreten.

Und fast schmerzt es mich, daß ich von Dir scheiden muß, denn ich habe Dir immer meine volle Liebe im Herzen getragen, und werde Dich wahrlich nie vergessen.

Die Vereinigten Staaten sind in der That eins der schönsten Länder der Erde, und von der Natur wie dazu bestimmt, die Heimath eines großen und mächtigen Volkes zu werden. Eine lange im Herzen getragene Sehnsucht, die nicht allein den alten Freunden, sondern fast eben so viel den herrlichen Wäldern und Strömen galt, zog mich auch nach langer, langer Trennung — dem Zeitraum eines Menschenalters — dahin zurück, und ich bereue wahrlich nicht, das schöne Land noch einmal besucht und gesehen zu haben. —

Und hat es dem Bilde entsprochen, das ich mir daheim aus der Erinnerung zusammengestellt? — Ja und nein.

Will ich aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß ich in Deutschland geglaubt, die Spuren des amerikanischen Bürgerkrieges würden sich unter diesem thatkräftigen Volke jetzt, nach vier Jahren, so vollständig verwischt haben, um auch kaum ein Zeichen der furchtbaren und gewaltsamen Umwälzung zurück zu lassen. So lange ich im Norden reiste, fand ich diese Meinung auch nirgends widerlegt; ja überall verrieth zunehmender Wohlstand und das rasende Wachsthum der verschiedenen Städte den Reichthum und die enormen Hülfsmittel dieser mächtigen Republik. Prachtvolle Neubauten überraschten mich, wohin ich kam, riesige Unternehmungen, wie die Pacific-Eisenbahnen, der Tunnel des Michigan-Sees bei Chicago, die Brücke von Cincinnati, zeugten von dem ungebrochenen Unternehmungsgeist des Volkes, und neue Pläne tauchten überall empor.

Anders — weit anders wurde das jedoch, als ich den Süden betrat, und zwar plötzlich und mit Einem Schlage schieden sich die Verhältnisse so zu Ungunsten des letzteren, daß man es kaum mehr für ein einziges Land hätte halten sollen.

Missouri, früher auch ein Sclavenstaat, konnte kaum zum Süden gezählt werden, sein Klima drängte es auch schon früher meist dem Norden zu, und dadurch, daß es von den nördlichen Heeren gleich anfangs besetzt und von jeder Feindseligkeit abgehalten wurde, entging es dem traurigen Schicksal der Schwesterstaaten. Dagegen stellte sich schon der Unterschied in Tennessee und Arkansas auf das Entschiedenste heraus. Die Neger wurden durch Freemans-Bureaux gewaltsam beschützt, Soldatentrupps lagen überall; in Tennessee besonders traf ich an vielen Stellen aufgeschlagene Zeltlager, die Pferde daneben angebunden, als ob sie zu augenblicklichem Dienst bereit gehalten würden, und dazu einen aufrührerischen, trotzigen Geist in der Bevölkerung, der sich gar nicht so selten in höhnischen Spottliedern aus der Kriegszeit, und gegen die verhaßten „Yankees" gerichtet, Luft machte.

Und was that die Regierung, um diesen Geist zu beschwichtigen und eine Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Bruderländern herbei zu führen? Sie drückte besonders den Süden, der schon an der Concurrenz anderer Welttheile

fühlbar zu leiden hatte, mit der ungerechtesten aller Taxen — der auf ein Rohproduct, die Baumwolle — und warf ihn außerdem durch das den Negern bewilligte und bedingungslose Stimmrecht unter die Majorität der verachtetsten aller Racen hinab.

Ich selber würde nichts gegen das Stimmrecht der Neger einzuwenden haben, die, wenn sie einmal Bürger der Vereinigten Staaten werden sollen, auch in ihre Rechte eintreten müssen, aber vollkommen ungerecht ist es, dem in völliger Unwissenheit aufgezogenen Volke so ganz plötzlich mehr Rechte zuzugestehen, als sie selbst dem freien und gebildeten Einwanderer bewilligt werden. Von diesem verlangt man, daß er fünf Jahre im Lande sei, ehe er Bürger werden und sich an den Wahlen betheiligen kann, dem Plantagen-Neger, der bis jetzt wie ein Zugstier aufgewachsen, wirft man es in den Schooß, und reizt dabei nicht allein die Südländer zum äußersten noch möglichen Widerstand, sondern beleidigt und verletzt damit auch den freien Einwanderer auf das Gröblichste.

Den jetzigen Gesetzen nach sieht sich der Neger plötzlich weit höher und begünstigter gestellt, als alle Einwanderer, ja selbst hier im Lande erzogene, nur nicht geborene Fremde; denn er als Landeskind kann zum Präsidenten gewählt werden, was bei nicht hier geborenen Fremden, der Constitution nach, unmöglich ist.

Das Stimmrecht mußte nun einmal in späterer Zeit dem Neger werden; aber konnte das nicht auf vernünftige und gemäßigte Weise geschehen, so daß die Schwarzen einem Census unterworfen wurden, der zugleich eine geistige Befähigung wie ein gewisses Vermögen zur unerläßlichen Bedingung des Stimmens machte? Man hätte dadurch einen doppelten Erfolg erzielt, und zwar erstens erreicht, daß nur Leute zur Wahlurne treten konnten, die wirklich begriffen, welches Recht, welche Pflicht sie damit ausübten, und dann auch den Neger auf eine verständige und kluge Weise gezwungen, nach einer unabhängigen oder doch sorgenfreien Stellung zu streben — also zu arbeiten.

Was ist jetzt der Erfolg dieser gewaltsamen Maßregel? Die Neger werden durch ehrgeizige oder noch mehr gewinn-

süchtige Agenten und Stellenjäger zur Wahlurne getrieben und betrachten den Act des Stimmens nicht etwa als ein ehrenvolles Zugeständniß ihrer Menschenrechte, nein, nur als eine trotzige Demonstration gegen die Weißen. Sie brauchten sich das aber nicht selber zu erwerben, sondern es wurde ihnen geschenkt; die Freedmens-Bureaux unterstützen dabei ihre alten Leute und Waisen, und jetzt bleibt ihnen völlig Raum, um in den Städten auf der faulen Haut und vor den Schenklocalen herumzuliegen und dem lieben Gott den Tag abzustehlen. Sorge um die Zukunft haben sie nie gelernt, ja wissen nicht einmal was es ist, denn früher waren ihre Herren verpflichtet, die für sie zu übernehmen; sollen sie jetzt damit anfangen, wo ihnen nicht das geringste Ziel im Leben gesteckt ist, als eben nur das, ihren Magen zu füllen? Sie denken gar nicht daran, und die Folge davon ist, daß Viele, wenn sie wirklich in Noth gerathen, den Diebstahl der Arbeit vorziehen und Vagabunden werden. Man kann ihnen das auch kaum übel nehmen, denn sie haben nie den Begriff von Eigenthum gekannt; nicht einmal sie selber gehörten sich an, weder ihre Frauen noch Kinder, und während man einen Preis darauf setzen konnte, sie den Werth desselben schätzen zu lernen, versäumte man — absichtlich oder gedankenlos — diese Gelegenheit und nahm ihnen damit mehr, als man ihnen gab: jedes höhere Streben, wirkliche Menschen zu werden.

Und kann man es dem Neger verdenken, wenn er stiehlt? — So dumm ist er nicht, daß er nicht sehen sollte, was um ihn her vorgeht, und wo ihm die Weißen mit einem so guten Beispiel vorangehen, kann man es ihm kaum verargen, wenn er dem folgt.

So groß aber auch der Unterschied sein mag, der zwischen dem Norden und Süden herrscht, so weit es den Fortschritt in den letzten Jahren betrifft, so gleich sind sich beide Hälften in Hinsicht der jetzigen Geschäfte, die gleich viel im Norden wie im Süden daniederliegen. Die Läden in der Stadt stehen fast leer; die zahlreichen, an der ganzen Levée hin zerstreuten Baumwollenpressen arbeiten nicht, mit Ausnahme von einigen wenigen; selbst die Schleppdampfer klagen darüber, daß sie keine Beschäftigung haben, und nur die Bierhäuser

und Schenkstände floriren, denn solche sind in den schlechtesten Zeiten auch am allerstärksten besucht.

Wer kann sagen, wie lange dieser Zustand dauern wird? Für jetzt scheint aber wenig Aussicht für eine Aenderung vorhanden, und besonders sollten es sich junge Kaufleute, ehe sie hierher auswandern, zweimal überlegen, da es gegenwärtig besonders schwer für sie ist, eine Stellung zu erlangen. Aber die Neger floriren, und es ist wirklich komisch, die Würde zu betrachten, mit der besonders alte dicke Negerweiber in den Straßen umherrauschen und einander mit der größten Hochachtung behandeln. Man hört jetzt wirklich nur die gewähltesten Reden: „Gentlemen, Ladies, Miß Lucy, wie befinden Sie sich, wie geht es Ihnen, Mister Jefferson?" In die gesellschaftliche Gleichberechtigung sind sie ebenfalls aufgenommen oder haben sich doch hineingedrängt, wo es nicht gut vermieden werden konnte. Der zerlumpteste, widrigste Neger, mit einer Ausdünstung, die eine Nachbarschaft verpesten könnte, sitzt für seine 5 Cents in den Streetcars (oder Pferde-Eisenbahnen der Stadt) neben der geputztesten und feinsten Dame, und selbst zu Zeitungsjungen, unter denen sie früher nie geduldet wurden, hat sich die Jugend aufgeschwungen. Im Ganzen weicht man ihnen aber doch aus. Auf den Eisenbahnen kommen sie nach stillschweigendem Uebereinkommen in den ersten Wagen; in den Kajüten der Dampfboote werden sie, trotz ihres Stimmrechts, nicht geduldet, und selbst die weißen Feuerleute und Deckhands an Bord der Mississippi-Dampfer sichern sich zu Mittag ihren eigenen Baumwollenballen, an dem sie ihre Mahlzeit halten.

Im Ganzen muß man übrigens den Negern nachsagen, daß sie sich den Weißen gegenüber noch in einer sehr bescheidenen Stellung halten. Es giebt allerdings Ausnahmen; so wollten sich auf einem Dampfboot ein paar Coloured Ladies den Zutritt in die Cajüte erzwingen und wurden, als sie der Capitain zurückwies, klagbar, jedoch abgewiesen, da der Richter entschied, daß es einem jeden Bürger freistehe, einem andern den Zutritt in sein Haus oder sein Boot zu verweigern. Das Nämliche geschah in New-Orleans in einem Kaffeehause. Das sind

aber doch nur einzelne Fälle, und die Neger haben fast überall ihre eigenen Locale, die sie besuchen.

Die südlichen Staaten stehen jetzt noch unter militärischer Besatzung, die man sich aber nicht wie bei uns in Europa denken darf, wo das Land bei solchen Gelegenheiten mit Militär überschwemmt wird (was man Strafbaiern nennt). Nur hier und da liegen kleine Trupps in den verschiedenen Stationen oder auch unter Zelten, und jede unnöthige Demonstration ist dabei absichtlich vermieden. Wozu dient auch eine solche? Das Volk weiß doch, daß Onkel Sam die Macht hat und es ihm wenig helfen würde, sich seinen Befehlen zu widersetzen. An einen neuen Krieg denkt aber der Süden nicht, denn er fühlt gut genug seine Kraft vollständig gebrochen, seine Mittel erschöpft und das Hoffnungslose eines solchen Unternehmens. Er hofft allerdings, daß die Zeit der Rache kommen werde, denn er beugt seinen Nacken jetzt nur gezwungen der Gewalt, aber er glaubt selber den Zeitpunkt nicht so nahe.

Zum Schluß möchte ich übrigens noch eine Idee widerlegen, die ich oft und oft habe in Deutschland aussprechen hören, und die doch so irrig als nur irgend möglich ist.

Es giebt nämlich Leute, die da behaupten wollen, daß, der ungeheuern Auswanderung von Deutschland zufolge, das deutsche Element in Amerika schon jetzt ein Uebergewicht erlangt habe oder mit der Zeit vollständig erreichen müsse und werde. Das ist reine Phantasie.

Es ist wahr, der Deutsche in Amerika ist jetzt mehr geachtet, als es früher geschah, und verschiedene mächtige Factoren haben gemeinschaftlich dahin gewirkt. Zuerst trieb das Jahr 1848 eine Menge von intelligenten Kräften nach Amerika hinüber, und was uns daheim entzogen wurde, kam diesem Land zu Gute; dann bewiesen die Deutschen ebenso im letzten amerikanischen Krieg, daß sie treu zur Union hielten, und deutsches Blut düngte, neben dem amerikanischen, den Boden. Dann aber auch hat die Bismarck'sche Politik und die Tapferkeit der preußischen Truppen nicht wenig dazu beigetragen, die Achtung gegen die Deutschen zu erhöhen — nein, eigentlich erst zu schaffen. Es ist ja eine alte Geschichte, daß ein Volk nur dann auf Achtung Anspruch machen kann, wenn es nicht

allein die Macht zeigt, die in ihm ruht, sondern sie auch zu gebrauchen weiß. Seit dieser Zeit beginnen die amerikanischen Zeitungen von Deutschland Notiz zu nehmen, und wo sie früher nur über den lächerlich gewordenen „Bund" spotteten, fangen sie an einzusehen, daß Deutschland eine Stimme, und zwar nicht die unbedeutendste, im europäischen Concert besitzt, und dabei vollkommen aufgehört hat, nach der französischen Pfeife zu tanzen.

Das Alles aber ist noch weit entfernt, den Deutschen zu einem Uebergewicht in Amerika zu verhelfen, und ein Blick nur in das Land — wenn wir eben sehen wollen — belehrt uns rasch eines Andern.

Ja in Südamerika, unter der entnervten spanischen und besonders portugiesischen Bevölkerung, könnte eine so massenhafte deutsche Einwanderung, wie sie sich nach Nordamerika gezogen hat, einen bemerkbaren Einfluß ausüben und sogar segensreich auf Deutschland zurückwirken, wenn nämlich deutsche Regierungen erst einmal von der kleinlichen Ansicht zurückkommen, daß sie jede Auswanderung als eine persönliche Beleidigung betrachten und sich von den Auswanderern vollständig lossagen, ja sie förmlich dazu zwingen, ihr altes Vaterland abzuschwören und Bürger des fremden Landes zu werden. Zwischen der romanischen Race bleibt der Deutsche deutsch, und in Brasilien hangen sogar die Enkel der eingewanderten Deutschen noch an ihrer Muttersprache. Selbst der deutsche Bauer fühlt sich dem dortigen Eingeborenen nicht allein an Arbeitskraft, nein, auch an Intelligenz überlegen, und von dorther braucht auch Deutschland selber auf Jahrhunderte hinaus keine Concurrenz zu fürchten.

Anders, weit anders ist dies in Nordamerika.

Eigentlich sind es, so wunderlich dies klingen mag, und besonders in allen Städten die Straßenjungen, die das deutsche oder überhaupt jedes fremde Element gleich im Keim ersticken, denn sie dulden keine andere Sprache als die amerikanische. Mögen die Eltern mit ihren Kindern daheim so viel Deutsch reden, als sie wollen, sobald diese außer dem Hause in dieser Sprache mit einander verkehren wollen, werden sie verhöhnt und ausgelacht, und die natürliche Folge davon ist, daß sie

sich des Deutschen enthalten und dabei alles Mögliche versuchen, um als wirkliche Amerikaner zu erscheinen. Das gelingt den Kindern auch bald, und der dort geborene Knabe geht vollständig und ohne Rettung in dem amerikanischen Leben auf. Selbst viele, nur zu viele der Eltern versuchen ja das Nämliche, allerdings nicht mit eben dem Erfolg, und wir können jetzt nur die Hoffnung hegen, daß sie mit den veränderten politischen Verhältnissen daheim auch aufhören werden sich ihres alten Vaterlandes zu schämen, wie es früher nur zu häufig, und leider nicht immer ganz ohne Grund der Fall war.

Das ist aber auch das Aeußerste, was wir erwarten dürfen. Von ihrem eigenen Vaterland werden sie als Fremde, Ausgetretene betrachtet, und man kann deshalb kaum von ihnen verlangen, daß sie noch eine besondere Anhänglichkeit an die dortigen Regierungen sich bewahrt haben sollten. Wenn sie sich noch als Deutsche betrachten, so ist das nur in einer Erinnerung an das Heimathland — nicht an die dortigen Verhältnisse. Im politischen Sinne haben sie aufgehört Deutsche zu sein, und die Kräfte, die ein Segen und Nutzen für daheim geworden wären, wenn man sie in vielen Fällen nicht fast mit Gewalt hinausgejagt hätte, verwenden sie jetzt darauf, um ihr neues Vaterland heben und groß machen zu helfen. Sie denken aber dabei nicht einmal an eine Suprematie, die auch nur in der That in den Köpfen einiger Phantasten besteht.

Wir sollten deshalb auch diese riesige Auswanderung nach Nordamerika nicht etwa mit gleichgültigen Blicken in Deutschland ansehen, denn davon ganz abgesehen, daß sie Deutschland die tüchtigsten Kräfte entzieht, machen gerade wir Deutschen nicht allein Amerika mit jedem Jahre mächtiger, sondern erschaffen uns auch für daheim mit den Jahren eine so bedeutende Concurrenz.

Der Amerikaner selber wird, was seinen Unternehmungsgeist betrifft, von keinem Volk der Welt übertroffen, ja nur annähernd erreicht. Die Hülfsquellen des Landes und sein Reichthum sind unerschöpflich, und nur das Einzige, was ihm in seinem unaufhörlichen Streben fehlte, war eben der stete,

geduldige Fleiß, den der Deutsche in so hohem Grade besitzt. Eine bessere Bevölkerung für Ackerbau und Handwerk konnte er sich nicht wünschen; die Ausfüllung dieses Bedürfnisses ließ ihm zu allem Uebrigen freie Hand, und was er, mit geistiger deutscher Kraft außerdem vereint, zu leisten im Stande ist, das hat er schon in tausendfacher Weise gezeigt, und zeigt es noch bis auf den heutigen Tag. Die Folgen davon können aber nicht ausbleiben, und die Zeit wird kommen, wo die deutsche Industrie den amerikanischen Markt vollständig verliert, weil gerade deutscher Fleiß dort ein völlig freies und unbeschränktes Feld für seine Thätigkeit fand und seine Kräfte da entwickeln konnte. Eine wirkliche Suprematie wird der Deutsche aber in Amerika nun und nimmer erlangen und strebt auch, wie gesagt, gar nicht danach.

Doch meine Zeit ist um — da drunten im Strom liegt das kleine Fahrzeug, das mich hinüber nach dem, zu so trauriger Berühmtheit gelangten Meriko bringen soll, und in wenigen Tagen schaukle ich draußen auf dem blauen herrlichen Golf einer neuen, mir noch vollständig fremden Welt entgegen.

Anhang.

Ich glaube im Interesse des Lesers zu handeln, wenn ich ihm einen kurzen, der New-Yorker Handelszeitung entnommenen Bericht über das wichtigste und bedeutendste Unternehmen der Jetztzeit gebe: die amerikanische Eisenbahn, welche in kurzer Zeit den Atlantischen mit dem Stillen Ocean in einer Entfernung von über 3000 Meilen verbinden wird. Er gewinnt dabei einen Ueberblick über den ganzen riesigen Bau.

Eisenbahn-Verbindung mit dem Stillen Ocean.

Hergestellt durch die Central-Pacific-Eisenbahn.

Die große nationale Pacific-Eisenbahn, mit Beihülfe und unter Aufsicht der Vereinigten Staaten-Regierung über die ganze Breite des Nordamerikanischen Continents gebaut, wird einen der wichtigsten Factoren des Welthandels und Weltverkehrs

bilden. Ihr westlicher Endpunkt ist San Francisco, der geräumigste Hafen an den nördlichen Küsten des Stillen Oceans, und ihre östlichen Zweige schließen sich in Chicago und St. Louis an das Eisenbahn-Netz der atlantischen Staaten an. Die gemäßigte Zone durchschneidend, verfolgt sie gleichen Weg mit dem Strom der Auswanderung nach dem Westen und muß den ungeheuern Verkehr, der zwischen dem Westen Europas und Asien stattfindet, vermitteln. Eine dichte und productive Bevölkerung befindet sich an dem einen Endpunkt in dem Thal des Mississippi, eine wunderbar energische Küsten-Bevölkerung an dem andern Endpunkt, und dazwischen liegen des Landes reiche Minen-Districte. Die Zahl der Ansiedler westlich vom Mississippi hat seit dem Jahre 1800, ohne die Beihülfe einer Eisenbahn, um jährlich 25 Procent zugenommen und es ist zu erwarten, daß von jetzt ab die Zunahme bei Weitem größere Proportionen annehmen werde. Das westliche Missouri hat über eine halbe Million Quadratmeilen werthvoller Mineral- und Ackerländereien, bei einer Bevölkerung von weniger als einer Million. Californien allein hat hunderttausend Quadratmeilen, vorzüglich geeignet für Ansiedelung, und kann bei höchst gesundem Klima und dem fruchtbarsten Boden mit Leichtigkeit eine zehn Millionen starke Bevölkerung ernähren. Zwei Drittel dieser Bevölkerung westlich von Missouri genießen jetzt die Segnungen dieser Eisenbahn-Linie, und es ist wahrscheinlich, daß von Weltmeer zu Weltmeer eine Kette großer Städte entstehen wird.

Die Nothwendigkeit einer Eisenbahn-Verbindung mit dem Stillen Meer hat sich fühlbar gemacht, sobald nur die Goldentdeckungen Schaaren thätiger Männer nach dem Westen zogen. Die Ausbeute von Edelmetall hat von Jahr zu Jahr zugenommen; die besten Aussichten für noch weitere Ausdehnung derselben sind vorhanden, sobald Verkehrserleichterungen der Minen-Industrie einen festeren Halt gewähren und dieselbe nutzbringender machen. Bis jetzt konnten nur die reichsten Adern mit Nutzen bearbeitet werden, da der Transport von Lebensmitteln und der Maschinen, die zur Ausscheidung der Erze nothwendig, höchst kostspielig war. Von nun an aber werden viele Minen mit Nutzen bearbeitet werden können,

während der Bedarf asiatischer Märkte für Edelmetall ein nicht zu sättigender ist.

Der Vereinigten Staaten-Commissar für Minen-Statistiken veröffentlicht folgende Schätzung über den in den westlichen Staaten und Territoiren gewonnenen Ertrag von Edelmetallen:

1861 . . .	43,391,000	Dollars.
1862 . . .	49,370,000	"
1863 . . .	52,500,000	"
1864 . . .	63,450,000	"
1865 . . .	70,000,000	"
1866 . . .	100,000,000	"

Während des vergangenen Jahres vertheilte sich die Production annähernd wie folgt:

California . . .	25,000,000	Dollars.
Oregon	8,000,000	"
Montana . . .	18,000,000	"
Idaho	17,000,000	"
Nevada	16,000,000	"
Colorado . . .	17,000,000	"

Entwickelung des National-Reichthums und Ordnung der socialen Zustände.

Edle Metalle sind aber nicht die einzigen Producte des Westens; die ausgedehnten Felder, zahlreichen Heerden, Weinberge und Gärten Californiens liefern reiche Erträge. Außer werthvollen Ladungen Wein, Wolle, Häute ꝛc. wurden nach New-York und Großbritannien, als der Ueberschluß letztjähriger Ernte, von San Francisco Brodstoffe verschifft und zwar: vom 1. Juli bis 27. April: 4,336,387 Pfund Weizen, 225,220 Pf. Weizenmehl im Werth von über 8,000,000 Dollars Gold; man nahm an, daß noch für weitere 2,000,000 Dollars zur Verschiffung bereit lag.

Diese schon jetzt sich herausstellenden befriedigenden Resultate, verbunden mit der Aussicht auf einen beträchtlichen Handelsverkehr zwischen San Francisco, China, Japan, dem Ostindischen Archipel, Britisch-Columbia, den Sandwichs-Inseln und

den Häfen von Central- und Süd-Amerika, sowie des neu acquirirten Russisch-Amerika, haben den bereits bestehenden Wunsch nach einer sichern, schnellen und kurzen Verkehrslinie nach dem Stillen Ocean noch verschärft. Die beste Route zwischen London und Hong-Kong wird dann über den Continent Amerikas gehen, wodurch die Gefahren des Rothen Meeres oder die langwierige Reise über die südlichen Meere vermieden wird. Die amerikanische Nation ist offenbar nicht fähig, ihre Reisenden, Posten, Frachtgüter und Truppen über einen in der Tropenregion liegenden, unter fremder Autorität stehenden Isthmus oder auf einem Umweg von 15,000 Meilen um das Cap Horn herum ihren Weg nehmen zu lassen, wenn ein guter, kurzer und bequemer Weg durch ihr eigenes Land führt. Die große materielle Entwickelung, welche der Bau einer Bahn nach der Küste des Stillen Meeres hervorrufen muß, daher gar nicht in Betracht ziehend, forderte die Nation deren Bau, da durch denselben das Band der Union zwischen den weit von einander entfernten Häfen noch mehr befestigt, das Einheitsgefühl der Nation gekräftigt und die Regierung in den Stand gesetzt wird, Ruhe und Frieden im ganzen Gebiet des Westens aufrecht zu erhalten. Die Beihülfe der Regierung wurde daher mit vollem Recht nachgesucht, um ein so gigantisches Unternehmen den zu diesem Zweck zu bildenden Privat-Compagnien möglich zu machen.

Den ersten praktischen Schritt zum Bau einer Bahn quer über den Continent that Oberst Benton, als er im Februar 1848 im Vereinigten Staaten-Senate einen Gesetz-Entwurf einbrachte, durch welchen Lage und Bau einer centralen nationalen Bahn vom Mississippi-Strom bis an den Stillen Ocean bestimmt — so weit als thunlich ein eiserner Schienenweg — und der größte Theil des Erlöses aus dem Verkauf öffentlicher Ländereien zur Bestreitung der Kosten angewiesen wurde. Damals gab es westlich vom Mississippi noch keine Eisenbahnen — keine hatte thatsächlich den Vater der Ströme vom Osten her erreicht — und die Erie-Eisenbahn war noch nicht vollendet. Im Jahre 1850 bildete sich unter der Aegide des Staates Missouri eine Compagnie, welche den Bau einer Bahn von St. Louis längs des westlichen Ufers des Missouri nach der

westlichen Grenze des Staates beabsichtigte. Bei Ausbruch des Krieges (1860) hielt man mit dem begonnenen Bau bei Sedalia, etwa 65 Meilen von Kansas Grenze, inne; inzwischen hatte eine unternehmendere Compagnie östlicher Capitalisten eine Bahn von Hannibal am Mississippi nach St. Joseph am Missouri beendet.

Nach Verlauf weniger Jahre unternahmen Bürger Chicagos, die Zukunft richtig beurtheilend, in der Absicht, den großen Verkehr mit den westlichen Staaten und Territorien an sich zu ziehen, den Bau einer Bahn durch den Staat Jowa, die in Omaha ihren Endpunkt hatte. Diese Bahn wurde im Februar 1867 vollendet und bildete damals die längste ununterbrochene Bahnlinie nach dem Westen.

In Folge der Entdeckung reicher Gold- und Silberminen in der seitdem berühmt gewordenen Washoe-Region an dem östlichen Abhang der Sierra-Nevada-Gebirge, in den Jahren 1859 und 1860, in Folge deren der Strom der Auswanderer und des Capitals von Californien seinen Weg dahin nahm, kamen einige unternehmende Kaufleute an der pacifischen Küste, welche voraussahen, daß ein ausgedehnter Handel zwischen San Francisco und dem Innern des Landes in's Leben gerufen werden würde, der sich eventuell über den ganzen Staat ausdehnen mußte, auf den Gedanken, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob es möglich sei, über die starren, schneebedeckten Bergesriesen eine Eisenbahn zu bauen. Nach zweijähriger Erforschung und zahlreichen Vermessungen bezeichnete man den Donner-See-Paß als den geeignetsten Punkt im Umkreis von Hunderten von Meilen, und im Juli 1861 wurde die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie von Californien unter den Gesetzen des Staats organisirt mit dem Privilegium, eine Bahn bis an dessen östliche Grenze zu bauen.

So lebhaft war der Wunsch nach einer ununterbrochenen Eisenbahn-Verbindung mit der Küste des Stillen Oceans, und so groß war deren industrielle, commerzielle und nationale Bedeutung, daß der Congreß im Juli 1862 durch das Pacific-Eisenbahn-Gesetz den Bau einer fortlaufenden Eisenbahn- und Telegraphen-Linie vom Ufer des Missouri bis nach San Francisco sanctionirte und, um die Ausführung dieses gigantischen Unter-

nehmens zu erleichtern, die Emission von Regierungs-Obligationen anordnete und zwar in einem Betrage, welcher in Proportion zu der Länge der Bahn und der dem Bau sich entgegenstellenden Terrainschwierigkeiten zusammen genommen beinahe der Hälfte der veranschlagten Baukosten gleichkam; außerdem machte der Congreß eine Landbewilligung von jeder zweiten, an der Bahnlinie gelegenen Section Regierungs-Ländereien.

Die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie wurde incorporirt und ihr das Privilegium verliehen, den westlichen Theil der Haupt-Stamm-Linie zu bauen und dafür die Unterstützung von Seiten der Regierung zu empfangen, während die Union-Pacific-Eisenbahn-Campagnie zu dem Zweck organisirt wurde, den Bau des östlichen Theiles der Bahn zu übernehmen. Zwei oder drei Zweigbahnen dieser östlichen Linie waren hierin inbegriffen, um verschiedene Plätze am Ufer des Missouri mit der Stammlinie in Verbindung zu bringen. Diese beiden Haupt-Compagnien wurden verpflichtet, den Bau ihrer Linien von entgegengesetzten Richtungen zu beginnen und so lange fortzuführen, bis sie zusammenträfen; dann aber sollten sie eine vollständige Verbindung herstellen.

Ganz speciell aber wurden bestimmt, daß eine jede dieser Compagnien das Recht habe, so lange den Bau fortzusetzen, bis sie die andere träfe, so daß, falls eine der Compagnien im Rückstande blieb, die andere das Privilegium genösse, das Werk zu vollenden. Section 10 des Congreßgesetzes vom 1. Juli 1862, durch welches die Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie gleichfalls autorisire wurde, ihre Bahn bis an den Stillen Ocean zu vollenden, falls sie die Bahn der Central-Pacific-Compagnie nicht anträfe, lautet wie folgt:

„Genannte Bahnen sollen einander treffen und sich miteinander verbinden und die ganze Bahn- und Telegraphen-Linie vollenden; die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie von Californien ist, nachdem sie die Bahn durch besagten Staat vollendet autorisirt, mit dem Bau besagter Bahn- und Telegraphen-Linie fortzufahren durch die Territorien der Vereinigten Staaten hindurch bis an die Ufer des Missouri, einschließlich der in diesem Gesetz specificirten Zweigbahnen

auf den angegebenen Routen unter den in diesem Gesetz bezüglich der Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie getroffenen Bestimmungen, bis die Verbindung hergestellt und die ganze Bahnstrecke nebst Zweigbahnen, sowie die Telegraphenlinie vollendet ist."

Später in einem Amendement vom 3. Juli 1866 wird bestimmt:

„Daß die Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie mit Genehmigung des Ministers des Innern hierdnrch autorisirt werde, ihre Bahn von Omaha im Territorium Nebraska in westlicher Richtung weiter zu bauen auf der besten und bequemsten Route und ohne auf den Anfangspunkt auf dem hundertsten Grade westlicher Länge, wie gegenwärtig gesetzlich bestimmt, Rücksicht zu nehmen, in ununterbrochener Linie, bis sie die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie von Californien trifft und sich mit ihr verbindet; ferner empfängt die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie mit Genehmigung des Ministers des Innern Autorisation, ihre Bahn in östlicher Richtung so lange ununterbrochen weiter zu bauen, bis sie die Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie antrifft und sich mit ihr verbindet; bestimmt wird ferner: daß jede der obgenannten Compagnien das Recht habe, falls es die Natur der zu überwältigenden Terrainschwierigkeiten, wie tiefe Einschnitte und Tunnels, mit Bezug auf den raschen Bau der Pacific-Eisenbahn erfordert, eine Strecke von nicht über 300 Meilen ihrer fortlaufenden completten Linie in Voraus zu vollenden."

Nicht wenig Verwirrung herrscht in den Ansichten des Publikums betreffs der verschiedenen proponirten oder projectirten Eisenbahnlinien, welche den Stillen Ocean mit dem jetzt vorhandenen Eisenbahnnetz in Verbindung setzen sollen, welche alle mit größeren oder geringen Abänderungen „Pacific-Eisenbahnen" genannt werden. Diese Verwirrung wird durch die Thatsache, daß verschiedene locale und Staats-Eisenbahn-Organisationen ihrem Namen die Bezeichnung „Pacific" beigefügt haben, noch wesentlich vermehrt.

Die im Pacific-Eisenbahn-Gesetz inbegriffenen Compagnien,

welche zur Theilnahme an der Regierungs-Unterstützung berechtigt, sind folgende:

Central-Pacific-Eisenbahn.

Von Sacramento nach dem westlichen Abhange der Sierra-Nevada-Gebirge,

Von dort 150 Meilen über den Kamm der Sierra-Nevada-Gebirge,

Von dort bis zur wahrscheinlichen Vereinigung mit der Union-Pacific-Eisenbahn oder bis zu einem Punkte $78,^{295}$ 1000 Meilen östlich von Salt Lake City, das einzige Verbindungsglied zwischen dem Innern und den schiffbaren Gewässern das Pacifischen Oceans bildend . . 726 Meilen.

Union-Pacific-Eisenbahn.

Von Omaha an den östlichen Abhang der Rocky Mountains,

Von dort 150 Meilen über den Kamm der Rocky Mountains,

Von dort bis zur wahrscheinlichen Vereinigung mit der Central-Pacific-Eisenbahn oder einem Punkt $78,^{295}$ 1000 Meilen östlich von Salt Lake City geschätzt auf . . . . 955 Meilen.

Die östliche Division der Union-Pacific-Eisenbahn (Kansas-River-Zweigbahn der vorgenannten), welche sich von der westlichen Grenze des Staates Missouri bis an die Rocky Mountains, 50 Meilen über Denver hinaus erstreckt; dieselbe empfängt Obligationen und Ländereien nur bis zum 100sten Längengrade, ungefähr . . 600 Meilen.

Atchison- und Pikes-Peak-Eisenbahn (unbedeutende Zweigbahn der vorgenannten), 100 Meilen an den Ufern des Missouri . . . . . . 100 Meilen.

Sioux City und Pacific-Eisenbahn, von Sioux City bis zum Anschluß an die Pacific-Eisenbahn in Fremont . . . . 100 Meilen.

Western-Pacific-Eisenbahn von San Jose nach Sacramento . . . . 100 Meilen.

Die zum Bau letztgenannter Bahn gebildete Gesellschaft wurde autorisirt, von Sacramento eine Bahn zum Anschluß an eine von San Francisco in südlicher Richtung gehende Bahn herzustellen; dieselbe geht somit im Bogen um die Bai von San Francisco. Durch spätere Staatsgesetze erhielt die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie das Recht, ihre eigene Linie auf einem weit kürzeren Wege bis San Francisco auszudehnen, welche Linie in Angriff genommen werden wird, sobald die völlige Verbindung mit dem Osten hergestellt ist. Sacramento liegt an einem Arm der Bai von San Francisco an dem Endpunkt von Meeres-Ebbe und Fluth, wo gegenwärtig der Verkehr durch Dampfer erster Klasse vollkommen ausreichend vermittelt wird.

Mehrere Eisenbahn-Organisationen haben, sowohl in Californien wie in den westlichen Staaten, seit dem Vorgehen des Congresses unter verschiedenen Formen den Namen „Pacific“-Eisenbahn angenommen, ohne irgend welchen Anspruch auf die vom Congreß bewilligten Subventionen zu haben. Die große nationale Pacific-Eisenbahn, angenommen und unterstützt von der Regierung, wird von der Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie und der Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie gebaut; erstere hat den Bau des westlichen und letztere den des östlichen Theils der Haupt-Stamm-Linie auszuführen, wie solches durch die Congreßgesetze vom 1. Juli 1862 und deren Amendements vom 2. Juli 1864 und 3. März 1866 vorgeschrieben. Die anderen sogenannten „Pacific“-Eisenbahnen stehen mit der Großen Nationalen Linie in keinerlei Verbindung und sollten mit derselben nicht verwechselt werden, da nur diese Linie unter Aufsicht und mit Beihülfe der Regierung gebaut wird und für diesen Zweck Subventionen in Obligationen und Ländereien empfängt.

Die Haupt-Stamm-Linie besteht aus zwei Theilen, deren Bau zwei verschiedene und von einander unabhängige Compagnien übernommen. Die Union-Pacific-Eisenbahn, von Omaha am Ufer des Missouri beginnend, wird sich durch Kansas, Colorado und über die Rocky Mountains bis in die Nähe von Salt Lake City erstrecken, und die Central-Pacific-Eisenbahn, von Sacramento ausgehend, wird ihren Lauf durch

Californien, über die Sierra Nevada und von da durch Nevada und Utah nehmen bis zur Vereinigung mit der Union-Pacific-Bahn. Die Haupt-Linie hat eine Länge von ca. 1700 Meilen (mit der Zweigbahn bis San Francisco 1800 Meilen — von Omaha an gerechnet).

Der Vereinigungspunkt der beiden mächtigen Compagnien, welche die Haupt-Linie bauen — die Central-Pacific- und die Union-Pacific-Compagnie — ist noch nicht officiell festgestellt, obgleich sowohl die Regierung als auch die Beamten beider Compagnien dahin übereingekommen sind, daß sich derselbe in der Nähe von Salt Lake City befinden soll. Der Minister des Innern, von welchem die Bahnen endgültig locirt und angenommen werden, sagt in einem, vom 14. Februar 1867 datirten Brief an den Finanzminister bezüglich des Betrags der an jede Compagnie zu emittirenden Obligationen:

„Da die Lage der verschiedenen Bahnen ihrer ganzen Länge nach noch nicht definitiv festgestellt ist, so muß obige Schätzung, so weit es gegenwärtig vorliegende Daten gestatten, als eine nur annähernde betrachtet werden.

Der Vereinigungspunkt der Union-Pacific- und Central-Pacific-Bahnen wird als 78,²⁹⁵ Meilen östlich von Salt Lake City gelegen angenommen, so daß jede der beiden Compagnien auf einen gleichen Betrag von Obligationen Anspruch hat."

Er schätzt die von der Union-Pacific-Compagnie zu bauende Strecke auf 955 Meilen, die von der Central-Pacific-Compagnie zu bauende auf 701 Meile und den für jede Compagnie zu emittirenden Betrag von Obligationen auf 24,726,560 Dollars. Seitdem vollendete und als vortheilhafteste Linie befundene Vermessungen ergeben, daß zwischen Sacramento und Salt Lake City eine Strecke von 726 Meilen zu bauen ist, für welche allein Obligationen im Betrag von 25,520,000 Dollars zu beanspruchen wären.

Die in den Congreß-Bewilligungen inbegriffenen Compagnien erhalten als absolutes Geschenk 12,800 Acres Regierungs-Ländereien pro Meile Bahnlänge und haben durch Congreß-Gesetze nach Vollendung fortlaufender Sectionen von 20 Meilen ihrer respectiven Bahnen Anspruch auf den Empfang von

Regierungs-Obligationen, welche in folgendem Verhältniß emittirt werden: zwischen dem Missouri und dem östlichen Abhang der Rocky Mountains (500 Meilen) 16,000 Dollars pro Meile, über die Rocky Mountains (150 Meilen) 48,000 Dollars pro Meile, vom westlichen Abhang der Rocky Mountains bis zum Fuß der Sierra Nevada (ca. 900 Meilen) 32,000 Dollars pro Meile, über die Sierra Nevada (150 Meilen) 48,000 Dollars pro Meile und westlich von der Sierra Nevada (127 Meilen) 16,000 Dollars pro Meile. Auf die Theile der Bahn, welche in Folge von Terrain-Schwierigkeiten nicht fortlaufend beendigt werden können, bei denen jedoch die Arbeit größtentheils vollendet, werden getroffener Bestimmung zufolge zwei Drittheile obiger Beträge in Voraus verabfolgt. Oestlich von den Rocky Mountains theilt sich die Linie — der eine Zweig führt nach Omaha zum Anschluß nach Chicago, der andere führt über Denver nach St. Louis, und diese beiden Abweichungen stellen, wie oben angeführt, die Verbindung mit Leavenworth und Sioux City her.

Diese Bewilligung des National-Credits für das große Unternehmen wurde in Form einer Anleihe gemacht; durch das ursprüngliche Congreß-Gesetz zur Unterstützung des Baues der Pacific-Eisenbahn (Juli 1862) wurde diesen Vorschüssen das erste Pfandrecht auf die Bahn, deren Eigenthum ꝛc. eingeräumt; ferner wurde bestimmt, daß die in dem Gesetz inbegriffenen verschiedenen Compagnien die Vereinigte Staaten-Post, Botschaften, Truppen, Vorräthe ꝛc. zu ihren tarifmäßigen Raten zu transportiren hätten, die Hälfte derselben baar zu bezahlen und der Rest zur Abbezahlung der ihnen von der Regierung gemachten Vorschüsse zu verwenden sei; sobald aber die Linie ihrer ganzen Länge nach dem Betriebe übergeben, sollten fünf Procent ihrer Netto-Einnahmen zu gleichem Zweck verwendet werden, bis zur vollständigen Tilgung der Schuld.

Bald jedoch leuchtete es ein, daß die möglichst rasche Vollendung dieses großen Unternehmens im Interesse des Landes sowohl als der Regierung liege; daher amendirte der Congreß, um zur Förderung des Baues der Bahn die An-

lage von Privat-Capitalien zu ermuntern und dieselben heran zu ziehen, im Juli 1864 das Grundgesetz dahin, daß die Regierung auf ihr Pfand-Vorrecht auf die Bahnen Verzicht leiste zu Gunsten solcher Ansprüche, welche Privat-Capitalisten und Obligations-Inhaber geltend machen dürften. Oder um die Worte des Gesetzes selbst anzuführen, wurden die Compagnien, welche die National-Pacific-Eisenbahn bauen, ermächtigt, „ihre eigenen Obligationen erster Hypothek auf ihre respectiven Bahn- und Telegraphen-Linien zu emittiren zu einem Betrage, der den der Obligationen der Vereinigten Staaten nicht übersteigt, welche zu gleichem Zweck ausgestellt wurden"; ferner wurde bestimmt, daß das Pfandrecht der Vereinigten Staaten-Regierung dem der Obligationen besagter Compagnien untergeordnet sein solle. (Siehe Section 10, Gesetz vom 2. Juli 1864.) Durch dieses Amendement leistete die Regierung auf ihr eigenes Pfand-Vorrecht Verzicht und substituirte an ihren Platz Inhaber von Obligationen erster Hypothek; sie begnügt sich in Betreff der Rückzahlung ihrer eigenen Vorschüsse hauptsächlich auf die ihr von der Bahn zu leistenden Dienste, ferner auf einen geringen Procentsatz von den späteren Einnahmen auf eine lange Reihe von Jahren nach den durch das Original-Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen angewiesen zu sein. Durch dieses Verzichtleisten auf das erste Pfandrecht auf eine werthvolle Bahn, in der sie so bedeutende Summen angelegt, schützt sie thatsächlich Inhaber erster Hypothek-Obligationen vor Verlust, ehe sie ihre eigenen Ansprüche geltend machen kann. Der Betrag solcher ersten Hypothek-Obligationen ist genau limitirt auf den gleichen Betrag, den die Regierung pro Meile emittirt, so daß Inhaber erster Hypothek-Obligationen mit der Vereinigten Staaten-Regierung zu gleichen Theilen an der Bahn betheiligt, Inhaber erster Hypothek-Obligationen aber die speciell bevorzugten Gläubiger sind.

Zur Unterstützung des Baues der Hauptlinie wurden im Ganzen nahe an 25,000,000 Acres Regierungs-Ländereien bewilligt, die unter die beiden erstgenannten Compagnien vertheilt sind; mit anderen Worten 12,800 Acres pro Meile Bahnlänge von jeder zweiten Section von 40 Sectionen, deren Minimalwerth auf 1 Dollar 50 Cents pro Acre geschätzt wird,

obwohl der westliche, reich mit Wald bestandene Theil sich bedeutend werthvoller erweisen wird.

Die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie verkauft jetzt Parzellen ihrer Landsectionen zur Minimal-Rate von 2 Dollar 50 Cents Gold pro Acre; wer aber durch Präemption schon Besitz von Ländereien, die der Compagnie gehören, ergriffen, und es, um sofort einen vollgültigen Besitztitel zu erlangen, vorzieht, von der Compagnie dies Land zu kaufen, erhält ausnahmsweise den Acre zum Preise von 1 Dollar 25 Cents. Es liegt auf der Hand, daß dem Fortschritt der Bahn Ansiedelungen in großer Masse auf dem Fuße folgen werden, wodurch der Werth der unverkauften Ländereien erhöht und der Geschäftsverkehr und die Baarmittel vergrößert werden müssen.

Sorgfältigste Vermessungen haben ergeben, daß das Terrain durchaus keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bietet, und die Compagnie hat ihr Werk kräftig in Angriff genommen. Im Jahre 1866 hatte die Central-Pacific-Bahn 94 Meilen im Betrieb, welche die schwierigste Bergpartie in sich schließen. Die einzigen Schwierigkeiten ernstlicher Art, die das Terrain bietet, sind die Gebirgszüge; die östlichen Rocky Mountains sind in einer Höhe von 8000 Fuß zu überkommen und die westliche Kette der Sierra Nevada in einer Höhe von 7000 Fuß. Verhältnißmäßige Vortheile aber gewähren ebene Landstriche von großer Länge und dazwischen liegende Prairien.

Die Central-Pacific-Eisenbahn stieß schon zu Anfang des Baues auf die Bergregion. Sieben Meilen östlich von Sacramento beginnt die Steigung und geht in einer Strecke von hundert Meilen ununterbrochen fort mit einer Steigung von nahe an 75 Fuß pro Meile. Die ganze Strecke aufwärts wird jetzt mit Locomotiven befahren, und die Möglichkeit, diese Berge zu befahren, ist völlig dargethan. Die Union-Pacific-Compagnie hat circa 300 Meilen über die flachen Ebenen Nebraskas beendet, gegenwärtig steht sie am Fuß der Rocky Mountains, die sie zu kreuzen hat und woran schon die Vorarbeiten begonnen. Beide Compagnien hoffen, sich noch vor Monat Juli 1871, oder fünf Jahre vor dem, von dem Congreß angesetzten, letzten Termin, in der Nähe von Salt Lake City zu vereinigen.

Von Seiten der Central-Pacific-Eisenbahn sind mit fester Beharrlichkeit alle Hindernisse überwunden, zweiundzwanzig Meilen wurden innerhalb zwölf Monaten vollendet, einundzwanzig Meilen in sechzehn Monaten, sechsundsechzig Meilen in drei Jahren. Im November 1866 schon waren vierundneunzig Meilen in Nutzen abwerfendem Betrieb bis zu einer Entfernung von elf Meilen vom Gipfel, nachdem eine Steigung von nahe an 6000 Fuß glücklich überkommen, und die nächstfolgenden fünfzig Meilen folgten dann rasch nach — alles Gebirgsbahn und mit 500 Meilen gewöhnlicher Bahn vergleichbar. — Für die ersten sieben Meilen empfängt die Central-Pacific-Compagnie 16,000 Dollars pro Meile, für die nächsten 150 Meilen 48,000 Dollars pro Meile und für den Rest (nahe an 600 Meilen) 32,000 Dollars pro Meile. Californiens Bevölkerung nimmt ein so reges Interesse an dem Erfolg der Bahn, daß Staats- und Municipal-Corporationen zu den Fonds der Compagnie Beiträge leisteten.

Auch der Uebergang über die Sierra Nevada hat sich nicht als so schwierig herausgestellt, wie man anfangs wohl fürchtete.

Die New-Yorker Tribüne sagte über diese Strecke, so weit sie bis März 1867 schon vollendet war, Folgendes, und wie rasche und entschiedene Fortschritte hat die Bahn seitdem gemacht, die Sierra Nevada bezwungen und den Salzsee erreicht:

„Die Central-Pacific-Eisenbahn von Californien, das westliche Glied der großen nationalen Route, von Sacramento (bis wohin Meeres-Fluth und Ebbe reicht) im Jahre 1863 beginnend, stieß schon am Anfang ihres Baues auf durch Berge verursachte Terrainschwierigkeiten der schlimmsten Art; innerhalb der ersten hundert Meilen mußte der Uebergang über die gefürchteten Sierras bewerkstelligt werden. Im November 1866 jedoch war das Gleis bis nahe an den Gipfel gelegt und bewies auf diese Weise die Durchführbarkeit des ganzen Bergübergangs, bei durchschnittlich geringeren Terrainschwierigkeiten, als der Uebergang über die Alleghanies in den Weg gelegt, und zeigte auf diese Weise die Grundlosigkeit einer der beiden Hauptbesorgnisse. Während des eben beendeten ungewöhnlich strengen Winters hat sie die Bahn, so weit als dieselbe gebaut, mit Vortheil im Betrieb erhalten und würde

dasselbe mit gleicher Leichtigkeit über den Kamm des Gebirges gethan haben können. Sie hatte am Summit-Paß starke Arbeiterabtheilungen und überzeugte auf diese Weise ihre Beamten, daß die andere Besorgniß vor unpassirbaren Schneetriften eben so grundlos sei. Nur drei Tage lang war durch Schneefall die regelmäßige Fahrt der Züge gehemmt, eine bedeutend geringere Verkehrsstörung, als viele der atlantischen Bahnen zu erleiden hatten. An beiden Abhängen des Gebirges wird mit dem Streckenbau vorgeschritten, die Gradirung ist beinahe vollendet und weist eine leicht fahrbare und günstige Linie auf, deren schwierigster Theil bereits im Betriebe ist. Von Sacramento nach Cisco-Station (dem damaligen Endpunkt der Bahn) beträgt die Entfernung 94 Meilen, innerhalb welcher 5911 Fuß von der Totalsteigung von 7042 Fuß bereits überkommen sind. Diese Strecke umfaßt den schwierigsten und kostspieligsten Theil des Uebergangs. Die Steigung ist unaufhörlich, einmal gewonnen, wird dieselbe niemals aufgegeben; dieselbe beträgt im Durchschnitt 75 Fuß pro Meile; das Maximum derselben, welches bei nur 3½ Meilen zur Anwendung kommt, beträgt 116 Fuß pro Meile. Die nächst schwierigste Gradirung war 105 Fuß Meile mit zahlreichen dazwischen liegenden Ebenen. Nur dreißig Procent dieser ganzen Strecke sind durch Curven in Anspruch genommen, deren Radius nirgends unter 573 Fuß oder 10° Grad beträgt. Die Strecke der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn hat an zwei verschiedenen Punkten, zusammen auf 17 Meilen Bahnlänge, 116 Fuß Steigung mit Curven von 400 Fuß Radius; die Virginia-Central-Eisenbahn überkam mit einfachen Locomotiven Jahre lang Steigungen von 296 Fuß pro Meile und hatten deren Curven durchschnittlich gar nur einen Radius von 3000 Fuß. Dadurch, daß man von einem Gleis auf das andere, von einer Erhöhung auf die andere überging, kurze Tunnels stach und tiefe Einschnitte machte, wo solches nothwendig, hat man es nun dahin gebracht, Passagierzügen eine Geschwindigkeit von 25 Meilen pro Stunde und Frachtzügen die Hälfte derselben zu sichern. Mit Aufenthalt beträgt die Dauer dieser ganzen Tour mit gewöhnlichen Locomotiven und Trains sechs Stunden.

Von Cisco bis Summit liegt ein jetzt beendeter Tunnel von 1658 Fuß Länge. Es wurde daran Tag und Nacht gearbeitet und circa 50 Fuß pro Woche vollendet.

Der Abfall der östlichen Seite des Gebirges ist bei Weitem weniger schroff, da das innere Thal 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Auf 14 Meilen kommt ein Fall von 1100 Fuß, hierauf jedoch folgen östlich bis zum Salzsee sanfte Abhänge, die nirgends einen Fall von mehr als 45 Fuß pro Meile haben. Auf der jetzt in Gradirung befindlichen Strecke sind, mit Einschluß des Summit-Tunnels, im Ganzen 14 Tunnels, zusammen von 6000 Fuß Länge, vorhanden, von denen zwei Drittel bereits durchstochen sind. Bei den größeren Tunnels und tiefen Einschnitten hat man auf die Legung eines Doppelgleises Rücksicht genommen, welches sich bei dem zunehmenden Verkehr binnen Kurzem als nothwendig erweisen wird. Zehntausend Arbeiter, meistens Chinesen, sind beschäftigt und der schwierigste Theil der Arbeiten ist der Vollendung nahe, so daß man sich der sichern Hoffnung hingiebt, im nächsten Januar Locomotiven die Ebenen von Nevada durchbrausen zu sehen.

Nachfolgende Tabelle ergiebt die Distanz der von Zeit zu Zeit vollendeten Theile der Bahn, sowie deren Erhebung über den Meeresspiegel:

	Meilen.	Fuß.
1. Januar 1865 nach New-Castle	31	930
13. Mai 1865 nach Auburn	36	—
10 Juni 1865 nach Clipper Gap	42	1,600
4. September 1865 nach Colfax	56	2,443
8. Mai 1866 nach Secret Town	66	3,415
10. Juli 1866 nach Alta	73	3,625
29. November 1866 nach Cisco	94	5,911
Juli 1867 nach Summit	105	7,042
September 1867 nach Virgina-Station, geschätzt auf	150	5,800
Juli 1868 nach Humboldt, geschätzt auf	250	4,000
December 1870 nach Salt Lake City, geschätzt auf	725	4,285

Das Gesetz schreibt vor, daß die Bahn dauerhaft, aus den besten amerikanischen Materialien und in solcher Weise gebaut werden soll, wie es ihr halb nationaler Charakter mit sich bringt.

Bis zum 1. Januar dieses Jahres verausgabte die Central-

Pacific-Compagnie für den Bau der in Betrieb befindlichen 94 Meilen und einschließlich eines Drittels der Kosten weiterer 25 Meilen, sowie für Anschaffung eines entsprechenden Betriebs-Inventars fast 15,000,000 Dollars (14,558,714 Dollars). Weitere fünfzig Meilen oder im Ganzen ca. 150 Meilen werden im nächsten October dem Betrieb übergeben werden können, und wird dann die Bahn auf verhältnißmäßig flaches Land gelangt sein. Im Ganzen werden die Constructionskosten der Gebirgssection sich auf ca. 15,000,000 Dollars oder 100,000 Dollars pro Meile belaufen. Die übrige Distanz nach Salt Lake City (575 Meilen) kann für ca. 60,000 Dollars pro Meile gebaut werden. Weitere 5,000,000 Dollars werden bis Mitte des Sommers für Schienen und Ausrüstungsgegenstände zu verausgaben sein, welche sich größtentheils schon am Platze oder auf dem Wege dahin befinden. Das Ingenieur-Departement hat den schwersten Theil der Arbeit hinter sich und es werden bereits Schienen östlich von der Spitze der Sierra Nevada gelegt, deren weiteres Fortschreiten nur auf die Eröffnung des Tunnels wartet."

Das war im Frühjahr 1867 — und wie unerwartet rasch ist die Bahn seit der Zeit bis auf den heutigen Tag betrieben, so daß man jetzt fast die Gewißheit hat, die Vereinigung der Schienen — gewiß ein feierlicher Moment — wird noch vor dem Ablauf von zwei weiteren Jahren stattfinden.

Aber die Bahn wird sich nicht allein als ein riesiges Unternehmen, sondern auch als ein gutes Geschäft bewähren, denn der Verkehr wuchs schon so während des Baues, und so viel neue Städte bildeten sich an der Bahn selber, daß Personen- und Güterzüge fast wie auf einer alten Linie mit einander abwechselten und es wahrlich nicht so aussah, als ob das Ende der Schienen noch mitten in der öden und wüsten Prairie läge.

Ein ebensolcher Verkehr aber herrscht auch auf der andern, südlich von dieser gelegenen Pacific-Eisenbahn, die sich durch den Staat Kansas den Felsengebirgen entgegenzieht und zur Unterscheidung von der nördlicheren gewöhnlich die smokyhill route genannt wird.

Diese — wenn auch lange noch nicht so weit vorgeschoben,

hat, bei fast gleichem Verkehr jetzt, den Vortheil ganz vortrefflichen Landes zu beiden Seiten der Bahn und weit bis Kansas hinein, wo sich schon im vorigen Jahr Farm an Farm schloß, und beiden Bahnen kann man prophezeien, daß ihre Actien von dem Moment an, wo sie den Anschluß erreichen, zu jetzt kaum geahnter Höhe steigen und vortreffliche Procente tragen werden.

Allerdings ist dies gerade die Strecke, auf welcher die meisten Indianer-Unruhen stattfanden und die Shyennes und Arapahus jetzt neuerdings wieder ausgebrochen sind, Ansiedelungen überfallen und viele Menschenleben zerstört haben; aber dem großen Ganzen können sie nicht schaden. Sie mögen den Bau der Bahn bedrohen, aber sie vermögen nicht einmal ihn aufzuhalten, viel weniger zu hemmen, denn die Arbeiter-Colonnen bilden feste und dabei gutbewaffnete Massen, und wo sie die Strecke wirklich einmal schädigen sollten, wird sie rasch reparirt.

Vom Osten aber rückten indessen schon die Truppen der Union gegen diese unglücklichen Schwärme an, und vom Jahr 1868 wird der Vernichtungskampf gegen die nordamerikanischen Indianer beginnen. Ihre Zeit ist vorbei, denn der Büffel wie Indianer verträgt sich nicht mit der Locomotive und dem Telegraphen.

12.

Von New-Orleans nach Vera-Cruz.

Samstag, 23. November, ging ich an Bord der Schoonerbrig „Daphne", um mit dieser den Mississippi hinab durch den Golf nach Mexiko hinüber zu fahren. Abends acht Uhr etwa wurden wir flott. Das kleine Schlepp-Dampfboot nahm uns, zwei große Schiffe, ein amerikanisches und ein preußisches, die „Georgina", mit noch einem dreimastigen Schooner in's Schlepptau, und wir dampften langsam den Strom hinab, etwa zwei Meilen unter der Stadt wieder Anker werfend.

Das war schon ein langsamer Anfang, ließ sich aber nicht ändern. Auch am nächsten Morgen brachen wir spät auf, weil auf dem Amerikaner, dem „Pokahontas“, ein Streit unter der Mannschaft ausgebrochen und ein Deutscher durch ein Messer verwundet, ein Irländer bös zerschlagen worden. Beide mußten zurück nach New-Orleans geschafft und gegen zwei andere Matrosen ausgetauscht werden. Das dauerte etwa bis zehn Uhr, dann setzten wir unsern Weg, zwar mit der Strömung, aber gegen den Wind, langsam fort, um an demselben Abend, Gott weiß aus welchem Grunde, wieder vor Anker zu gehen. Wir kamen nur wenig von der Stelle.

Am Montag erreichten wir endlich Abends und bei Gegenwind die Barre, als ein Telegraphenbeamter vom Lande an Bord kam und dem Capitain eine Depesche übergab. Unglaublich, aber wahr, in der Depesche stand, daß die Papiere des Schiffes nicht in Ordnung wären und wieder nach New-Orleans hinaufgeschickt werden müßten, und der Capitain entschloß sich, selber zu gehen.

Am nächsten Morgen schlug der Wind um, und wir hätten fliegend den Mississippi verlassen können, aber nein, da lagen wir fest, von unserem Anker gehalten, und erwarteten die Rückkunft des Capitains. Das war einmal Pech.

Die Zwischenzeit benutzten wir, um zu fischen, und fingen mit der Grundangel Seeforellen, einen Fisch in Form der Asche ähnlich, aber mit Forellenkopf, doch zu weichlichem Fleisch.

Am 26. kam die „Teutonia“ von Hamburg, das zweite Schiff der Hamburg-New-Orleans-Linie, über die Barre und dampfte stromauf. Wie gern wäre ich an Bord gegangen, aber die „Teutonia“ hielt sich leider nicht bei uns auf.

Am 28. kam der Capitain nach sehr rascher Fahrt zurück und hatte seine Papiere in Ordnung, aber der Wind war ungünstig und brachte die Nacht einen fliegenden Sturm aus Süden, so daß wir zu schleppen anfingen und den zweiten Anker auswerfen mußten. Das war zweimal Pech, und an segeln natürlich nicht zu denken.

Am 29. heftiger Südwind mit hohem Seegang. Ein französisches Schiff, von zwei Schleppdampfern gezogen, arbeitete

neun Stunden, bis es in den Strom kommen konnte, lief dann aufwärts und ankerte gerade unter unserem Stern.

Am 30. wundervoller Nordwind, — wir hätten mit zehn Meilen Fahrt auslaufen können, aber der Franzose — dicht unter uns lag er; wir wären nicht im Stande gewesen, den Anker zu heben, ohne ihm in die Takelage zu laufen, und er konnte gegen Wind und Strömung nicht von der Stelle. Damit versäumten wir den wundervollen Wind und Morgen. Das war dreimal Pech. Die Reise von New-Orleans bis Vera-Cruz dauert unter günstigen Umständen etwa fünf Tage. Heute ist der siebente, daß wir New-Orleans verlassen haben, und wir liegen noch immer im Mississippi.

Allerdings hatten wir einige Abwechselung an Bord, denn der Sohn des Capitains bekam einen Cholera-Anfall und wir damit die günstige Aussicht, die Krankheit durchzumachen; aber glücklicher Weise besserte es sich wieder mit ihm, und wir hatten die Angst umsonst gehabt. Es wäre auch wirklich zu arg gewesen, denn als ich das letzte Mal im Jahre 1853 aus New-Orleans auslief, hatten wir das gelbe Fieber an Bord, und jetzt wäre die Cholera ein erbärmlicher Tausch gewesen.

Neulich Abends hörte ich einem Zwiegespräch zwischen dem Steuermann und meinem einzigen Mitpassagier zu. Beide sind Yankees, und der Letztere war eine kurze Zeit als Inspector bei dem Whisky-Steuer-Departement angestellt. Ich gebe es nur deshalb hier wieder, um den Geist zu zeigen, der jetzt im ganzen Volke herrscht, muß auch bemerken, daß der Steuermann ein einfacher Seemann und der Andere ein anständiger und liebenswürdiger junger Mann ist, die es Beide für die größte Schande halten würden, auch nur einen Cent von einem Andern wirklich zu stehlen.

Der junge Passagier äußerte, daß er große Hoffnung hätte, wieder bei der internal Revenue (das Volk nennt sie infernal) angestellt zu werden, und der Steuermann meinte sehr naiv: „Alle Wetter, das wäre ein Posten, da könnte Einer in ein paar Jahren sein Schäfchen in's Trockene bringen," worauf der Passagier sagte: das ginge doch nicht so leicht, als er denke. Den unteren Beamten würde zu sehr auf die Finger gesehen, und es wären eigentlich nur die oberen, die

wirklich im Stande wären, ihr Glück zu machen. „Aber etwas fällt doch immer dabei ab," bemerkte der Steuermann. „Ja, etwas schon," meinte der Andere, „aber es muß klug angefangen werden."

Ich konnte mir jetzt nicht helfen und bemerkte ihnen, sie redeten da so ruhig von der Chance, Onkel Sam zu bestehlen, als ob die Beamten gar keinen Eid leisten müßten, der sich doch nicht so leicht umgehen ließe.

„Bah!" sagte der frühere Branntwein-Controleur, — „in dem Eide steht gar nichts davon da; — hier ist der Eid, den wir zu leisten haben. Ich würde wahrhaftig nie einen Privatmann übervortheilen, aber aus der Regierung mir eine gute Stellung, und „zu machen, was man kann", ist gewiß keine Sünde."

Ich bat ihn, mir den Eid zu zeigen, den er gedruckt bei sich trug, und dieser enthielt fast in der ganzen Form nichts Anderes, als auf die frühere Rebellion bezügliche Andeutungen, die den Beamten verpflichteten, loyal zu bleiben. Nur am Schlusse versprach er mit ein paar kurzen Worten, seine Pflicht treu und redlich zu erfüllen. Ich deutete jetzt auf diese Stelle und fragte, wie sie dieselbe, nachdem sie dies einmal beschworen, mit ihren Ansichten über die Sache vereinigen könnten; sie meinten aber sehr ruhig, dies hätte damit nicht das Geringste zu thun, und „es gäbe keinen Beamten, der nicht derselben Ansicht wäre".

Daß sich die Sache wirklich so verhielt, wußte ich schon selber aus eigener Erfahrung und nach dem, was ich von Anderen darüber gehört, aber ich hatte es noch nie so klar und deutlich durch einen Beamten selber aussprechen hören. Die Beamten sehen also diesen Eid als gar nicht bestehend an, und stehlen eben so viel, als sie, ohne entdeckt zu werden, möglicher Weise können. Das ist aber selbst die Ansicht sonst unbescholtener und braver Amerikaner; — nun denke man sich, welche Ansichten das Gesindel hat!

Wie schon vorerwähnt, verhinderte uns das dicht unter unserem Stern ankernde Schiff am Auslaufen, und der Schleppdampfer einer andern Linie als der, welchen die „Daphne" benutzt hatte, weigerte sich, uns mit fortzunehmen. Glücklicher

Weise kam aber gleich nach Tisch ein anderer von draußen ein, machte uns frei, nahm uns in's Schlepptau und brachte uns ohne Weiteres über die Barre hinaus, wo wir, mit allen Raasegeln gesetzt, vor dem Winde und auf kaum bewegter See lustig dahinglitten.

Mittags am 1. December, etwa 120 Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt, sahen wir unter 27° nördlicher Breite etwa die ersten fliegenden Fische, und das sollten auch ungefähr die einzigen Fische bleiben, die wir bis heute, Donnerstag, 5. December, zu sehen bekamen, einige Schweinefische ausgenommen, von denen wir wohl einen harpunirten, aber nicht an Deck bekamen. Bis hierher hatten wir auch eine herrliche Brise, die uns rasch weiter und unserem Ziel entgegengeführt haben würde, wenn unser Capitain eben ein anderer Mann gewesen. So aber schlief er den ganzen Tag.

Ich habe etwas Aehnliches nie für möglich gehalten —, aber nur dreimal an jedem Tag — nach jeder Mahlzeit nämlich — kam er an Deck, kauerte sich dort nieder, rauchte seine Pfeife, und ging dann ordentlich und regulär wieder zu Bett. Dabei hatte er bedeutende Angst, daß wir in der Nacht das ihm unbekannte Vera-Cruz anlaufen sollten, und noch auf 150 Meilen Entfernung ließ er in der herrlichsten Brise alle leichten Segel einnehmen, damit wir nicht zu raschen Fortgang machten.

Das war am 3. und Windstille folgte. Heute sind wir endlich (am 5.) in Sicht von Land gekommen, und heut Abend weht eine prachtvolle Brise. Natürlich läßt der Capitain schon in diesem Augenblick wieder die oberen Segel einnehmen und geht dann direct zu Bett. Es ist zum Verzweifeln!

Am 6. Wie gedacht, so geschehen. Mit der gestrigen Brise hätten wir wenigstens den Leuchtthurm von Vera-Cruz anlaufen können, aber Gott bewahre! Die Segel waren halb eingenommen und konnten nicht wieder gesetzt werden — da der Capitain schlief. Als er heute Morgen aufwachte, war Windstille, und wir treiben jetzt in Sicht des prachtvollen Kraters Orizaba draußen in See herum.

Der Anblick, als heute Morgen die Sonne aufging und die Schneekuppe des Orizaba beschien, war herrlich, aber doch

kein Vergleich gegen den von gestern Abend, als sie hinter den gewaltigen Bergwänden unterging, ihre riesigen Contouren klar gegen den westlichen Himmel abzeichnete und sie mit ihrem rothen Lichte übergoß. Zu gleicher Zeit lagen so phantastisch geformte Wolkenmassen zwischen und um diese Gebirgsformen, daß man oft kaum wußte, was Berg, was Wolke sei, und das Auge staunend dem wahrhaft märchenhaften Scenenwechsel folgte.

Ich habe viel Schönes und Wunderbares von Bergscenerien in meinem Leben gesehen, aber nie etwas wild Phantastischeres, als dieses von der Sonne gluthroth übergossene Gewirr von Bergen und Wolken, das uns leider nur zu bald im hellen Mondenlicht verschwand.

Heute Morgen liegt der Orizaba, noch etwa 100 Meilen entfernt, vor uns, und man kann mit dem Teleskop deutlich den ungeheuern Krater in seiner Spitze erkennen. Er muß aber seit ziemlich langer Zeit kein Feuer oder heiße Dämpfe ausgestoßen haben, denn der Schnee liegt oben an seinem Rand noch voll und dicht, und nur eine tiefe Schlucht läßt sich an seiner Nordseite erkennen, in welcher früher wahrscheinlich die Lava ihren Abfluß fand.

Kein Lüftchen regt sich dabei; das Schiff liegt so still, wie vor Anker, und kein einziges Segel ist am Horizont zu sehen. Noch nicht einmal ein Vogel hat uns besucht, — ein Zeichen, daß wir noch ziemlich weit vom Land ab sind. Der Capitain schläft wieder.

Am 7. Endlich Rettung aus dieser langweiligen Umgebung. Wir waren den ganzen Tag fast mit Windstille herumgetrieben, und erst etwa um drei Uhr kam eine kleine Brise, die uns dem Lande etwas näher trieb — aber auch diese schien uns nichts helfen zu sollen, denn gegen vier Uhr sprach der Capitain schon wieder davon, daß er nicht wagen dürfe, dem Land zu nahe zu kommen — und von einem Lootsen war keine Spur zu sehen. Es fehlte auch wahrlich nicht viel, so wären wir dicht vor der Einfahrt wieder umgekehrt, als wir noch etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ein kleines Boot entdeckten, das auf uns zu zuhalten schien. Es war in der That ein Lootse, der uns gerade mit Dunkelwerden

erreichte — und fast zugleich erhob sich eine so prächtige Seebrise, daß wir, vor dem Wind, dem Lande rasch entgegenfliegen konnten.

Der Hafen von Vera-Cruz gehört nicht zu den besten und ist bei einem gerade in dieser Jahreszeit am häufigsten wehenden starken Nordwind den darin liegenden Schiffen oft gefährlich. Ein Riff erstreckt sich dabei am Lande reichlich zwei Meilen, vielleicht noch mehr hinauf, und man darf deshalb nicht etwa auf den niedern und schlechten Leuchtthurm zuhalten, sondern muß ihn so lange links liegen lassen, bis man fast auf den Strand geräth, und nun — bis dahin einer Westrichtung folgend, nach Süden zu in den Kanal einläuft, der zwischen Vera-Cruz und dem Fort Ulloa den eigentlichen Hafen, oder vielmehr die Rhede bildet. Man hat da allerdings an manchen Stellen nur vier Faden Wasser, aber keinen besondern Ankergrund, und leider fällt es gar nicht so selten vor, daß bei einem einsetzenden Nordsturm die Schiffe ihre beiden Anker schleppen und an die Küste getrieben und zerschmettert werden.

Da lagen wir — drinnen in der Stadt schlugen die Glocken die achte Stunde an — im dicht beiliegenden Fort trompeteten die Wachen und machten einen Heidenlärm — und wie wunderbar die Stadt selber dabei im hellen Mondenlichte lag; wie sonderbar die niederen, altersgrauen Häuser mit den sie umgebenden Festungsmauern und den runden Kuppeln und zahlreichen Thürmen aussahen! Selbst das Fort, durch das Mondenlicht niedergedrückt, schien flach zu sein und auf dem Wasser zu schwimmen — aber die Seereise war wieder einmal überstanden und ich selber in einem neuen, prachtvollen Land, nach dem ich mich ja schon so lange gesehnt. Dort drüben lag der Schauplatz von Cortez' Thaten — dort herrschte Montezuma — und Marimilian — Beide so unglücklich, und doch wie verschieden in ihrem ganzen Wirken — dort, unter den schlummernden Bergriesen, lag ein ganzes Chaos von Weltgeschichte, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich den Fuß auf merikanischen Boden setzen würde.

— Jetzt bin ich da, — hier an der Plaza sitze ich und schaue auf das wunderliche Treiben zu meinen Füßen hinab, auf den grünen, freundlichen Platz mit Palmen und Granat-

büschen, zwischen denen ein geschmackvoller Brunnen sein plätscherndes Wasser emporsendet, auf die wunderliche Kathedrale gegenüber, deren Dächer und Vorsprünge mit einer Unzahl von Zapoletes oder Aasgeiern besetzt sind, auf die Señoritas in ihren Mantillen und die Mauleseltreiber in kurzen Zarapes und breiträndigen Sombreros, auf die nichts weniger als kriegerisch aussehenden Soldaten in rothen Hosen und blauen Jacken, auf spielende Kinder und vorbeigaloppirende Pferde.

Wie ein altes Märchenbild vergangener Zeit liegt die kleine Hafenstadt hier um mich her, so unähnlich dabei irgend einem andern Ort der Welt, wie es sich nur möglicher Weise denken läßt. Vera-Cruz — ja, wahrlich, es führt seinen Namen mit Recht, denn es hat das wahre Kreuz des Landes schon seit endlosen Jahren getragen und gewöhnlich das vor der Hand ausessen müssen, was ihm Andere im innern Lande eingebrockt, die dann auch ruhig warteten, um zu sehen, wie es ihm bekommen würde.

Vera-Cruz — da steht auch kein Haus, das nicht in der einen oder andern Revolution seine Kanonenkugel bekommen, und selbst der alte Orizaba, der verstorbene Vulkan jener Nachbarschaft, scheint Mitleid mit der Stadt bekommen und aufgehört zu haben, sie durcheinander zu schütteln, denn sie war geplagt genug, und er konnte seine Bemühungen deshalb getrost einstellen.

Und trotzdem begreift man nicht, wenn man den Platz und seine Befestigungen genauer ansieht, daß er nicht schon lange in seinen Kämpfen mit den Amerikanern und Franzosen in Grund und Boden zusammengeschossen ist, denn die Mauern sehen wahrlich nicht so aus, als ob sie der Kugel aus einer gezogenen Kanone Stand halten könnten. Vera-Cruz hat aber trotzdem Glück gehabt, denn die Liberalen, die es im letzten Kriege ernstlich beschossen, waren so ärmlich mit Geschütz versehen und zielten so schlecht, um ihm verhältnißmäßig doch nur sehr wenig Schaden zuzufügen, und die paar Kugeln, die wirklich in die Stadt flogen, beschädigten wohl einzelne Häuser und Kirchen und zertrümmerten in den ersteren besonders Spiegel und Schränke und erschreckten arme Frauen, ohne jedoch für die Belagerer einen wirklichen Erfolg zu erringen.

Die Kirchen boten freilich die größte Scheibe und wurden deshalb auch von den meisten Kugeln getroffen, und daß man in dem sonst doch so ziemlich bigotten Lande so entsetzlich wenig für ihre Restauration thut und die meisten in der That völlig verfallen läßt, hat wohl seinen Grund in der Auflösung der Klöster überhaupt, und in der Beschränkung der Rechte sämmtlicher Geistlichen. Ihre Macht in Mexiko ist gebrochen, und wenn sie auch mit alter Zähigkeit daran arbeiten, sie wieder zu gewinnen, wird ihnen das doch kaum gelingen. Gegenwärtig scheint nur eine einzige von allen Kirchen der Hauptstadt in regelmäßigem Gebrauch zu sein — die Kathedrale an der Plaza. Die übrigen, wo sie nicht ganz dem Einsturz nahe sind, stehen leer und werden fast sämmtlich als Bodegas oder Waarenlager an hiesige Kaufleute ausgemiethet. — Die geistliche Partei wird hier allerdings streng unter dem Daumen gehalten; man sieht zum Beispiel keinen einzigen Geistlichen im Ornat oder in Ordenstracht auf der Straße; ebenso ist jetzt gesetzlich verboten worden, die heilige Monstranz offen zu Sterbenden zu tragen — in einer bevölkerten Stadt immer ein höchst störender Gebrauch, da er plötzlich den ganzen Verkehr hindert und die ihm Begegnenden, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß, zwingt, in einer wenigstens anscheinend betenden Stellung stehen zu bleiben, bis der Zug vorüber ist. Ja, in einigen Ländern Südamerikas zwang man sogar Jeden, auf die Kniee nieder zu fallen, und mancher Fremde, aus einem protestantischen Lande vielleicht, der nicht einmal gleich wußte, um was es sich da handle, wurde bei solchen Gelegenheiten arg gemißhandelt. Das ist jetzt hier Alles vorüber — wenigstens für den Augenblick — selbst das zu übermäßige Läuten mit den Glocken ist untersagt, wovon früher eben auch im Uebermaß Gebrauch gemacht sein soll.

Die Bauart von Vera-Cruz ist natürlich ganz genau in dem altspanischen Styl, wie man es in allen südamerikanischen Städten findet, in denen der Einfluß der Fremden noch nicht zu überwiegend geworden ist, wie z. B. in Valparaiso. Das tropische Klima verlangt das aber auch; Vera-Cruz liegt unter 19° 12′ nördlicher Breite, also vollkommen in der heißen Zone, und selbst jetzt, im sogenannten Winter, schlafe ich

bei offenen Balkonthüren, mit einem Minimum von Zudecke; es versteht sich da von selbst, daß die Häuser überall dem Luftzug offen sein müssen, und die Privatwohnungen der Mittel- und ärmeren Klasse haben selbst im Parterre meist nur Gitterthüren mit einem dünnen Verhang bedeckt und stehen bis spät in die Nacht hinein offen.

Und was für prächtige alte, fast ruinenartige Kirchen findet man in der Stadt; ja, selbst die Kathedrale, die den meisten Städten, wie Quito, Guayaquil und selbst Lima, nicht zur besondern Zierde gereichen, sieht durch ihre runde, buntbemalte Kuppel wie den viereckigen, durchbrochenen Thurm und das Verwitterte ihrer Färbung malerisch genug aus.

Ueberhaupt bildet die, wenn auch kleine Plaza einen allerliebsten Mittelpunkt der Stadt durch den grünen, mit Palmen und Blumenbüschen bepflanzten Rasenfleck derselben, auf dessen Centrum ein hübscher eiserner Springbrunnen steht, während breite Trottoirs mit Ruhebänken selbst bei nasser Witterung einen bequemen Spaziergang bieten. Leider hat man in den letzten Kriegen alle die herrlichen Cocospalmen in der Stadt und um dieselbe herum abgehauen oder rasirt, um angeblich dem Feinde keinen Schutz zu gewähren, und erst an wenigen Orten begonnen, sie nachzupflanzen. Hier auf der Plaza ist das aber geschehen, und wenn sie auch noch mancher Jahre bedürfen, um wieder ihre frühere Höhe zu erreichen, so ist doch wenigstens der Anfang dazu gemacht.

Auch eine Freiheitspalme wurde auf die Plaza gepflanzt, eine Palma real, aber freilich an eine ungünstige Stelle, fast unmittelbar neben einer Gaslaterne, an der sie jetzt ein kümmerliches Aussehen hat und mit ihren vergilbten und abgestorbenen Blättern ziemlich dürftig dasteht. Nur das Herz scheint gesund, und es ist möglich, daß sie sich wieder erholt, aber viel wird an der Stelle nie aus ihr werden.

Um die Plaza stehen Häuser mit Colonnaden; die eine Front nimmt das ziemlich geschmackvolle Gouvernementshaus ein, das mit seinen Rundbogen ganz hübsch aussieht; ihm gegenüber steht das Hotel de las Diligencias, unter den Bogen mit Verkaufsläden und Kaffeehaus, und der Kathedrale gegenüber, wo ich jetzt durch die Gastlichkeit der Familie d'Oleire

nur zu behaglich einquartiert bin, stehen Privathäuser mit ebenfalls darunter befindlichen Bodegas, Comptoiren und kleineren Läden.

Das Gouvernementshaus schräg gegenüber sah besonders freundlich und luftig aus, und hatte mir außerdem eine besondere Ueberraschung aufgespart.

Es schlug auf der daran befindlichen Uhr gerade voll, und mit dem ersten Schlag fast — genau wie bei einer der alten Schwarzwälder Uhren — sprang ein kleiner Soldat in rothen Hosen vorn unter die Colonnaden, hob mit dem zweiten Schlag eine kleine Trompete an den Mund, blies darauf ein kleines Stück, und war mit dem letzten wieder in der dunkeln Thür verschwunden — und jedesmal, wenn es voll schlug, erneute sich dies allerliebste Schauspiel.

Die Tracht der Bewohner, so weit es nicht die unteren Klassen betrifft, ist vollkommen europäisch; nur die Reiter tragen den breiten mexikanischen Hut, eine kurze Jacke und fast indianisch ausgefranzte Leggins an den Beinen. Ebenso haben die Damen, wenn sie zur Kirche gehen, noch die schwarze Mantille beibehalten, die sie aber ganz kokett umzuschlagen verstehen.

Die Arbeiter tragen, wie überall in den heißen Ländern, nur Hemd und Hose, und zwar an Sonntagen das erstere über der zweiten, die Frauen einen einfachen Kattunrock und die Mantillen aus demselben Stoff.

Höchst wichtige Bewohner der Stadt darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, und das sind die sogenannten Zapoletes (carrion crow in den Vereinigten Staaten), die großen, schwarzen Aasgeier, die hier die Stelle der Tauben in unseren deutschen Städten vertreten, und so zahm werden, daß sie Einem manchmal kaum aus dem Wege gehen und sich in früher Morgenstunde nicht selten mit den Hunden auf der Straße herumbeißen. Sie sind aber auch — so widerlich sonst in ihrer ganzen Erscheinung — eine wirkliche Wohlthat der Tropen und genau dasselbe, was die Hyäne in Afrika ist. Sie reinigen Stadt und Umgegend von jedem Unrath, und selbst ein gefallenes Maulthier oder Pferd kann die Nachbarschaft nur auf kurze Zeit verpesten, denn die Zapoletes halten da strenge Polizei,

und in vier bis fünf Tagen sind die leeren Knochen das Einzige, was von dem todten Stücke übrig geblieben.

Komisch ist es, wenn sie sich Abends auf der Kathedrale ihren Ruheplatz suchen, wozu sie eine ziemlich geraume Zeit gebrauchen, denn die besten Plätze, d. h. die höchsten und besonders die oben auf dem Kreuz, werden den glücklichen Besitzern immer wieder streitig gemacht, wobei durch einen manchmal entstehenden Kampf zuweilen eine ganze Reihe in Unordnung geräth. Hat es aber die Nacht geregnet, oder ist auch nur ein sehr starker Thau gefallen, dann sitzen sie Morgens nach Sonnenaufgang an den sonnigen Seiten der Straßen auf Dächern und Gesimsen mit ausgespannten Flügeln regungslos halbe Stunden lang, und lassen sich wieder ordentlich abtrocknen. Uebrigens werden sie auch von der Polizei beschützt, und wer einen von ihnen muthwillig tödtet, hat eine nicht unbedeutende Geldstrafe zu erlegen.

Vera-Cruz ist nicht besonders gesund, doch scheint es noch, als ob es besser wäre als sein Ruf, denn das gelbe Fieber zum Beispiel, das eigentlich hier das ganze Jahr heimisch ist, tritt, nach Allem, was ich darüber gehört, selten oder nie so bösartig auf wie zum Beispiel dieses Jahr wieder in New-Orleans, wo es Tausende von Opfern gefordert hat und sich dann später durch die Cholera ablösen ließ. Allerdings wird die Stadt von großen Sümpfen umgeben, die jetzt in der trockenen Jahreszeit wieder meistentheils verdunsten; trotzdem hat man hier augenblicklich keine epidemische Krankheit, ja läßt sogar die von Havanna kommenden Schiffe in Quarantaine legen, da gerade dort die Cholera heftig wüthen sollte.

Allen Respect übrigens vor den Producten des Landes, über die ich früher lange nicht so vortheilhaft gedacht habe, als da ich sie selber näher kennen lernen konnte. Der Vera-Cruz-Tabak (der auf der Hochebene allerdings nicht) ist ganz ausgezeichnet, und die dort verfertigten Cigarren, von denen nur bis jetzt zu wenig gemacht werden, um einen Ausfuhr-Artikel zu bilden, stehen den Havanna-Cigarren in der That nur wenig — wenn überhaupt — nach, kosten aber auch freilich das Nämliche, was Havanna-Cigarren in ihrer Heimath gelten.

Eben so ausgezeichnet ist der in der tierra caliente gezogene Kaffee, der mir wenigstens besser geschmeckt hat als der venezolanische und in Vera-Cruz zu einem mäßigen Preis zu haben ist. Wie reich überhaupt ist das ganze Land, und doch in welch' ewigen, unaufhörlichen Kämpfen lebt das Volk, nur immer den Acker mit Blut düngend, ohne je an eine Ernte zu denken! —

Was man und wo auch hier in Vera-Cruz vom inneren Land erzählen hört, Räubergeschichten bilden immer den Refrain; Räubergeschichten, die oft an die schönsten Lebensjahre Rinaldo Rinaldini's erinnern, und unglaubliche Dimensionen annehmen, sobald man Jemanden antrifft, der nur eine etwas entlegene und nicht so leicht zu controlirende Tour gemacht hat.

Ich ließ mich übrigens dadurch nicht abschrecken, das Innere selber zu besuchen. Daß zahllose Räubereien vorfielen, war Thatsache; aber es war erstlich einmal sehr die Frage, ob ich selber dadurch behelligt werden würde, und dann — ging ich auch vortrefflich bewaffnet, und glaubte deshalb schon, ohne zu große Gefahr, ein kleines Abenteuer bestehen zu können.

Gedanken an die Reise trübten deshalb meinen kurzen Aufenthalt in Vera-Cruz auch keine Secunde, und ich gab mich ganz der Gesellschaft vieler deutscher Freunde hin, die ich dort fand.

Deutsches Leben überall, deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist, der sich wacker, selbst in den schwierigsten Zeiten und Lagen, hält, und dabei ruhig allen Hindernissen die Stirn bietet.

Das Leben dieser Kaufleute, besonders in den südamerikanischen Staaten, wie auch hier in Mexiko, ist oft ein kleiner Roman in sich selbst, denn man darf ja nicht glauben, daß sie in den Revolutionen unbehelligt bleiben. Alle Präsidenten, wie sie heißen, ob sie, rechtmäßig gewählt, gegen eine Revolution ankämpfen, oder selber Revolution machen, brauchen Geld, und da der Staat nie etwas besitzt, die Kaufleute dagegen, besonders die fremden, stets, so ist nichts natürlicher, als daß sie, — bald mit, bald ohne Erfolg, — in Anspruch genommen werden, und schon dadurch in viel nähere Beziehung mit der Regierung kommen, als ihnen selber lieb und nützlich ist.

In der Hauptstadt Mexiko spielte ja zum Beispiel der Verräther Marquez, der zuletzt von beiden Parteien gehangen worden wäre, wenn sie ihn nur erwischt hätten, eine ordentliche Komödie mit den fremden Kaufleuten, die er in der letzten Scene des Dramas, wo er sich verrätherischer Weise zum Commandirenden der Hauptstadt aufgeworfen, zu einem Frühstück einlud, die Thüren dann mit Soldaten besetzen ließ und einen der achtbarsten Deutschen, der sich weigerte der Geldforderung Genüge zu leisten, so lange in Gefangenschaft hielt, bis er endlich zahlte.

Jetzt waren die Zeiten allerdings wieder ruhiger, aber wer kann sagen, wie lange das in Mexiko dauert. — Quien sabe!

Handel und Geschäft lagen denn auch in Vera-Cruz ziemlich danieder, aber unsere Landsleute schienen sich das wenig zu Herzen zu nehmen, oder noch Vertrauen auf die Zukunft zu haben; äußerlich sah man ihnen keinenfalls irgend welche Sorgen an, und mich selber empfingen sie auf das Freundlichste.

Ich war gleich nach meiner Ankunft im Hotel de las Diligencias — wie man hier und bis Puebla an jeder Zwischenstation und in jeder Stadt das anständigste Hotel zu heißen scheint — abgestiegen, blieb aber dort nur wenige Tage, da ich von der Familie d'Oleire auf das Liebenswürdigste eingeladen wurde, zu ihnen hinüber zu ziehen. Ich hatte ein mir vollkommen fremdes Land betreten, aber ich selber wurde von den guten Menschen dort nicht als Fremder angesehen, und die kurze Zeit, die ich in Vera-Cruz verbrachte, verging mir wie im Fluge.

Auch Ausflüge zu Pferd machte ich, und wenn man sich der Stadt von der See aus nähert und die dürre, von einigen kahlen Sandhügeln eingeschlossene Fläche sieht, von der sie umgeben ist, sollte man es kaum für möglich halten, daß die Nachbarschaft einen hübschen Spazierritt bieten könne. Desto mehr war ich überrascht, als ich eines Morgens mit einem jungen Mann aus dem d'Oleire'schen Geschäft jene dürren, gar nicht weiten Hügel überritt und in den prachtvollsten Schatten eines Waldes eintauchte, durch den ein Reitweg führte, wie man ihn sich kaum romantischer denken kann.

Und wie das in den Büschen zwitscherte und sang, wie das schwirrte von herüber und hinüber fliegenden Vögeln, und wie selbst das Laub so freundlich rauschte, wenn die Brise darüber hinstrich! — Es ist eigenthümlich, wie man sich auf einer Seereise, und sei sie noch so kurz, nach schattigen Bäumen sehnt, und wie wohl es Einem thut, wenn man sich endlich wieder darunter findet. — Die Menschen sind nun einmal keine Amphibien. Selbst der an das blaue Wasser gewöhnte und dort eigentlich heimische Matrose wirft sich, sobald er ihn erreichen kann, in den Schatten der Büsche, und nimmt, wenn er wieder zu See geht, häufig eine Anzahl Zweige mit, um sie in seinem Vorcastle aufzuhängen. Er hat da wenigstens noch ein Andenken vom festen Land und etwas Grünes, das ihn vielleicht an die eigene Heimath erinnert.

Ganz eigenthümlich nahm sich Vera-Cruz aus, als wir es auf dem Rückweg wieder in Sicht bekamen. Die Stadt selber hat genau eine solch' bräunliche Farbe wie ein photographisches Bild, und liegt vollkommen flach in der Ebene, aber darüber hinaus ragen überall die Kuppeln und niederen Thürme der Kirchen und Klöster, hier und da auch mit den sie umgebenden Festungswerken, und dahinter wieder breitet sich der Streifen Meer, den nachher die niedere und früher für uneinnehmbar gehaltene Festung Ulloa deckt, so daß man dadurch ein höchst charakteristisches, wenn auch nicht besonders malerisches Bild erhält.

Vera-Cruz selber ist nur eine sehr kleine Stadt, die sich allerdings wohl weiter ausgebreitet hätte, wenn sie nicht von Festungsmauern umschlossen wäre. So aber sind die Häuser fest und dicht ineinander gedrängt, ohne mehr als einen kleinen Hofraum für jedes, und erst in den letzten Jahren scheint man angefangen zu haben, vor dem einen Thor und in der Nähe der Eisenbahn eine kleine Vorstadt anzulegen, die sich aber wohl kaum rasch vergrößern wird. Alle Augenblicke giebt es ja eine neue Revolution, und wenn Vera-Cruz auch gerade keinen uneinnehmbaren Charakter hat, hält man sich doch immer *hinter* den Mauern sicherer als davor.

So trostlos übrigens die unmittelbare Umgebung der Festung auch sein mag, so wunderbar schön und üppig ge-

staltet sich die Scenerie, sobald man nur eine kurze Strecke mit der von hier abführenden Eisenbahn in das Land hineinfährt und den Sand des Meerstrandes hinter sich läßt.

Dort beginnt allerdings zuerst der Sumpf, und die ganze Niederung, der auch wohl Vera-Cruz seine gelegentlichen gelben Fieberperioden zu danken hat, breitet sich weit hinein in das Land; aber das dauert mit der Bahn nicht lange, und wie man sich nur einem kleinen, dort gelegenen Städtchen Medellin nähert, an dem ein, wenn nicht breiter, doch auch nicht unbedeutender Fluß mit hohen, waldigen Ufer vorüberströmt, findet man sich plötzlich von dem ganzen Zauber tropischer Scenerie umgeben.

„Noch hat Niemand ungestraft unter Palmen gewandelt —" gegen dieses Wort, so gangbar es auch im Volke geworden, möchte ich wenigstens mich entschieden verwahren.

Aller menschlichen Berechnung nach werde ich wohl nie wieder eine Tropengegend betreten, aber so oft ich sie auch und an den verschiedensten Stellen in allen Welttheilen besuchte, ging mir das Herz immer auf, wenn ich in den Schatten jener herrlichen Bäume trat und ihre luftigen Wipfel rauschen hörte. Gestraft bin ich aber nie worden, und nur die Sehnsucht habe ich immer mit mir fortgetragen nach dem schönen Land.

Und Mexiko ist schön. Die Natur hat ihre Gaben mit verschwenderischen Händen ausgestreut, und selbst von dem Volk kann man nicht sagen, daß es bös oder tückisch wäre. Ich will alle die entsetzlichen Raubanfälle, die mir auf meiner Tour durch das Land erzählt wurden, glauben, und wahrlich nicht leugnen, daß es auch viel — recht viel Gesindel in dem weiten Reiche giebt; — aber welches Land hat das nicht, und — Gelegenheit macht Diebe. Die ewigen Revolutionen und Umwälzungen, fast alle von den Pfaffen angeregt oder unterstützt, machten Tausende von Menschen nicht allein brodlos, sondern gewöhnten sie auch an ein müßiges Leben, ja zwangen sie dazu. Ist es da ein Wunder, daß sie verwilderten. Das Hetzen und blutige Treiben in Mexiko hat ja gar kein Ende genommen, und es ist kaum zu erwarten, daß in einem noch wilden und wenig bevölkerten Reich, für das die einzelnen

Regierungen wenig oder gar nichts thun können, weil sie selber nur ewige Arbeit haben, sich auf ihren Sitzen zu halten, der Arme und durch den Krieg Ruinirte nicht gleich wieder ein friedlicher Landmann wird, sobald es einem der Präsidenten oder Regierenden einfällt, zu sagen: „Der Krieg ist vorbei."

Gebt dem Volk einmal einen wirklichen Frieden, — zeigt ihm die Mittel, sich ehrlich durch's Leben zu bringen, mit einer Garantie, daß er die Frucht, die er säet, nicht bei der Ernte für neue Soldatenbanden hergeben muß, und die Räubereien werden von selbst aufhören. — Jetzt ist freilich wenig Hoffnung dazu; den Mann, der dem Lande hätte den Frieden geben können, haben sie gemordet, der blutige Lerdo, mit der indianischen Puppe Juarez, regiert den kleinen Theil von Mexiko, auf dem sie noch festen Fuß halten, und im übrigen Land ist in diesem Augenblick der Bürgerkrieg wieder an sechs oder acht verschiedenen Stellen ausgebrochen. — Es ist traurig, wie die Menschen so mit frevlen Händen ihr eigenes Paradies verwüsten.

Doch um auf Medellin mit seinen prachtvollen, üppigen Hacienden und dem ganzen strotzenden Reichthum seiner Vegetation zurück zu kommen, so that es den Augen wirklich wohl, in dem frischen Grün der Blüthenbüsche herum zu wandern und dabei das fröhliche und harmlose Treiben der Menschen zu sehen, die sich darin bewegten.

Harmlos? — nun ja, im Allgemeinen, wenn man die Spieltische abrechnet, die in diesem kleinen „Badeort" von Vera-Cruz aller Orten und Enden aufgestellt waren. Aber die spanische Race kann nun einmal ohne das Hazardspiel nicht existiren. Ihr ganzes Leben ist auch etwas Aehnliches, und wenn es verboten wäre, würden sie es heimlich thun, — genau so, wie es bei uns, in den civilisirtesten Ländern der Erde, eben auch geschieht.

Es war ein Sonntag, als wir den Platz besuchten, in welchem auch viele Bewohner von Vera-Cruz kleine Landhäuser haben, oder doch wenigstens in der Saison ihren Wohnsitz dort nehmen, und natürlich an dem Abend Ball. Vorher hatten wir aber noch einen reizenden Spazierritt durch die Nachbarschaft, durch Fruchtgärten und Baumwollenfelder gemacht,

und sahen uns dann auf dem Rückweg die Stadt etwas näher an.

Medellin ist ein — man könnte sagen künstlicher Badeort, denn irgend eine Mineralquelle besteht dort nicht. Ein desto herrlicheres Bad bietet aber dafür der kleine Fluß, der, wenn ich nicht irre, den nämlichen Namen führt, als das Städtchen selber, und um ihm doch eine medicinische Kraft zu geben, hat man ausgesprengt, die Sarsaparilla, die in Masse an seinen Ufern wächst und oft in den Strom hineinhängt, mache das Wasser so außerordentlich gesund und heilkräftig.

Ehe wir in den Ballsaal hinübergingen, — und es fing indessen schon an zu dämmern, besuchte ich noch einmal ein altes, verfallenes Gebäude, das mir vorher gezeigt und insofern von Interesse war, als in dem letzten Kriege die von dem Vicekönig von Egypten gekauften Truppen, welche von den Franzosen nichtswürdiger Weise gezwungen wurden, sich gegen ein ihnen ganz fremdes Volk zu schlagen, hier einquartiert gewesen waren und den Platz damals verschanzt und verbarrikadirt hatten. Was wußten jene unglücklichen Menschen von dem Kaiser von Frankreich, was von dem von Mexiko, — was hatten ihnen die Mexikaner je zu Leide gethan, daß sie ihre Kugeln gegen sie abschossen und Gram und Herzeleid in manche Hütte trugen? Was hatten sie selber verschuldet, daß sie aus ihrer Heimath, von ihren Familien gerissen wurden — die Unglücklichen, die noch kaum einen frohen Tag in ihrem Leben gesehen, und unter Zwang und Despotismus aufgewachsen waren?

Es ist eine Schmach für unser Jahrhundert, daß etwas Derartiges geschehen konnte und durfte, und wird ein Schandfleck für Frankreich bleiben, so lange es noch eine richtende Geschichte giebt.

In dem düstern, öden Raum wanderte ich jetzt umher. Die unglücklichen Egypter, das geknechtetste Volk, so lange die Welt steht, — waren mit den Schiffen ihrer Händler wieder fortgezogen, die ausgenommen, deren blutige Leichname unter den Waldbäumen lagen. Die früheren Befestigungen hatten die Mexikaner zerstört, — das Thor stand offen, und eine dumpfe Höhle gähnte mich an, als ich es betrat. Da

waren aber noch die Plätze, wo sie sich unter dem wohl schon damals defecten Dach gegen den Regen geschützt, dort die rauchgeschwärzten Wände, wo sie ihr dürftiges Mahl gekocht. Hier und da in den Wällen erkannte ich auch noch, trotz der Dämmerung, verschiedene Stellen, in welche die Kugeln eingeschlagen und den Kalk von den Mauern losgerissen hatten. — Aber der Platz war, das Wenigste zu sagen, ungemüthlich. Ueberall auf dem Boden lagen niedergebrochene Steine und Balken, wie Schutt umher, und die einzigen lebenden Wesen in dem ganzen öden Platz, in dem das Dämmerlicht mehr und mehr schwand, waren vielleicht, außer ein paar hier und da versteckten Schlangen und anderem Gewürm, ein paar große Fledermäuse, die meine Anwesenheit nicht gern zu sehen schienen.

Ich mochte ihnen nicht zur Last fallen, und wanderte still und schweigend, der armen Egypter denkend, in die Stadt zurück.

Fröhlicher Lärm und Musik, Lachen und Jubeln! — Wie düster lag dort hinter mir das zur Ruine gewordene Castell der afrikanischen Schlachtopfer — wie so hell und lichter strahlend vor mir der brillant erleuchtete Raum, in dem sich die Tanzenden schon im muntern Reigen drehten, während dicht dahinter, aber in einem offenen Gemach, die Spieltische mit ihrem klimpernden Geld den Damen wieder die Tänzer wegzulocken suchten.

Aber die Damen von Mexiko scheinen gar keine oder nur sehr wenig Tänzer zu gebrauchen, denn sie besorgen sich das schon gewöhnlich selber, indem sie allein — wie ich das auch früher in Californien gesehen — in den Ring treten. Und doch sind neue Tänze eingeführt, und zwar scheint hier die amerikanische Occupation eine fruchtbare Saat ausgestreut zu haben, denn die dansas, die ich in Medellin von einigen Damen aufführen sah, waren eigentlich nichts in der Welt weiter als eine zierliche Hornpipe oder ein sogenannter Jig.

Einige sehr interessante hübsche Gesichter bemerkte ich dabei, und junge Frauen, natürlich in ihrem höchsten Staat, mit Crinolinen, Chignons ꝛc. — aber keine langen Schleppen, sondern Alle leicht geschürzt, um auch die allerliebsten kleinen Füße nicht ungesehen zu lassen. Uebrigens schien es eine Art

von Wetttanz zwischen verschiedenen jungen Damen, die einzeln einander ablösten und zu übertreffen suchten, während das männliche Publikum — denn die zuschauenden Damen verhielten sich vollkommen passiv — oft bis zum Enthusiasmus seinen Beifall zu erkennen gab.

Während des Tanzes hatte ein alter Bursche, der die Guitarre spielte, oder eigentlich mehr im Tact schlug, fortwährend kleine zweizeilige Strophen — auf die Eigenschaften der gerade tanzenden Schönen bezüglich — gesungen, und oft lauten, ja stürmischen Beifall geerntet. Die Worte verstand ich allerdings nicht, denn erstlich hatte ich mein weniges Spanisch in dem langen Zwischenraum so ziemlich verlernt und mußte wieder von vorn anfangen, und dann biß der Bursche auch die Worte so kurz ab und brummte sie manchmal ganz in den Bart hinein, daß selbst meine des Spanischen vollkommen kundigen Begleiter den Sinn nicht herausbekamen. Was er aber sang, ob es schmeichelhaft oder mit leichter Ironie gemischt war, konnte man immer deutlich und unverkennbar in den lebendigen Zügen der gerade tanzenden Schönen lesen, wie sie die Lippen zusammenzog, erröthete oder ihm auch einen blitzenden und trotzigen Blick zuwarf — aber das war auch die einzige Waffe, die sie zu haben schienen, und der alte Mexikaner hatte das wohl eine Stunde als alleiniger Wortführer fortgesetzt, als plötzlich ein junges schlankes Mädchen — nicht mehr zu jung, aber wunderhübsch, mit ruhig umherschauendem Auge den Saal betrat und ein Flüstern rasch durch die Versammlung lief. Sie mußte das auch hören, schien es aber gar nicht zu beachten, sondern ganz in die Musik vertieft zu sein und betrachtete nur die gerade draußen befindliche Tänzerin mit prüfenden Blicken.

Der alte Bursche schwieg — es war, als ob er sich selber überlege, was er thun solle, und ein neben mir sitzender Mexikaner flüsterte mir zu, ich möge jetzt aufpassen, das sei eine der berühmtesten Tänzerinnen in ganz Medellin.

Sie ließ uns nicht lange warten. Kaum war die junge Dame, die allein den Tanzplatz inne hielt, abgetreten, als sie in den Ring hineinschlüpfte und nun zu der rasch einfallenden Melodie mit außerordentlicher Fertigkeit eine richtige Jig

tanzte. Sie mußte unter den Schuhen kleine hölzerne oder metallene Platten haben, denn der Tact klappte wie ein zierliches Hammerwerk immer schärfer, immer rascher mit zur Musik, und schon machte sich der Beifall des Publikums in lauten Ausrufen Luft.

Jetzt fiel auch der alte Sänger wieder ein, und zwar, wie es schien, in schmeichelhaftem Lob, denn um die Lippen der Schönen zuckte ein spöttisches Lächeln. Ob er das aber bemerkt hatte, er ging weiter, und plötzlich sah ich, wie ihr Gesicht blutroth wurde und einige der älteren Damen kicherten. Aber sie dachte nicht daran, irgend eine ihr nicht passende Anspielung ruhig hinzunehmen. Ohne dabei ihren Tanz auch nur für einen Moment zu unterbrechen, sang sie in der nämlichen Weise eine Antwort, die aber so scharf und beißend ausgefallen sein mußte, daß das Publikum plötzlich in lauten Jubel ausbrach.

Der Alte begann wieder, sie aber blieb ihm keine Antwort schuldig und nach Allem, was ich dabei sehen konnte, auch entschieden im Vortheil.

Das Ganze wurde natürlich vollständig extemporirt, und ich hätte viel darum gegeben, die genauen Worte und Anspielungen zu verstehen, doch, wie gesagt, in der Musik und dem Lärm wie der undeutlichen Aussprache war das unmöglich.

Der Tanz soll bis gegen Morgen gedauert haben, ich ging aber früh zu Bett, blieb jedoch noch lange genug dort, um zu sehen, wie eine Dame besonders, die aber schon jedenfalls im Anfang der Dreißiger stehen mußte und nichts weniger als hübsch war, nur sehr jugendlich gekleidet ging, mit jeder neuen Tänzerin den Wettkampf aufnahm — aber sie behielt ein undankbares Publikum, dem sie jedoch, wie dem alten Sänger, trotzig die Stirn bot.

In Vera-Cruz blieb ich im Ganzen kaum eine Woche, und hatte dort auch noch Gelegenheit, einige Ueberreste der österreichischen Expedition zu beobachten, denen es allerdings nicht immer gut ging.

Am besten scheinen sich die Aerzte zu befinden, von denen sehr viele in Mexiko zurückgeblieben sind, und denen man

auch nicht das Mindeste in den Weg gelegt hat. Den Mexikanern war ja selber damit gedient, tüchtige Aerzte in ihr Land zu bekommen, und manche habe ich getroffen, die sich außerordentlich wohl befinden. Einzelne Soldaten trieben sich aber noch, obgleich man sie im Ganzen schon nach New-Orleans gesendet hatte, in der Stadt herum und — bettelten, eben nicht zur Freude ihrer Landsleute. Die Meisten von diesen sollten jedoch Böhmen sein, und in dem Fall ist es auch erklärlich.

Noch wäre ich gern einige Tage länger geblieben, aber der französische Paketdampfer kam mit einer Unzahl Passagieren ein, und meine dortigen Freunde versicherten mir, daß die Diligence jetzt auf längere Zeit belegt werden würde, sobald diese das Land beträten, da die meisten von ihnen augenblicklich nach der Hauptstadt gingen. Dem wollte ich mich nicht aussetzen, und da sie glücklicher Weise zwei Tage in Quarantaine gelegt wurden, benutzte ich dies und ließ mich gleich einschreiben. Den freundlichen Empfang meiner wackeren Landsleute in Vera-Cruz nahm ich aber für ein gutes Omen. Straßenräuber oder keine, ich wollte das Land kennen lernen, und ein wenig Gefahr macht ja selbst den langweiligsten Weg interessant, wie viel mehr also eine Fahrt durch dies wunderbar schöne Land.

13.

Von Vera-Cruz nach Puebla.

Mittags um ein Uhr ging der Eisenbahnzug von Vera-Cruz ab. Die Bahn führte aber bis jetzt nur erst bis Paso del Macho, das wir noch an dem nämlichen Abend erreichen sollten.

Dort, wo wir vorüberkamen, standen unmittelbar vor der Stadt ein paar beschädigte Eisenbahnwagen. Im letzten Kriege

waren Kugeln hindurchgefahren und hatten die Achse des einen zerschmettert — aber es dachte Niemand daran, sie zu repariren. In Wind und Wetter blieben sie stehen und mochten da auch ruhig verfaulen. Waren sie total ruinirt, dann mußten neue angeschafft werden. Jetzt zählten sie noch mit.

Die Reise von Vera-Cruz, oder vielmehr die Abfahrt, sieht übrigens noch ziemlich behaglich aus. Unmittelbar an der Stadt setzt man sich in einen ganz bequemen Eisenbahn-Waggon, und mit all' den bei solcher Fahrt gebräuchlichen Vorrichtungen scheint es gar nicht, als ob man eben im Begriff stände, in ein — gerade nicht wildes, aber doch verwildertes Terrain einzutauchen. Das ändert sich freilich noch an dem nämlichen Tag.

Die Scenerie ist wundervoll. So wie man nur erst einmal die niederen Festungsmauern der Stadt und den Schmutz der nächsten Umgebung hinter sich hat, begrüßt das Auge die wundervollste Vegetation, und Cocospalmen ragen überall aus einem üppigen Gewirr von Schlingpflanzen und Blüthenbüschen empor. Rothe, weiße und gelbe Winden schlingen sich zu undurchsichtigen Mauern und Gewölben zusammen, und hier und da strecken die breiten Blätter der Bananen ihre grünen Arme dem Licht entgegen. Dann und wann aber, wie man durch die Baumgipfel einen freien Blick gewinnt, ragt plötzlich in der Ferne der hohe, spitze Schneekegel des Orizaba herüber und sticht merkwürdig gegen die wilde, überreiche Vegetation der heißen Zone ab, aus welcher er emporsteigt.

Kleine Ortschaften, an denen Stationen angelegt wurden, unterbrechen die Fahrt; Fruchtstände in Bambushütten, die mich lebhaft an ähnliche auf Java erinnerten, bieten dem Fremden eine nicht unangenehme Abwechslung, und das Auge findet überall so viel zu schauen, daß man sich wirklich kaum um seine Reisegefährten kümmern kann und mag. Weiß man doch auch nicht einmal, ob es für die kurze Zeit der Mühe lohnt, denn welche von ihnen begleiten uns auf der längeren Tour? Das muß sich erst im Nachtquartier ergeben. Von da ab wurde nämlich die Weiterreise nur durch die Diligence auf dem camino real ermöglicht und sollte am nächsten Morgen beginnen.

Nun muß ich aufrichtig gestehen, daß mir das Wort camino real nicht besonders gefiel, denn wenn ich an Ecuador, Peru, Chile, Uruguay und alle anderen südlichen Staaten zurückdachte, so überlief mich ein stilles, ahnungsvolles Grauen. Camino real heißt eigentlich „königlicher Weg" oder Hauptchaussee, und wenn ich mir irgend einen recht nichtswürdigen Weg lebhaft ausmalen wollte, so brauchte ich mir nur die caminos reales jener Gegenden in's Gedächtniß zurückzurufen. Aber früher gelesenen Beschreibungen nach sollten ja alle die Hauptwege unter der Regierung des Kaisers gründlich restaurirt sein, und ich hatte also nichts Aehnliches wie in den durchwanderten Republiken zu befürchten.

Paso del Macho hieß die Station, wo wir unser Abendessen einnahmen und dann übernachteten. Dort vor dem Hause hielt auch schon die Diligence — genau ein solches Fuhrwerk, wie es sonst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika üblich war —, und noch jetzt erzählen dort die alten Leute an langen Winterabenden, neben ihren Abenteuern mit Bär, Panther und giftigen Schlangen oder Ueberfällen der blutgierigen Wilden, ihre Fahrten in einer solchen Diligence.

Diese ist jetzt hier in Mexiko als „Neuerung" eingeführt — ein rother, neunsitziger, doch gut in Federn hängender Kasten, aber so stark gearbeitet, um selbst den Schrecknissen eines camino real die Stirn bieten; und dort hinein sollten wir am nächsten Morgen gepreßt und unserem weiteren Schicksal überliefert werden.

Das Hotel, in dem wir uns befanden, bestand aus einem großen Saal, um den herum, nicht unähnlich denen in einer Kajüte an Bord eines Schiffes, verschiedene kleine Schlafgemächer lagen und nur durch dünne, nicht einmal zur Decke reichende Bretterwände getrennt wurden.

In erster Klasse mit der Eisenbahn war auch ein Herr mit zwei sehr elegant gekleideten Damen, jedenfalls Schwestern, gekommen, die beim Abendessen sehr viel Wein und nach dem Kaffee jede ein großes Glas Cognac tranken. Es waren Französinnen und, wie ich bald fand, meine Reisegefährtinnen für morgen früh. Außerdem befanden sich noch zwei ältere und zwei jüngere Mexikaner am Tische, und eine junge mexika=

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

75. u. **76.** Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 50 Pf.

nische Frau mit einem kleinen Kinde und einem jungen Hunde — sämmtlich Futter für das Innere der Diligence. Da wir übrigens Alle müde waren und früh wieder heraus mußten, suchten wir bald unser Bett, und ich selber ging nur noch vorher etwa eine Stunde mit einem seit langen Jahren in Mexiko lebenden Deutschen vor dem Hotel spazieren und ließ mir Einiges über die jetzigen und früheren Verhältnisse des Landes erzählen.

Am nächsten Morgen, noch bei stockfinsterer Nacht, ein Heidenlärm: die Passagiere, wie die ganze Nachbarschaft, wurden geweckt, damit die eigentlichen Schlachtopfer erst Kaffee trinken konnten, ehe sie ausgeliefert wurden. Jetzt kamen die Maulthiere — oder mulas — und Jeder suchte sich in der Dunkelheit seinen, ihm durch den Einschreibezettel angewiesenen Platz. Das schien freilich anfangs ganz unmöglich, denn eine Unzahl kleines Gepäck, wie Reisesäcke, Cigarrenkisten, größere Schachteln und andere Dinge, standen so überall im Wege, daß Niemand im Stande war die Füße auszustrecken. Einige wollten dagegen protestiren, doch der eine Mexikaner bat sie vernünftiger Weise, nur erst einmal den Wagen abfahren zu lassen, nachher würde schon Alles rasch „zusammengeschüttelt" werden, und darin hatte er vollkommen Recht.

Es ist auch eine allbekannte Thatsache, daß bei solchen Abfahrtsgelegenheiten, sei das nun ein Schiff, ein Boot oder ein Wagen, Alles im Anfange überfüllt erscheint und Niemand die Möglichkeit sieht, darin auszuhalten: aber erst einmal kurze Zeit unterwegs, und es regulirt sich Alles. Selbst das Unmögliche wird möglich gemacht, und man richtet sich zuletzt selbst behaglich ein — behaglich — Gott verzeihe mir das Wort auf einem camino real!

Die Thiere zogen an, der Wagen rollte in die Nacht hinaus, und jede weitere Unterhaltung wurde in dem Moment unmöglich, denn die Räder gingen über ein paar im Wege liegende Steine fort, wie ich damals dachte, und solche Stöße erfolgten, daß nur Jeder beschäftigt war, sich selber auf seinem Sitz festzuhalten, ohne dem Nachbar mehr als nöthig zur Last, d. h. auf den Leib zu fallen. Aber die „Steine" hörten nicht auf; was ich für etwas Zufälliges gehalten, war der

gewöhnliche Gang der Diligence, und: Steht bei den Fallen! dachte ich mit meinem alten Capitain Schmidt. Tu l'as voulu, George Dandin — der Stein rollte, und was ich mir eingebrockt, mußte ich nun auch essen.

Der Mond stand allerdings am Himmel und der Kutscher konnte seinen Weg nothdürftig erkennen; im Innern des Kastens herrschte aber völlige Dunkelheit. Während das Kind schrie, der kleine Hund winselte, die Männer fluchten und die Damen stöhnten, wurden wir unglücklichen Passagiere mit wahrhaft eiserner Ausdauer auf den steinharten Sitzen auf und nieder gestoßen, und wir Alle fühlten, daß erst einige Uebung in diesem Marterkasten dazu gehöre, um auch nur seinen Empfindungen durch Worte Luft zu geben, wenn man nicht seine eigene Zunge leichtsinniger Weise in Gefahr bringen wollte, abgebissen zu werden.

Eisenbahn! Ich hatte anfangs geglaubt, daß der Preis derselben für die kurze Strecke, und mit nur 25 Pfd. Gepäck frei, etwas hoch gegriffen sei. Jetzt fand ich, daß sie spottbillig gewesen, und daß man hätte den dreifachen Preis fordern dürfen, nur um einen solchen Weg unmöglich zu machen. Aber das sollte noch besser kommen.

Endlich wurde es Tag. Wir sahen erst an beiden Seiten des Weges hohen, prächtigen Wald im Dämmerlicht, und konnten dann auch nach und nach unsere eigenen Jammergestalten im Innern des Wagens unterscheiden.

Die Diligence fuhr übrigens lange nicht mehr so rasch, als beim Ausgang aus Paso del Macho, wo sie „besseren", d. h. trockenen Weg gehabt. Dort war die Straße wenigstens abgetrocknet durch Wind und Sonne, hier hatte der Schatten und Schutz der Bäume beides verhindert, darauf einzuwirken, und als ich jetzt einen Blick aus dem Fenster hinauswarf, fand ich, daß der ganze camino real nur aus einer fast ununterbrochenen Kette von Sumpflöchern bestand, um welche sich der Kutscher entweder herumwinden mußte oder in die er, wenn er das unmöglich fand, keck und unerbittlich ein- und hindurchtauchte.

Bis dahin hatten wir Alle ziemlich mürrisch gesessen und das nun eben doch Unvermeidliche schweigend ertragen. Jetzt

plötzlich, als der Wagen sich etwas rascher fortbewegte, war es, als ob der ganze Vordertheil versänke. Im nächsten Augenblick erfolgte ein furchtbarer Stoß; das Hintertheil hob sich, im Innern stürzte Alles durcheinander, und nun war es, als ob sich die ganze Diligence überschlagen und einen sogenannten Purzelbaum schießen wollte. Aber es schien nur so. Das hinten aufgeladene Gepäck mochte doch glücklicher Weise zu schwer gewesen sein, es drückte den Rücktheil wieder zurück, der vordere Wagentheil hob sich, als ihn die mulas weiter rissen, empor, und fort rollten wir, einem neuen Loch entgegen.

Dieser kleine Zwischenfall schien aber die Zungen gelöst und die ganze mürrische Laune verscheucht zu haben. Die Behandlung war zu niederträchtig, und wir brachen fast Alle in ein freilich halbverzweifeltes Lachen aus. Jetzt wurde auch die Unterhaltung allgemein; wir waren auf einmal bekannt mit einander geworden, und die nachherigen Stöße konnten nur dazu dienen, diese Bekanntschaft zu befestigen.

Sonderbarer Weise sprang aber die Unterhaltung sehr bald von dem Wege selber ab und drehte sich, wenigstens für zwei Stunden, nur um die Ladrones oder Straßenräuber, die diesen Weg unsicher machten, die Diligence schon oft angefallen und beraubt und sogar eine Anzahl Menschen dabei getödtet hatten. Ich war auch für die Herren nicht ganz unvorbereitet. Ich saß mit meiner geladenen Doppelbüchse im Arm, Revolver und Messer an der Seite, im Wagen und sah nur bis jetzt noch nicht die Möglichkeit ein, wie man bei einer solchen Fahrt sich wirksam vertheidigen könne. Wenn nur die Hälfte der Geschichten wahr war, welche sich die Mexikaner erzählten, so unterlag es fast keinem Zweifel, daß wir ebenfalls angefallen werden mußten, und von einer versprochenen Escorte war keine Spur zu erkennen. Der Wald um uns her lag öde und still und bot fast bei jeder Biegung die herrlichste Gelegenheit, aus dem Hinterhalt vorzuspringen und eine Ladung Rehposten in den durcheinander geschüttelten Kasten hinein zu feuern. Aber die Räuber blieben aus, und statt deren überholten wir bald darauf in einem kleinen Dorf einen Trupp Infanterie, die bestimmt schien, uns zu begleiten. Der Weg

hatte hier auch in der That einen solchen Grad von Nichtswürdigkeit erreicht, daß wir doch nur im Schritt fahren konnten.

Die Soldaten standen an der Straße, unter den Bäumen aufmarschirt, und sahen mit ihren braunen Gesichtern und grauen Uniformen mit grünen Streifen nicht schlecht aus. Sie schienen auch gute Gewehre zu haben, und es war nicht wahrscheinlich, daß es ein Trupp von Straßenräubern wagen sollte, die auf solche Art unterstützten Passagiere anzugreifen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Etwa eine Stunde Wegs, ja, hielten sie gleichen Schritt mit uns. Der Weg bestand hier aus einer solchen Kette von Schlammlöchern, daß die acht vor die Diligence gespannten Maulthiere kaum, und nur mit größter Anstrengung, den leeren Wagen hindurchschleppen konnten, der zuletzt auch wirklich vollkommen stecken blieb. Unsere Escorte marschirte nun voraus, und als es dem Kutscher nach großer Anstrengung gelang, die Räder wieder frei zu bekommen, so daß wir weiter rücken konnten, überholte uns die zweite Escorte, die soldadera, das heißt die Frauen und Queridas der vorangegangenen Soldaten, die Körbe mit Lebensmitteln auf ihren Köpfen trugen und ganz ernsthaft und ehrbar an beiden Seiten des Wagens mitgingen — bis wir wieder stecken blieben. Dann verließen auch sie uns, und nach einer halben Stunde etwa holten wir beide Theile der Truppe ein, die sich unter den Bäumen ein Feuer angezündet hatte und ihr Frühstück kochte und verzehrte. Wir fuhren vorüber, und das war das letzte Mal, daß wir, bis dicht vor Puebla, irgend einen Soldaten zu sehen bekamen.

Ganz wunderbar schön und herrlich wurde aber hier die Scenerie, als wir uns besonders dem kleinen Orte Córdoba näherten, und hier schienen die Eingeborenen doch auch einigermaßen die Hand geboten zu haben, um der Natur, die ihnen Alles gab, nur wenigstens in etwas entgegen zu arbeiten. Bis dahin hatten die einzelnen Hütten, die wir im Walde fanden, nur wie verlassen in der prachtvollsten Vegetation, aber von Unkraut umwuchert, gestanden. Jetzt zeigten sich hier und da kleine Gärten, und wo nur ein Keim in die Erde gesteckt war,

da wuchs ein Wald von Fruchtbäumen empor. Kam man dann zu einer größeren Hacienda, so war es wirklich ein ganz prachtvoller Anblick, diesen fast fabelhaften Reichthum zu sehen, den die Natur entfaltete. Bananenstämme schossen bei einem ganz enormen Umfang im Stamm zu einer Höhe empor, wie ich sie fast noch nirgends gefunden. Mango, Sapotes, Orangenbäume, Chirimoyen, Agua-catas standen überall mit ihrem herrlichen Laub, und die Hecken bildete gewöhnlich ein dichter Streifen von Kaffee- und einzelnen Cacaobäumen, die im Schatten des Fruchtwaldes gediehen.

Wie wohl das dem Auge that, nachdem man so lange Zeit nur den wild durchwachsenen Wald gesehen, zu dem der entsetzliche Schlammweg ganz vortrefflich paßte! Hier wurde sogar dieser camino real etwas besser, so daß wir nicht mehr alle Augenblicke auszusteigen und halbe Stunden zu marschiren brauchten, und wir erreichten endlich, aber schon nach Dunkelwerden und nachdem wir noch vor Sonnenuntergang den Schneekegel Orizaba deutlich gesehen und bewundert hatten, das kleine Städtchen Orizaba, wo wir im Diligence-Hotel übernachten sollten.

In Orizaba fand ich einige Deutsche, und da uns Passagieren noch ein paar Stunden Rast blieben, weil wir erst um zwölf Uhr wieder aufbrechen sollten, so ging ich mit diesen noch kurze Zeit auf den „Christmarkt", der aber eigentlich fast nur aus Spielbuden und Spieltischen bestand, und wo fast alle Waaren zum Verlosen eingerichtet schienen. In dieser Zeit ist nämlich das Hazardspiel freigegeben, und die Spielpacht bringt der Stadt für diese eine Woche etwa 35,000 Dollars ein. Man kann sich also denken, was diese Leute verdienen müssen, um doch auch noch ihren eigenen Gewinnst dabei zu machen.

Nie im Leben habe ich aber auch das Spiel so und für alle Klassen, von dem reichsten Hacendero bis zu dem ärmsten Indianer hinab, ausgebeutet gesehen, und man findet Tische, wo um Unzen, wie andere, wo um eine kleine Kupfermünze gespielt wird, und zwar an einem so leidenschaftlich wie am andern. Aber nicht allein die Spieler frequentiren diese Zelte, nein, fast sämmtliche Familien der Stadt, da eine sehr große

Bude mit vielen hundert Sitzen zu einem ächten Lottospiel eingerichtet und fast jeden Abend auch vollständig besetzt ist. Wie gemischt aber die Betheiligung dabei sein muß, beweist schon der Ausrufer, der die Nummern zieht und auf den Bildungsgrad der minder Befähigten freundlichst Rücksicht nimmt. Er zieht zum Beispiel Nr. 87 und ruft dann ochenta siete, dann aber auch noch einmal die beiden Zahlen, wie sie hinter einander stehen, also ocho siete, damit solche, welche keine verbundenen Zahlen lesen können, sich leichter hineinfinden. Die erste Quinterne gewinnt dabei einen bestimmten und ziemlich hohen Satz. Die gezogenen Nummern werden mit Maiskörnern besetzt.

Auf dem Markte saßen eine Menge Fruchtverkäufer bei dem Licht von lodernden Kienbränden, das einen eigenthümlichen Schein über das Ganze warf. Kienholz giebt es hier in Masse, denn an den Vulkanen stehen große, aber freilich schon sehr gelichtete Kieferwaldungen.

Orizaba ist ein wichtiger historischer Punkt in der Kaisergeschichte geworden. Maximilian, als er hierher kam, befand sich schon auf seinem Weg nach Europa. Er hatte eingesehen, daß er seine Stellung nur durch einen langen Kampf vielleicht erhalten konnte, und wollte kein Blutvergießen in Mexiko mehr seinethalben. Sein Entschluß war gefaßt, sein meistes Gepäck schon zum Versenden fertig. Da trat sein böser Geist wieder an seine Seite — der Pater Fischer, der in dem charakterschwachen, aber gutherzigen Monarchen das beste Werkzeug gefunden zu haben glaubte, in Mexiko das Concordat einzuführen und der Kirche die „geraubten Güter" wieder zurück zu erstatten, und dessen Ueberredung — darin stimmten Alle überein — ist es allein zuzuschreiben, daß Maximilian nach der Hauptstadt zurückkehrte. Was er ihm damals gesagt, weiß natürlich Niemand, aber wahrlich nicht die Wahrheit, denn der Kaiser hätte sonst nie den unglückseligsten Schritt seines Lebens gethan, der ihn seiner Todesstätte entgegenführte.

Der Kaiser starb — aber Pater Fischer — ein höchst zweideutiger Charakter in Mexiko, da man ihn dort ganz unverhohlen einer sehr unangenehmen Juwelengeschichte bezichtigte —

lebte, und hatte sogar die Frechheit, nach Oesterreich in derselben Zeit zurückzukehren, wo man in der Hauptstadt Mexiko, im Diario Oficial die Documentos oficiales de los traidores — das heißt das geheime Archiv des todten Kaisers veröffentlichte, das gerade, wie jeder Unterrichtete in Mexiko behauptet, von diesem nämlichen Pater der Regierung „überlassen" wurde.

Dort drüben in jenem weißen langen Hause wohnte der Kaiser — dort verzehrte er sich in quälenden Zweifeln — dort brachten ihm die Bewohner von Orizaba einen Fackelzug, als er sich endlich — schwankend wie er war, entschlossen hatte, seiner ersten Absicht zu entsagen. — Jetzt konnte er nicht mehr zurück, und am nächsten Tage ging er — in Begleitung des triumphirenden Pfaffen — seinem Schicksal, seinem Tod entgegen.

Armer Maximilian! Wohl nie im Leben sind einem Kaiser, der Herrscher eines fremden Volkes sein wollte und darüber zu Grunde ging, so viele, so aufrichtige Thränen nachgeweint worden, als Dir, denn selbst Deine ärgsten Feinde haben Dir zugestehen müssen, daß Du es gut und ehrlich gemeint und kein falscher Gedanke in Deinem Herzen lebte. —

Leider war meine Zeit in Orizaba kaum nach Stunden gemessen, denn nach Dunkelwerden trafen wir ein, und sollten schon um Mitternacht den Platz wieder verlassen.

Erst um elf Uhr warf ich mich auf mein Lager, um wenigstens den Körper ein klein wenig auszuruhen; punkt Zwölf wurde aber schon wieder geweckt, und nachdem wir kaum noch Zeit gehabt, eine Tasse Kaffee zu trinken, sahen wir uns wieder verpackt und rasselten mit furchtbaren Stößen in die Nacht hinaus.

Die Straße war von hier aus nämlich besser, das heißt trockener, und der Kutscher konnte rascher fahren, bis wir endlich die Stelle erreichten, wo sich der Weg aus dem wärmeren Lande hinauf auf die Hochebene zieht. Dort aber war ich seelensfroh, als ich mit Tagesanbruch dem Marterkasten entspringen konnte, um zu Fuß die sogenannten Cumbres hinauf zu steigen, und die prachtvolle Aussicht auf die untenliegenden Thäler lohnte mich auch reichlich für die kleine Mühe.

Nur den Revolver mußte man an der Seite tragen, denn

gerade vor dieser Stelle war ich besonders gewarnt worden, da hier die meisten Ueberfälle stattgefunden haben sollten. Zum Glück jedoch hatten wir den Herrn Baron J. W. von Müller nicht bei uns, dem in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Mexiko so ganz haarsträubende Abenteuer mit Räubern, wilden Stieren, Tapiren, Tigern und so weiter begegnet sind, der aber doch glücklicher Weise mit dem Leben davongekommen ist. Wir wurden gar nicht belästigt und konnten, als die Diligence endlich nachkam, wieder einsteigen. Ich selber nahm jetzt meinen Platz hinter dem Kutscher, denn in dem Kasten selber bekam man erstlich gar nichts von der wundervollen Scenerie zu sehen, und dann wäre da drinnen auch eine Vertheidigung gegen einen doch möglichen Angriff vollkommen nutzlos gewesen.

Hier muß ich aber meine aufrichtige Bewunderung den mexikanischen Kutschern zollen, die wirklich das Außerordentlichste leisten, was ich je in der Art von Fuhrwerk gesehen habe. Die Diligence ist mit acht Thieren bespannt, von Paso del Macho waren es, durch den Schlamm, Maulthiere, hier Pferde. Zwei gehen an der Deichsel, vier davor und zwei wieder vorn. Der Kutscher hat, während er mit dem rechten Fuß den Hemmschuh regulirt, in jeder Hand drei Zügel und in der rechten noch die lange Peitsche, mit der er das vordere Gespann erreichen kann. Dabei fährt der Bursche, der sich den Mund verbunden hat, um nicht zu viel Staub zu schlucken, und nie flucht (überhaupt habe ich in keinem spanischen Land so wenig fluchen hören als in Mexiko), mit einer ganz fabelhaften Sicherheit und macht mit seinem Achtgespann die schwierigsten Wendungen. Dem auch nur ist es zuzuschreiben, daß auf den entsetzlichsten Wegen so verhältnißmäßig wenig Unfälle vorkommen. Freilich stehen immer noch genug Kreuze am Wege, die theils von Räubern verübte Mordthaten, theils die Stellen bezeichnen, wo beim Umschlagen der Diligence Kutscher oder Reisende den Hals gebrochen haben; und ein Wunder ist das freilich nicht. Uebrigens fahren diese Kutscher nicht allein mit acht, sondern sogar manchmal, bei außergewöhnlich schlechter Beschaffenheit des camino real, wie zu Zeiten in der Regensaison, mit d r e i z e h n Pferden auf dieselbe Weise.

Die ersten Kutscher für diese Diligencen waren Amerikaner, welche diese Wagen auch hier eingeführt haben, aber die Merikaner, die ja auch außerdem mit Pferden ganz vortrefflich umzugehen wissen, haben ihnen das bald abgelernt und können jetzt wahrlich nicht mehr übertroffen werden.

Merkwürdig ist der Unterschied, den diese paar tausend Fuß, die wir emporgestiegen waren, in der Vegetation machten und wie niedrig die Bäume plötzlich in der kurzen Frist geworden waren. Cactus und Agaven traten hier ganz entschieden auf, wie ein palmenähnlicher Baum, der da oben auch Palme genannt wird und mit seinen langen, spitzen und messerähnlichen Blättern ganz vortrefflich zu der übrigen stacheligen Vegetation paßt, aber eigentlich Yuca (Yucca) heißt.

Der Weg war hier trocken, aber Steine lagen überall, und kleine wie größere Vertiefungen unterbrachen beständig die Straße. Diese konnten aber natürlich den Kutscher nicht abhalten, seinen Pferden auf das Rücksichtsloseste die Peitsche zu geben, und fort donnerte die Kalesche, uns arme Passagiere auf eine Weise zusammenschüttelnd, die wahrlich nicht beschrieben werden kann, die erlebt sein muß, um sie in allen ihren Schrecken und Mißhandlungen zu begreifen.

Der Kutscher selber hat natürlich einen besseren Platz auf seinem Bock, aber neben ihm kann man nicht sitzen, da die Stelle sein Gehülfe einnimmt. Dieser führt eine zweite Peitsche, hat die Pflicht, dann und wann abzuspringen und nach dem Geschirr zu sehen, wie auch neue Blöcke für die Hemmschuhe zurecht zu zimmern, und sucht sich dann, ehe er wieder heraufklettert, ein paar Taschen voll Steine zusammen, um diese von oben auf ein etwa nachlassendes Thier hinab zu werfen. Zu Zeiten springt er auch, genau wie die Treiber auf Java, eine Strecke neben den Pferden her und haut so lange mit seiner Peitsche auf sie ein, bis er sie in einen rasenden Galopp gebracht. Daß er uns arme Passagiere im Innern dabei wie Erbsen in einer Kinderklapper durcheinander wirft, kümmert ihn verwünscht wenig; er will nur rascher von der Stelle kommen, und das erreicht er denn auch in der That.

In Palmar, einem kleinen Städtchen, das wahrscheinlich

seinen Namen von den palmenähnlichen Bäumen hat, denn Palmen selber kommen natürlich auf der Hochebene nicht mehr vor, frühstückten wir, aber freilich sehr erbärmlich, und tranken einen nichtswürdigen Wein dazu. Ueberhaupt muß man es sich von da an vergehen lassen, Wein zu fordern, wenn man nicht für eine nur einigermaßen trinkbare Sorte einen ganz enormen Preis bezahlen will. Man muß nämlich nicht allein den Wirthen den sehr theuern Transport, sondern auch den Gewinn an diesem bezahlen, und daher kommt es, daß schon in Puebla eine Flasche Bordeaux 1½, eine Flasche haut sauterne 2 Silberdollars, in Mexiko die letztere aber sogar 2½, also beinahe 3 preußische Thaler kostet. Das ist etwas zu viel für den geringen Genuß.

Ueberhaupt ist Mexiko ein entsetzlich theures Land; enorme Preise werden für Alles von dem „armen Reisenden" gefordert, und man kann die Hand nur fortwährend in der Tasche haben. Ein Real (5 Silbergroschen) ist etwa genau dasselbe hier, was ein einzelner Groschen bei uns ist, und wird wo möglich noch geringer geachtet. Einem deutschen Schriftsteller kann es deshalb auch in diesem Lande der Unzen wohl nie recht behaglich werden. Ja, wenn ihn die Nachdrucker bezahlen wollten, möchte es gehen, aber so arbeitet er mehr für andere Leute, als für sich selber, und das Einzige, was ihm übrig bleibt, ist, sich in allen Stücken einzuschränken.

Hinter Palmar kam ich zum ersten Mal in Sicht der beiden berühmten Vulkane mit den fast unaussprechlichen Namen: Popocatépetl (der rauchauswerfende Berg in der alten Indianersprache), und daneben der breitere Iztaccihúatl (die weiße Frau), und der letztere Name ist nicht schlecht gewählt, denn, besonders wenn man etwas näher kommt, läßt sich, mit nur einiger Phantasie, leicht eine mit einem riesigen weißen Tuch überdeckte, ruhende Frau auf dem Berge erkennen. Ueberhaupt findet sich diese Bildung nicht so selten in Mexiko, denn lange, durch vulkanische Kraft aufgeworfene Hügel zeigen noch an anderen Orten in ihren wunderlichen Contouren Aehnlichkeit mit dem Bilde einer lang ausgestreckten Frau. So passirten wir vor Puebla einen nicht hohen Berg, die Malincha, auf dem die Phantasie uns ebenfalls eine Frau erkennen läßt, die, auf dem

Rücken liegend, mit heraufgezogenen Knieen ruht. Gesichter lassen sich ebenfalls überall auf den Bergen unterscheiden.

Die beiden riesigen Berge sahen wunderbar schön aus, und ihre Kuppen waren mit ewigem Schnee bedeckt. Durch die Biegung der Straße und benachbarte Höhen wurde uns aber ihr Anblick bald wieder entzogen, und ich tröstete mich nur mit dem Gedanken, daß wir ihnen ja jetzt immer näher rückten und sie bald in ihrer ganzen Pracht bewundern sollten.

Vor Puebla, das wir spät am Abend erreichten, erhielten wir wieder eine reitende Escorte von Bewaffneten, denn gerade in der Nachbarschaft einer größeren Stadt treibt sich das raublustige Gesindel am meisten herum. In Orizaba schon, wo die Frau mit dem kleinen Kinde und dem jungen Hunde ausstieg, hatten wir aber einen neuen Passagier bekommen, der einen furchtbaren Schnupfen hatte und in einem fort nieste, die Zwischenzeit jedoch lediglich dazu benutzte, Mord- und Raubgeschichten an der Straße zu erzählen, in denen er meistens eine Rolle spielte. Es war ein kleiner Händler aus Mexiko selber, kam jetzt von Tabasco und konnte die Keckheit und Unverschämheit der Ladrones gar nicht lebhaft genug beschreiben. Er war eine wahre Chronik sämmtlicher in der Republick vorgefallenen Angriffe schlechter Menschen, und immer dazwischen durch kam dann wieder der Ausruf, wie gnädig ihn besonders der liebe Gott beschützt habe, daß er immer mit dem Leben davongekommen sei.

Die Gegend von Palmar bis Puebla ist trostlos genug. Dann und wann findet man wohl mit Mais oder Weizen bestellte Felder, aber Cactus und Agaven (hier Mageh genannt) bilden überall die Hauptvegetation, und hier betraten wir auch den District, wo die Bereitung des Pulque beginnt: ein wunderliches Getränk, das aus der Mageh-Aloe-Art gewonnen wird, und auf dessen Bereitung ich später zurückkommen werde. Ich kostete es in der einen kleinen Stadt bei einem alten Weibe auf dem Markte, das mir die gelblichweiße trübe Flüssigkeit, in der eine Menge kleiner schwarzer Gegenstände herumschwammen, in einer schmutzigen Calabasse credenzte.

Oh ihr schönen, herrlichen Bilder von mexikanischen In-

dianerinnen mit Federkrone und Schurz, die sehr im déshabillé in einer Hängematte ruhen, oder graziös einen Bogen und Pfeil in der Hand halten — wo seid ihr geblieben, was ist aus euch geworden? Das hier war eine mexikanische Indianerin, wie entsetzlich schmutzig sah aber das alte Scheusal aus, und wie hingen ihr die Lumpen um die Knochen! Ich überwand allerdings den Ekel und hob aus Wißbegierde die Schale an die Lippen, aber es war ein trauriger Genuß. Das trübe Zeug schmeckte fade und schaal, etwa genau so wie es aussah, und ich goß den Rest einem gerade vorbeilaufenden Hund über den Rücken, der es aber nicht einmal dort vertragen konnte.

Als es dunkel wurde, versuchte ich zu schlafen — es ging nicht. Das furchtbare Schütteln des Wagens rüttelte mich immer wieder empor, wenn mir selbst der Mann mit dem Schnupfen Ruhe gelassen hätte, und ich dankte Gott, als wir endlich das Pflaster von Puebla erreichten, wo wir doch bald nicht allein ein Nachtquartier, sondern wo sich auch ein paar Tage Rast für mich finden sollten, da ich mir fest vorgenommen hatte, Puebla wenigstens zwei oder drei Tage zu durchstreifen.

Im Hotel de las Diligencias hielten wir an, und eine Stunde später lag ich schon in meinem Bett und schlief dem kommenden Morgen entgegen.

14.

Puebla.

Die kleine Stadt und gewissermaßen auch Festung Puebla, obgleich von Festungswerken an der Stadt selber wenig sichtbar ist, war ein zu historischer Platz geworden, als daß ich ihn hätte mitten in der Nacht passiren können. Ich beschloß, da ich übrigens meine Passage nach Apizaco mit sogenannter

escala*) genommen, hier jedenfalls einen oder mehrere Tage zu bleiben, und habe es wahrlich später nicht bereut.

Puebla liegt natürlich mit auf der Hochebene, die hinter Orizaba beginnt und nach Westen zu den ganzen Flächenraum fast bis Cuernavaca hin umfaßt. Die Vegetation rings umher ist deshalb auch eine ziemlich dürftige und beschränkt sich eigentlich auf kleine Büsche, wie die Aloe- und Cactusarten. Desto prachtvoller ist aber dafür die Scenerie, und es läßt sich kaum etwas Großartigeres denken, als ein Blick von dem Fort aus über die Stadt, die mit ihren regelmäßigen Cuadras zu des Schauenden Füßen liegt, nach den herrlichen Vulkanen, dem Popocatépetl und Iztaccihúatl hin.

Der erste erhebt sich mit seiner schneebedeckten Spitze pyramidenförmig rechts empor, während links von ihm die „weiße Frau" wie mit einem Leichentuch überdeckt auf der langgezogenen Kuppe des letzteren ruht. Aber nicht allein durch ihre Höhe und Schneekuppen entzücken sie das Auge, nein, mehr noch durch den oft fast ununterbrochenen Wechsel ihrer Beleuchtung, je nach den Dünsten, die aus ihren Schluchten aufsteigen und bald phantastische Gestalten um sie her bilden, bald düstere Schatten auf sie werfen, um im nächsten Augenblick wieder der Sonne vollen Raum zu gewähren, so daß man gar nicht satt werden kann, ihnen zuzuschauen.

Aber wir wollen uns erst der Stadt selber zuwenden, und unwillkürlich entfährt da dem Beschauer der mitleidige Ausruf: Armes Puebla! denn was hat diese Stadt nicht in den letzten Jahrzehnten erfahren und gelitten, wo sie fast immer der Schauplatz blutiger Belagerungen war und das ausbaden mußte, was mexikanische Politik oder französische wie amerikanische Eroberungsgelüste für sie eingebrockt.

Der Anblick der Vorstädte besonders ist wirklich ein höchst

---

*) Mit escala d. h. Haltepunkt, Unterbrechung läßt man sich auf den mexikanischen Posten einschreiben, wenn man sich unterwegs irgendwo aufzuhalten gedenkt, und kann dies jederzeit erlangen; vergißt man aber, das kleine Wort einfügen zu lassen, so wird Einem ein solcher Aufenthalt, merkwürdiger Weise, gar nicht mehr gestattet, und man muß die später zurückzulegende Strecke noch einmal bezahlen.

trauriger. Ueberall sieht man nur leerstehende und meist zusammengeschossene Gebäude und eingestürzte Mauern. Durch Kugeln zertrümmerte Kirchen und Thürme gehören dort zu den Alltäglichkeiten, auf die auch wirklich — wenigstens keiner der Bewohner von Puebla selber mehr achtet.

Die Rose von Puebla! — ja, der Dichter hat wahrlich Recht! Aus Blut und Leichen stieg sie empor, und in der einen Stadt sind, glaub' ich, Dank den Franzosen, die besonders nach Bazaine's classischer Abschiedsrede in der Hauptstadt nur allein nach Mexiko gekommen waren, „um den Frieden im Innern herzustellen", mehr Greuelthaten verübt worden, als in dem ganzen übrigen Land zusammen.

Uebrigens muß die Stadt früher, wie Quito zum Beispiel noch bis zu diesem Augenblick, fast einzig oder doch größtentheils aus Kirchen und Klöstern bestanden haben, von denen die letzteren fast immer ganze Cuadras oder Viertel, und damit einen ungeheuern Flächenraum einnehmen. Und wie prachtvoll und bequem sind sie alle gebaut gewesen, mit gewaltigen, säulengetragenen Gängen, mit kühlen, schattigen Hofräumen, in denen sich gar nicht etwa so selten ein plätschernder Springbrunnen fand, mit bequemen Gemächern und luftigen Speisesälen — und jetzt haben die Kugeln der Belagerer die massiven Mauern gebrochen, so daß dem Laien ein Blick in das Innere gestattet wird und er die Stätten ungestört betrachten kann, wo früher die „Diener" des Herrn, die sich aber zu Herren aller Menschen zu machen suchten und eine Revolution nach der andern in Mexiko anfachten — in „stiller Demuth" hausten.

Juarez, der jetzige Präsident der Republik, machte diesem Treiben ein Ende. Ein paar Mal schon waren die Geistlichen mit ernsten Maßregeln bedroht, wenn sie keinen Frieden hielten, und man hatte ihnen die Gewalt, die der Staat besaß, anfangs nur gezeigt. Das aber, anstatt sie vorsichtiger zu machen, reizte sie zu größerer Widersetzlichkeit; sie hielten es nicht für möglich, daß irgend ein Präsident der streng katholischen Republik es wagen dürfe und könne, ihr Eigenthum — oder vielmehr das Eigenthum der Kirche und dadurch Gottes, anzutasten, bis sie Juarez eines schönen

Morgens auf das Unangenehmste mit einem drakonischen Edict überraschte, in welchem er sämmtliche Klöster aufhob und den Grundbesitz der Kirche für Staatseigenthum erklärte.

Uebrigens stehen noch eine Unmasse von Klöstern in Puebla verödet und unverkauft, und zwar aus einem doppelten Grunde.

Erstlich wird der Grundbesitz solcher geistlichen Güter allerdings zu einem Spottpreis ausgeboten, er verlangt aber trotzdem ein bedeutendes Capital, um ihn wirklich zu verwerthen, denn die Klöster können in ihrem jetzigen Zustand natürlich nicht von Privatleuten benutzt werden, diese entsetzlich dicken Mauern und Bauten aber niederzureißen und wieder frisch aufzubauen, kostet enorm viel Geld, und nicht Jeder kann das daran wenden.

Ein anderer, viel tiefer gehender Grund liegt aber in der Geistlichkeit selber, denn wenn den Priestern auch die Gewalt aus den Händen genommen ist und sie nichts Positives gegen die einmal erlassenen Gesetze der Regierung thun können, so wissen sie doch desto besser im Geheimen zu bohren; — und wann hätten die Priester irgend eines Volkes, so lange die Welt steht und es Priester giebt, nicht den Aberglauben desselben benutzt, um ihre eigenen Zwecke zu erreichen.

Mit den Männern in Mexiko ist nun allerdings nicht viel und nur in einzelnen Fällen etwas anzufangen, aber desto besser verstehen sie dafür auf die Frauen einzuwirken, und darin ist der Staat — nachdem er einmal entschieden seine Trennung von der Kirche ausgesprochen — machtlos.

Oefter habe ich es nicht allein in Puebla, nein noch viel mehr in der Hauptstadt selber aussprechen hören, welch unheilvolles Treiben unter der in Grund und Boden hinein verdorbenen mexikanischen Geistlichkeit herrscht, und deshalb entblöden sie sich auch nicht, zu den unchristlichsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, ihre weltlichen Güter zu retten, und nicht einmal ein Geheimniß machen sie oft daraus. Es ist zum Beispiel offen ausgesprochen, daß sie Jedwedem, der „gotteslästerlich" auf einem solchen, früher geistlichen Grundstück wohnt und sich ein Haus darauf gebaut hat, oder selbst das eines Andern an solcher Stelle benutzt, allen geistlichen Zuspruch und selbst die Absolution verweigern. Kein Kind

wird von ihnen aus einem solchen Haus getauft, keine Leichen-ceremonie vollzogen, kurz und gut, jeder Bewohner einer Stätte, auf der früher Kloster oder Kirche gestanden, ist gewissermaßen excommunicirt, und man erzählt sich dabei kaum glaubliche Geschichten, wie sie auf dem Sterbebett Liegenden oder vielmehr ihren Familien Versprechungen und Gelübde abgezwungen haben. — Das ist die Liebe Gottes, die sie nicht allein predigen, sondern auch durch ihr Leben und Wirken bethätigen sollen; und was würde Christus gesagt haben, wenn er Zeuge einer solchen Wirthschaft gewesen wäre? — Was sagte er damals?

Wie billig übrigens der Grundbesitz in jetziger Zeit ist, mögen folgende zwei Beispiele zeigen. Unmittelbar an der Stadt liegt ein herrliches Schwefelbad. Eine gewaltige Quelle sprudelt aus einem Felsbecken hervor und wird in acht oder zehn vortrefflich angelegte und ausgemauerte Bäder, in denen man bequem schwimmen kann, hineingeleitet. Dicht daneben liegt ein 45 Schritt langes und 20 Schritt breites, schön angelegtes und ausgemauertes Pferdebad. Dazu gehört ein kleinerer und ein ziemlich großer hübsch angelegter Garten mit einem sehr geräumigen, und leicht in Garten zu verwandelnden Hofraum, und das Ganze wurde einem Kaufmann in Puebla zu dem Bagatellpreise von 3000 Dollars angeboten. Dabei ist die Quelle so mächtig, daß sie nicht allein alle diese Bäder unausgesetzt reichlich mit frischem Schwefelwasser speist, nein, man muß sogar noch einen Theil unbenutzt ablaufen lassen, weil man augenblicklich keine Verwendung dafür hat.

Zu demselben Preise wurde eine dicht an der Stadt liegende, aber durch die Kugeln ziemlich bös zugerichtete Kirche mit einem mehrere Acker umfassenden großen Rasenplatz ausgeboten, und ist selbst jetzt noch zu haben.

Kein Wunder — Puebla ist durch diese ewigen Kriege und Belagerungen, denen es ausgesetzt gewesen, wenigstens halb entvölkert worden, denn wer irgend konnte, zog sich aus der unausgesetzt bedrohten Stadt hinweg, und augenblicklich fehlt im Lande vollständig das Vertrauen, dahin zurückzukehren. Anders, weit anders wird das aber werden, wenn erst einmal die scharf im Bau begriffene Eisenbahn zwischen Mexiko und

Vera-Cruz beendet ist, was dem Contracte nach in vier Jahren geschehen sein muß, wenn die Gesellschaft nicht ihre Anrechte und damit ungeheure Capitalien verlieren will. Allerdings geschah für Puebla nicht, was recht leicht hätte geschehen können und eigentlich strategisch hätte geschehen müssen, da es nun einmal der Schlüssel zur Hauptstadt des Landes ist. Die Bahn läuft nämlich nicht direct auf Puebla zu, sondern nördlich etwa 20 oder 24 Leguas daran hin. Aber schon ist eine Zweigbahn im Bau begriffen, durch welche sich Puebla direct an die jetzige Endstation Apizaco anschließt, so daß man später Mexiko von hier aus in etwa sechs Stunden bequem und sicher wird erreichen können, während jetzt noch immer Straßenräuber den Weg bedrohen und gefährden.

Ueberhaupt genießt Puebla selber, gerade in dieser Hinsicht, einen keineswegs guten Ruf, und in der Nähe der Stadt sind schon am ersten bewaffnete Patrouillen nöthig, um das Gesindel ein wenig im Zaum zu halten. Sonderbarer Weise scheint sich dieses „Gesindel" aber weit weniger bei den unteren Klassen, als sogar mehr bei den höheren Ständen zu finden. Verschiedene Raubanfälle haben dort in der Nähe stattgefunden, bei denen einzelne der Räuber getödtet oder gefangen wurden, und man erkannte dann jedesmal in ihnen nicht etwa Strolche aus der Nachbarschaft, sondern ganz angesehene und wohlhabende Bürger aus der Stadt selber, die sich auf solche Weise einen kleinen Nebenverdienst gesucht.

Selbst während ich dort war, wurden zwei Kindern, einem Knaben von etwa zehn Jahren und einem jungen Mädchen, auf dem Paseo oder Spaziergang, also noch in der Stadt, die Pferde weggenommen, und auch Erwachsenen ist das schon an der nämlichen Stelle und am hellen Tage, mit einer ungeheuern Frechheit ausgeführt, geschehen. Ja, wenige Tage zuvor hatte man sogar einen jungen wohlhabenden Mann aus seinem eigenen Hause mit Gewalt und unter der Drohung des Todtschießens entführt, um ein Lösegeld von ihm zu erpressen. Glücklicher Weise aber wurden die Schurken entdeckt, und man konnte den Bedrohten, ehe ihm etwas Ernstliches geschehen, befreien.

Es geht dort jetzt in der That Niemand ohne seinen

Revolver aus, und noch weniger darf man wagen, ohne Waffe vor die Stadt hinaus zu reiten. Beispiele, daß solcher Leichtsinn gestraft wurde, kommen nur zu häufig vor.

Auf das Freundlichste wurde ich in Puebla von einem Deutschen, Herrn Berkenbusch, aufgenommen, und der genannte Herr opferte mir in liebenswürdigster Weise seine Zeit, um mich in den wenigen Tagen meines dortigen Aufenthaltes überall herum zu führen, was natürlich in diesem Lande nur immer zu Pferde geschieht. Nachdem wir also am ersten Tage die innere Stadt und die Verwüstungen besehen, die amerikanische und französische, ja selbst mexikanische Kanonen in ihren Mauern angerichtet — denn wenn ein Theil der Stadt von den Feinden genommen war, beschossen die mexikanischen Forts vollkommen rücksichtslos ihre eigenen Landsleute, — ritten wir am zweiten Tage nach der berühmten Pyramide von Cholula hinaus, mit der prachtvollen Aussicht auf die beiden herrlichen Vulkane.

Um Puebla herum ist die Gegend, wie schon erwähnt, wüst und unangebaut — kein Feld liegt da draußen, kein Garten, ja fast kein Baum steht in der ganzen Nachbarschaft. Nur in der Ferne nach Cholula zu hatte ich grünes Laub gesehen, aber nie im Leben geglaubt, dort eine so reizende, wirklich herrliche Scenerie zu finden.

Vor uns sahen wir einen niedern Hügel, den mir mein Begleiter als die Pyramide zeigte; ich hatte aber bis jetzt, und noch zu weit davon entfernt, wenig darauf geachtet, und meine Augen nur, wo es der etwas rauhe und sehr staubige Weg erlaubte, auf die beiden schneegekrönten Bergriesen mit ihren wunderlichen Formen gehalten. Jetzt plötzlich, ganz in der Nähe des kleinen freundlichen, mit zahlreichen und gut gehaltenen Gärten umgebenen Ortes Cholula, suchte ich wieder die Pyramide, und fiel, überrascht bei dem Anblick, der sich mir plötzlich bot, meinem Pferd in die Zügel, denn der Moment durfte nicht so rasch vorübergehen.

Unmittelbar vor mir lag der kleine Ort, und einzelne Caravanen von Eseln und Maulthieren mit ihren malerischen, aber etwas schmutzigen Führern und Führerinnen zogen noch immer der Hauptstadt zu, um dort ihre Producte abzusetzen;

hinter dem Ort aber hob sich diese sogenannte Pyramide — einer jener spitzen vulkanischen Hügel, wie sie sich mehrfach hier, wie auch auf der ganzen Hochebene finden, von einer hübschen Kapelle mit hoher Kuppel gekrönt, empor, und darüber lagen, der eine rechts, der andere links, einen wahrhaft zauberisch schönen Hintergrund bildend, die beiden mächtigen Kuppen der schneebedeckten Vulkane.

Einen Moment stutzte ich — ein unmöglicher Gedanke zuckte mir durch's Hirn — „hier bist Du schon gewesen — die prachtvolle Gegend hast Du schon einmal gesehen" — aber es war auch wirklich nur ein Moment, denn schon im nächsten Augenblick stand Salzburg mit seiner Festung und seinem schneebedeckten Untersberg vor meiner Erinnerung. Die Pyramide von Cholula ist nicht ganz so hoch wie die Festung in Salzburg, und das Thal dort viel mehr eingeengt, aber der ganze Charakter erinnerte mich unwillkürlich an jenes schöne Land, natürlich nur mit der Aussicht voraus, und ich konnte mich lange nicht von dem Bilde losreißen. Ich glaubte auch wirklich, ich hätte hier den schönsten Punkt Merikos erreicht — das Herz war mir so voll und doch so leicht, und ich hätte laut aufjubeln mögen — und doch war mir später noch Schöneres, viel Schöneres vorbehalten.

Endlich ritten wir weiter. Die Sonne brannte, trotzdem daß wir uns im December und auf ziemlicher Höhe befanden, fast senkrecht auf das staubige Land nieder, und da wir noch die Pyramide selber besteigen wollten, blieb uns nicht viel Zeit, denn gerade in der Mittagssonne durch die kahle Ebene zurück zu reiten, ist eben nicht besonders angenehm. Wir ritten in die Stadt. Gleich vorn in der ersten Straße stand eine Anzahl von Indianern, von denen das Dorf fast ausschließlich bewohnt wird, und hielt augenscheinlich eine Gemeindeversammlung ab.

Die Männer trugen ihr einfach weißes — wenigstens weiß gewesenes — Baumwollenzeug, aber außerdem auch noch, trotz der Hitze, ihre bunte Zarape über der Schulter, und schienen ernstlich vertieft über das nachzudenken, was ihnen der Sprecher — übrigens ein ganz intelligent aussehender Bursche — vortrug. Die Verhandlung wurde in spanischer Sprache geführt und von lebendigen Gesticulationen begleitet.

Um übrigens nicht in den Verdacht zu kommen, als ob wir uns in die Staatsgeheimnisse des kleinen Ortes einschleichen wollten, ritten wir rasch und grüßend vorüber, was die ganze Gemeindeversammlung freundlich und achtungsvoll erwiderte. Dann stellten wir unsere Pferde in eine der Posaden ein, die übrigens genau so aussah wie der ganze Ort. Sie schien von jedem menschlichen Wesen — einen französischen Hausknecht ausgenommen — gründlich geräumt zu sein. Alle Thüren und Fenster standen natürlich offen, aber selbst die Stuben waren leer, und der Hausrath beschränkte sich in ihnen auf zwei oder drei Holzstühle und einen Tisch.

Nicht einmal eine Erfrischung war darin zu bekommen, und wir hielten uns auch nicht auf, sondern machten uns ungesäumt auf den Weg zu der „Pyramide" selber, die sich nur wenige hundert Schritt davon entfernt erhebt.

Es ist das jedenfalls ein höchst interessanter Punkt, noch aus der alten Heidenzeit, und zeigt deutlich, welche bedeutende Arbeiten die damaligen Eingeborenen unternahmen, ohne vor der größten Mühe und Beschwerde — ganz unähnlich der jetzigen faulen Race — zurück zu schrecken. Ganz sicher aber ist es nicht der Fall, daß diese sogenannte Pyramide oder der ganze Hügel, auf dem früher ein Tempel stand und den jetzt eine christliche Kirche krönt, ausschließlich von Menschenhand aufgebaut sei. An den Seiten sieht man allerdings deutlich und überall die fest ineinander gedrängten Mauern von ungebrannten Ziegeln, sogenannten adobes, die mit den Jahren eine wirklich unbegreifliche Festigkeit erlangen, aber an einzelnen, durch spätere Regengüsse wahrscheinlich abgerissenen Stellen kann man jetzt auch eben so unbestreitbar die wirkliche und natürliche Erde erkennen.

Solche spitze, oft konische, oft länger gedehnte, niedrige Hügel finden sich überall auf der ganzen mexikanischen Hochebene. Es sind aber weiter nichts als Erdblasen, die durch vulkanische Eruptionen ausgeworfen sind und von denen selbst noch verschiedene in der Nähe von Cholula selber stehen. Kaum denkbar ist es deshalb auch — obgleich fanatischer Wahnsinn noch manches Unbegreiflichere möglich gemacht hat — daß man hier versucht und ausgeführt haben sollte, einen ganzen Berg

mit Menschenhänden an einer Stelle aufzurichten, wo man, gar nicht weit davon entfernt, die ganze Arbeit schon vollständig gethan fand und mit Leichtigkeit benutzen konnte. Viel wahrscheinlicher bleibt — und der Meinung schließen sich fast Alle an, die ich darüber gesprochen und welche die Pyramide selber in ihrem jetzigen Zustande gesehen, daß der Hügel allerdings schon bestand, ehe man einen Tempel darauf baute, daß ihn aber die Indianer, um ihm nichts von seiner Höhe zu nehmen und doch einen weiten Grund für ihre Bauten zu haben, mit einem festen und breiten Mauerwerk umgaben. Dadurch erhielt er jedenfalls eine regelmäßigere Form und oben — was sie gerade haben wollten — einen größeren Umfang. Den eigentlichen kleinen Berg hat aber jedenfalls die Natur selber aufgeworfen.

Die obenstehende Kirche ist noch nicht im Innern ausgebaut und dem Gebrauch übergeben, aber es wird scharf daran gearbeitet — was man nämlich in Mexiko scharf nennt. Zwei Leute fanden wir im Innern thätig, und vier lagen draußen im Schatten und ruhten sich ganz behaglich aus. Ein kleiner Junge aber, der uns bald als Fremde ausgefunden, kam uns nach und bot uns kleine Steinbilder an, die man noch häufig dort im Boden findet. Es waren Gesichtsmasken von etwa anderthalb Zoll Länge, mit nicht unschönen Formen.

Die Aussicht von dort oben, auf der einen Seite nach dem wirklich reizend im Thal liegenden Puebla, auf der andern nach den Schneevulkanen hin, war überraschend schön, und wir blieben lange dort oben, um den Anblick zu genießen.

Auf dem Rückweg, als wir das kleine Dorf wieder erreichten, wo zu Cortez' Zeiten eine Stadt mit über 100,000 Einwohnern stand, und der kecke Eroberer damals jenes furchtbare Blutbad unter ihnen anrichtete, wanderten wir zuerst durch das verödete, aber prachtvoll angelegte Kloster mit seinen weiten kühlen Räumen, in denen wir aber keinen einzigen Menschen fanden. Das ganze ungeheure Gebäude schien wie ausgestorben, und doch welches fröhlich geistliche Leben mag hier früher geherrscht haben! Weite, prachtvolle Säulengänge zogen sich überall herum, und das Centrum bildete ein kleiner, außerordentlich gemüthlicher Hofraum mit einem seligen Spring-

brunnen, der rings von schattigen Orangen- oder Limonenbäumen umgeben war.

Aus dem Kloster gingen wir über den großen, freien Platz der ebenfalls leer und öde stehenden Kirche zu, die man ihrer Größe nach fast eine Kathedrale nennen könnte. Anscheinend war sie verschlossen. Die Thür gab aber dem leichten Druck der Hand nach, und wir standen gleich darauf in dem gewaltigen, von zahlreichen Säulen getragenen, aber sonst leeren Raum, aus dem uns eine wirklich eiskalte Luft entgegenwehte.

Links, gleich am Eingang, stand ein lebensgroßes Bild des Heilandes mit dem Kreuz auf dem Rücken. Sonst war die Kirche meistens des sonst üblichen Schmuckes beraubt, und nur noch hier und da in den Nischen und über verschiedenen Altären standen andere Heiligenbilder. Aufgegeben schien man sie aber doch nicht zu haben, wie die verschiedenen Klosterkirchen in der Stadt, in denen man sogar die Vergoldung in den Kuppeln und an den Seitenwänden abkratzte. Weit hinten in einer der Vertiefungen stand ein Mann auf einer hohen, etwas gefährlich aussehenden Leiter und reparirte etwas an der Wand, und unter ihm saß ein Junge in einer alten schmutzigen Zarape und grunzte manchmal vor sich hin — vielleicht um uns aufmerksam zu machen, daß die Kirche bewacht wäre und wir uns also vorsehen möchten. Das ganze Gebäude machte übrigens einen wirklich großartigen Eindruck: etwa sechsunddreißig bis vierzig hohe Säulen trugen — immer je vier — eine kleine Kuppel, und die feierliche Stille, die auf dem Ganzen lag und selbst den leisen Schritt laut schallen machte, hatte in dem schmucklosen und doch mächtigen Raum etwas Ergreifendes und Imposantes. Ob die Kirche dem Gebrauch wieder übergeben werden soll, weiß ich nicht — es schien fast so, und es wäre auch in der That schade, wenn ein so schönes Bauwerk niedergerissen würde.

Freilich ist dies das Zeitalter des Niederreißens und Zerstörens, und wohin man in Mexiko auch sieht, findet man das bewahrheitet. — An Aufbauen denkt aber Niemand hier — ich wenigstens habe, während meines ganzen Aufenthaltes im Lande, bis jetzt auch noch nicht ein einziges im Bau begriffenes Haus gesehen. Der Krieg hat so viele Menschen hin-

gerafft, so viele Familien verarmt oder gar außer Landes gejagt, daß man, im Augenblick wenigstens, an keine Vergrößerung der Städte denken kann, und nur Mühe hat, die vielen leerstehenden Wohnungen an den Mann zu bringen.

Am nächsten Morgen besuchte ich mit Herrn Berkenbusch die berühmt gewordenen und mit Blut so oft getränkten Festungshügel der Stadt, und ich begreife nicht, daß die doch sonst gerade im Ansturm so vortrefflichen französischen Soldaten dasselbe nicht gleich bei dem ersten Angriff genommen haben, denn über die Gräben kann man mit Bequemlichkeit hinüberspringen, und die Mauern sind, wenn auch stark, doch sehr niedrig. Außerdem ist das Fort so gebaut, daß man mit Hülfe der abgerissenen Hänge auf der einen Seite wenigstens bis dicht — ja in Steinwurfsnähe unter den Mauern ankommen kann, ohne daß die Belagerten auch nur im Stande wären, einen einzigen der Angreifer zum Schuß zu bekommen. General Forey aber, der den ersten Angriff leitete, war zu schwach. Er hatte, in unseliger Unterschätzung des Feindes, wenn ich nicht irre, nur dreihundert Mann, die noch dazu, nach einem beschwerlichen Marsch und ohne ihnen eine Rastzeit zu gönnen, zum Sturm commandirt, aber entschieden geschlagen und zum Rückzug gezwungen wurden. Mein Begleiter zeigte mir die Stelle, wo das Blutbad stattfand, denn viele Franzosen fanden dort ihren Tod, und ebenfalls den Platz, wo später von den Mexikanern vierzig französische Soldatenleichen verbrannt worden waren, damit sie dort die Luft nicht verpesteten.

Unerklärlich ist übrigens, wenn man von dort oben das Terrain übersieht, ein Umstand, der auch später zur Eroberung Pueblas führte und von dem vollkommen unzurechnungsfähigen General Ortega ganz übersehen wurde. Im Norden von Puebla liegt nämlich, unmittelbar an der Stadt, ein kleiner Hügel, der zwar nicht sehr hoch ist, die Stadt aber doch vollkommen beherrscht, ohne daß er auch nur von der Garnison besetzt gewesen wäre. Die Franzosen, denen der Vortheil dieser Stellung natürlich augenblicklich einleuchtete, umgingen später die Stadt. Ortega sah sie und bemerkte noch zu seinem Adjutanten: „Ich glaube wahrhaftig, die Lumpe

wollen den San Lorenzo besetzen," machte aber nicht die geringste Anstalt, sie davon abzuhalten, — wie er sich denn eben um gar nichts bekümmerte, sondern nur ein liederliches und lucullisches Leben führte. Er hätte jedenfalls verdient gehabt, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Eigenthümlich war übrigens seine Art, Soldaten zu pressen; denn da man wußte, daß jeder Waffenfähige in den Straßen aufgegriffen wurde, wagten sich die jungen Leute nur sehr vorsichtig hinaus, und ließen sich zuletzt gar nicht mehr im Freien blicken. Da ließ er eines Tages plötzlich mit allen Glocken läuten, und als das neugierige Volk jetzt nach der Plaza strömte, um zu sehen, was da vorgefallen sei, wurde es plötzlich von Soldaten umzingelt und Alles aufgegriffen, was nur einigermaßen zu Soldaten tauglich war.

Diese verschwanden indessen augenblicklich wieder, als die Stadt endlich von den Franzosen genommen wurde. Die mexikanischen Soldaten rissen ihre Uniformen ab, warfen sie in Stücken auf die Straße und zerbrachen ihre Flinten und Säbel, aus Furcht, noch einmal gepreßt und unter das Militär gesteckt zu werden, und verschwanden dann, irgend einer ruhigen Arbeit nachgehend, in den Häusern. Das Fort aber feuerte lustig herüber und schoß viele Bewohner von Puebla in den Straßen todt.

Vorher schon hatte man aber zu einer gewaltsamen Maßregel seine Zuflucht genommen, um den Soldaten das Passiren der Straßen zu erleichtern und sie dabei keiner Gefahr auszusetzen. Man durchbrach nämlich die meist massiven und sehr dicken Mauern der Gebäude von einem Hause zum andern, — unbekümmert natürlich um alle dadurch gestörten und oft vollkommen außer Cours gesetzten Familienwohnungen, und wo sich die Arbeiter zu dem Zwecke zeigten, half keine Einwendung. Die Wände wurden durchbrochen und die Soldateska kroch in langer Reihe hindurch.

Als wir zurück in die Stadt ritten, überholten wir einen kleinen Zug Infanterie, bei dem aber die gemeinen Soldaten wirklich anständiger aussahen, als der Officier, der nicht einmal einen Degen an der Seite trug. Die armen Teufel werden aber auch schlecht genug besoldet, und gleich am ersten

Morgen bettelte mich ein Soldat, der sich noch dazu auf Wache befand, an. Ja, als ich nachher an der Schildwache, die das Gewehr im Arm trug und die Sache gesehen hatte, vorüberging, blieb sie stehen und sah so freundlich aus, daß ich fest überzeugt bin, sie würde mich ebenfalls um ein kleines Douceur gebeten haben, wenn ich ihr nur Zeit dazu gegönnt hätte.

Durch die Stadt wieder zurückreitend, passirten wir eine ziemlich große Plaza, oder einen Markt, wo in der Franzosenzeit die Gefangenen erschossen wurden. Es sollen dort zahlreiche Menschen hingerichtet sein, und wie rücksichtslos man dabei verfuhr, mag folgendes Beispiel erläutern.

Eines Morgens tritt die Wache in die Thür des Gefängnisses und ruft den Namen Ignaz Perez aus, wonach einer der Unglücklichen, der den Vornamen vielleicht nicht einmal gehört hatte, aufstand und sagte: „Ich heiße Perez!“ Er wurde dann einfach in die Mitte genommen, auf die Plaza geführt und dort augenblicklich erschossen. An dem Abend noch stellte es sich aber heraus, daß dieser Perez nur auf einen Verdacht hin verhaftet gewesen war, und der andere Perez noch im Kerker saß. Das machte aber nichts, — es war ja nichts versäumt, und der andere Perez — diesmal der richtige — wurde nun einfach abgeholt und ebenfalls todtgeschossen. Er hatte ja geholfen, sein Vaterland gegen die Eroberer zu vertheidigen.

In der Mauer, als wir vorüber ritten, konnte ich deutlich überall die fast zahllosen Kugellöcher erkennen; — das Blut war natürlich lange entfernt. — Oh Rose von Puebla!

Auf dem Wege besuchten wir noch die Schwefelbäder, — eine wirklich herrliche, aber jetzt im Verhältniß außerordentlich wenig benutzte Anlage, in welcher wir nicht einen einzigen Badenden trafen, — einen Mexikaner ausgenommen, der mit seinem Hund in dem Pferdebad herumschwamm.

Das Wasser ist so stark schwefelhaltig, daß eine silberne Uhr, wenn man sie mit in's Bad nimmt und dort offen auf die Bank legt, in ganz kurzer Zeit schwarz wird. Es hat eine grünbläuliche Farbe und gemäßigte, nicht heiße Temperatur, und die Quelle führt es in einem außerordentlich starken Strom direct in die großen, viereckig gemauerten Bassins.

Das Pferdebad ist, wie vorhin erwähnt, 45 Schritt lang und 20 breit, und wird gegen das Ende zu so tief, daß ein Pferd darin schwimmen muß. Etwa zur Hälfte, wo kleine eiserne Halter angebracht sind und wo den Thieren die Fluth gerade über den Rücken geht, werden sie angebunden und müssen dort eine für ihre Cur bestimmte Zeit stehen bleiben, was sie sich auch sehr ruhig und gern gefallen lassen. Der Preis ist dabei sehr billig gestellt und kostet — allerdings nicht im Verhältniß der Größe — für ein Pferd einen Quartidio — etwa 12½ Pfennig — für einen Menschen 2½ Real (12½ Sgr.)

In dem Garten blühten viele Rosen. Ich nahm mir zum Andenken an Puebla einige davon mit.

Die Zeit der Stiergefechte ist glücklicher Weise so ziemlich vorüber, selbst in Madrid sollen sie untersagt sein, und auch in Puebla wurden sie verboten, nachdem ich die Stadt erst kurze Zeit verlassen hatte. Ich bekam dort aber doch noch Gelegenheit, einem der letzten beizuwohnen, und wenn ich auch das Schauspiel selber hasse, so findet man doch an solchen Orten immer etwas dem fremden Lande Eigenthümliches, und ich mochte es deshalb nicht versäumen.

Die Arena ist weit und geräumig gebaut, mit Bänken wie ein Circus, aber unbeschützt gegen Regen und Sonne. Nur die Zuschauer in den Logen sitzen, bei etwa eintretendem Wetter, trocken, und die Preise der Plätze sind richtiger und charakteristischer Weise so gestellt, daß die Sonnenseite fast um die Hälfte billiger ist als die Schattenseite.

Der Raum, der Tausende von Menschen fassen kann, war nur spärlich besetzt, Damen sah man überhaupt nur sehr wenige. Am stärksten waren die untersten, also die billigsten Plätze in Anspruch genommen, und dort jubelte das Volk auch schon, als wir eintraten; denn der erste Stier, ein ziemlich junges Thier, war hereingelassen und der Clown oder Hanswurst, der sich überhaupt sehr passiv benahm und nur einmal eine unglückliche Gastrolle als Picador gab, hatte sich von dem muthigen kleinen Burschen in der Arena herumjagen lassen.

Der erste Stier wurde auf die bekannte Weise mit vor=

gehaltenen Tüchern geneckt — aber auch ermüdet. Dann stieß man ihm mit buntem und raschelndem Papier besteckte Stacheln in den Rücken, wozu allerdings eine bedeutende Geschicklichkeit und kaltes Blut gehört, denn der Picador muß, wenn er nicht ausgezischt und ausgepfiffen sein will, dem Thier zwei dieser Stacheln auf einmal über die Hörner hinüber in die Schultern stoßen und dabei außerordentlich geschwind sein, denn wenn er es nur um einen Moment versieht, so hat ihn das Thier rettungslos auf den Hörnern, und er kann von Glück sagen, wenn er nicht schwer geschädigt davonkommt.

Zuletzt steckten sie dem armen, geplagten Thier noch mit Schwärmern gefüllte Stacheln an, die sich dann entzündeten und Feuer sprühten, während das arme, gequälte Geschöpf vor Wuth und Schmerz laut aufbrüllte.

Als man sich daran genügend ergötzt, kam der Matador, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Er neckte es erst allerdings ein paar Mal mit einem rothen Tuche, während er aber den scharf geschliffenen Degen schon in der Hand trug. Jetzt kam es wieder heran und er stach es — nicht etwa in den Bug, daß es gleich todt zu Boden stürzte, sondern hinter das Schulterblatt, so daß es noch mehrere Minuten herumtaumelte, bis es sich endlich niederthat und dann, unter dem Jubelbrüllen der Menge, von dem „Schlächter" vollends getödtet wurde.

Dann kamen zwei mit den mexikanischen Farben besteckte Maulthiere herein, um das todte Geschöpf hinaus zu ziehen, ein schmutzig aussehender Bursche warf aus einem kleinen Karren Sägespähne über das Blut — und die Sache konnte von Neuem beginnen.

Die zweite Abtheilung war interessanter. Ein junger, muthiger Stier wurde hereingelassen, und zwei mit kurzen Lanzen bewaffnete Reiter erwarteten ihn. Die Lanzen hatten aber keine tödtliche Spitze, sondern nur einen kurzen Stachel mit Querhalt daran, um den Stier zu verhindern, das Pferd unter den Leib zu fassen. Uebrigens waren die Pferde selber durch einen den halben Bauch deckenden Ledergurt, wie durch zwei, vorn an jeder Seite hängende Leder so ziemlich gegen

jeden Stoß verwahrt, konnten wenigstens nicht so leicht geschädigt werden.

Der Stier, gereizt, wandte sich jetzt gegen den einen Reiter und führte einen, wie es schien, gefährlichen Stoß gegen das eine Pferd; aber der Reiter hatte ihm geschickt den Stachel in die Schulter gestoßen, und indem er das ganze Gewicht seines eigenen Körpers dagegen lehnte, hielt er das Thier, das nun machtlos in die Luft hieb, erfolgreich von dem Gaul ab.

Jetzt ein anderes Bild. Vier Reiter ohne Lederschürze und Lanze — wie es schien, Amateurs, — hielten an der Thür, durch welche der erwartete Stier Einlaß bekommen sollte. Jetzt öffnete sich dieselbe, aber es kam kaum mehr als ein eben überwachsenes Kalb heraus — ein kleines, schwarzes, schwächliches Geschöpf, hinter dem die Reiter jetzt herjagten, bis es einer von ihnen am Schwanz ergriff, diesen dann, als er den Moment für günstig hielt, unter seinem eigenen Bein durchzog, und dann das arme Geschöpf, durch plötzliches Antreiben seines Pferdes, mit dem Hintertheil herumwarf und dadurch zu Boden riß. Das war das ganze Kunststück, und wie beifällig wurde dasselbe von der versammelten Menge aufgenommen!

Jetzt, nach verschiedenen anderen Variationen, kam der Schluß. Ebenfalls ein ganz junges Thier, dem man aber auch noch zur Vorsicht die Hörner durch Kugeln unschädlich gemacht hatte, wurde hereingelassen. Auf ein gegebenes Zeichen sprang die ganze Jugend, die wahrscheinlich schon lange auf den Moment gehofft und gewartet, in die Arena und auf den Stier ein, der bei den plötzlich von allen Seiten auftauchenden kleinen Gestalten gar nicht zu wissen schien, auf wen er sich zuerst werfen solle. Suchte er sich aber Einen von ihnen aus, so sprang der rasch zur Seite oder hinter eine der an vier Seiten der Arena aufgestellten Schutzwände, und indessen hatten schon wieder zwanzig Andere den Kampf aufgenommen. Uebrigens war die Sache gar nicht so ganz ungefährlich, denn selbst kleine, ungeschickte Jungen betheiligten sich dabei, kamen zwischen die Füße der anderen und geriethen ein paar Mal in nicht geringe Gefahr, von dem zwar kleinen, aber doch wüthend gemachten Thier gefaßt und in die Luft geworfen oder auch unter die Füße getreten zu werden.

Uns wurde das Schauspiel endlich widerlich — wir traten hinaus auf den um das Gebäude laufenden Balkon — drinnen jauchzte und schrie das Volk vor Lust und Wonne, wenn das arme, geängstigte, junge Thier von einem Schwarm großer, brutaler Jungen gefaßt und zu Boden geworfen wurde, und hier draußen? — Dort drüben lagen in einem unbeschreiblichen Glanz und Zauber die beiden Schneevulkane, von dem rosigen Glanz der untergehenden Sonne wie mit Purpur übergossen — ein Bild der stillen Ruhe und der Größe Gottes, während da drinnen ein entartetes Geschlecht eins seiner Geschöpfe mißhandelte und dabei in viehisches Jauchzen ausbrach. — Sonderbare Welt, so voll von Schönheit und Erbärmlichkeit! Aber Eins besteht neben dem Andern — wir wissen nicht wozu — wir begreifen es nicht. Ich aber muß gestehen, daß ich mich beim Anblick dieses wundervollen Schauspiels in der That schämte, Zeuge jenes Skandals dort im Innern gewesen zu sein — es kam mir jetzt wie eine Entwürdigung der herrlichen Natur vor, die hier draußen alle ihre Schätze für das Auge des Menschen ausbreitete, und ich schwur mir heimlich zu, daß dies das letzte Stiergefecht sein solle, dem ich je im Leben beigewohnt.

15.

Von Peubla nach Mexiko.

In Puebla ging die Diligence, die aber von hier ab aus drei Wagen bestand, denn der Verkehr zwischen Puebla und Mexiko ist ziemlich bedeutend, wieder Morgens um vier Uhr, also noch in stockfinsterer Nacht ab, und so wenig traute man den Pueblanern, daß eine starke Escorte neben den Diligencen herritt. Uebrigens sahen die Burschen selber wirklichen Straßenräubern so ähnlich, wie ein Ei dem andern, und als sie mit Tagesgrauen wieder von uns Abschied nahmen und uns unserem

Schicksal allein überließen, ritten auch wirklich ein paar von ihnen an den Wagen heran und — baten sich ein Douceur aus — die alte Geschichte. Sie waren jedoch mit einer Kleinigkeit von einigen Realen außerordentlich zufrieden und bedankten sich freundlichst.

Noch muß ich bemerken, daß die beiden anderen Diligencen mit den Passagieren des damals von Havanna gekommenen Dampfers — fast lauter Franzosen — besetzt waren. Sie hatten ihre kurze Quarantaine abgelegen und mich in Puebla überholt. Von diesen gingen aber die meisten ebenfalls bewaffnet, und wir konnten von da ab einer möglichen Bande von Straßenräubern schon ganz entschieden die Stirn zeigen.

Wunderbar herrlich wurde aber der Anblick der beiden Vulkane Popocatépetl und Iztaccihúatl, als der dämmernde Tag seine ersten Lichter auf ihre bleichen Schneekegel warf und sie mit immer höherem prachtvolleren Roth übergoß, und noch pittoresker der Anblick, als endlich, dicht vor Tagesanbruch, der blitzende Orion mit seinen hellen Sternen gerade zwischen den beiden Bergen unterging und die sonst dunkle Stelle wirklich funkeln machte. Es war herrlich, und doch sollte ich diese Berge noch viel schöner sehen.

Uebrigens nahm der Weg unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, denn er war, was man hier besser nannte, und unsere drei Marterkasten konnten deshalb in einem scharfen Trab über die Bahn hingeschüttelt werden. Dazu obenauf mit einer geladenen Büchse zu sitzen — denn gerade dieser Theil der Straße wurde für ziemlich gefährdet gehalten — war in der That ein Kunststück und lenkte die Aufmerksamkeit leider viel zu viel von der reizenden Scenerie ab.

Von Puebla aus führte jetzt unsere Bahn auch ganz entschieden auf der Hochebene von Mexiko hin, und der Charakter des Landes sprach sich immer deutlicher in allerlei Arten von Stachelpflanzen, als: Cactus-, Mageh- und Yukaarten, aus. Viele Akazien wuchsen ebenfalls, wie denn die Mimosen stark vertreten blieben, und wirklich angebaute und dann fast immer mit Mais bebaute Felder schienen eigentlich sehr selten. Selbst an den kleineren Häusern, die wir von Zeit zu Zeit passirten, mußten es die Eingeborenen nicht einmal für nöthig gehalten

haben, ein kleines Stück Feld oder ein Gärtchen anzulegen, und doch würden dort gewiß allerlei Arten von Fruchtbäumen gewachsen sein. Nur die Pulquepflanze, die wichtige Mageh, trat in den Vordergrund, und ziemlich weite Flächen sah ich schon damit bepflanzt, obgleich der eigentliche Bau derselben mehr näher zu Mexiko selber beginnt.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Agave, und gerade diese Art derselben, in vielen Theilen Amerikas, besonders in Ecuador, Peru und Venezola wächst und in keinem Lande fast der Rede werth benutzt wird. Nur in Ecuador scheinen die Indianer den Nutzen dieser Pflanze zu kennen, ohne daß sie aber nur den geringsten Handel damit treiben — und wie wird sie hier in Mexiko ausgebeutet.

Mit Recht heißt sie hier „die Kuh des Landes", denn man melkt sie nicht allein bis zu ihrem letzten Lebenstropfen aus, sondern benutzt sie auch noch zu zahllosen anderen Zwecken; es giebt in der That kein nützlicheres oder wenigstens mehr benutztes Gewächs in dem ganzen weiten Reich.

Es ist nicht die eigentliche Aloepflanze, die wohl Jeder bei uns der Form nach kennt, aber doch ein ganz ähnliches Gewächs, nur in weit kolossalerem Maßstab, und ich habe ausgewachsene und zum Schafttreiben vollkommen reife Pflanzen gesehen, die einen Flächenraum von wenigstens 45 Fuß im Umkreis einnahmen. Die mit Stacheln bewehrten Blätter sind dabei außerordentlich dick und fleischig und enthalten eine Unmasse Saft, der aber bis zum fünften Jahr vollständig werthlos und herb bleibt und deshalb bis zur richtigen Zeit geschont werden muß. Dieser Zeitpunkt beginnt, wenn die Pflanze im Begriff steht ihren Blüthenschaft zu treiben, und man kann das sehr deutlich daran erkennen, daß sie von dem mittelsten, enorm dicken Trieb Blatt nach Blatt ablöst und diesen zuletzt nicht viel dicker läßt als ein einzelnes zusammengerolltes Blatt.

Jetzt ist der Moment gekommen, die Pflanze anzuzapfen, und das geschieht auf folgende, nicht eben ganz bequeme Art, daß man nämlich an der Stelle, an der man angreifen will, zuerst die Kanten der nächsten Blätter glättet und sie von ihren Stacheln befreit — denn wollte man Blätter ausschneiden, so würde nicht allein zu viel Saft verloren gehen, sondern

sich die Pflanze vielleicht sogar verbluten. Nun wird das den beginnenden Pflanzenschaft noch umgebende Blatt mit einem besonders dazu gehaltenen eisernen Instrument abgestoßen und herausgerissen, und ist man jetzt zu der Stelle gelangt, wo das eigentliche Herz sitzt, so gräbt man dort, mit einer Art von Kratzer, ein Loch hinein, das unten rund ausgeschabt wird und anfangs noch ziemlich klein ist. In dieser Höhlung soll sich der Saft der Pflanze sammeln, und sie wird auch danach das „Faß" genannt.

Gleich im Anfang kann man aber noch nicht den Saft benutzen, so wird also vorher eine Handvoll Wurzelwerk oder Fasern hineingestopft, das etwa vierzehn Tage lang darin anfaulen muß. Ist das geschehen, so nimmt man es wieder heraus, kratzt die innere Höhlung auf's Neue etwas aus, um die Poren vollständig zu öffnen, und kann nun die Ernte beginnen, die Monate lang dauert und in der Zeit jeden Tag ihren Ertrag liefert. An jedem Morgen geht der Arbeiter hinaus, setzt einen langen, dünnen Flaschenkürbis als Heber ein, zieht den Saft, der sich in der Nacht angesammelt hat, heraus und läßt ihn in einen bereit gehaltenen Schlauch oder ein anderes Gefäß, um ihn dann aus allen Pflanzen zusammen in einen dazu bestimmten Bottich zu tragen und gähren zu lassen.

Dieser erste Saft heißt Agual miel oder Honigwasser, und ist nicht allein sehr süß und angenehm zu trinken, sondern schmeckt auch genau wie das Wasser aus einer eben gereiften Cocosnuß — aber es darf nur sehr vorsichtig, und besonders von verheiratheten Frauen zu bestimmten Zeiten gar nicht getrunken werden. Sobald es aber einer leichten und zwar sehr raschen Gährung unterzogen wurde, ist es vollkommen unschädlich, ja sogar sehr gesund und belebend, und wird deshalb auch in ganz ungeheuern Quantitäten von der gesammten Bevölkerung Mexikos genossen.

Der Pulque selber sieht weiß und milchig aus und hat, wenn man erst einmal ein wenig daran gewöhnt ist, einen nicht unangenehm säuerlichen Geschmack, mit etwas zäher und schleimiger Consistenz. Er ist auch herb genug, um den Durst leicht zu stillen, und geistig genug, um, besonders bei größeren

Quantitäten, gehörig zu berauschen. Uebrigens bildet er in jenen Gegenden, wo er hauptsächlich gedeiht, und das ist vor Allem auf diesem Theil der mexikanischen Hochebene, einen bedeutenden Handelsartikel, der ganze Eisenbahnzüge in Anspruch nimmt und Tausende von Menschen ernährt.

Man darf indeß ja nicht glauben, daß die Mageh nicht auch ihre Arbeit verlangt, denn obgleich sie wild im Lande wächst, muß sie, um einen recht reichlichen Ertrag zu liefern, in guten, tief gegrabenen Boden eingepflanzt werden, und erst dann, wenn man die Erde auch noch nach einiger Zeit um die jungen Pflanzen auflockert, darf man sich eines reichen und lohnenden Ertrages versichert halten. Wasser braucht die Pflanze fast gar nicht, außer in der allerersten Zeit, um nur einmal ihre Triebe auszubreiten, und selbst da ist es vielleicht nicht einmal unbedingt nothwendig, denn es scheint fast unglaublich, welche Mißhandlung die junge Pflanze erträgt, ohne davon auch nur im Mindesten berührt zu werden. So versicherte mir ein dortiger Magehpflanzer, daß er besonders einen Schößling, den er mir zeigte und der jetzt in voller Kraft und Ueppigkeit seine dicken Blätter entfaltete, zwei volle Jahre habe draußen im Freien, im Winter in Kälte und Nässe, im Sommer in der heißen, glühenden Sonne auf einem Steinhaufen unbeachtet liegen lassen, und als er dem fast vollständig Verwelkten dann endlich guten Boden gab, griff er augenblicklich Wurzel und ist jetzt eine seiner besten Pflanzen.

Allerdings braucht die Mageh reichlich ihre fünf Jahre, bis sie, selbst unter günstigen Verhältnissen, ihren Blüthenschaft zu treiben anfängt; dann aber giebt sie auch viele Monate hintereinander ihren Saft und jede einzelne einen Ertrag von 10—15 Dollars, ja ist sie recht stark und kräftig, auch vielleicht noch mehr. An jedem Morgen wird dabei die Höhlung, in welcher sich der Agua miel befindet, nachdem der Arbeiter diesen herausgehoben, wieder leicht ausgekratzt und dadurch natürlich immer größer, und bei recht starken Pflanzen findet man oft eine sogenannte caja, die fast einen Fuß im Durchmesser hält.

Nach und nach aber stirbt die Pflanze ab. Der ganze Saft, den sie vorbereitet hatte, um ihren Blüthenschaft zu

treiben, geht in die Höhlung hinein und wird ihr entzogen. Die Blätter werden nach und nach welk, und wenn sie ihre letzten Kräfte erschöpft hat, stirbt sie ab und wird ausgehackt, um den Nachbarpflanzen Raum zu geben. Rings um ihre Wurzel hat sie aber schon wieder zahlreiche Schößlinge ausgetrieben, die freilich früher entfernt werden müssen, ehe der Hauptstock zu sehr angegriffen wird, da sie ja selber auch von diesem ihr Leben erhalten. Wird das versäumt, so kann man sich auch darauf verlassen, daß aus den zu spät fortgenommenen Schößlingen nie etwas Ordentliches wird.

Die Behandlungsart des Saftes ist ungemein einfach, denn zu dem in ein Gefäß geschütteten Agua miel, wie er aus der Pflanze kommt, wird nur etwas gegohrener Pulque zugesetzt, und er geht selber dann sehr leicht und rasch in Gährung über, wobei er eine milchige Färbung annimmt.

Außerdem benutzt man aber auch noch die Magehpflanze zu einer Menge von anderen Dingen. Aus einer andern Art derselben wird ein vorzüglicher Bast gewonnen, der billige und ziemlich haltbare Seile liefert, Beutel und Säcke verfertigt man ebenfalls daraus. Das abgestorbene, welke und dann getrocknete Blattzeug wird zur Feuerung verwendet, und oben in den Bergen habe ich sogar gesehen, daß sie mit den fleischigen Blättern ihre Hütten sowohl decken, als auch die Seitenwände derselben davon bilden. Das aber geschieht natürlich nur aus solchen Pflanzen, die sich nicht zur Pulquebereitung eignen, denn solche dürfte man nicht in dieser Weise mißhandeln.

Die Pulque-Magehpflanze findet aber nach Westen zu ihre Grenze. Hinter Cuernavaca wird der Boden zu heiß zu ihrem Anbau, und es wächst hier eine andere, bedeutend kleinere Art, aus der man aber auch einen recht guten Branntwein, den sogenannten Mescal, bereitet. Der ist übrigens eine neuere Erfindung, und die früheren Indianer scheinen ihn nicht gekannt zu haben, während schon Montezuma sein Gläschen oder Calabaschen Pulque trank und sich wahrscheinlich besonders wohl dabei fühlte, bis ihm die Spanier den Spaß verdarben.

Der Weg war entsetzlich staubig, aber was kümmerte das den Kutscher der Diligence! Nur wenn er manchmal die Maulthiere gar nicht mehr erkennen konnte, und nun allerdings

der Gefahr ausgesetzt war, mit dem ganzen Kasten in eins der gar nicht etwa so seltenen Löcher hinein zu fahren, hielt er einen Moment an, ließ den Staub vorüberziehen und hieb dann wieder mit voller Macht auf die Thiere ein.

Bald hatten wir jetzt aber auch den Endpunkt unserer gegenwärtigen Qual — der ganzen Diligencefahrt — erreicht, denn Apizaco, ein kleines, erbärmliches, aus ein paar Hütten bestehendes Nest, lag vor uns, und von hier aus konnten wir unsern Weg, Gott sei Dank, mit der bis hierher beendeten Eisenbahn fortsetzen. Die Wohlthat einer solchen erkennt man auch wirklich erst in ihrem vollen Werthe an, wenn man auf einem solchen Marterweg eine Weile gerädert worden, und mit einem aus voller Brust heraufgeholten Seufzer sprang ich, dort endlich angelangt, von dem Bock herunter, und stärkte dann die müden Glieder durch ein sehr frugales Mahl und ein noch frugaleres Glas Pulque, das mir aber damals noch gar nicht munden wollte. Man muß sich erst an das „Göttergetränk" gewöhnen, ehe man einen wirklichen Genuß darin finden kann.

Die Wagen der Bahn sind ziemlich gut eingerichtet, und der Zug fährt auch verhältnißmäßig sehr rasch, aber fast zum Verzweifeln ist der ewige Aufenthalt auf den verschiedenen Stationen, der gar nicht etwa so selten eine — ja, anderthalb Stunden dauert, ohne daß man den geringsten Grund für eine solche Verzögerung erfahren könnte. Höchst interessant war aber trotzdem der, wenn auch zu lange Aufenthalt auf diesen Plätzen, denn wir hatten jetzt die wirkliche und Hauptpulque-Gegend erreicht, und ich mußte über den ungeheuern Verkehr staunen, den dieses anscheinend so unbedeutende Product hervorgerufen.

Ganze Züge von Eseln, mit gefüllten Ziegen- oder Schweinefellen beladen, sah man schon aus der Ferne den Stationspunkten zu heranziehen, und Wagen nach Wagen stand dort beladen, um rasch seine Fracht nach Mexiko zu senden. Die Hauptstadt consumirt in der That einen nicht unbedeutenden Theil des dortigen Ertrages — und was trinken die Leute dabei selber! Hier füllt eine Gruppe das edle, milchig aussehende Getränk aus seinen Schläuchen in die der Käufer,

und eine riesige Calabasse geht dabei von Hand zu Hand, die, wenn aus dem einen geöffneten Ziegenbein gefüllt, die Lippen eines Einzelnen nicht verläßt, ohne geleert zu werden — und doch soll das Getränk den, der nicht daran gewöhnt ist, sehr leicht berauschen; dort dagegen hocken Frauen, die sich einen der Schläuche gekauft, und detailliren ihn. Wie sie ihn messen, weiß ich nicht, ich habe es nie gesehen, und ich glaube, daß das Augenmaß in dem Umfang des Ledersackes bei einer sehr bedeutenden und täglich bereicherten Erfahrung wohl den Hauptmaßstab giebt.

Uebrigens ist es eine Thatsache, daß ganze Eisenbahnzüge zwischen Mexiko und Apizaco nichts befördern als Pulque, und man auch schon angefangen hat, denselben in besonders dazu gehaltene Fässer zu füllen, was ihm allerdings nur zum Vortheil gereichen kann, da es den sehr unangenehmen Fellgeschmack beseitigt.

Die ganze Landschaft, zwischen der Station und der Hauptstadt, ist mit fast nichts weiter bebaut, als dieser Agavenart, von der man oft ganz ungeheure Exemplare findet, und man kann sich kaum einen wunderlicheren Anblick denken, als ein solches Feld, da die dicken und stacheligen Blätter der Mageh, die sich nach allen Seiten ausbreiten, für jede Pflanze einen nicht unbedeutenden Platz beanspruchen. Wenn man nun noch bedenkt, daß sie oft ganze weite Thäler füllen, und dazu hoch an den Hängen der Hochebenen hinauflaufen, so glaubt man sich oft in eine öde Wildniß versetzt, zeigten nicht die regelmäßigen Reihen die hier schaffende Hand der Menschen.

Um die beiden herrlichen Vulkane waren wir in einem Halbkreise herumgefahren, denn der eigentliche Richtweg zieht sich mitten zwischen ihnen hindurch, und den hatte auch damals Cortez eingeschlagen, als er mit seiner kecken Räuberschaar in das Land ein- und gegen die Hauptstadt vordrang. Die Pfade dort sind aber noch entsetzlich rauh, und auch schon um die zu erreichen, muß man den nicht unbeträchtlichen Bogen machen. Dadurch aber bekommt man das Bild der beiden Berge von anderer und ganz verschiedener Seite. Von Puebla aus gesehen, liegt der Popocatépetl an der linken Seite, die weiße ruhende Frau dagegen rechts. Jetzt haben sie ihre Stellung

verändert. Die letztere liegt zur Linken, und weiter entfernt, aber rechts, erhebt sich der spitze Schneekegel des Popocatépetl.

Der Abend dämmerte, und wir waren noch ein tüchtiges Stück von der Hauptstadt entfernt, aber die Scenerie nahm einen immer interessanteren Charakter an. Schon näherten wir uns den großen Seen, welche die Hauptstadt des Landes umgeben und die in den ersten Kriegen mit den Spaniern eine so bedeutende Rolle spielten — aber die Civilisation hatte sich auch ihrer bemächtigt. Der Telegraphendraht lief durch sie hin, und zwar auf eisernen Pfeilern — jedenfalls eine Verbesserung der Kaiserzeit, deren Spuren ja noch durch das ganze Land verbreitet sind.

Das Wasser der Seen, das sonderbarer Weise salzig ist und an dessen Ufern die Indianer ein grobes Salz und Salpeter sammeln, sah gelb und trüb aus und schien höher als die Stadt selber zu liegen, denn von da ab senkte sich der Weg — der Duft des Abends legte sich dabei über die Landschaft und die Berge — unwillkürlich flog mein Blick nach den Vulkanen hinüber und sah von dem Moment an nichts weiter, denn das Bild, das sich dort dem Auge bot, war wahrhaft zauberisch schön.

Die Sonne sank eben hinter den westlichen Bergen und goß ihren rosenrothen Schimmer auf den Schnee der Vulkane, die darunter erglühten. Aber das dauerte nicht lange, denn die Dämmerung ist auch hier nur kurz, und kaum war sie etwa zehn Minuten verschwunden, als plötzlich blaue, düstere Schleier empor- und höher und höher stiegen, während der Schnee der Berge in derselben Zeit jene bleierne, düstere Färbung annahm, die ihm jedesmal gleich nach dem Schwinden des Abendrothes eigen ist. Der Popocatépetl blieb aber von dem Duft unberührt, seine Kuppe rag e noch immer hervor, während die weiße ruhende Frau dagegen für wenige Minuten darin verschwand. — Jetzt plötzlich änderte sich, wie mit einem Schlag, das Bild: die Nacht war angebrochen, und mit fast blendend weißem Schein stach der Gipfel des Popocatépetl gegen den blauen, gestirnten Himmel ab, während fast in dem nämlichen Moment das riesige Bild der ruhenden weißen Frau, noch von dem Abendduft getragen, der den untern Theil des Gebirges

verdeckte, wie in der Luft zu schweben schien. Es war, als ob sie eben langsam und feierlich von dem Gipfel des neben ihr emporragenden Nachbars abgestrichen sei und nun durch die Lüfte der ewigen Ruhe entgegengetragen werde.

Um uns her lag die Nacht, und nur undeutlich ließ es sich erkennen, daß wir die Gegend der Agaven verlassen hatten und in ein Land eintauchten, in dem es wieder Büsche und auch Bäume gab. Lichter schimmerten durch das dunkle Laub, beleuchtete Häuser wurden sichtbar, die schönen Berge verschwanden hinter aufgeführten Bauten, und bald darauf hielt der Zug vor einem Schwarm von Menschen, der sich mit einer wahren Gier über das Gepäck herstürzte. In diesem Augenblick hätte man auch eben so gut in einer großen europäischen Stadt sein können, ebenso pfiff die Locomotive, ebenso bremsten die Wagen, ebenso schrieen und drängten sich die Menschen, und ebenso rasselten die Droschken heran, um einfache Passagiere zu erbeuten und doppelte Fahrtaxe von ihnen zu erpressen.

Was für ein langer, sonderbarer Bogengang war das, an dem wir hinfuhren? — Die alte spanische Wasserleitung — wir waren doch wohl in Mexiko — und doch wieder zweifelte ich, denn plötzlich hielt die Droschke wieder, und mein Kutscher meldete mir, daß hier, an dem Thor der Hauptstadt, das Gepäck noch einmal visitirt werden müsse. Richtig, mein alter Koffer mußte sich auch dieser Unbequemlichkeit unterziehen, und erst als sich nach ziemlich genauer Untersuchung ergab, daß er nichts enthielt, als wozu er gesetzlich berechtigt sei, sehr getragene Kleider und Wäsche, ließ man ihn und mich frei passiren, und die Stadt Montezuma's umschloß uns beide zum ersten Mal.

16.

Die Hauptstadt Mexiko.

Ein ganz eigenthümliches, aber unstreitig wohlthuendes Gefühl war es, mit dem ich in die Hauptstadt von Mexiko einfuhr. Alle die alten Jugenderinnerungen wurden wach — die Gier, mit der ich damals die Eroberung von Mexiko gelesen, und mit welcher Bewunderung ich die Thaten des heldenmüthigen Cortez verschlungen und mich über den weichmüthigen und doch auch wieder heroischen Montezuma geärgert hatte. Cortez war für mich überhaupt und auf lange Zeit, durch die gedankenlosen Schilderungen der Lehrer dabei unterstützt, das wahre Musterbild eines ritterlichen Helden gewesen, bis ich denn freilich später einsehen lernte, daß er viel eher den Titel eines tollkühnen Flibustiers verdiente, der eben kein Mittel in der Welt scheute, um seinem Ehrgeiz und seiner Goldgier zu dienen.

Cortez und Pizarro! Das Blut von Millionen klebt an ihren Händen, und wir sollten uns wohl hüten, in den Schulen die Charaktere solcher Bravos als Musterbild für die Jugend aufzustellen. Aber es sind einmal geschichtliche Figuren geworden, sie haben in fernen Welttheilen „blinde Heiden“ zum Christenthum bekehrt. Ihre Thaten gehörten also in die Heldengeschichte der Vorzeit, und wie ein Professor der Geschichte augenblicklich einen Menschen als Spitzbuben bei der Polizei verklagen würde, der ihm ein halbes Dutzend silberne Löffel stiehlt, so lehrt er an demselben Morgen im Colleg, daß Cortez, der den armen Montezuma mißhandelte, um von ihm Schätze zu erpressen, ein hoher, edler Charakter gewesen, zu dessen Ruhm er sich sogar begeistert fühlt.

Mexiko macht heutigen Tages nicht mehr den Eindruck eines alten Azteken-Platzes, sondern weit eher den einer, wenn auch spanischen, doch vollkommen modernen Stadt, gut gepflastert, mit eleganten, oft dreistöckigen Häusern, mit regelmäßiger Straßenbeleuchtung und zahlreichem Fuhrwerk, das

einen ziemlich regen Verkehr verräth. Aushängeschilder und Firmen decken fast bei allen Gebäuden den untern Theil, und geschmackvoll ausgestattete und mit hellerleuchteten Spiegelscheiben versehene Schaufenster verrathen nur zu deutlich, daß die Fremden den größten Theil der Geschäfte in Händen haben, wie denn auch in der That der Import des ganzen Landes hauptsächlich, ja fast allein von deutschen Häusern betrieben wird.

Nach diesem allerersten Eindruck, aus den Fenstern der Droschke heraus, aus denen man allerdings nichts sieht als die Gebäude, die hellen Ladenfenster und den auf den Straßen herumdrängenden Menschenschwarm, würde man aber kaum je auf Meriko rathen, wenn man gefragt würde, wo man sich jetzt befände. Es ist auch nirgends nur die Spur von dem zu sehen, was man sich früher von diesem Platz gedacht, und man bemerkt nur, daß man sich in einer großen, volkreichen Stadt befindet — auch ein angenehmes Gefühl, noch dazu wenn man bedenkt, daß man, noch vor wenigen Stunden fast, auf der staubigen, rauhen Landstraße, und dabei fortwährend von Straßenräubern bedroht, herumgeschüttelt wurde.

Ein Hotel ist aber doch, und trotz aller romantischen Erinnerungen, das erste Bedürfniß, dem man entgegenstrebt. — Der seit vielen Tagen mißhandelte Körper verlangt eine Art von Genugthuung — eine kurze Ruhe nach allen bisher ertragenen Strapazen und caminos reales, und man findet sich sogar angenehm überrascht, wenn man plötzlich ein hellerleuchtetes Gebäude, mit Portier, Kellner, Billardzimmer ꝛc., betritt und in dem angewiesenen, ziemlich freundlichen Zimmer statt eines Klingelzugs sogar einen telegraphischen Knopf — die Erklärung in spanischer und französischer Sprache — findet. Auf diesen Telegraphen komme ich übrigens später wieder zurück.

Natürlich legte ich mich an diesem ersten Abend nicht etwa gleich in's Bett, sondern machte noch erst eine Wanderung durch die Stadt und besuchte zwei der kleineren Theater, die um einen Vierteldollar drei bis vier Stunden lang die Zuschauer durch Lustspiele, Ballet (e i n e schauerliche Solotänzerin, die in Lebensgröße draußen an der Bude, auf e i n e m Beine stehend, abgebildet ist) ꝛc. ergötzen.

Diese kleinen Theater existiren übrigens, wie es scheint, nur in der Weihnachtszeit und sind auch traurig genug — ich will den Leser wenigstens nicht mit einer Beschreibung derselben ermüden, da er die äußere Ausstattung derselben ganz ähnlich in jedem sehr schlechten deutschen Sommer-Theater findet. Uebrigens mag es sein, daß mich dieser angemalte Kram vielleicht viel weniger angewidert, wenn ich nicht gerade heute, und zwar erst vor wenigen Stunden, das wunderbar großartige Schauspiel eines Sonnenunterganges an den beiden Vulkanen gesehen hätte. Das Alles mit seinen prachtvollen Lichteffecten und dem ganzen Zauber seiner Umgebung war noch frisch und warm in der Erinnerung, und damit hätte ich denn auch freilich kein Theater mehr besuchen sollen.

Am nächsten Morgen war mein erster Weg nach der Post, um dort Briefe von zu Hause zu finden; umsonst, mein Name stand nicht auf den langen Listen, die unter dem Buchstaben G nur fast zahllose Gutierres und Gonzales — die Schmidt und Meier Merikos, zeigten; ich mußte leer wieder abziehen, und nur der, der in einem fernen Welttheile die Brieflisten zum ersten Male rasch und hoffnungsvoll, dann langsam und enttäuscht durchliest — und wie oft ist es mir so ergangen —, kann begreifen, wie mir etwa zu Muthe war.

Ich ging traurig durch die Straße — ich hatte mich so auf den ersten Tag in Meriko gefreut, eben der Briefe wegen — umsonst — ich schritt sehr langsam auf dem breiten Trottoir hin; an mir vorbei rauschte eine Dame in einem hellblauen Seidenkleid — arme Frau; ich hatte andere Dinge im Kopf, als die anderthalb Ellen schmutziger Seide, die hinter ihr auf dem Pflaster dreinfegten. Ich mußte ihr mitten auf die hübsche Schleppe getreten haben, und da sie rascher als ich ging, so that es einen heillosen Riß. Ich mochte das Elend aber nicht mit ansehen, sondern drehte mich ab und schritt langsam die Straße wieder zurück. Umsonst — Schleppen gab es überall, und ich fand meine gute Laune erst wieder, als ich etwa sechs oder sieben von ihnen abgetreten und der Erde gleichgemacht hatte. Das söhnte mich ordentlich wieder mit der Menschheit aus; ich brütete nicht mehr still in mich hinein, sondern bekam wieder Augen für meine Umgebung und fand jetzt, daß die

mexikanischen Damen noch etwa zwei Jahre in der Mode zurück seien und genau mit einer solchen Energie für etwa zehn Thaler Seidenzeug durch den Dreck schleppten, wie es unsere eigenen lieben Damen, die sich jetzt aus jedem beliebigen Regenschirm das hübscheste Kleid machen können, vor der Zeit genau so gemacht.

Uebrigens hatte es das Gute, daß ich, in die Gegenwart zurückgerufen, jetzt auch aufmerksamer auf die Damen selber wurde; aber ich wüßte nichts Besonderes darüber zu sagen. Hübsche und interessante Gesichter hatten viele von ihnen; aber wenn ich erzählen wollte, daß sie hinten an den Köpfen ekelhafte Wulste von falschen Haaren trügen, so wären die deutschen Damen im Stande und riefen mir zu: Ei, das tragen wir ja auch! und da will ich lieber diese mexikanische Tracht, die sich allerdings wesentlich von den früheren Federschurzen und Kronen unterscheidet, unbeschrieben lassen.

Was sie aber sehr geschmackvoll tragen und was ihnen ganz vortrefflich steht, das sind die sogenannten Rebozos, die Mantille der Spanierinnen, und ob sie nun aus schwerer Seide oder Spitzen oder gewöhnlichem selbstgefertigten Baumwollenzeug gewoben ist, die jungen und älteren Damen wissen sie so geschickt und dabei immer ein wenig kokett umzuwerfen, daß es eine Lust und Freude ist. Sonst findet man freilich in ihrer Kleidung nichts besonders Eigenthümliches, da sich hier sowohl wie in anderen Ländern, obgleich man hier weit mehr als anderswo die Franzosen haßt, doch Alles alberner Weise nach französischer Mode richtet. Es ist die nämliche Geschichte, wie damals in Rußland. Die Franzosen wurden aus dem Lande gejagt, aber ihre Schneider und Friseure blieben zurück, und was Bajonnette und Kanonen nicht vermocht, erreichten sie nach und nach mit Nadel und Pomade. Sie civilisirten, wie sie es nannten, das Land, und Mode wie Krankheiten bekamen nach ihnen den Namen.

Der Mexikaner der unteren Klassen, denn die Nationaltracht der Zarape ist aus den höheren Ständen fast gänzlich verbannt, trägt noch immer diese in ganz Südamerika gebräuchliche Decke, um sich damit gegen Kälte oder rauhe Luft zu schützen. Uebrigens zeigen sich Alle, Vornehme sowohl wie

Peons oder Diener und gewöhnliche Arbeiter, so ängstlich gegen den gar nicht etwa so scharfen Wind dieser Höhen, daß sie, selbst bei nur anbrechendem Abend, entweder die Zarape oder einen Shawl um Kinn und Mund wickeln und sich oft vollständig darin einhüllen. Ich selber habe nie die geringste Unbequemlichkeit von der Luft dort oben gespürt, der Mexikaner aber behauptet, daß sie der Lunge besonders schädlich sei, wie er denn auch ebenso den Satz aufstellt, daß es nichts Schädlicheres für die Haut gebe, als sich zu waschen. Besonders auf Reisen hüten sie sich denn auch auf wahrhaft rührende Weise vor frischem Wasser, und überhaupt findet man zwischen den Mexikanern wie Südamerikanern wenig oder gar keinen Unterschied in ihrem ganzen Leben. Die Einen sind so unreinlich wie die Anderen.

Mexiko selber ist, wie schon erwähnt, eine sehr schöne und auch im Verhältniß reinliche Stadt, so lange man nämlich den Vorstädten und unangebauten Stellen nicht zu nahe kommt. Die Straßen sind mit breiten Trottoirs belegt und im Ganzen gut gepflastert, und besonders die Plaza mit der wundervollen Kathedrale, vor der Kaiser Maximilian einen prächtigen Springbrunnen hat anlegen und Bäume wie Blüthenbüsche pflanzen lassen, gewährt einen gar hübschen und freundlichen Anblick. Störend freilich steht daran die breite, niedere weiße Fronte des Palastes, mehr einer Kaserne als einem Schlosse ähnlich, doch mit enormen Räumlichkeiten versehen. Der verstorbene Kaiser hatte allerdings im Sinne, es umzubauen, und ließ besonders im Innern einen Theil der alten, doch nutzlosen Baulichkeiten niederreißen, um einen großen und schönen Garten dort anzulegen. Der Abzug der Franzosen aber unterbrach das Alles. Die Arbeiten blieben liegen, halb eingerissene Mauern wurden sich selber überlassen, bei irgend einer Gelegenheit einmal von selber einzustürzen, von der Anlage eines Gartens war keine Rede mehr — wo hätte die Republik auch Geld, wenn die Republikaner so viel gebrauchen! — und diese, wie alle anderen öffentlichen Arbeiten bleiben natürlich liegen.

Die Mexikaner halten auch nichts davon. Was sie an alten Werken, wie Wasserleitung, Wege, Kirchen &c., haben, benutzen

sie, aber es fällt ihnen gar nicht ein, es auch nur im Stande zu halten, viel weniger denn gar etwas Neues zu schaffen. An der alten Wasserleitung zum Beispiel sind eine Anzahl von Bögen schadhaft geworden, und das aussickernde Wasser verrieth die Gefahr des Einsturzes. Das mußte man nun allerdings vermeiden; aber größere Kosten konnte man dadurch ersparen, daß man die schadhaften Bögen durch Holzgerüste stützte. So stehen sie noch und werden noch Jahre lang stehen, bis das Holz einmal plötzlich wegfault und die ganze Sache zusammenpoltert.

Zahllose Kirchen stehen so mitten in der Stadt als Ruinen und sind, nach Confiscation der geistlichen Güter, dem Volk zum Verkauf angeboten worden, aber es finden sich auch hier nur wenige Käufer dafür.

In Mexiko, genau wie in Puebla, stehen noch, und zwar in den besten Stadttheilen, ganze Cuadras von jetzt unbewohnten Klostermauern bedeckt, unbenutzt, und freilich gehört eine andere Nationalität als die mexikanische dazu, alle ihr dabei entgegentretenden Hindernisse auch mit Energie und Ausdauer zu bewältigen. Beide Eigenschaften liegen aber gar nicht im mexikanischen Charakter, und Gott weiß, wie lange Jahre noch darüber vergehen werden, bis dieses wirklich schöne und unendlich reiche Land die Geltung erlangt, zu der es durch seine Lage und Gaben berechtigt ist.

Was die Kleidung der arbeitenden Klasse betrifft, so trägt diese noch Zarape und Rebozo oder Mantille, und zwischen ihnen herum drängen sich die aus den umliegenden Dörfern hereingekommenen Indianer, die Männer mit ihren kurzen Hosen und der Zarape, die Frauen in Hemd und Unterrock, wie mit einem Kopftuch, merkwürdig und auffallend dem gleichen Volksstamm in Ecuador ähnelnd. Ueberhaupt ist es eigenthümlich, daß die ganze mexikanische Hochebene eine so auffallende Aehnlichkeit mit den gleich hoch liegenden Landestheilen in Ecuador nicht allein in dieser Hinsicht zeigt. Der ganze Charakter der Landschaft und Vegetation ist der nämliche, nur daß ich in Ecuador nicht so viel Mimosen angetroffen habe als in Mexiko. Sieht man aber einen Trupp Indianer zwischen den Mageys und Cactus, mit ihrer Last am Kopf

hangend, den Weg entlang traben, die Männer voran, die Frauen mit den Kindern an der Hand, oder die kleinsten in dem Rebozo liegend, hinterher, wobei sie noch einen Esel, selten ein Maulthier, treiben, so möchte man darauf schwören, daß man sich in der Nähe von Quito befände.

Selbst in der Stadt findet man unter ihnen gleiche Angewohnheiten und Sitten: die Wasserträger schleppen ihre schweren, genau wie in Ecuador geformten Gefäße in derselben Art, und die Fruchtverkäuferinnen sitzen genau so unter ihren viereckigen Sonnenschirmen, wie dort drüben ihre Schwestern, Tausende von Meilen entfernt.

Manches haben aber auch selbst die Indianer von den Fremden gelernt, was sie jetzt noch ausbeuten, zum Beispiel den Blumenverkauf in der Stadt, den sie früher nicht betrieben. Es giebt ja kaum ein Land der Welt, das so reich an Blumen ist wie Mexiko. Wenn sie diese aber auch früher wohl dann und wann in ungeordneten Massen hereinbrachten, so haben sie jetzt, besonders von den Franzosen, es gelernt, die geschmackvollsten Bouquets davon zu binden, die sie nun zu einem so billigen Preis, besonders an Sonntagmorgen, in den Straßen ausbieten, daß ein europäischer Gärtner gar nicht mehr mit ihnen concurriren könnte. Sonst sind sie freilich auch in ihrem Schmutz den Indianern Ecuadors nur zu ähnlich und überhaupt eine gedrückte Menschenrace.

Republik — es ist lächerlich, wenn man diese Bewohner einer Republik betrachtet, und erst das Kaiserreich zeigte den guten Willen, sie zu heben und zu Menschen zu machen. Kaiser Maximilian interessirte sich besonders für die Indianer, und seine Regierung wäre vielleicht ein Segen für sie geworden. Jetzt ist er todt — ehe sie selber nur vielleicht eine Ahnung erhielten, wie gut er es mit ihnen meinte, und kein anderer Mensch bekümmert sich mehr um das arme Volk, als daß man es, wie eben die Zugstiere, zum Arbeiten benutzt. Aber trotzdem liegt mehr Intelligenz in diesem Volksstamm, als man vielleicht vermuthen sollte; sie haben zum Beispiel einen Sinn für das Schöne, wie sie es nicht allein im Binden ihrer Bouquets, nein, auch bei einer noch viel schwierigeren Kunst, vielleicht der schwierigsten, zeigen, beim Modelliren.

Man findet da besonders unter der indianischen Bevölkerung nicht allein tüchtige Arbeiter, sondern wirkliche Künstler, die mit den einfachsten Werkzeugen und Mitteln in unglaublich kurzer Zeit die reizendsten Arbeiten, besonders aus Wachs und Zeug, herstellen. Sie modelliren in den kleinen, circa einen Fuß hohen Figuren auch nicht blos etwa einen Kopf und ein Paar Hände und stopfen das Andere nachher geschickt aus, sondern sie formen aus massivem Wachs oder fast noch kunstfertiger aus Zeug die ganze Figur anatomisch richtig in der Stellung, die sie ihr geben wollen, und bekleiden sie erst nachher in den verschiedenen Landestrachten durch ebenfalls mit Wachs getränktes Zeug, dem sie, wenn es noch weich ist, den schönsten Faltenwurf zu geben wissen. Gar nicht so selten findet man wirkliche Kunstwerke, die um einen erstaunlich billigen Preis verkauft werden und gewöhnlich nicht mehr als anderthalb bis zwei Dollars kosten. Eben so geschickt formen sie aus Wachs die Früchte des Landes in täuschend ähnlichen Farben.

Einzelne Individuen giebt es dabei, die im Lande herumziehen und für wenige Groschen Jeden, der es wünscht, in Wachs als Büste modelliren, und mir wurde von einem Indianer erzählt, dem ein Europäer anbot, ihn mit nach Europa zu nehmen, weil er ein wirkliches Genie in ihm entdeckte. Der Mann wollte aber nicht; er verdiente in Mexiko was er brauchte, so wenig das auch sein mochte, und verlangte eben nicht mehr.

Aber nicht allein im Modelliren von Wachs zeigen sie große Kunstfertigkeit, sondern in einigen Gegenden hat sich die Industrie auch darauf verlegt, zum Beispiel Todtenköpfe und Menschenknochen en miniature aus Alabaster, Stein und selbst Holzkohle auszuschneiden. Besonders häufig findet man kleine Köpfe, die auf der einen Seite den vollen, blühenden Menschenkopf und auf der andern den Schädel zeigen. In dieser Art sah ich auch einen kleinen, vortrefflich getroffenen Kopf von Garibaldi.

Außerdem machen sie sehr mühsam ausgeführte Arbeiten in Federn, allerdings nicht mit dem Geschmack als die Brasilianer, aber doch mit großer Kunstfertigkeit angefertigt, zum

Beispiel ganze Gemälde von Kolibrifedern, die so geschickt in einander gelegt und festgeklebt werden, daß sie ein wirkliches kleines Bild herstellen. Auch auf Visitenkarten kleben sie aus den Federn der Vögel selber alle die Arten, die im Lande vorkommen, auf, und ebenso formiren sie dieselben en miniature, aber vollständig, auf einem kleinen Draht und verkaufen diese wirklich künstlichen Arbeiten dann um einen Spottpreis.

Spielzeug machen sie ebenfalls, und manchmal ganz allerliebst. So fand ich zum Beispiel kleine Kühe, aus einem einzigen Stück rohen Kalbfells ganz geschickt ausgeschnitten und zusammengebogen, die das Stück um einen Claco, also wenige Pfennige, verkauft wurden und bei vollkommener Unzerbrechlichkeit das Praktischste sind, was man kleinen Kindern in die Hand geben kann.

Eine sehr große Fertigkeit besitzen sie in der Bereitung von dulces oder Zuckerwerk — besonders in dem Ueberzuckern von Früchten, und die meisten, ja fast alle solche Arbeiten werden allein von den Indianern geliefert. Die weißen Abkömmlinge der Spanier — jetzt allerdings in der sehr großen Minderheit, laufen indessen nur als „Ebenbilder Gottes" herum, stehlen dem Schöpfer ihre Tage ab und schimpfen dann insgeheim auf das „Glück" der Fremden, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen erworben. Es ist wirklich erstaunlich, was diese spanischen Stämme an Faulheit zu leisten im Stande sind, und doch dürfen sie, besonders auf der Hochebene von Mexiko, ein zu heißes Klima nicht zum Vorwand nehmen. Eine bessere und mildere Temperatur kann es nirgends geben; man lebt dort fast wie in einem ewigen Frühling, und den Winter hindurch sind die Nächte so frisch, daß man eine wollene Decke recht gut vertragen kann.

Und was leistet Mexiko an wirklichen Arbeiten? — enorm wenig.

Allerdings werden im Lande selber Zeuge, und besonders die wollenen Decken oder sogenannte Zarapes von den ordinärsten bis zu den feinsten, angefertigt. Auch Alles, was zu Pferdegeschirr und Reitcostüm gehört, wird im Lande gemacht; durchwandert man aber die verschiedenen Läden der Stadt, so findet man nur einzig und allein importirte Artikel,

mit vorzüglich einer kaum glaublichen Menge von französischen Galanteriewaaren.

Ein Artikel, der jedoch meist auf offenem Markt feilgeboten wird, und oft zwar in den ärmlichsten Ständen, ist ächt mexikanisch — und zwar die feinste und schönste Filigran-Arbeit in Silber, und noch dazu für einen außerordentlich mäßigen Preis — aber auch diese Filigran-Arbeiter sind Leute von gemischtem Blut.

Auch Hüte sind ein mexikanisches Fabrikat, obgleich meistens von Fremden angefertigt. In einen richtigen und feinen Filzhut setzt aber der Mexikaner seinen ganzen Stolz, und daß der Filz dabei dick und noch außerdem durch reiche Gold- und Silberstickerei fast unerträglich schwer gemacht wird, hat nichts zu sagen. Es ist gar nicht etwa so selten, daß solch ein Hut an 20 bis 50 und mehr Thaler kostet, um dabei ist er nicht einmal beim Reiten praktisch, weil der Wind unter den fast fußbreiten Rand drückt. Selbst in der Straße hat man nur ewig oben diesen Rändern und unten den, das Unglaubliche leistenden Schleppen auszuweichen. Aber das schadet nichts; es ist einmal die Nationaltracht, und je theurer sie gemacht werden kann, desto besser.

Diesem Fabrikat besonders haben sich in einem kleinen Theil die Franzosen, ganz hauptsächlich aber die Deutschen zugewandt und dabei viel Geld verdient.

Ueberhaupt spielen die Deutschen in Mexiko eine ziemlich bedeutende Rolle und sind allgemein geachtet und gern gesehen. Freilich hätte die Intervention diesem Verhältnisse fast einen Stoß gegeben, denn der Kaiser brachte leider Gottes eine Menge abenteuerlichen Gelichters mit, das nur nach Mexiko gekommen war, um geschwind reich zu werden, und sich weder des Landes noch des Kaisers wegen Gewissensbisse machte. Viele dieser Herren mißbrauchten den Credit, den die Deutschen sich durch ihren Fleiß und ihre Redlichkeit in Mexiko erworben, in umfassendster Weise, und haben auch dafür gesorgt, daß man sie noch lange nicht im Lande vergessen wird, ja ihre Namen als theure Angedenken aufbewahrt; aber die Zeit ist vorüber, — die Mexikaner fingen auch selber an, einen

Unterschied zu machen, und die zu leichten Elemente wurden über Nacht wieder weggefegt.

Allerdings sind noch sehr viele Oesterreicher im Lande zurückgeblieben, aber fast ausschließlich nur von der besseren Art, meistens Aerzte, da die wirklichen Abenteurer wohl bald einsahen, daß sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht. Unter dem Glanz und Flitter eines Thrones hätten sie mit hochklingenden Namen und Titeln und in brillanten Uniformen Leichtgläubige vielleicht noch eine Zeit lang blenden können, aber im praktischen Leben ließ sich die Sache nicht durchführen, und sie gaben es deshalb auf.

In deutschen Händen befindet sich jetzt fast — hier sowohl als in Vera-Cruz — das ganze Importgeschäft des Landes, und auch in gesellschaftlicher Beziehung scheint das deutsche Element ziemlich wacker zusammen zu halten. Das „Deutsche Haus", wie das mit einer Bibliothek, Lesezimmer, Billard ꝛc. versehene Gesellschaftshaus heißt, vereinigt die meisten der hier ansässigen Deutschen, und sogar ein Turnverein hat sich in jüngster Zeit etablirt, dem ich aber keine lange Lebensdauer prophezeie. Mexiko hat allerdings ein herrliches und nicht zu heißes Klima, aber zum Turnen ist es denn doch — selbst im Winter — ein wenig zu heiß, und schon während ich dort war, also noch im neuesten Beginnen, entschuldigten sich die einzelnen Mitglieder sehr häufig mit der allzu drückenden Temperatur.

Merkwürdiger Weise haben die Franzosen, die doch sonst von allen Nationen am festesten im Auslande zusammenhalten, kein besonderes Vereinslocal, das sich sogar die Spanier gegründet.

Uebrigens bedauert Niemand mehr als gerade die Deutschen oder überhaupt die Fremden, daß dem Kaiserreich ein Ende gemacht wurde, und zwar nicht allein aus persönlichem Interesse an dem liebenswürdigen Charakter des Kaisers selber wie seiner Gemahlin, sondern besonders weil sie sahen, daß dadurch ein geregelter Zustand in Mexiko eingeführt wurde und auch nur dadurch eingeführt werden konnte. Was sich als Spreu mit unter den Weizen gemischt und in das Land, wahrlich nicht zu seinem Besten, eingeschmuggelt hatte, wäre

mit der Zeit doch wieder ausgemerzt worden oder hätte sich selber abgeschliffen; aber es sollte eben nicht sein. Maximilian, so herzensgut er sich immer gezeigt, war zu schwankender, weicher Natur, um ein Volk zu beherrschen, wie die Mexikaner. Das verlangte eine unerbittliche, eiserne Hand, wie sie Garcia Moreno den Ecuadorianern gezeigt und die Revolutionen damit im Keime erstickt hatte, und die hatte Maximilian nicht.

Zuerst ließ er sich durch Marschall Bazaine und französische Lügen, daß Juarez das Land flüchtig verlassen habe und von jetzt an nur noch Raubbanden existirten, zu dem unglücklichen Decret vom 5. October 1865 verleiten, nach welchem gegen jedes Mitglied einer bewaffneten Bande die Todesstrafe ausgesprochen wurde. Aber er hätte entweder nie darein willigen, oder, wenn er es doch that, die Maßregel mit der furchtbarsten Strenge durchführen müssen. So wälzte Bazaine nur das Odium des Decrets auf den armen Kaiser, der begnadigte, wo er nur irgend konnte, während die Franzosen, besonders mit der sogenannten Contre-Guerilla, zahllose Menschenleben hinschlachteten. Der Fluch des Schriftstücks blieb aber natürlich auf dem Kaiser haften, und der unglückliche Monarch büßte seine Schwachheit mit dem Tode; aber er büßte sie als Mann, und Alle, die ihn noch zuletzt gesehen, haben nur die eine Stimme über ihn, daß er seinem Schicksal in heroischer Ruhe und wie ein wackerer Soldat entgegenging.

Und hatte er gar keine Freunde, die ihn warnen, die ihm rathen konnten? Doch, er hatte deren; aber wir brauchen nicht nach Mexiko zu gehen, um ähnliche Beispiele zahlreich genug zu finden. Der Kaiser hatte einzelne brave Männer um sich, und er hörte sie auch wohl an, aber Andere, die ihr eigenes Interesse dabei verfolgten und kein Mittel scheuten, ihre Zwecke zu erreichen, also auch nicht die Schmeichelei, wußten ihren Worten mehr Nachdruck zu geben.

Maximilian hatte Freunde um sich, aber noch in der letzten Stunde vermochte der Pater Fischer, der in dem schwachen Kaiser das beste Werkzeug seiner eigenen Pläne sah, denselben von seinem Entschlusse, nach Europa zurückzukehren, abzubringen. Allerdings hatte er die feste Absicht, in Mexiko abzudanken, aber auch dort wieder gewann der Einfluß anderer

Interessen, mit richtiger Ueberredung betrieben, die Oberhand. Er ging nach Querétaro und stellte sich an die Spitze der Armee, und selbst von dort aus noch hätte er mit leichter Mühe fliehen können. Wahre Freunde versuchten selbst da seine Rettung, aber der günstige Augenblick verstrich — der Kaiser fiel. Und seine Speichellecker und Hofschranzen? Sie zogen sich mit dem, was sie in der Geschwindigkeit hatten erbeuten können, vom Pater Fischer bald darauf gefolgt, in Sicherheit nach Europa zurück, und werden jetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, große Geschichten erzählen, wie sie allein, wenn ihnen der Kaiser nur vertraut, ihn sowohl als das Reich gerettet haben würden; — es ist das ja eben Menschennatur.

Die jetzige Regierung ist nun eifrig bemüht, alle Erinnerungen an die frühere Kaiserzeit zu vernichten und aus dem Gedächtniß des Volkes zu merzen; aber es ist das doch nicht so leicht, als man vielleicht zu glauben scheint, denn zu viele Verbesserungen wurden in der kurzen Zeit eingeführt, die sich nicht so leicht vertilgen lassen als angebrachte Namenszüge und Kronen.

In Querétaro war man sogar genöthigt, den Executionsplatz nicht allein der Erde gleich zu machen und alle Büsche und Stauden in der Nachbarschaft wegzuschlagen, ja sogar Schutt aus der Stadt auf die Stelle zu fahren, um den Ovationen und Blumenspenden ein Ende zu machen, konnte aber nicht verhindern, daß viele edle Familien noch jetzt innerlich und selbst äußerlich um den gemordeten Kaiser trauern, daß seine Bilder nach der Natur wie in Apotheosen überall und fast an jedem Schaufenster in der Stadt ausgestellt stehen, daß ein Kalender Maximilian's, der die Kaiserzeit in den freundlichsten Farben schildert, bald in zwei Auflagen vergriffen wurde, und jetzt sogar im Süden, in Yucatan, ein Trupp von Revolutionären den Namen der Kaiserin auf ihre Fahne geschrieben, um den dortigen District von Juarez' Herrschaft loszureißen. Ich will dabei allerdings nicht behaupten, daß jene Landstriche unter den Herren, die das Land, wenn auch Namens der Kaiserin, beherrschen möchten, glücklicher sein würden, als unter der jetzigen Regierung; ich traue einer

so viel und so wenig wie der andern, aber es zeigt doch immer die Stimmung im Lande und verdient deshalb Erwähnung.

Einen Gewinn hat übrigens die Stadt Mexiko auch für den Fremden durch die Kaiserzeit und durch das damit verbundene Einströmen zahlreicher Fremden gehabt, nämlich die Errichtung vieler und zuweilen recht guter Hotels, an denen früher ein bedeutender Mangel gewesen sein soll. Hotel „Iturbide" (auch eine Erinnerung aus einer früheren Kaiserzeit, die mit der Erschießung des Monarchen endete), Hotel „Bazar", Hotel „National" sind recht gut und behaglich eingerichtet, und bieten besonders alle die nicht hoch genug anzuschlagende Annehmlichkeit, daß man in ihnen ein hübsches Zimmer zu verhältnißmäßig billigem Preise (10 Dollars für 15 Tage oder 1 Dollar per Tag) bekommen kann, ohne verpflichtet zu sein, auch dort zu essen; man bezahlt eben in der Restauration für das, was man sich geben läßt.

Auf's Aeußerste war ich sogar erstaunt, als ich im Hotel National, wo ich abstieg, wie im Eingange des Capitels erwähnt, die Bequemlichkeit eines telegraphischen Klingelzuges vorfand. An dem ersten Abend hatte ich allerdings keine Gelegenheit davon Gebrauch zu machen, am nächsten Morgen aber, nachdem ich mich gewaschen, drückte ich bescheiden einmal auf den Knopf, um den Kaffee herauf zu citiren, und zündete mir indessen eine Cigarre an — aber der Kaffee kam nicht. Ich drückte jetzt zweimal, und wartete mit ächt deutscher Geduld wohl eine Viertelstunde — er kam noch immer nicht, auch Niemand sonst, der sich um mich bekümmerte, und ich fing an ungeduldig zu werden. Ich ließ den Telegraphen wie ein Glockenspiel arbeiten, und horchte dann, weil ich glaubte, die Kellner würden jetzt von allen Seiten herbeistürzen, um zu erfahren, wo ein Unglück geschehen sei. Nichts Derartiges geschah. Das Haus blieb todtenstill, und ich mußte zuletzt selber hinuntergehen, um meinen Kaffee zu bestellen.

Am nächsten Morgen erneute ich allerdings noch einmal den Versuch, aber nur mit dem nämlichen Erfolg, und fand jetzt, daß der Telegraph im Hause eigentlich nur eine scherzhafte Einrichtung sei, um durchreisende Fremde zu dem irrigen Glauben zu veranlassen, daß sie irgend eine Bedienung zu er-

warten hätten. Eine Treppe tiefer, unter dem Zahlenbrett, das die Nummer des gezogenen Telegraphen angab, saß allerdings, wie ich später bemerkte, in beschaulicher Ruhe der Portier, und drehte jedesmal, wenn die Klingel zum ersten Mal ertönte, den Kopf danach um, wahrscheinlich nur um zu sehen, welcher Fremde wieder einmal in die Falle gegangen sei. Das war aber auch Alles; er hielt es nicht einmal der Mühe werth, Einen der langsam auf den Treppen herumschlendernden Leute nach einem möglichen Kellner auszuschicken, und bei weiteren Ruhestörungen rührte er sich gar nicht. Ertönte dann wieder einmal Morgens die Klingel, erst leise, dann laut und gebieterisch, so wußte ich ganz genau, daß ein neuer Fremder in dem Hotel eingezogen sei und eben damit beschäftigt war Lehrgeld zu bezahlen.

Das Hotel Iturbide hat übrigens nicht allein seinen Namen nach dem ebenfalls erschossenen Kaiser bekommen, sondern liegt sogar im Hause Iturbide, in dem alten Kaiserpalast, einem prächtigen Denkmal aus vergangener Zeit, mit riesigem Portal, hoch aufgebauten Etagen und fast großartigen, keck geformten Säulen, welche die Veranden tragen.

Mexiko ist überhaupt ein historisch höchst interessanter Platz, denn jede Straße fast bietet eine andere Erinnerung aus der wunderlichen und verwickelten, aber fast immer blutigen Geschichte des Landes. Da steht das Haus noch mit seinen sonderbaren, mit Fließen*) belegten Wänden und Giebeln, in dem die Familie Cortez wohnte; dort ist die Stelle, wo neben dem früheren Tempel und jetzt der Kathedrale das freilich nun eingerissene oder umgebaute Haus Montezuma's stand. Das dort war ein Haus, jetzt leer und verfallen, das sich der reichste Minenbesitzer des reichen Landes erbaute, der, als ihm der erste Sohn geboren wurde, die Straßen bis zur nächsten Kirche — etwa eine Entfernung von 4- bis 500 Schritt — mit massiven Silberbarren belegen ließ, damit auf ihnen sein Sohn in die Kirche getragen würde, während derselbe Sohn

*) Noch bis auf den heutigen Tag existirt das alte mexikanische Sprüchwort: „Der wird sich auch kein Haus mit Fließen bauen" — was heißen soll: er wird nie etwas vor sich bringen, da diese Bauart früher stets außerordentlich theuer war.

auf der Schwelle derselben Kirche, etwa 60 Jahre später, krank und elend saß und Almosen von den Vorübergehenden erbettelte.

Dort, im Hofe eines der öffentlichen Gebäude, neben einer Soldatenwache, die ihr Geschirr auf ihm putzen und ihn verunreinigen, steht der alte Opferstein, auf dem die Kriegsgefangenen der Mexikaner mit einem Fuße angefesselt wurden und gegen drei Krieger des Stammes kämpfen mußten, in welchem Falle, wenn sie den Kampf siegreich bestanden, nicht allein die Freiheit, sondern auch hohe Würden und Ehren ihrer harrten, im andern Falle aber ihr Blut die innere Höhlung füllte — und welche wunderbar künstliche Arbeit zeigt der Stein — wunderbar in der That, wenn wir bedenken, daß die Mexikaner der Zeit noch nicht einmal die Benutzung des Eisens verstanden und Alles mit steinernen Instrumenten arbeiteten.

Dort in der Kathedrale, die eine Zierde der ganzen Stadt bildet, wenn sie auch der frühere alte Tempel weit besser schmücken würde, ist noch der alte riesige Kalenderstein Montezuma's eingemauert und kündet deutlich an, auf welcher hohen Stufe der Intelligenz die damaligen Priester des Volkes standen; unfern der Stadt steht auch die Ceder, unter der noch derselbe Stein liegt, auf dem Cortez gesessen hat, als er damals aus Mexiko vertrieben und nach dem Verlust zahlreicher Freunde bitterlich weinte. Noch bis auf diesen Tag heißt sie auch el arbol de la noche triste oder der Baum der Trauernacht. — Bei Chapultepek, dem lieblichsten Punkte der Welt und auch dem Lieblingsaufenthalte Maximilian's, liegen noch die gut erhaltenen Bäder Montezuma's, und überall zeigen sich die Spuren jener vergangenen Zeiten aus dem Leben eines Volkes, das glücklich war, bis die Eroberer in das Land fielen und mit dem scharf geschliffenen Schwert die Heiden belehrten, daß da oben über den Sternen ein Gott der Liebe wohne. Das kostete freilich sehr viel Menschenblut, und äußerlich wurden die blinden Heiden auch wirklich zum Christenthum bekehrt — es wäre ihnen auch schlecht ergangen, wenn sie sich nicht hätten überzeugen lassen —, innerlich aber hangen noch bis auf den heutigen Tag Tausende dem alten Glauben

an, und es wird sogar als ganz bestimmt behauptet, daß sie in vielen für sie bestimmten Kirchen gewußt haben, hinter dem Altare des neuen Gottes einzelne ihrer alten und allerdings nicht hübschen Götterbilder einzugraben, zu denen sie jetzt ungestört beten können, wenn sie sich vor dem Altar niederwerfen. — Es geht in der That wunderlich in der Welt zu; sonderbar nur, daß gerade die Indianer die ehrlichste Menschenklasse unter der mexikanischen Bevölkerung sind und die Banden von Straßenräubern und Dieben meistens aus wirklichen mexikanischen Christen bestehen, die vor jedem Heiligenbilde den Hut ziehen und sich bekreuzen.

Da ich übrigens gerade auf das Capitel komme, darf ich auch nicht die Kirche der Madonna von Guadalupe unerwähnt lassen, den größten Wallfahrtsort, den Mexiko besitzt. Die heilige Madonna ist, der Erzählung der Geistlichen nach, dort auf dem Berge, gerade über Mexiko, in früherer Zeit einem Schäfer erschienen und hat, wenn ich nicht irre, von ihm verlangt, daß er zum Erzbischof gehe und den Bau einer Kirche von ihm begehre. Der Erzbischof glaubte aber, der Schäfer flunkere ihm etwas vor. Die heilige Jungfrau erschien dem Schäfer aber zum zweiten und dritten Male, und befahl ihm zuletzt auf einen bestimmten Berg zu gehen, dort eine Anzahl von Rosen zu pflücken und diese dann dem Erzbischof zu bringen. Das that der Schäfer. Obgleich er sonst da oben noch nie Rosen gesehen, jetzt fand er sie und nahm sie in seiner Schürze mit; als er sie aber bei dem Geistlichen ausschütten wollte, war ein neues Wunder geschehen. Rosen hatte er allerdings nicht mehr in der Schürze, aber auf derselben stand das Bild der Mutter Gottes im Himmelsglanz mit langem gestickten Mantel und Heiligenschein gemalt, und mußte jetzt den Ungläubigsten überzeugen.

Die Kirche wurde gebaut und überreich mit Silber, Gold und Juwelen ausgestattet, die Schürze mit dem Bild darauf aber in einem kostbaren Rahmen über dem Altar aufgehangen, wo es sich auch noch bis auf den heutigen Tag befindet und schon eine große Anzahl von Wundern gethan haben soll.

In der Kirche selber sind in einer Ecke auf einer Masse kleiner, allerdings erbärmlich gemalter Bilder viele von diesen

Wundern dargestellt. Menschen werden darauf durch das Anrufen der Heiligen von durchgehenden Pferden, Räubern, aus Wasser- und Feuersnoth gerettet, und silberne Arme und Beine, kleine Krücken und andere Symbole hangen darum her, um dadurch nähere Kennzeichen anzugeben. In der Kirche selber ist auch ein kleiner Ladentisch aufgeschlagen, wo bei Philipp und Simon en gros gekaufte Rosenkränze, die nachher geweiht wurden, en détail zu 1 bis 6 Realen das Stück an die Gläubigen verkauft werden. Ebenso kann man dort kleine Bilder der Jungfrau, Stücke Band und kleine Kugeln, die eine wohlthätige Wirkung auf den Körper ausüben sollen, und viele andere nützliche Dinge noch erhalten. Ein Pater steht hinter dem Ladentisch, verkauft und hat auch gleich Papier vorräthig, um das Gekaufte ordentlich einzuwickeln. Ich erwarb auf diese Weise einige Rosenkränze und Bilder, um sie als Andenken mitzunehmen.

Uebrigens glaube ich beinah, daß ich zu viel bezahlt habe, denn mein Begleiter sagte mir, daß sich mit den Herren auch handeln ließe, und daß sie, besonders wenn man mehr zusammen nähme, einen Rabatt gäben.

Neben der Kirche steht ein wie ein Schiff geformter, ziemlich weit sichtbarer Stein, von dem man erzählt, daß ein aus arger Gefahr geretteter Seemann der Jungfrau von Guadalupe in höchster Noth gelobt habe, ihr ein Schiff zu bauen. Auf festem Lande glücklich angekommen, soll ihm aber die Sache doch ein wenig zu kostspielig gewesen sein, und er hat deshalb dort oben den Stein aufgestellt, der von Weitem allerdings die Gestalt eines kleinen Schiffes unter vollen Segeln hat. Dicht bei der Kirche ist der heilige Brunnen mit sehr eisenhaltigem Wasser und fortwährend von Kranken umlagert, die das Wasser trinken und sich damit bespritzen oder darin waschen. Appetitlich sieht es nicht aus, aber das Wasser soll wunderkräftig sein. Uebrigens kann man sich darauf verlassen, an der Schwelle der Kirche von einer Masse verkrüppelter Bettler überfallen zu werden, und es gehören starke Nerven dazu, um den Anblick der verstümmelten Glieder zu ertragen, die Einem, um Mitleid zu erregen, von den unglücklichen Besitzern entgegengehalten werden. Ich vertheilte rasch alles

kleine Geld, was ich bei mir hatte, und dankte Gott, als ich von der entsetzlichen Umgebung erlöst wurde.

Die heilige Jungfrau von Guadalupe wird in Meriko sehr hoch gehalten, und leider kam ich nur ein wenig zu spät zu dem Feste, das jährlich zu ihren Ehren gehalten wird und zu dem besonders die Indianer in Schwärmen herbeikommen und — viel Geld dort verzehren. Mir wurde versichert, daß die Kirche in der Zeit eher einem Jahrmarkt, als einem Heiligthume glich. Uebrigens ist sie außerordentlich reich, und ein massiv silbernes Geländer, das die Altäre umgiebt, soll nur einen kleinen Theil früherer Schätze ausgemacht haben.

Schon von mehreren Seiten war mir gesagt, daß ich den Markt und besonders den Kanal besuchen möchte, auf dem die Indianer mit ihren Gemüsen ankommen. Dorthin ging ich eines Morgens und bereute es wahrlich nicht, denn es kann kaum ein lebendigeres, freundlicheres Bild geben, als diesen höchst eigenthümlichen Gemüsemarkt der Hauptstadt.

Morgens mit Sonnenaufgang, also in jetziger Zeit etwas nach sechs Uhr, treffen die kleinen, wie ein längliches Viereck gebauten Fahrzeuge der Indianer ein. Sie sind mit grünen, frischen Gemüsen und zum Theil auch mit Früchten hoch aufgebaut, und dazwischen sitzen und stehen die jungen, drallen Frauen und treiben die Boote vorwärts, und um sie her spielen lachende Kinder, die das Bild allerdings verschönern, den Gemüsen selber aber nicht immer nützlich sind.

Anfangs kommen sie nur einzeln — die am raschesten rudern konnten, sind die Ersten und auch im Stande, sich den besten Platz auszusuchen —, aber bald folgt der Schwarm nach, so daß es nur kurze Zeit dauert, und der eben nicht sehr breite Kanal liegt so gedrängt voll Boote, daß für die später kommenden kaum eine genügende Fahrstraße bleibt. Und jetzt sind auch von allen Seiten die Fruchthöker gekommen, die, wie bei uns daheim, Kohl und Rüben en gros einkaufen, um sie über Tag nachher wieder mit einem geringen Nutzen zu verkaufen. Aber welch ein Unterschied zwischen hier und daheim; denn wenn man bei uns einmal derartige Scenen erlebt hat, so wird man sich gewiß an den ewigen Skandal erinnern, den das

bitterböse Geschlecht der Hökerweiber unterhält und oft damit eine ganze Nachbarschaft zur Verzweiflung treibt.

Hier hört man kein böses, ja selbst lautes Wort, ausgenommen dann und wann einmal ein fröhliches Lachen oder einen harmlosen Scherz; Alles wird in Frieden und Freundschaft abgemacht, und die Frauen am Ufer bezeichnen nur die Gegenstände, die sie haben wollen, aber nicht erreichen können, wo auf die Verkäufer ihnen das Verlangte zuwerfen, ohne nur die geringste Besorgniß zu verrathen, daß ihnen die betreffenden Höker mit dem Betrag durchbrennen könnten. Aber sie wissen auch, daß ihnen bei einem nur versuchten Betrug alle übrigen Käufer augenblicklich beistehen würden.

Herrliches Gemüse kommt da zu Markte, wie es die gemäßigte Zone kaum in einem andern Land der Welt besser und kräftiger hervorbringt: Kraut, Blumenkohl, Rüben, Zwiebeln, Salat und wie die grünen Herrlichkeiten alle heißen. Dicht am Ufer breiten sich dann die Einzelverkäufer aus, denn sie wissen recht gut, daß der Engros-Handel nicht lange andauert, und nun kommen die Leute aus der Stadt mit ihren kleinen Körben und holen, was sie brauchen, während die Indianerinnen in den Booten ihr mitgebrachtes frugales Mahl von einigen Tortillas und etwas getrocknetem Fleisch verzehren und sich dann anschicken, die Heimfahrt anzutreten, um am nächsten Morgen mit einer frischen Ladung zurückzukehren.

Ruhige, harmlose Menschen; die Revolutionen gehen über sie hin und vernichten vielleicht ihre bescheidene, ärmliche Heimath, aber sie sind wie die Halme, die der Sturm wohl niederbeugen, aber nie zerbrechen kann. Er zersplittert die Eiche, aber über sie braust er hin, und wenn die Sonne auf's Neue hervorbricht, heben sie sich langsam wieder empor und schaukeln nach wie vor in der Brise.

Und wie entsetzlich ärmlich leben Viele von diesen Leuten! Da sind die Salz- und Salpetergruben an den Ufern der verschiedenen Seen, wo sie in Höhlen und Schmutz und Ungeziefer fast wie wilde Thiere hausen — und doch genügt ihnen ihre Existenz, und keine Revolution im ganzen Lande ist je von der Seite ausgegangen, die am meisten Ursache hätte mit ihrem Geschick zu zürnen.

Uebrigens ist es ganz unglaublich, mit welch' geringen Kleinigkeiten sich gerade die Indianer begnügen, um irgend ein „Geschäft" zu betreiben. So sieht man oft einzelne von ihnen mit ein paar Stückchen Käse durch die Straßen ziehen, die sie zum Verkauf ausbieten, ja, ich habe an der Plaza Indianer mit einer einzigen weißen Blume sitzen sehen, die irgend eine heilkräftige Wirkung „für das Herz" haben soll, und wenn sie dieselbe für ein paar Clacos verkauften, gingen sie befriedigt nach Hause.

Wie muß einem solchen armen Teufel zu Muthe sein, wenn er an einem der prächtigen Läden vorübergeht und dort einzelne Luxusgegenstände aufgestellt sieht, deren Zweck er natürlich nicht begreift, deren Preis aber hinreichen würde, ihn und seine ganze Familie ein paar Jahr am Leben zu erhalten, und mehr als sein Leben verlangt er ja nicht auf der Gotteswelt! Wenn der zum Communismus überträte, wer könnte es ihm verdenken? Aber kaum steigt wohl je ein solcher civilisirter Gedanke in seinem Herzen auf — er verlangt nicht einmal 40 Millionen vom Staat zu einem Unterstützungsfonds der freien Arbeit. Still und ruhig müht er sich ab, und wird indessen von dem weißen Gesindel unter die Füße und zuletzt in die Erde hineingetreten, um dort den Acker noch nach dem Tode zu düngen, auf dem er sich früher abgemüht. — Hol' ihn der Teufel, warum hat er nicht auch gelernt das Volk zu beschwindeln — er hätte ein großer Mann werden können! Juarez ist ja auch nur ein Indianer.

An einem der schönen Abende — und sie waren alle schön — besuchte ich mit einem Deutschen das alte Schloß Chapultepek, wo Montezuma seinen Sommersitz gehabt, das die Amerikaner mit Sturm genommen, wo Kaiser Maximilian's Lieblingsaufenthalt gewesen und das noch jetzt — was wahrlich viel gesagt ist — den schönsten Punkt Mexikos bildet.

Das Schloß selbst, von starken, hohen Mauern umgeben, bei denen es Einem eigentlich unbegreiflich scheint, daß es die Amerikaner damals so rasch mit Sturm nehmen *konnten*, ist allerdings von keiner außerordentlichen Schönheit, wenn es auch freundliche, luftige Zimmer und einen sehr hübschen Garten hat; die Perle Chapultepeks aber ist der eine Thurm, der

das ganze Gebäude überragt und die wundervollste Aussicht in vollem, durch nichts eingeschränktem Panorama auf das ganze Thal von Mexiko bietet. —

Ich bin von Gott vor tausend anderen Menschen reich begünstigt worden — ich habe seine Wunder und die Schönheiten seiner Welt aller Orten sehen und darin schwelgen dürfen, aber Schöneres in seiner Art gerade habe ich nie gefunden, und in dem Augenblick hielt ich mich für all' die Mühen und Beschwerden, die es mich gekostet, um es zu erreichen, reich und voll belohnt.

Oh, wie wunderbar schön ist doch dieses Land! Und trotzdem, so weit auch hier der Blick über alle diese herrlichen Gegenden schweift, keine Stelle fast im ganzen Thal, wo sich nicht die Menschen aus Goldgier, Religionshaß, oder von blindem Ehrgeiz angetrieben, gemordet und den Boden mit Blut roth gefärbt haben. Von ältester bis zu neuester Zeit reichen diese Greuel, und selbst noch in diesem Augenblick lauern Banden von Straßenräubern in dem Thal wie an den Hängen der es umgebenden Berge auf den friedlichen Wanderer, und die Regierung ist mit all' dem Blut, das sie vergossen, nicht im Stande, selbst die unmittelbare Nähe ihrer Hauptstadt von diesem Gesindel frei zu halten. — Aber leider finden wir das in der ganzen Welt bestätigt, daß gerade in den Ländern, über welche die Natur mit vollen Händen ihre Gaben ausgeschüttet, das Geschlecht der Menschen den einzigen dunkeln Flecken in dem Bilde zeigt, während es harmlos und friedlich und deshalb auch glücklich in den wüstesten Einöden beisammen wohnt.

Ich konnte den Blick kaum losreißen von den wundervollen, prachtvollen Contouren der Berge, von dem eigenen Zauber, der auf der ganzen Landschaft lag. Zu unseren Füßen fast, oder doch nur kurze Strecke entfernt, breitete sich die Hauptstadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und den regelmäßig eingetheilten Straßen aus; hinter und neben ihr lagen die noch in der Sonne blitzenden Seen, dahinter erhoben sich die beiden großartigen, mit Schnee bedeckten Vulkane, und ringsum, soweit der Blick schweifte, zeigten sich kleine, freundliche Städte und Ortschaften, eingerahmt von dem höher

steigenden Lande, das den ganzen Horizont umschloß; unmittelbar unter uns aber lag der kleine, doch freundliche Park von Chapultepek, unter dessen riesigen Cedern schon Montezuma, dann Iturbide und zuletzt Marimilian gewandelt — eine ganze Kette von unglücklichen Fürsten, denen hier das Schönste der Welt als Eigenthum geboten wurde, nur um sie desto sicherer zu verderben.

Und jetzt sank die Sonne — das Thal füllte sich mit mattem Dämmerschein und die beiden Kuppen der Vulkane fingen an zu erglühen; rosige Wolken hingen darüber in der Luft und stiegen aus den Schluchten der Gebirge, wohin die Strahlen der untergegangenen Sonne schon nicht mehr dringen konnten, wie bleiche Gespenster der Vorzeit empor.

Ich hätte die ganze Nacht hier oben bleiben mögen, aber der Eisenbahnzug, der uns nach der Stadt zurückbringen sollte, wurde bald erwartet, und wir wollten doch auch noch, ehe wir das Schloß verließen, die riesigen Bäume da unten besuchen, unter denen all' die Opfer merikanischer Kriege und Revolutionen gewandelt und von dem Glanz und Glück ihrer Herrschaft geträumt hatten.

Es sind wirklich prachtvolle Bäume, diese mächtigen Cedern mit ihren Riesenstämmen und fest zusammengedrängten dunkeln Wipfeln, wie sie dastehen in stiller Einsamkeit. Der eine, den wir maßen, hat $7\frac{1}{2}$ Klafter in seinem Umfange, etwa 4 Fuß vom Boden, und seine Zweige beschatteten dabei einen verhältnißmäßig kleinen Raum. Nahe dabei liegen außerdem die klaren Quellen, die ihr Wasser der Stadt zuführen, liegt noch das alte Bad Montezuma's und all' der ermordeten Fürsten, die ihm nachgefolgt — aber dem Publikum ist der Platz jetzt verschlossen. Nur wer eine besondere Karte erhält, darf ihn besuchen, und ich weiß nicht, ob das eine bleibende Maßregel ist, oder ob sie nur zeitweilig aufrecht erhalten werden soll. Es wurde nämlich im Schlosse selber gerade Manches restaurirt, da Juarez dort in nächster Zeit zur Feier seines Antritts ein großes Frühstück geben wollte.

Ich würde mir dazu an seiner Stelle ein ganz neues Haus haben bauen lassen, denn in dem Schlosse hätte mir gewiß kein Bissen geschmeckt; aber die Naturen sind eben verschieden.

Am Tag vor Weihnachten fuhr ich ebenfalls mit einem Deutschen nach dem berühmten Cortezbaum hinaus, der in dem kleinen Ort Tacuba unmittelbar neben der Kirche steht. El arbol de la noche triste oder der Baum der Trauernacht ist zu merkwürdig — schon seiner selbst und seines ungeheuern Umfangs wegen, um an ihm vorbei zu gehen.

Der Baum ist eine riesige Ceder mit allerdings schon altersmorschem Stamm und wenig mehr übrig gebliebenen Riesenzweigen, aber der Stamm selber hat 4 Fuß über der Erde reichlich 9 Klaftern im Umfang, und an seinem Fuß liegt noch ein Stein, auf welchem Cortez in jener Nacht, als er aus Meriko vertrieben worden, gesessen haben soll.

Es war das in jener Zeit, als Diego Velasquez, der Gouverneur von Cuba, eifersüchtig auf den unerwartet günstigen Erfolg von Cortez' Expedition, Pamphilo Narvaez nach Vera-Cruz sandte, um Cortez abzusetzen und den Oberbefehl selber zu übernehmen. Cortez aber war nicht der Mann, sich einer solchen Ungerechtigkeit zu fügen. Narvaez hatte wohl 1300 Mann mit sich, er selber kaum 450. Trotzdem marschirte er gegen Vera-Cruz, schlug Narvaez und nahm ihn gefangen, verstärkte sich dann mit den gegen ihn gesandten Truppen und ging wieder nach Meriko zurück. Während seiner Abwesenheit hatte aber indessen der als Oberbefehlshaber zurückgelassene Alvarado durch scheußliche Grausamkeiten und Erpressungen die Merikaner so gereizt, daß sie, zur Verzweiflung getrieben, revoltirten und Cortez selber sich zuletzt nicht mehr gegen sie halten konnte. Tag und Nacht griffen sie ihn an, und als er aus dem damals vollkommen mit Wasser umgebenen Meriko flüchten wollte, richteten die Merikaner eine furchtbare Niederlage unter seinen Truppen an. Er hatte im Ganzen etwa 1300 Mann gehabt, aber kaum mehr als 400 entkamen mit ihm und wie wenige von Allen unverwundet. Erst in Tacuba, auf einer niedern Anhöhe, hielt er Stand und warf dort Schanzen auf, und noch jetzt steht jener alte Baum, unter welchem ihm, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, das Herz verzagte und er bitterlich weinte.

17.

Der Weihnachtsmarkt zu Mexiko und die Festzeit.

Weihnachten rückte heran und die Festzeit, und auf der Plaza wurden schon durch das Aufschlagen vieler Buden die Vorbereitungen dazu getroffen.

Weihnachten! — Wie manche, manche Weihnachten habe ich draußen in der Fremde, fern von meinen Lieben verlebt — und an wie viel verschiedenen Plätzen! Zuerst verträumte ich meinen Weihnachtsabend — und manche trübe Stunde war dabei — einsam in den Urwäldern Amerikas, und Christbäume standen genug da, aber an keinem ein Licht, nichts als die vor mir lodernde Gluth, und statt dem Gejubel fröhlicher Kinder das Geheul der Wölfe um mich her. — Dann kam eine andere Zeit — ich kehrte ja nach dem Vaterland zurück, und eine Zeit lang war es, als ob ich nun in den Hafen der Ruhe eingelaufen wäre. Ich hatte Weib und Kind, und allen menschlichen Berechnungen nach mußte ich jetzt zu Hause bleiben. — Es war nicht wahr. Das Jahr 1848 zeigte mir die Wahl, mein Leben als Schriftsteller in den aufgeregten Zeiten entweder kümmerlich zu fristen, oder mir durch einen kecken Entschluß eine Stellung zu erzwingen, und — von ewiger Reiselust außerdem getrieben, wählte ich das Letztere.

Die nächste Weihnacht fand mich zwischen den Goldgräbern in San Francisco, die zweite auf dem Walfischfang, die dritte in Indien — in Batavia. — Wieder eine Pause und wieder hinaus in die Welt. Im Jahr 1860 wanderte ich auf dem Weihnachtsmarkt von Lima umher — gestern auf dem von Mexiko, und man muß wenigstens gestehen, daß ich Abwechselung in der Sache habe.

Aber so weh dem armen Wanderer auch gerade an dem Tag zu Muthe ist, wo ihm die Erinnerung alles Liebe und Gute aus der Heimath mit einem Schlag heraufbeschwört, und ihn die Sehnsucht mit allen Banden des Herzens nach Hause zurückzieht, so bereue ich doch wahrlich nicht, diesen

Abend und die rege Zeit vorher in Mexiko verlebt zu haben, denn es kann wohl kaum einen Platz in der Welt geben — unsere deutsche Heimath, das Vaterland des Christbaums natürlich ausgenommen, wo sich die ganze Bevölkerung so lebhaft an dem Fest betheiligt, wie gerade hier in Mexiko.

Schon in Puebla fand ich unter den Colonnaden der Plaza eine Masse Sonneberger Spielzeug ausgestellt, und Heiligenbilder oder kleine buntgemalte Gruppen — Scenen aus der biblischen Geschichte, wurden aus Thon und Wachs, oft nicht ungeschickt fabricirt, feilgeboten. Damals war es aber erst der Beginn der Feierlichkeit, und wenn es dunkelte, packten die Leute ihre Siebensachen zusammen und gingen heim. Anders wurde das aber, als Weihnachten herannahte, und jetzt sah ich plötzlich zu meinem Erstaunen, daß auch die Bäume nicht fehlten, und zwar unter fremdartigen Zweigen und Wipfeln des Lebensbaumes und der hier nicht hergehörenden Kiefer unsere alten ehrlichen Fichten und Tannen, die Käufer auf jedem deutschen Weihnachtsmarkt gefunden hätten. Und nun eröffneten sich in langen Reihen die Buden, welche die Ausstattung für das Nacimiento (Geburt Christi) liefern sollten.

Die eine Reihe nahmen die Christbäume ein und mit ihnen die verschiedenen dazu nöthigen Moose, deren Mexiko in prächtigen Farben liefert. Zuerst das lange, graue spanische Moos — in Texas spanischer Bart genannt — dann ein herrlich braunes und dunkelgrünes Moos, was Alles dazu benutzt wird, um den Fuß des Christbaumes — oder bei den Mexikanern die Ecken, in denen das Nacimiento aufgestellt wird, auszuschmücken und mit Grün zu bekleiden.

Dazwischen drängten sich Jungen herum, die lange Silberstreifen an einen Stock gebunden trugen und ihren Waarenvorrath dem Publikum unter die Nase hielten. Auch große rothe Blumen und kleine gelbe Früchte — dem Aussehen nach den Holzäpfeln ähnlich, fanden sich als Schmuck für den Baum, an dem man eben jene Silberfäden herunterhängen läßt, Sterne von Blech oder Zinn, welche die Strahlen der Lichter zurückwerfen, und neben den tausend kleinen Heiligenbildern auch Sonne und Mond der alten heidnischen Azteken.

Uebrigens haben die Mexikaner ein ganz merkwürdiges Talent im Modelliren, und gar nicht etwa so selten findet man Indianer, die aus einem Klumpen Thon in wenigen Minuten den Kopf jedes beliebigen Menschen auf das Treueste nachbilden. Ihre Wachs- und Zeugfiguren, in denen sie in einzelnen Modellen die mexikanischen Trachten wiedergeben, habe ich schon erwähnt, und selbst in ordinärem Thon findet man, ebenso wie in Wachs, manchmal kleine Gruppen, die theils heilige Scenen, theils Stiergefechte, Pulke-Arbeiter, Tänze, Maulthiertreiber &c. vorstellen, zu einem fabelhaft billigen Preis.

Auf dem Christmarkt hier bildeten deshalb auch Buden mit derartigen Gegenständen die größte Zahl, und man fand dort manchmal ganz allerliebste Sachen, wie zum Beispiel kleine Landschaften, Schneegebirge &c. Dort drängte sich denn auch die Menschenmenge dermaßen zusammen, daß man nur langsam und im Schritt — oft fortgeschoben, oft gestemmt, hindurchkommen konnte.

Dazwischen kauern, genau so wie bei uns, die armen Kinder mit ihren Zwetschenmännern und Schornsteinfegern, kleine Jungen und Mädchen in zerlumpten Zarapen oder Rebozen, und bieten die billigsten und am rohesten gearbeiteten Figuren aus, damit auch die ärmsten Leute etwas finden, um ihr Nacimiento damit auszuschmücken.

Hier trifft man besonders die aus Pappe gearbeitete Magey (die Aloe), um eine mexikanische Landschaft darzustellen, und hier und da sieht man auch kleine, mit Haaren von Baumwolle versehene Engel, die scheinbar über einer solchen Aloepflanze schweben, in Wirklichkeit aber mit dem Bauch auf die mittelste Spitze derselben gespießt sind.

Wendet man sich rechts, so geräth man in die Reihe der Dulces-Fabrikanten, die in Mexiko außerordentlich stark vertreten sind und wirklich Bedeutendes besonders in überzuckerten Früchten leisten. Da findet man alle hier vorkommenden Arten fast, die sich nur irgend dazu eignen, selbst süße Kartoffeln — sogenannte Camotes — Feigen, Birnen, Orangen, Bananen, Ananas, Citronen, Limonen und wie sie alle heißen. Daneben Dulces von Cocosnuß wie andere gewürzreiche Arten, in allen

Formen, und zwar in ungeheuern Massen aufgehäuft, da es in Mexiko außerordentlich viel gekauft wird. Einige Arten weißen Zuckerwerks, die ich aber nicht gekostet habe, werden in der That körbeweise nach Hause getragen.

Wieder an anderen Stellen sind Eßwaaren zu haben, an denen sich die zu Markt Gekommenen laben können — wenn sie Appetit dazu verspüren, denn besonders appetitlich sehen die dort aufgeschichteten Speisen gerade nicht aus. Ein Lieblingsgericht scheinen in Bananenblätter eingeschlagene zusammengesetzte Speisen zu sein, an denen auch der — hier aber sehr schwache — spanische Pfeffer nicht fehlt. Allerlei verschiedene Fleischarten werden zusammengelegt und gebacken, und dazu ißt man die Tortillas — flache, gebackene Maiskuchen, die noch am besten schmecken. Der Dunst dieser Kuchen, fett und erstickend, zieht aber über den ganzen Platz, und wenn am Abend noch der Rauch der als Beleuchtung dienenden Kienbecken dazu kommt, so bieten die verschiedenen dunkelrothen Flammen mit den sich dazwischen bewegenden malerischen Gestalten wohl ein reizendes Bild, benehmen Einem aber auch fast den Athem.

Aber je später es wird, desto mehr drängt sich das Volk dem Platze zu. Unter den Colonnaden, wo die besseren Waaren zum Verkauf ausgeboten werden, preßt es herüber und hinüber, und zwischen den Buden kann kein Apfel mehr zur Erde nieder, während einzelne Träger, die den Einkauf irgend einer Herrschaft fortschaffen sollen, dieselben auf den Kopf nehmen müssen und trotzdem die größte Mühe haben, wieder hinaus und auf einen nur etwas freieren Platz zu kommen.

Es sind viele Deutsche in Mexiko, und daß diese den heiligen Abend in alter, guter deutscher Weise feiern, versteht sich wohl von selbst. Die alte Sitte ist zu schön, und es ist Thatsache, daß das Kind, das nur ein einzig Mal glücklich unter einem Christbaum gestanden, denselben nie vergißt und von da ab ein Weihnachten ohne ihn für unmöglich hält. Hat er sich doch jetzt selber unter den sonst gegen alles Gemüthliche so gleichgültigen Yankees Bahn gebrochen und wird bald den ganzen nordamerikanischen Continent siegreich durchwandern und erobern.

Die Weihnachtsbäume erleiden allerdings unter den Tropen

eine kleine Veränderung, und selbst hier, wo man so schöne Fichten und Tannen hat, wie bei uns, ja ich möchte sagen noch voller und üppiger gewachsen, sehen die vergoldeten Bananen doch eigenthümlich aus, die anstatt der Aepfel den Baum zieren, aber mir haben sie doch gefallen, und die Frucht hat dabei noch das Angenehme, daß später beim Schälen das Gold und Silber gründlich entfernt wird.

Ich verbrachte den Weihnachtsabend in einer deutschen Familie unter dem Christbaum und glücklicher Weise in großer Gesellschaft — vorher schon hatte ich in einer andern Familie bescheren sehen, — aber du lieber Gott, wie weh ist einem „armen Reisenden" dabei selber um's Herz, wenn man den Jubel der Kinder sieht, und dabei nur an die eigenen — so fern und unerreichbar — denken muß. Ich muß auch gestehen, daß ich mich vor dem Abend gefürchtet hatte. Hoffentlich war es der letzte Weihnachtsabend, den ich in fernen Landen verlebt habe.

Am 25. war großer Feiertag in der Stadt, aber nicht allein des Weihnachtsfestes wegen, sondern der Präsident hielt seinen Bando oder militärischen Umzug in der Stadt, später mit großer Sitzung im Abgeordnetenhause, wo er sich als neugewählter Präsident dem Volk zeigte und seine Anrede an dasselbe, aber freilich mit so leiser Stimme hielt, daß man auf den Gallerien auch nicht eine Silbe davon verstehen konnte. So viel bleibt gewiß, Juarez ist augenblicklich in Mexiko nicht allein populär, sondern das eigentliche Volk hat auch Vertrauen zu ihm, daß er die neugewonnene Republik festigen und erhalten werde — wenn nicht schon der Name Republik in allen südamerikanischen Staaten und ebenso in Mexiko — ein Spott auf die Sache selber wäre.

In einer Republik soll das Volk durch einen von ihm gewählten Repräsentanten regieren — aber was ist in allen diesen Staaten eben dieses souveräne Volk? Ein Haufen unwissender, roher Menschen, die, besonders in Mexiko, von klugen Advocaten geleitet und benutzt werden. Man braucht ihre Stimme und ihre Fäuste — weiter nichts —, ihre eigene Meinung wird nicht befragt und kann nicht befragt werden, denn sie haben keine — sie gehen mit der Masse und dem Erfolg.

Juarez' persönliche Erscheinung macht gerade keinen besonders günstigen Eindruck. Es ist eine kleine, gedrängte, derbknochige Gestalt, und sein braunes Indianergesicht mit den vorstehenden Backenknochen oder der niedrigen Stirn verräth eben keine großen geistigen Eigenschaften. Aber der kurze Nacken zeigt einen starren Sinn, und Zähigkeit hat er auch allerdings, von seinem Leiter Lerdo dabei noch tüchtig angespornt, genug bewiesen.

Als er den Saal der Abgeordneten betrat, wo eine Art Thronsessel mit zwei rothgepolsterten Stühlen für den Präsidenten und Vicepräsidenten des Hauses steht, wurde nur an einer Stelle etwas Vivat gerufen, und auch nur von dort, über der Thür des Eingangs, flogen eine Unzahl bunter Bänder wie ein Regen — oder noch besser, wie eine Ordensvertheilung in Europa — über den Präsidenten und seine nächste Umgebung nieder. Sie enthielten daraufgedruckte Lobgedichte des Präsidenten, aus der Feder irgend eines Hofpoeten — denn warum soll es nicht auch in einer Republik Hofpoeten geben? Abends zogen kleine Trupps sehr mittelmäßig gekleideter Mexikaner mit etwas Musik und einer Art Standarte, mit Juarez' Bild darauf, durch die Straßen, Lichter dabei in der Hand tragend; auch wurden auf der Plaza viele Raketen abgebrannt, vor denen man sich ein wenig hüten mußte.

Die Abgeordneten im Saale selber betrugen sich sehr ungenirt. Fast alle rauchten, bis der Präsident eintrat; auch die Zuschauer gaben sich dem Genusse hin — es war ein entsetzlicher Qualm im Hause, und selbst bei der Ansprache des Ersten der Nation behielten die Zuschauer auf den Gallerien — mit wenigen Ausnahmen — ihre Hüte auf. Abends war nur das Palais und, sonderbarer Weise, das städtische L e i h h a u s, dicht an der Plaza, illuminirt. — Oft liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel.

18.

Von Mexiko nach Cuernavaca.

Allerdings hatte ich von Mexiko aus die Absicht gehabt, Querétaro zu besuchen und die Stätte selber zu sehen, wo der arme, aber bis zum letzten Moment heldenmüthige Kaiser endete. Diese Fahrt wurde mir aber von allen Seiten auf das Entschiedenste abgerathen, denn erstlich hätte sie viel Geld bei einer enormen Strapaze mit viertägiger Diligencenfahrt gekostet, und dann würde ich meinen Zweck nicht einmal erreicht haben, da, wie schon erwähnt, die Regierung alles in ihren Kräften Stehende gethan hat, die örtlichen Spuren jener Katastrophe vollständig zu vernichten. Man findet den Platz kaum wieder, und da im Kloster selber noch Gefangene saßen, wurde auch keinem Fremden der Eintritt dort gestattet. Was hätte es mir also geholfen, nur die kleine Stadt Querétaro anzusehen.

Einen dieser, und zwar eben entlassenen Gefangenen sah ich selber in Mexiko — Herrn von Görbitz, den früheren Adjutanten Miramon's, der in jenen Tagen nach Madrid, wo er überhaupt lebte, zurückkehrte. Ueber die früheren und letzten Verhältnisse in Querétaro dürfen wir deshalb wohl interessanten und wahrheitsgetreuen Schilderungen entgegensehen, da Herr von Görbitz beabsichtigt, seine Erlebnisse in deutscher wie in spanischer Sprache herauszugeben.

Miramon selber war ein tapferer und tüchtiger Mann, aber entsetzlich ehrgeizig, und ich fürchte fast, der Kaiser traute ihm anfangs zu viel — aber zuletzt theilte er das Geschick des Monarchen, und ihm treu zur Seite hielt sich der Indianer Mejia.

Der Proceß, der bis jetzt noch zurückgehaltenen Gefangenen wird indessen in langsamer Reihenfolge vor den Gerichten abgewickelt, und nur die werden bis zuletzt aufgehoben, die sich vielleicht die kleinliche Rache irgend eines Beamten zugezogen

haben. Eine längere Verurtheilung braucht aber Keiner von ihnen mehr zu fürchten.

Da mir auch Herr von Görbitz abrieth, unter den jetzigen Verhältnissen eine, jedenfalls höchst undankbare Reise nach Querétaro zu unternehmen, verzichtete ich darauf, beschloß aber doch, Mexiko selber bis zum Stillen Meer zu durchwandern und mich dann südlich zu wenden. Ich bekam dadurch nicht allein eine der wildesten Provinzen des Landes, Guerrero, zu sehen, sondern konnte auch darauf rechnen, dort zu einer interessanten Zeit durchzupassiren, da sich gerade die zwei revolutionären Heere entgegenstanden. Außerdem mußte ich das Land der Pintos oder gemalten Indianer kreuzen, die — jedenfalls in Folge einer ganz eigenthümlichen Hautkrankheit — in vielen Fällen wie gefleckt erscheinen.

Dort gab es also viel für mich zu sehen, und daß noch, besonders zwischen der Hauptstadt und Cuernavaca, zahllose Straßenräuber den Weg unsicher machen sollten, konnte mich natürlich nicht davon zurückschrecken.

Hier wäre es übrigens wohl am Platz, ein paar zusammenfassende Worte über das Räuberwesen in Mexiko zu sagen, denn es spielt in jenem Land eine nicht unbedeutende Rolle und charakterisirt dabei die Zustände.

Wenn man nur den Fuß auf mexikanischen Boden setzt und die Absicht äußert, das innere Land zu sehen, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß Einem schon die entsetzlichsten Geschichten über alle nur erdenklichen Raubanfälle und Mordthaten erzählt werden, und einem nur einigermaßen ängstlichen Menschen sollte die Lust zu einer Vergnügungsfahrt wahrhaftig schnell genug vergehen. Es wird dabei natürlich viel übertrieben und hat große Aehnlichkeit mit den zahllosen Löwen-, Tiger- und Schlangengeschichten, die wir zu lesen bekommen, da fast kein Mensch gern den Fuß in eine tropische Landschaft setzt, ohne näher mitzutheilen, mit wie genauer Noth er irgend einer wilden Bestie entgangen ist — natürlich ohne auch nur die Spur einer solchen gesehen zu haben.

Ebenso ist es sehr häufig mit den Raubanfällen auf den mexikanischen Landstraßen, die aber doch in der That viel öfter vorkommen, als einem ruhigen Reisenden lieb sein kann.

Wo Krieg ist, findet sich stets genug Gesindel, das Freund wie Feind mit anerkennenswerther Unparteilichkeit ausplündert und dabei auch einen Mord nicht scheut — fließt doch eben im ganzen Lande Blut, und Menschenleben verlieren ihren Werth. Natürlich erreicht ein solcher Zustand aber seinen Höhepunkt, wenn der Krieg in einen Guerillakampf ausartet und, wie hier, Contreguerillas dagegen verwandt werden. So artete denn auch der ganze Krieg in Mexiko, bei den Franzosen wie Mexikanern, in ein wahres Raubsystem aus, bei dem sich der französische General der Contreguerilla, Dupin, einen so geachteten Namen erwarb, daß ihm selbst die mexikanischen Straßenräuber ihre Anerkennung nicht versagen können.

Damals lagen kleine Banden an allen Straßen, und die Ueberfälle, wenn auch dabei geraubt wurde, hatten fast immer den Hauptzweck, den Feind zu beunruhigen und zu schädigen, wo und wie das auch immer geschehen konnte. Als aber mit dem Fall Querétaros und Mexikos, wie mit dem Tod des unglücklichen Kaisers Max den wirklichen Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde und die Anhänger des Kaiserreichs jeden ferneren Widerstand nutzlos fanden, da hatten doch zu viele Menschen Geschmack an diesem einträglichen Guerillageschäft gefunden und — setzten es eben fort. Die Contreguerilla hatte allerdings ihre Haut schon in Sicherheit gebracht und war mit Orden bedeckt nach Frankreich zurückgekehrt, aber die Mexikaner blieben und fanden es zum Theil vortheilhafter, den Diligencen an der Straße aufzulauern, als sich einer überdies ungewohnten, wenn auch nützlichen Thätigkeit hinzugeben.

In Nordamerika war dies ein anderes Verhältniß. Es gab auch dort, und leider nur zu viel blutige Raubbanden, die unter dem Namen von Jayhawkers und Bushwhackers während des Krieges nach Herzenslust mordeten und raubten, und wohl eben so viel — und vielleicht mehr Greuelthaten verübten als die Mexikaner. Als aber die Soldaten nach Friedensschluß aus dem Feld zurückkehrten und ihre eigene Heimath wieder aufsuchten, mußten sie machen, daß sie aus dem Lande kamen, um deren Rache zu entgehen, und die meisten von ihnen flüchteten nach dem glücklichen Texas. Die

Soldaten selber aber dachten gar nicht daran, ein ihnen fernliegendes Räuberleben zu führen. Sie waren des Krieges satt und an Arbeit gewöhnt, ihre Farmen hatten außerdem die ganze Zeit daniedergelegen; ihr Geschäft war vernachlässigt worden, und mit vollem Eifer gaben sie sich wieder dem früheren Berufe hin. Man kann jetzt in Nordamerika in den wildesten Districten so sicher und ungefährdet, allein und unbewaffnet reisen, wie in den Straßen einer volkreichen Stadt spazieren gehen. — Nicht so in Mexiko.

Es wird, wie gesagt, viel von Leuten übertrieben, die nun gern einmal ein selbsterlebtes Abenteuer erzählen wollen, aber im Ganzen fallen doch Raubanfälle, die manchmal auch ein blutiges Ende nehmen, nur zu häufig vor, und die Diligence ist thatsächlich auf manchen Strecken zwei- und dreimal die Woche ausgeraubt worden. Die meiste Schuld daran trägt freilich zum großen Theil die entsetzliche Feigheit der mexikanischen Reisenden, die sich lieber geduldig ausrauben lassen, ehe sie sich der Gefahr aussetzen, daß einer der Räuber in die Diligence hineinfeuerte, und das Komische ist hier vorgekommen, daß an einer der Straßen im Innern ein altes Weib in Männerkleidung, allein und nur mit einem Revolver und einer Muskete bewaffnet, Wochen lang und fast täglich den Postwagen geplündert und sämmtliche Passagiere gezwungen hat, ihre Werthsachen abzulegen, bis endlich einmal ein Franzose auf sie feuerte und sie in die Schulter traf. Sie stürzte zu Boden, und man entdeckte jetzt die etwas beschämende Thatsache. Aber trotzdem wurden die Mexikaner nicht muthiger, und als man nun fand, daß sich die Räuber nach und nach weniger blutdürstig zeigten, wenn sie keinen Widerstand fanden — sie hatten wohl oft eben so viel Angst vor den Passagieren, wie diese vor ihnen — so fiel man auf ein anderes Mittel, sie billig los zu werden. Man gab mir selber von den verschiedensten Seiten den Rath, keine Waffen mitzunehmen, sondern nur etwa drei oder vier Thaler in die Tasche zu stecken, um doch wenigstens etwas zu haben, wenn die Räuber la bourse ou la vie forderten, und mein übriges Geld der Post zu übergeben.

Thatsächlich ist zu diesem Zweck ein Zahlungssystem auf

der hiesigen Diligence eingeführt, das den Räubern auf entschiedene Art ein Schnippchen schlagen soll. Reisende überliefern auf der Ausgangsstation der Direction der Diligence all' ihr baares Geld — einige Dollars, wie gesagt, ausgenommen, und erhalten dafür einen gedruckten und unterschriebenen Schein. Damit können sie in jedem Nachtquartier oder unterwegs ihre Zeche bezahlen. Es ist wie ein Creditbrief auf die betreffenden Stationen, und wo man zwei oder drei Dollars verzehrt, oder vielleicht zu irgend einem Ankauf etwas Geld haben will, läßt man es sich einfach auf der betreffenden Diligencestation geben, wo es dann auf dem Zettel abgeschrieben wird. Solche Zettel honorirt jede Station.

Bequem ist das jedenfalls und wäre auch gar nicht so übel in Deutschland einzuführen, um nicht mit vielem Geld unterwegs und in den oft unsicheren Hotels behelligt zu sein.

So weit geht diese Angst vor Gewaltthätigkeiten der Ladrones, daß schon Reisende, die sich vertheidigen wollten, von ihren Mitpassagieren daran verhindert wurden, um die Señores der Straße nicht unnöthiger Weise zu reizen, das heißt, von einem in den Wagen gefeuerten Schuß nicht etwa einen Theil oder die ganze Ladung abzubekommen.

Andererseits muß man aber auch den Straßenräubern wieder zugestehen, daß sie besonders in letzterer Zeit mit vieler Mäßigung verfuhren. Früher ist es allerdings gar nicht so selten vorgefallen, daß sie die Reisenden bis auf's Hemd ausgeplündert haben, ja in Meriko soll einmal ein ganzer Wagen vollkommen nackter Passagiere eingetroffen sein — jedenfalls ein sehr schlechter Scherz der Ladrones, wenn man besonders das kalte Klima der Hochebene berücksichtigt. Jetzt aber scheinen sich die Herren Straßenräuber mit viel weniger zu begnügen und zeigen nur eine stille Leidenschaft für goldene Uhren, andere Werthsachen, wie auch natürlich baares Geld — ohne in ihren Ansprüchen extravagant zu sein. Ja, es soll sogar vorkommen, daß sie den ausgeplünderten Reisenden etwas zurückerstattet haben — gewöhnlich einen Dollar, um damit auf der nächsten Station ihr Frühstück zu bezahlen. Jedenfalls ein hübscher Zug von ihnen. So erhielt einst ein junger Mann, der nur 6 Realen bei sich gehabt, dadurch, daß ihm

die Räuber 1 Dollar wieder herausgaben, weil sie bei dem einen Passagier 300 Dollars gefunden, sogar 2 Realen mehr, als um was er geplündert worden — aber auf diese Speculation kann man nicht reisen.

Die Regierung thut übrigens jetzt Manches, um die Straßen sicher zu stellen, und besonders in der Nähe größerer Städte, wo sich das meiste Gesindel vorfindet, werden berittene Patrouillen mitgegeben, die allerdings malerisch genug aussehen, und sich ein paar Mal schon ganz wacker mit den Banden herumgeschlagen haben. Inzwischen behaupten die hiesigen Einwohner, daß diese Patrouillen manchmal selber die Gelegenheit wahrnähmen und die Reisenden plünderten, aber ich glaube, das ist übertrieben und bezieht sich wohl nur darauf, daß Einer oder der Andere, wenn sie den Wagen wieder verlassen, um auf ihre Station zurückzukehren, an den Schlag geritten kommt und sich mit einem freundlichen Gruß ein Douceur ausbittet. Sie sind aber dann immer mit 1 oder 2 Realen vollkommen zufrieden — arme Teufel! sie werden schlecht genug besoldet, mit 1 Real täglich, und sollen den oft nicht einmal bekommen.

Alle Straßen können diese Patrouillen natürlich nicht überwachen; das Land ist ungeheuer groß, und Raubanfälle kommen deshalb noch aller Orten vor. Das Beste bleibt es deshalb stets, gut bewaffnet zu sein, um der Bande die Spitze bieten zu können. Im Ganzen sind sie immer feige, und wenn sich nur zwei oder drei Leute in der Diligence befinden, die, mit Waffen versehen, auch entschlossen sind dieselben anzuwenden, so braucht man wahrlich keinen Ueberfall zu fürchten oder kann ihn, wenn er trotzdem erfolgen sollte, mit leichter Mühe abweisen. So wurden auf der Straße von Mazatlan vor ganz kurzer Zeit sechs gutbewaffnete Amerikaner von vierundzwanzig Straßenräubern gestellt und aufgefordert, ihr Eigenthum abzugeben. Statt dessen warfen sie ihre Koffer von den Packsätteln ihrer Thiere, formirten damit eine Barrikade und hielten sich beinahe zwei Tage gegen die Strolche, die es nicht wagten, sie plötzlich und zugleich anzugreifen. Die Amerikaner hatten nur Schrotgewehre und Revolver, pfefferten aber auf die Burschen ganz wacker und hielten sich so lange, bis ihnen

eine berittene Patrouille zu Hülfe kam und die Vagabonden die Flucht ergreifen mußten.

Eine ganz eigenthümliche Abwechselung hat das Land übrigens durch das sogenannte und eigentlich vollkommen italienische Plagiar-System erfahren. Es besteht einfach in dem Raub eines bekannten und natürlich wohlhabenden Individuums, das man so lange gefangen hält, bis dessen Verwandte oder Geschäftsfreunde eine hinreichende Summe zusammenbringen, um seine Freiheit wieder zu erlangen.

Früher kannte man etwas Derartiges in Mexiko gar nicht, und der Ueberfall einer Bande, ob aus politischen oder aus Geldrücksichten, beschränkte sich auf die Plünderung dessen, was sie gerade vorfanden, bis ein Spanier, der es daheim vielleicht von seinen Zigeunern gelernt, den ersten und ziemlich glücklichen Versuch machte, sich auf solche Weise ein Vermögen zu erwerben. Da es aber so glücklich und vom besten Erfolg gekrönt ablief, fand die Sache Anklang im Lande. Der Mexikaner ist stets bereit, Alles zu ergreifen, was ihm einen Gewinn verspricht, ohne ihn dabei körperlich zu sehr anzustrengen. Gewissensscrupel scheinen ihn nicht sonderlich dabei zu plagen.

Die Sache kam, wie gesagt, in Aufnahme, und bald hörte man von allen Seiten derartige Attentate, ohne daß die Regierung das Mindeste hätte dagegen thun können — und dieser Zustand besteht noch. Es ist so weit gekommen, daß sich, besonders in der Nähe von Mexiko und Puebla, bekannte und reiche Bürger der Stadt kaum mehr allein hinaus in's Freie wagen, weil sie jeden Augenblick befürchten müssen, von irgend einer versteckten und auf sie lauernden Bande aufgegriffen und fortgeführt zu werden, und dabei werden sie noch, wie das in vielen Fällen geschehen ist, auf das Nichtswürdigste behandelt.

Das ist der thatsächliche, augenblickliche Zustand des Landes, wobei aber ja nicht gesagt sein soll, daß kein Mensch mehr in Mexiko reisen könnte, ohne angefallen zu werden. Die Beraubungen sind in letzter Zeit sogar viel seltener geworden, und mancher Reisende kann vielleicht Monate im Lande umherfahren, ohne einer einzigen solchen Bande zu begegnen. Aber

er muß trotzdem jede Minute, die er in der Diligence sitzt, darauf vorbereitet sein — ein für nervöse Menschen etwas ungemüthlicher Zustand.

Erst vor wenigen Tagen fand wieder ein solcher Ueberfall, und noch dazu unter erschwerenden Umständen und von einem Mord begleitet, statt. Man wollte nämlich einen Mann, von dessen Reise man Kenntniß bekommen, entführen, brauchte aber ein Pferd, um ihn darauf zu setzen und rascher damit an die Stelle zu kommen, und zu dem Zweck erstachen die Räuber einen armen unschuldigen Teufel, der im Schutz seiner leeren Taschen ungeschädigt glaubte reisen zu können, nahmen ihm das Pferd ab und führten ihr Vorhaben auch richtig aus, ohne bis jetzt noch entdeckt zu sein. Allerdings ging neulich das Gerücht, daß man ihrer habhaft geworden sei — aber es hat sich als falsch erwiesen. Es schien den Bewohnern der Hauptstadt auch gleich unglaublich.

Wie lange dieser fast unerträgliche Zustand noch dauern wird, läßt sich nicht bestimmen; der Präsident soll wenigstens erklärt haben, er könne nicht mehr dagegen thun, als bis jetzt geschehen sei — nämlich die Diligence streckenweis durch Escorten begleiten zu lassen. Es wird auch kein anderes Mittel geben, als daß sich die Merikaner selber — genau so wie es die Londoner Bürger machten, als die Garottirer in der City überhandnahmen, — nicht allein gut bewaffnen, sondern auch zu dem Entschluß kommen, von ihren Waffen entschiedenen Gebrauch zu machen. Erst dann, wenn sie aus jeder Diligence tüchtig auf sich gefeuert sehen, werden die Räuber sich zweimal besinnen, ehe sie einen besetzten Wagen angreifen. „Help yourself!“ sagt der Amerikaner, und das Wort findet auf kein Land so praktische Anwendung, wie auf das jetzige Meriko.

Allgemein wurde mir aber gesagt, daß ich, sobald ich den Staat Guerrero selber erreiche, von Räubern nichts mehr zu fürchten hätte. Der Staat befand sich allerdings in vollständigem Aufruhr, aber — sie duldeten keine Räuber zwischen sich — für Meriko in der That etwas Außerordentliches.

So war denn der Tag zur Abreise wieder erschienen, und es that mir wirklich leid, als ich die schöne Stadt, in der

ich mich Wochen lang so wohl gefühlt und so viele liebe Freunde gefunden hatte, wieder verlassen mußte. Aber Abschiednehmen ist ja — ich möchte fast sagen — mein Beruf; ich bin wenigstens daran gewöhnt, und ließ mich also bis Cuernavaca — bis wohin ich mit der Diligence gehen konnte — einschreiben.

Diesem Marterfuhrwerk hätte ich mich nun allerdings sehr gern entzogen und wäre lieber gleich von hier aus im Sattel gewesen, aber in Mexiko selber finden sich nur höchst selten zuverlässige Arrieros und gute Maulthiere für eine solche Reise, und ich mußte deshalb schon in den sauern Apfel beißen und meine Glieder noch einmal einem solchen Kasten anvertrauen — hoffentlich das letzte Mal in meinem Leben.

Interessant, fast ein wenig zu sehr, um zugleich angenehm zu sein, war übrigens unsere Abfahrt vom Posthof in Mexiko mit den acht muthigen Pferden, die wir vor dem Wagen hatten.

Die Thiere — selbst die Maulthiere nicht — ziehen unter keinen Umständen langsam an, sondern immer in gestrecktem Galopp, weil sie schon wissen, daß ihnen dabei die Peitsche des Kutschers um die Ohren fliegt, und auf breiter, offener Landstraße hat das auch nicht das Mindeste weiter zu sagen, als daß man eben ein paar Stöße mehr bekommt. Hier in der Stadt dagegen war das ein anderes und vielleicht ein wenig gefährlich Ding, denn die ersten sechs Pferde zeigten sich schon so ungeduldig, daß sie kaum noch durch zwei Menschen konnten gehalten werden, und die vorderen beiden wurden ja erst im entscheidenden Moment angehangen — aber was half's — wir hatten Alle unsere Sitze eingenommen — ich oben auf, mit der geladenen Büchse, der Kutscher griff die Zügel in der Hand zusammen. „Mach' fertig davorn!"

Einer der Stallleute hielt die beiden, jetzt ebenfalls tanzenden Pferde an den Zügeln, der Andere hängte rasch und geschickt den Haken ein. Mit einem Satz sprang er dann zwischen den Thieren hinaus, der Andere ließ ebenfalls los, und wie ein Wetter rasselte der alte Kasten die Straße hinab, während der Kutscher die Thiere mit aller Kraft nach der rechten Seite hinüber zu ziehen suchte. Er mußte schon an

der nächsten Ecke links umbiegen und wollte besser das Gelenk bekommen. Aber in diesem Augenblick gehorchten die unbändigen Thiere den Zügeln noch nicht — nur fort — nur vorwärts — mitten in der Straße stürmten sie entlang. Jetzt aber half es nichts — links mußten sie hinum. Der Eine der Stallleute war nebenher gesprungen und scheuchte die vorderen mit seinem Hut und Schrei — sie folgten in scharfer Biegung. Dicht an dem Eckstein der Trottoirs kratzte das Rad und in rasender Flucht hoben sich schon die linken Räder — nur einen Zoll noch — aber der alte Kasten flog herum. „Caracho!" lachte der Kutscher vor sich hin. Doch jetzt ging der Weg gerade aus, und wenn die vor uns befindlichen Karren und Milchweiber nur rasch genug aus der Bahn kommen konnten, so hatte die Sache nichts weiter zu sagen. — Aber es ging — unser Kutscher war ein Meister in seiner Kunst, und bald öffnete sich vor uns das weite Land.

Mordgeschichten waren mir nun allerdings auch vor dieser Fahrt zur vollen Genüge in Mexiko erzählt. Einige Herren besonders schienen sich ein Vergnügen daraus zu machen, mich mit Erzählungen von allerlei Raubanfällen auf die Reise vorzubereiten. Dieselben ließen mich aber doch ziemlich ruhig, denn ich hatte meine scharfgeladene Doppelbüchse und meinen Revolver in bester Ordnung und fühlte mich so ziemlich sicher. Zu mir kam außerdem noch später ein Herr aus dem Innern des Wagens herauf, der ebenfalls einen Revolver führte, und selbst der Kutscher hatte eine alte einfache Pistole hinter seinem Sitz liegen, da die Ladrones, wie aus seinem späteren Bericht hervorging, die Kutscher in letzter Zeit ebenfalls nicht besonders glimpflich behandelt haben sollten.

Ein vortrefflicher Zustand in Mexiko, wo die Regierung, trotz der Masse Truppen, die sie auf den Füßen hält, nicht einmal die Sicherheit in ihrer unmittelbaren Nähe aufrecht erhalten kann und gar nicht etwa so selten ihre Diligencen leer geplündert in die Stadt geschickt bekommt. Da müssen sich denn die Reisenden eben selber bewahren, und nur der Feigheit der mexikanischen Reisenden ist es zu verdanken, daß das ganze Räuberwesen nicht schon lange mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Würden die Canaillen nur von jeder

Diligence aus tüchtig gepfeffert, so hörte das Unwesen von selber auf, so aber lassen sie sich fast immer geduldig plündern, sind nur froh, wenn sie ihr doch werthloses Leben behalten, und haben dadurch eben das räuberische Gesindel so bodenlos keck und unverschämt gemacht, daß ein einziger Gesell oft wagt, eine ganze Diligence voll Menschen anzugreifen und auszuplündern.

Uebrigens war heute der 6. Januar und irgend ein hoher Festtag, was eine Menge von Menschen auf die belebte Straße gebracht. Wir begegneten ganzen Zügen wie kleinen Carawanen, und das mag auch vielleicht die Ursache gewesen sein, daß wir die Gebirgshöhe, die Cuernavaca von Mexiko trennt, ungefährdet oder doch wenigstens unbelästigt erreichten.

Die Scenerie war hier, so lange wir uns in dem Thal von Mexiko hielten, wunderhübsch und der Boden ringsumher bebaut. Anfangs rasselten wir allerdings an ein paar Ruinen aus dem Krieg vorüber — unter anderen an einer Schule oder Erziehungsanstalt, die der Kaiser noch gegründet, und die jetzt so gründlich zerstört war, wie das Gebäude selber. Aber die Spuren des Krieges verwischten sich mehr und mehr; freundliche, belebte Dörfer, von grünen Feldern umgeben, zeigten sich überall, während darüber hinaus die prachtvollen, schneebedeckten Vulkane noch immer ihren Gruß herüberwinkten.

Hier sind auch wieder, mehr als an anderen Orten, Bäume angepflanzt, an denen es auf der Hochebene von Mexiko besonders fehlt, und ein ganz vortrefflich geeigneter Baum für dieses Land scheinen die Eucalypten von Australien, die man ja auch mit eben dem Erfolg schon in Indien, im Pendjab angepflanzt hat. Ich sah in der Nähe der Hauptstadt, auf einer bedeutenden Pulkestation, ganz prachtvolle Eucalypten, und schon wenigstens 40—50 Fuß hoch, gezogen, und sie trugen dabei sowohl Blüthen als Samen. Mit einiger Pflege könnten sie für das durch die Spanier fast entholzte Land ein großer Segen werden.

Unsere Fahrt durch besiedeltes Land dauerte aber kaum eine Stunde, dann ging es die ziemlich kahlen Berge hinan, und rechts und links war nichts zu sehen als rauhes Gestein und niederes Buschwerk, von dem man nur manchmal, wenn

man einen vorragenden Punkt erreichte, einen überraschend schönen Anblick nach dem Thal und seinen Seen zurück hatte.

Jetzt endlich wurde uns auch der abgeschnitten, denn wir überschritten die Höhe und fanden uns plötzlich in einem jener erbärmlichen Gebirgsdörfer, das aber für uns mit einem besondern Schrecken begabt war. Wir sollten nämlich dort zu Mittag essen oder frühstücken, wie man es gerade nennen will, und die niederen schmutzigen Häuser sahen wahrlich nicht so aus, als ob sie irgend einen besondern Genuß — trockene Tortillas vielleicht ausgenommen — versprächen. Um so angenehmer wurden wir überrascht, als wir ein Diner erhielten, wie ich es nicht so gut in den größten Diligence-Hotels zwischen Vera-Cruz und Mexiko gefunden. Allerdings lag kein Tischtuch auf, es gab weder Löffel noch Gabeln oder Messer, und das Salz stand in einer Calabasse zum allgemeinen Gebrauch auf dem Tisch. Aber wir bekamen eine vortreffliche Suppe, reichlich gebratenes Huhn, Reis und Kartoffeln, und nach dem Essen einen so guten Kaffee, wie ich ihn selbst in Mexiko nicht besser getrunken — außerdem aber auch noch ganz vortreffliche Pulke, und hatten dafür nur einen sehr mäßigen Preis zu zahlen — leider war es der letzte Lichtblick auf dem langen Weg!

Dicht vor dem Hause saß eine Bande von Kerlen, die mir außerordentlich verdächtig vorkamen, denn wenn es überhaupt Galgengesichter auf der Welt giebt, so trugen sie diese. Ich hörte aber, daß dies die Escorte sei, die uns auf der nächsten Strecke begleiten sollte, da die meisten Ueberfälle bei den sogenannten penuelos in einer wilden Waldgegend vorgekommen seien. Die Leute saßen aber ganz ruhig im Schatten und spielten Karten, und schienen sich verwünscht wenig um die Diligence oder deren Passagiere zu kümmern, denn selbst als wir fertig gegessen hatten, machten sie noch keine Miene aufzustehen, viel weniger denn ihre Thiere zu satteln. Sie schienen ihr Spiel noch nicht beendet zu haben und konnten uns deshalb also auch, so leid es ihnen vielleicht that, nicht begleiten.

Aber wir sorgten uns wahrlich nicht deshalb; vielleicht war es sogar besser so, als mit der nichtsnutzig genug aussehenden Bande, denn gar nicht etwa so selten ist es schon vor-

gekommen, daß gerade die Escorte selber die Diligence beraubt hat und nachher ganz gemüthlich in die Berge hinein desertirt ist. — Wer will sie da finden? Die Regierung wahrlich nicht.

So wurden unsere Pferde denn wieder vorgespannt, die Reisenden stiegen ein, ich wieder auf den Bock, und jetzt zwar die Zündhütchen aufgesetzt, so gefährlich eine solche Fahrt auch immer sein mag, und fort ging es den Hang hinab und den tiefer liegenden Fichten- und Kieferwaldungen zu, wo die Herren von der Straße gewöhnlich ihre Schlupfwinkel hatten und mit einem wüsten Geschrei hervorbrachen, um die Passagiere vor allen Dingen einzuschüchtern und nachher um so ungefährdeter zu berauben.

Etwa eine gute halbe Stunde waren wir so gefahren, und der Kutscher, der unerschöpflich in Räubergeschichten war, hatte mir schon ein paar wirklich allerliebst geeignete Stellen gezeigt, wo man die Reisenden überfallen und kleine Kreuze auch eine blutige That verkündeten, als wir wieder eine Waldecke umfuhren. Plötzlich brachen oben aus den Büschen heraus eine Anzahl bewaffneter Reiter, die von dort aus scharf nach der Straße hinabritten, wo sie uns dann den Weg abschneiden konnten.

Waren das Straßenräuber? Unser Kutscher griff nach seiner Pistole, und mit den Worten: „Einen bring' ich um!“ faßte er die Zügel seiner acht Thiere allein in die linke Hand zusammen, während ich, den Daumen am rechten Hahn, den Zeigefinger am Bügel, nur auf ein verdächtiges Zeichen wartete. Die Leute dort drüben mußten aber unsere drohenden Vorbereitungen ebenfalls erkannt haben, denn Einer von ihnen winkte mit der Hand und rief: Escolte! Das hätte der Henker freilich errathen können; von uns wahrlich Niemand.

Mehr und mehr kamen dabei aus den Büschen heraus, bis wir etwa siebzehn so wild aussehende Burschen um uns hatten, wie sie sich ein Banditenmaler nur möglicher Weise wünschen könnte. Ihre Pferde sahen freilich schlecht aus, hielten sich aber doch wacker auf den Füßen, und die Reiter, meist nur in Hemd und Hose, mit einem Stroh- oder Filzhut auf, trugen Revolver und Degen — die Degen aber nicht an der Seite, sondern nach ächt mexikanischer Art unter dem

linken Knie — und an der rechten Seite ein ledernes Futteral, in welchem ein kurzer Carabiner hing, der beim Galoppiren gewaltig hin- und herschaukelte.

Zuerst traute ich den Burschen auch wirklich nicht und blieb noch wenigstens auf Alles vorbereitet; es war aber in der That die Escorte, die uns eine Strecke lang und durch die am meisten gefährdeten Stelle begleitete; und jetzt hätte ich mir eigentlich gewünscht, von einer Bande jener Straßenräuber angefallen zu werden — wir hätten tüchtig unter ihnen aufräumen wollen — aber ich habe nun einmal mit solchen Abenteuern kein Glück und sollte alle diese mexikanischen Districte, die der Hauptaufenthalt jener Banden sind, so ruhig und sicher passiren, als ob ich auf einer deutschen Landstraße führe. Wozu hatte ich mir nun einen Revolver angeschafft?

Noch eine halbe Stunde Fahrt, und vor uns öffneten sich die Berge; in all' dem Schmuck ihrer Vegetation lag wieder die tierra caliente — das warme Land, das wunderschöne Thal von Cuernavaca mit seinen Bananen- und Zuckerrohrfeldern — ein wohlthuender Anblick, wenn man eine so lange Strecke nichts gesehen hat als diese trostlosen Magehs und Cactuspflanzen der Hochebenen — zu unseren Füßen.

Es ging jetzt scharf bergunter, und der Kutscher hemmte auch wohl ein wenig ein, die acht Thiere liefen aber doch so rasch sie laufen konnten, und der Wagen machte manchmal Sätze, daß ich glaubte, er müsse in Stücke brechen. Aber es ging, er hielt aus, stieß aber so furchtbar, daß ich nur mit Mühe meine Zündhütchen wieder abbekommen konnte, denn es fing an, da oben gefährlich zu werden.

Jetzt rasselten wir durch ein Dorf; aus allen Häusern sprangen die halbverhungerten Hunde vor und kläfften gegen die Pferde an. Der Kutscher lachte — er war guter Laune, daß wir nicht angefallen worden waren, nahm seine alte Pistole und feuerte sie, mitten im Dorf, auf einen der anschlagenden Kläffer ab. Natürlich traf er ihn nicht, und die Kugel mochte an dem harten Boden oder irgend einem Stein möglicher Weise abgeschlagen und nach irgend einer Richtung hinausgefahren sein, wo sie durch die dünnen Wände hin auch recht gut eine Frau oder ein Kind beschädigen konnte.

Dort unten lag jetzt das kleine Städtchen Cuernavaca, von seinen schattigen Hainen umschlossen, und nicht lange, so klapperten wir über das trostlose Pflaster vor das unvermeidliche Hotel de las Diligencias.

Cuernavaca liegt wirklich wunderbar schön, und es ist leicht erklärlich, daß es die Kaiserin Charlotte zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählte und einen reizenden Fruchtgarten mit einem Wald von Mangos dort anlegen ließ — dann kam der Abzug der Franzosen — die kaiserlichen Truppen fielen auf die Hauptstadt zurück, und ihnen auf dem Fuß folgte das wilde Chor der Guerrero-Schwärme unter Ximenes und anderen Führern, die das kaiserliche Schloß denn auch gründlich ausplünderten und verwüsteten. Aus den Schiebladen der Mahagoni-Commoden fütterten die Soldaten ihre Pferde, und die Matratzen zerrten sie auf den Hof und machten sich darauf ihr Lager.

Cuernavaca blühte unter der Regierung des Kaisers auf, und die Kaiserin selber, die überall, wo sie nur irgend konnte, den Armen half, hat hier viel Gutes gethan, und ihr Andenken wird treu genug bewahrt — aber die Zeit ist vorüber, der Platz sinkt wieder in seine alte Vergessenheit zurück, und bald werden die von dem Kaiser selber gepflanzten Fruchtbäume und Palmen das einzige Zeichen sein, was hier von ihm zurückgeblieben.

Cuernavaca ist übrigens darauf eingerichtet, um Reisende zu Maulthier nach verschiedenen Theilen des Landes zu befördern. Es giebt hier eine Anzahl von Arrieros, die sich mit weiter nichts beschäftigen, und man bekommt außerdem zuverlässige Leute zu Führern.

Von Cuernavaca selber ist wenig zu sagen. Es ist klein und ärmlich, liegt aber in einer begünstigten Zone und treibt besonders einen sehr bedeutenden Fruchthandel nach dem kälteren Mexiko. Es ist dabei erstaunlich, welche Lasten die Indianer tragen und auf wie lange Strecken; aber mit einem Packen auf dem Rücken, den man kaum einem Maulthier aufladen möchte, trollen sie in einem kurzen Hundetrabe die heiße Landstraße dahin und leben dazu von trockenen Tortillas und warmem Wasser.

Ueberhaupt ist der gewöhnliche Mexikaner, wenn anscheinend auch gar nicht sehr kräftig gebaut, doch manchmal im Stande, Lasten zu tragen, mit denen sich bei uns in Deutschland Leute würden für Geld sehen lassen. So wurden mir in Vera-Cruz in den dortigen Handlungshäusern einzelne Männer gezeigt, die wirklich Unglaubliches leisteten und im Stande waren, zwanzig Arobas, also fünf Centner, in Form einer Kiste aus dem Hof hinaus und bis in die Straße auf den Wagen zu tragen. Mit zwölf Arobas — also drei Centner — gingen sie bis an die Bootlandung hinunter — eine Strecke von wenigstens 6—700 Schritt.

Der Paseo von Cuernavaca ist sehr bescheidener Art, etwa von der Größe des Pferdebades bei Puebla und ebenso von einer weißen niedern Mauer eingefaßt, nur rund und ohne Wasser, und darin gehen die Bewohner des kleinen Städtchens spazieren, bis sie schwindlig werden und sich dann auf die rund herumlaufende Bank setzen. Nachher gehen sie anders herum.

Der Markt ist sehr ärmlich, der Fruchtmarkt ausgenommen; aber es giebt Kaffeestände und Quincailleriehändler mit Hemdknöpfchen, Hosenträgern, Glaskorallen, Zwirn und anderen Herrlichkeiten; der eigentliche Handel selber ist aber durchaus in den Händen spanischer Kaufleute, die überhaupt, besonders nach dem Westen hinein, verzweigt sind. Wie zahlreich sie sich aber gerade in Cuernavaca vorfinden, bewies mir ein kleines, im Hofe des Hotels aufgeschlagenes Theater, in dem leider augenblicklich nicht gespielt wurde und wo man die Seitenwände mit vier mexikanischen und zwei spanischen Flaggen-Decorationen geziert hatte.

Deutsche giebt es in Cuernavaca gar nicht — nicht einmal einen deutschen Hutmacher, der sonst eigentlich in keiner südamerikanischen Stadt fehlte. Selbst aus der Begleitung des Käisers ist kein einziger hier zurückgeblieben.

19.

Von Cuernavaca nach Acapulco.

Von Cuernavaca aus hatte ich noch eine sehr berühmte Höhle besuchen wollen, aber fälschlicher Weise hörte ich, daß ich dann den am 14. unfehlbar eintreffenden Dampfer versäumen würde und elf Tage in Acapulco zu liegen hätte. Außerdem konnte ich gerade jetzt einen besseren Contract mit einem Arriero machen, der zwei Reisende zu befördern hatte, und da entschloß ich mich denn kurz, den geraden Weg zur Küste einzuschlagen.

Meine beiden Begleiter möchte ich aber doch mit ein paar kurzen Worten bei dem Leser einführen, denn es waren ein paar wunderliche Gestalten, die sich auch erst später weiter entwickelten.

Der Eine von ihnen — wenn ich so sagen mag die „vornehmere" Persönlichkeit, denn vornehm sahen sie alle Beide nicht aus — war ein kleines, gedrungenes und sehr gelenkes Männchen, ein Spanier — mit außerordentlich sorgfältig gekräuselten Haaren — was ich aber auch an seinem Begleiter bemerkte, und wahrhaft frauenhaft weißen und kleinen, nur etwas schmutzigen Händen, als ob er sie sich an dem Morgen nicht gewaschen hätte. Er trug eine kurze blaue Tuchjacke, wie sie überall beim Reiten in Mexiko, und oft dabei sehr reich verziert, getragen wird, sehr enge Hosen und die zierlichsten Stiefel, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Dabei führte er einen kleinen Revolver, aber ohne Gurt und nur mit einem weißen, an den Enden rothgestickten Taschentuch um den Leib gebunden, so daß ich nicht recht einsah, wie er, da er das Tuch durch den Bügel gezogen, die Waffe zum raschen Gebrauch bei der Hand haben wolle. — Uebrigens versprach ich mir kein besonderes Resultat von seiner Hülfe, wenn wir uns ja noch hätten gegen irgend Jemand vertheidigen müssen.

Auf dem Kopf hatte er einen jener grauen mexikanischen Filzhüte mit einem fast fußbreiten Rand, wie sie schon das

Glück manches Hutmachers begründet haben. Dieser Rand war auch unten mit Silber gestickt, und so ein Hut kostete in der Hauptstadt von 20 bis 25 Dollars. Ich selber möchte ihn aber nicht geschenkt haben, denn sie sind entsetzlich schwer und durch den breiten und vollkommen steifen Rand höchst unbequem — aber es ist freilich Nationaltracht. Der Mann mochte etwa vierundvierzig Jahre zählen und hieß Don Pedro Gaspard.

Sein Begleiter war kaum dreißig Jahre alt, mit etwas blasser Gesichtsfarbe und auffallend weißen und auch reinen Händen. Er trug einen leichten blauen Rock, an den Aermeln ein klein wenig kurz, groß carrirte enge Beinkleider ohne Strippen, ziemlich derbe Stiefel und etwas gebrauchtes Unterzeug — was man recht gut sehen konnte, da ihm beim Reiten die Hosen gleich Morgens heraufrutschten und dann über Tag so blieben. Als Waffe führte er einen Stockdegen, den er zugleich als Reitgerte für sein Maulthier gebrauchte.

Er schien sehr gutmüthiger Natur und war immer fidel, während der kleine Mann mit dem großen Hut einen mehr ernsten Charakter zu haben schien. Er sprach wenigstens den ersten Tag fast kein Wort und kam mir überhaupt ein wenig nervös vor.

Diese Beiden — oder nur der Kleine, ich wußte es nicht — führten einen Diener bei sich, einen Burschen aus der Gegend von Jalapa, aber einen so ungeschickten Tölpel, wie ich ihn nur je in meinem Leben gesehen habe. Er saß stets auf seinem Pferde, als ob er schief aufgeklebt gewesen wäre, und verlor im Lauf der Reise Alles, was ihm nicht unverlierbar fest am Körper saß. Er trug ebenfalls einen großen, aber natürlich ordinären, mexikanischen Hut, und eine Zarape, auf welcher er der Hitze wegen ritt, und die denn auch richtig eines schönen Tages, da er noch dazu immer zurückblieb, unter ihm wegrutschte und verloren ging.

Das war meine Begleitung, dazu zwei Arrieros mit zwei Packthieren, also im Ganzen acht Maulthiere — damit brachen wir am 7. Januar endlich auf und schlugen dabei einen ziemlich südlichen Cours, mit nur wenig West, ein.

Der Ritt von Cuernavaca aus war ziemlich heiß, denn mit allen nöthigen Vorbereitungen hatten wir nicht so früh,

als ich es wohl gewünscht, aufbrechen können — aber es konnte nichts helfen. Aus den Cocospalmen, Bananenhainen und schattigen Gärten der Stadt hinaus ritten wir in das offene Land hinein, und die Sonne brannte dazu aus allen Kräften nieder, während die Gegend, je weiter wir die Stadt verließen, mehr und mehr wild und verödet schien. Anfangs passirten wir allerdings noch einige Hacienden und große Zuckerrohrfelder, dann hörten diese auf. Nur in der Nähe der Bergquellen zeigte sich noch lebende Vegetation, weiter hinan an den Hängen war nichts als gelbliches Gras und eine Art Mageh mit Cactuspflanzen zu sehen, und als wir Mittags ein kleines Dorf erreichten, konnte es kaum 'was Traurigeres auf der Welt geben als dieses Nest.

Das Dorf selber bestand nur aus offenen Rohrhütten, die Wände nicht selten aus Reisig hergestellt, die einzelnen Baustellen mit den langen, stangenartigen Cactus eingefriedigt und nur in Ausnahmefällen einen Fruchtbaum zeigend. Am Wege selber standen einige kleine, ärmliche Kabachen, in denen, dem Namen nach, Lebensmittel zum Verkauf gehalten wurden, in Wirklichkeit gab es aber nichts als ein paar grüne Platanos und einige Eier, aus denen sich die Reisenden ein Mahl herstellen konnten. Ein paar Orangen war das Einzige, das uns noch etwas Labsal gab.

Dann ging's weiter, bis wir mitten in einer scheinbaren Wüste und außer Sicht jeder menschlichen Wohnung ein paar Indianer, Mann und Frau, an der Straße sitzend fanden, die im Schatten eines einzeln stehenden Baumes einen großen irdenen Krug und oben darauf ein mit einer gelben Flüssigkeit gefülltes Glas stehen hatten, zum Zeichen, daß dort irgend ein Getränk feilgeboten werde.

Ich hielt natürlich an und fragte, was das Glas enthalte, es war Tamarindenwasser oder kalter Tamarindenthee, ein gesundes und erfrischendes Getränk, und wir leerten Jeder ein Glas. Auf große Kundschaft konnten die armen Teufel aber kaum an diesem einsamen Platz rechnen, denn wir begegneten auf unserem ganzen Weg an dem Tage nicht einem einzigen Menschen, außer früh am Morgen einer kleinen Caravane von Karren. Trotzdem lagerten sie hier an dem heißen Platz mit

unerschütterlicher Geduld und jedenfalls dem Bewußtsein, daß sie indessen daheim doch nichts versäumten.

Die Nacht verbrachten wir in einer elenden Posada in einem kleinen Städtchen, wo wir aber doch wenigstens ein paar Wassermelonen und eine gute Suppe bekamen, und brachen dann wieder früh zu neuem Marsche, und einer hohen Hügelkette entgegen, auf.

Wir befanden uns hier an der Grenze des bis jetzt eigentlich unabhängig gebliebenen Staates Guerrero, der sich augenblicklich allerdings in offenem Bürgerkriege befand, aber jedenfalls den Ruhm und mit vollem Recht beansprucht, daß er in seinen Grenzen nie Räubergesindel geduldet hat, und man ihn sogar jetzt — ein wohlthätiges Gefühl gegen die ewige Unsicherheit im eigentlichen Staate Mexiko — mit voller Sicherheit durchstreifen kann.

Die politischen Zustände in diesem Staate sind eigenthümlicher Art, stehen aber in Mexiko selber nicht vereinzelt. Seit der Kazikenzeit hatte sich nämlich die Familie Alvarez hier als Oberhaupt, das sich aus Gefälligkeit gegen den Präsidenten der Republik „Gouverneur" nannte, gehalten, und als der Vater des jetzigen Gouverneurs Alvarez zu alt wurde, übergab er seinem Sohne, wobei eine Art Wahl im Lande abgehalten wurde, sein Amt, das dieser auch unangefochten verwaltete, bis der Vater starb. Jetzt auf einmal trat ein anderer General, Namens Ximenes, auf, ließ sich von seinen Anhängern wählen und setzte sich im Osten des Reiches fest. Alvarez dagegen rief seine Mannen zusammen und hielt den Westen, und wie wir hörten, so sollten sich die beiden feindlichen Parteien jetzt völlig gerüstet gegenüberstehen. Das schadete aber gar nichts, denn wir brauchten nicht zu fürchten, dadurch in unserer Reise aufgehalten zu werden. Frachttransporte ließ man allerdings nicht passiren, und Bewohner von Guerrero selber möchten auf einer Tour wohl ebenfalls Schwierigkeiten gefunden haben, aber Fremde machten davon eine Ausnahme, und man verlangte von ihnen nur einen Paß.

Sonderbarer Weise mischte sich die mexikanische Regierung gar nicht in die inneren Streitigkeiten eines ihrer Staaten, sondern ließ es ganz ruhig die verschiedenen Parteien unter

sich ausfechten. Schossen sie einander todt, so war das ihre Sache, nicht die der Regierung, die mehr zu thun hatte, als sich um eine solche Bagatelle zu bekümmern.

Den zweiten Abend übernachteten wir wieder in einem kleinen Dorf in ziemlich ärmlicher Weise: ein paar junge Mädchen besorgten die Wirthschaft, und ich hörte, daß die Frau vom Hause krank sei. Ich hatte mich nicht erkundigt, was ihr fehle, bis ich nach dem Essen ein leises Wimmern hörte und dann sah, daß die ganze Familie um ein halb im Freien befindliches Bett herumstand. Jetzt ging ich dort ebenfalls hin und hörte, die Frau sei an dem Nachmittag von einem Scorpion gestochen worden und leide, wenn auch die Wunde nicht gefährlich war, doch entsetzliche Schmerzen.

Da ich meine kleine Medicintasche, wie immer, bei mir führte, so beschloß ich, einen Versuch mit Chloroform zu machen, und holte das kleine Fläschchen herbei, wobei sich augenblicklich alle im Hof Befindlichen herzudrängten, um die Wirkung zu beobachten. Da aber der geschwollene Fuß der Alten nicht besonders appetitlich aussah, so wandte ich mich an eine der Töchter, goß ihr von dem Chloroform in die Hand und ließ sie die Wunde und die benachbarten Theile damit einreiben. Die Wirkung war zauberschnell: das Chloroform konnte kaum getrocknet sein, als sich die Frau plötzlich von ihrem Lager emporrichtete und erstaunt umherschaute.

„Ist es besser?“ fragte sie die Tochter.

„Ich habe keine Schmerzen mehr — wo sind sie hin?“ erwiderte die Frau, und in demselben Moment fing auch die ganze Familie und alle Umstehenden so laut und entsetzlich an zu lachen, daß ich mich ganz erstaunt nach ihnen umdrehte. Es konnte wohl kaum etwas Komischeres geben als diesen Augenblick.

Uebrigens muß ich hinzusetzen, daß das Chloroform nur auf eine bestimmte Zeit wirkte, dann kamen die Schmerzen wieder, waren aber doch nach der dritten Einreibung so gemildert, daß die Frau die Nacht schlafen konnte.

Am nächsten Tag passirten wir eine reizende Lagune, die in einem fruchtbaren, mit Maisfeldern gefüllten Thale lag. Ueberhaupt schienen die Bewohner hier weit thätiger zu sein,

als in den östlicher gelegenen Staaten. Am Nachmittag, nachdem wir einen steilen Hang hinabklettern mußten und wieder in wärmeres Land kamen, lagerten wir die heiße Tageszeit hindurch an dem fast trockenen Bett eines ziemlich breiten Flusses, dessen Größe in der Regenzeit sich aber nur aus den zu Thal gewälzten Kieseln erkennen ließ — und dort auf seinen Poncho ausgestreckt, einen Becher Thee vor sich und eine Papiercigarre im Mund — öffnete mir Don Pedro, nachdem er lange und schweigend vor sich niedergestarrt, — sein Herz.

Er war der Hoffriseur der Kaiserin Charlotte gewesen, für die er schwärmte — er konnte sie nie vergessen — er hatte auch die Lieferungen für alle zum Hofdienst gehörigen Toilette Gegenstände gehabt und seinen eigenen Bedarf dabei frei eingebracht — die Kaiserin hatte ihm das größte Vertrauen geschenkt — ihn sogar in einzelnen Fällen zu ihrem Almosenier gemacht. — Er hatte alle vornehmen Familien in Mexiko frisirt und dabei die schönste Frau des Landes, ein wahres Bild, geheirathet. Den Kaiser aber hatten sie gemordet und den ganzen Hofstaat weggejagt. Lieferungen gab es natürlich gar nicht mehr, und seine Frau war ihm mit einem vornehmen Herrn untreu geworden. Er hätte ihn auch umgebracht, aber er war mit bei der jetzigen Regierung — es ging nicht.

Und wie haßte er die Franzosen! Ich muß aufrichtig gestehen, ich glaube, es war ein wenig Brodneid dahinter, aber er haßte die ganze Nation, und wie er angab nur aus dem Grunde, daß sie sich hier in Mexiko so nichtswürdig benommen hätten. Auf den Marschall Bazaine schimpfte er dabei am meisten, stimmte aber darin allerdings nur mit allen denen überein, mit denen ich in ganz Mexiko über denselben gesprochen. Daß ich ein Deutscher war, söhnte ihn, wie er mir versicherte, vollständig mit mir aus, denn er behauptete, mich anfangs für einen Franzosen gehalten zu haben.

Auch sein Begleiter verrieth sich, während wir dort lagerten, indem er, in Vergessenheit seiner selbst, ein paar Lanzetten herausnahm und betrachtete, ob sie nicht vielleicht rostig geworden wären.

Es war der Barbier — daher auch die schneeweißen Hände

— der ganze Laden mußte ausgerissen sein und hatte die „Meisterin" zurückgelassen.

Der Friseur wurde sentimental — er sprach bald von Todtschießen, bald von seinem Haus und Grundstück, was er zurückgelassen hätte, und daß er jetzt nach Californien oder Panama gehen wolle — es sei ihm vollkommen gleich. Der erste Dampfer, der in Acapulco anlegte, sollte ihn mit fortnehmen aus diesem Lande des Fluchs und der Verdammniß, wo es nichts als Schurken und Räuber gäbe.

Die Unterhaltung wurde in Spanisch geführt und der Bursche des Friseurs, ebenfalls ein Mexikaner — der aber an dem Geschäft seines Herrn unschuldig war, denn er hatte Fäuste wie ein Mistkärrner — und eben so schmutzig — lag daneben, hörte das Alles mit an, was über seine Landsleute gesagt wurde, und schien sich vortrefflich zu amüsiren.

Als wir etwa um drei Uhr Nachmittags wieder aufbrachen, erreichten wir noch vor Abend eine Zuckersiederei, wo wir bis zum nächsten Morgen zu rasten beschlossen.

Die Zuckerpresse hier war freilich in rohester und primitivster Weise aus ein paar knarrenden und von Ochsen in Bewegung gesetzten Walzen hergestellt, und es wurde dort auch nur der ganz rohe Zucker, sogenannter Rapadura, in Venezuela papelon genannt, fabricirt; doch die Leute zeigten wenigstens, daß sie etwas schaffen wollten, und schienen sich auf ihrer Hacienda auch ziemlich wohl zu befinden.

Dicht daneben stürzte sich ein murmelnder Bergbach mit einem kleinen Wasserfall vorüber, und ich nahm dort, ohne meine Reisegefährten zu einem Gleichen bewegen zu können, ein herrliches Bad.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder mit vollem Mondschein schon um zwei Uhr auf und tauchten hier eigentlich zum ersten Mal in das wirklich pittoreske Gebirgsland von Guerrero ein, denn unmittelbar vom Hause ab führte der enge Pfad schon eine steile Schlucht hinab, in der wir an der andern Seite wieder hinaufklettern mußten, nur um einer neuen zu begegnen.

Es kann in der That kaum in der ganzen Welt eine wildere, romantischere Scenerie geben, als diese zerrissenen

und dichtbewaldeten Schluchten und Hänge Guerreros, von Waldbächen dabei durchrauscht und in dem Zauber einer hellklaren Mondscheinnacht. Für die Maulthiere war es allerdings ein beschwerlicher und böser Weg, denn selbst die niederführenden Hänge fielen so steil ab, daß sie sich dabei nicht ruhen konnten; aber die Nacht war wenigstens frisch und kühl, und der Anblick der wilden Höhen so entzückend, daß ich oft eine Strecke an irgend einer offenen Waldblöße zurückblieb, um mich dem vollen Genusse dieses Anblicks hinzugeben.

Es mochte ungefähr halb vier Uhr Morgens sein, und an Tagesdämmerung war in diesen Breiten noch nicht zu denken. Unsere Thiere kletterten eben wieder einen steilen Hang hinab, und unten rieselte ein Bach durch den dunkeln Grund, in den der Mond nur einzelne Streiflichter hineinwerfen konnte. Vor mir hatte ich Stimmen gehört, aber nicht darauf geachtet; ich rauchte meine kleine Pfeife und ließ meinem Maulthier ruhig den Zügel, daß es seinen Weg eben nach Bequemlichkeit fortsetzen konnte. Da plötzlich, gerade an der tiefsten Stelle des Thales, unmittelbar am Wasser, das rauschend zwischen den Granitfelsen hindurchsprudelte, sah ich etwa acht oder zehn dunkle Gestalten am Wege stehen, und einzelne Mondstrahlen, die auf blitzende Gewehrläufe fielen, verriethen, daß sie auch bewaffnet seien. Wer sie wären, davon hatte ich allerdings keine Ahnung und auch in der That keine Zeit zum Ueberlegen; der erste Griff war nur nach dem Revolver, und den erst in der linken Hand, setzte ich so rasch als möglich Zündhütchen auf mein Gewehr und wunderte mich während derselben Zeit nur, daß es auf der andern Seite noch nicht geknallt hatte. Die Leute blieben aber ruhig, Gewehr bei Fuß, stehen, und als ich jetzt, die Büchse schußfertig auf dem Sattelknopf, an sie heranritt, riefen sie mir ein freundliches Buenas noches entgegen und — baten um ein paar Cigarren.

Ich hatte in dem ersten Moment wirklich gar nicht an die augenblicklichen Kriegsunruhen im Staate Guerrero, sondern immer nur an das kaum verlassene Räuberwesen Mexikos gedacht, und natürlich konnte mich die Frage nach Cigarren nicht gleich beruhigen, denn das besonders ist bei Straßenräubern eine oft gebrauchte List. Aber ich konnte mir auch

nicht gut verhehlen, daß die Leute, wenn sie feindlich gesinnt gewesen wären, mir wohl kaum so lange Zeit gelassen hätten — es waren jedenfalls Soldaten, irgend ein Vorposten der einen oder andern Partei, hier in dem engen Felsenpaß aufgestellt, um die Straße zu überwachen, und so stellte es sich auch zuletzt heraus. Es war der erste Vorposten von Ximenes' Armee, der entweder einen Einfall der Alvarez-Truppen verhindern, oder doch durch seine Boten rechtzeitig den Freunden Kunde geben und sie warnen konnte. Die Burschen waren dabei so gemüthlich als möglich, und als ich ihnen eine Handvoll Cigarren gab, dankten sie auf das Freundlichste.

Eine eigenthümliche Wirkung übte dieses Begegnen aber auf den Hoffriseur aus, der bis dahin immer versucht hatte, voran zu reiten, während sich sein Mozo oder Bursche dicht hinter ihm halten mußte. Ihm schien doch der Schrecken etwas in die Glieder geschlagen zu sein, denn von dem Moment an ließ er seinen Burschen vorausreiten und hielt sich überhaupt soviel als möglich zurück.

An dem Abend erreichten wir, nach einem ziemlich langen und mühseligen Ritt, den Mescal-Fluß, einen großen, schönen Strom, der auch in ziemlicher Länge den ganzen Guerrero-Staat durchfließt.

Bis zu diesem Strom waren die Franzosen damals gedrungen, während sie die Küste des Stillen Meeres schon in Besitz hatten, sahen sich aber nicht im Stande ihn zu kreuzen, denn er wurde von den Mexikanern scharf bewacht, so daß sie wieder nach Mexiko zurückkehren mußten.

Bis dahin hatten wir alle Wasser, die wir auf unserem Wege getroffen, mit Sicherheit durchwaten können; hier ging es nicht, denn der Mescal war tief und reißend, und ich sollte hier zum ersten Mal eine neue Beförderungsart antreffen. Die Weise, wie das geschah, sahen wir gleich praktisch ausgeführt, sobald wir nur das Ufer erreichten, denn ein Indianer mit seiner Frau hatte sich eben mit dem nöthigen Reisegepäck auf einer winzigen Balsa — einem Floß — eingeschifft, während ein Pinto-Indianer in Schwimmtracht gerade bemüht war, den Esel vom Ufer herunter zu zerren, um ihn dann, als er ihn glücklich in's Wasser gebracht, mit dem

Kopf auf das Floß zu legen, so daß er die Beine nicht ebenfalls hinaufbringen konnte.

Merkwürdig war das Floß selber, denn es bestand nur aus etwa 100 Stück zusammenbefestigten großen Calabassen oder Flaschenkürbissen, die kaum mehr als etwa 6 Fuß im Quadrat einnahmen, aber natürlich außerordentliche Tragfähigkeit besaßen. Der Indianer schwamm dann, das Floß mit der rechten Hand haltend, nebenher und trieb es dadurch zum andern Ufer hinüber, während der Esel, in seinen vergeblichen Bemühungen an Bord zu kommen, nur aus besten Kräften dazu mithalf, indem er mit dem Halse nachschob.

Drüben am Land half der Indianer seinen beiden Passagieren heraus — der Esel war schon an's Ufer gestolpert, da er noch immer in Gedanken schob — dann, wie der Mann das Gepäck ebenfalls ausgeladen, trat er wieder zum Floß, packte es mit beiden Fäusten und hob es sich — anscheinend mit gar keiner sehr großen Mühe, auf die Schultern. Mit seiner Last wanderte er jetzt am Ufer hinauf, bis er eine Stelle oberhalb erreichte, von der aus er, trotz der starken Strömung, leicht zu uns herüberhalten konnte, und nun kamen wir an die Reihe.

Die Maulthiere mußten natürlich selber hinüberschwimmen; als erste Ladung nahm er nachher das Sattelzeug und den Arriero, daß der drüben die Maulthiere wieder auffangen konnte, bei der zweiten die Bagage, und zuletzt immer zwei und zwei von uns, während ich, drüben angekommen, ein wahrhaft prachtvolles Bad nahm.

Die Barbierstube ging aber wieder nicht in's Wasser.

An unserem Fährmann hatte ich übrigens zum ersten Mal Gelegenheit, einen Pinto in all' seinem Glanz zu sehen, denn der Bursche war vollständig nackt, hatte auf dem dunkelbraunen Teint eine Masse indigoblauer Punkte oder Flecken und ebensolche, aber schneeweiße, oben auf der Hand.

Die Ursache dieser Flecken darf aber nicht etwa in einer Verzierung gesucht werden, wie sich zum Beispiel die nordamerikanischen Indianer die Gesichter gelb oder blau malen. — Die Pintos denken gar nicht an etwas Derartiges, sondern die Natur besorgt ihnen das, und zwar in höchst unangenehmer

Weise durch eine Art von Hautkrankheit, die, ähnlich der Leprosie, bis jetzt wenigstens unheilbar ist und dazu bei näherer Berührung auch sogar ansteckend sein soll. Die Leute selber sind von Natur kupferbraun, und die am häufigsten vorkommenden Flecken blau und weiß und zeigen sich hauptsächlich an der Brust und an den Händen. Besonders ekelhaft sehen die weißen Flecken an den Rändern aus. Ich habe Frauen mit völlig schneeweißen Händen gesehen, während am Gelenk eine Art blauer Wulst sie einfaßt. Andere haben nur zur Hälfte diese Farbe und den obern Theil der Hand dann blau und weiß punktirt.

Die Brust der Männer ist fast bei allen blau gesprenkelt, als ob man einen Pinsel mit blauer Farbe darauf ausgespritzt hätte, und hier und da sollen auch Einzelne weiße Flecken über den ganzen Körper haben — von diesen kam mir aber Keiner zu Gesicht.

Die Ursache dieser fatalen Krankheit scheint noch nicht ergründet zu sein, wie man ja auch noch keinenfalls mit Genauigkeit weiß, woher die Leprosie selber oder auch die Elephantiasis rührt. Deshalb ist auch bei allen diesen noch keine Heilung möglich. Entsetzlich widerlich wird Einem aber der Anblick, wenn man gezwungen sein soll, Lebensmittel zu essen, die von solchen Händen zubereitet wurden. Mir drehte es wenigstens immer den Magen um, wenn ich sie den Teig zu ihren Tortillas zurechtkneten sah, und ich wäre nicht im Stande gewesen, auch nur einen einzigen Bissen davon anzurühren. Körperlich scheinen diese Menschen aber nicht das mindeste Unbehagen zu spüren; sie sind gesund, und nur die ekelhaften Flecken wachsen über ihre Körper, je älter sie werden, und erben sich dabei gewissenhaft von Familie zu Familie fort.

Die Pintos beginnen eigentlich erst vom Mescal-Fluß, obgleich sie auch vorher schon einzeln vorkommen; von da aber bevölkern sie Alles, und wenn sie auch nach der Meeresküste zu bedeutend abnehmen, so findet man doch noch zahlreiche Exemplare von ihnen selbst in der Hafenstadt Acapulco, wohin sie mit verschiedenen Producten zu Markte kommen.

Der Fluß selber hat jedenfalls seinen Namen von einer

an seinen Ufern häufig wachsenden Pflanze, einer Art von Aloe oder Mageh, aus der ein besonderer, nicht unangenehm schmeckender Branntwein, „Mescal" genannt, gewonnen wird.

Diese Nacht blieben wir in einer richtigen Pinto-Colonie; ich ließ mir aber zur Vorsorge ein Huhn abkochen, dessen Zubereitung ich selber, und äußerst vorsichtig, überwachte, dann machte ich mir ein paar Becher Chocolade, ging an dem Abend aus und erlegte noch einen jungen Hirsch, und hielt nun, da ich fast nie Brod esse, eine ganz gute Mahlzeit.

In dieser Nacht, im herrlichsten Mondschein, brachen wir wieder etwa um halb zwei Uhr auf und hatten einen bösen, langen Ritt in einem kein Ende nehmenden trockenen Flußbett, das uns höher und höher in die Berge hinaufführte. Es war eine wilde, trostlose Waldlandschaft, die nur sprudelndes Wasser hätte beleben können. So verödete sie der weiße, blendende Sand, in dem die armen Maulthiere oft bis an die Fesseln einsanken, und ich war nicht böse darüber, als wir ziemlich früh Halt machten, denn ich fühlte, wie müde unsere Thiere geworden waren.

Hier erreichten wir vortreffliches Jagdterrain, wenigstens für Hirsche, von denen ich aber nur den kleinen virginischen Hirsch mit langem Wedel und vorgebogenem Geweih antraf. Es sind dieselben, die man überall in den Vereinigten Staaten findet, nur mit wo möglich noch geringerem Geweih. Man trifft sehr selten einen alten Hirsch, der gut aufgesetzt hat.

Von hier brachen wir um halb ein Uhr Morgens wieder auf und marschirten fast genau auf das südliche Kreuz zu, das schon ziemlich hoch und etwa um halb sechs Uhr im Zenith stand. Etwa um drei Uhr aber erreichten wir den zweiten großen Fluß, der auf unserem Wege lag, den Papagallo, und mußten diesen mit einem Canoe übersetzen, was natürlich fast eine Stunde Zeit wegnahm, da die abgesattelten Thiere allein hinüberschwimmen sollten.

Natürlich warf ich augenblicklich meine Kleider ab, um in dem herrlichen, klaren Wasser ein Bad zu nehmen. Kaum aber merkten die Bootsleute meine Absicht, als sie mir Beide erschreckt zuriefen, nur ja aus dem Wasser zu bleiben, denn

es wimmele da drinnen von Kaimans, und ich käme nicht ungefressen wieder heraus.

Dasselbe alberne Vorurtheil, hier wie im Norden, und eigentlich nur eine Entschuldigung für die schmutzigen Burschen, sich nicht zu waschen. Ich ließ mich denn auch nicht irre machen; — kannte ich doch die Gesellschaft der Kaimans schon zur Genüge vom Mississippi her, und wußte, daß ich nichts von ihnen zu fürchten hatte. Ich fragte nur den Indianer, wo sich gewöhnlich die Kaimans am meisten aufhielten, und als er mir den Platz unter einem Felsen, gerade in der Nähe des Canoes, bezeichnete, sprang ich in's Wasser und schwamm darüber hin. Ich glaubte, ich würde die Indianer dadurch überzeugen können, daß ihnen die Kaimans nichts zu Leide thäten — aber weit gefehlt. Es wäre ein Wunder, sagten sie, daß ich nicht gefressen sei, und damit war die Sache abgemacht.

Umsonst suchte ich aber meine beiden Reisegefährten, den Friseur und den Barbier, zu bewegen, sich nur wenigstens einmal abzuspülen, — die beiden Schmutzfinken hatten sich noch nicht einmal die Hände gewaschen, so lange ich mit ihnen zusammen war, — Gott bewahre! Eine volle halbe Stunde saßen sie unmittelbar am Wasser, ohne sich auch nur die Fingerspitzen naß zu machen, setzten sich dann in's Canoe, fuhren an's andere Ufer, stiegen wieder in den Sattel und ritten auf's Neue in das staubige Land hinein. Mir fing die Gesellschaft schon recht von Herzen an leid zu werden.

Am andern Ufer wurden wir einen Moment von zwei Zollwächtern oder Soldaten angehalten, die uns nach unserem Paß fragten. Keiner von uns hatte aber einen solchen, und ich selber nur zwei von einem Freund erhaltene Briefe aus Mexiko, einen für den General Ximenes, wie einen zweiten für die andere Partei des General Alvarez. Es konnte uns also nichts passiren, sobald der Brief nicht an einen verkehrten Truppenkörper abgegeben wurde. Aber selbst dann hätte es nichts geschadet, denn die Leute konnten ja alle mitsammen nicht lesen, und auch diese zwei wackeren Krieger baten uns ganz ungenirt, ihnen unsere Documente, Paß oder Brief, vorzulesen, da sie selber, wie sie offen erklärten, nichts davon

verständen. Sie seien nur dahin gestellt, um die Papiere zu untersuchen, weiter nichts, aber lesen hatten sie nie gelernt.

Das Komische bei der Sache war, daß wir uns außerdem ohne irgend welches Licht als das des Mondes befanden, und der wurde jetzt ebenfalls durch die steilen Berge verdeckt. Die Leute waren deshalb vernünftig genug, sich mit dem Befühlen des Briefes zu begnügen, und ließen uns ungehindert passiren.

Ich fragte sie, ob der Fluß fischreich sei; — ja — es waren viele Fische darin; — ob sie deren fingen, — nein, — sie verstanden nicht zu fischen; — ob viel Wild im Walde sei, — ja; — ob sie davon erlegten, — nein, — sie konnten die Hirsche nicht treffen; — wovon sie lebten: — Quien sabe! war die einzige Antwort, — Tortillas si hay — wenn es welche giebt.

Das Volk ist wirklich urfaul; denn hier an diesen Strömen, im Innern des Landes, könnten sie doch wenigstens die reichsten Pflanzungen anlegen, aber es fällt ihnen nicht ein. Der Boden gäbe ihnen Alles, was sie hineinsteckten, hundertfältig wieder; aber sie stecken eben nichts hinein und hungern lieber, als daß sie sich zu irgend einer Arbeit bequemten.

Die Scenerie in diesen Bergen war in den dichten Waldungen reizend, und je höher wir stiegen, desto mehr bekamen die Berge ein fast europäisches Ansehen, denn Fichten und Tannen zeigten sich hier und da, und die eigentliche Kiefer bedeckte ganze Hänge.

Uebrigens stand uns an diesem Tage eine strengere Controle hinsichtlich des Passes bevor; denn wie wir vor einigen Tagen einer Vedette des Ximenes'schen Corps hatten Rede stehen müssen, so erreichten wir jetzt die Außenposten von Alvarez, wo mein Brief von Jemandem, der wirklich lesen konnte, einer genauen Prüfung unterworfen wurde. In demselben stand aber nur mein Name, die beiden Spanier waren nicht erwähnt, und der Hauptmann, oder was er war, es ließ sich nicht gut erkennen, da er in Hemdsärmeln und barfuß vor seiner Hütte saß, schien Schwierigkeiten machen zu wollen. Endlich gestattete er mir, mit einem Peon voraus und nach dem Hauptquartier zu reiten, wo ich den für Alvarez erhaltenen

Brief vorzeigen sollte. Dort würde dann entschieden werden, ob meine Begleiter ebenfalls passiren könnten. Zu diesem Zweck bekam ich ein kleines Stück Papier, auf das ich meinen Namen selber schreiben mußte, denn der Mexikaner brachte ihn nicht fertig, und dann schrieb er seinen eigenen als Legitimation darunter. Ich brauchte das Papier, um es den verschiedenen Posten, die ich passiren mußte, zu zeigen.

Bei diesen machte ich mir nun allerdings das Vergnügen, ihnen das Papier jedesmal verkehrt hinzureichen, erlebte aber nie, daß sie es umdrehten. Sie konnten wahrscheinlich alle verkehrt lesen, und gaben es dann mit den Worten: „'sta bueno“ zurück.

Im Hauptquartier, das von Soldaten wimmelte, wurde ich sehr freundlich aufgenommen und erhielt auch bald für meine Reisegefährten die Erlaubniß, nachzukommen, zu welchem Zweck ich dann meinen Peon mit einer erhaltenen Karte zurückschickte und indessen etwas für uns zu essen bestellte. Nachher schlenderte ich in dem kleinen Orte herum und besah mir die verschiedenen Häuser, in denen die Mannschaften einquartiert, oder besser, untergebracht waren. Die Leute hatten übrigens recht gute und auch sauber gehaltene Gewehre, natürlich nur Percussionsschlösser, aber nicht zu schwer und dabei mit ziemlich langen Bajonnetten versehen. Ich bin auch überzeugt, daß sie dieselben im Fall eines wirklichen Krieges viel mehr als Lanze wie als Feuerwaffe gebrauchen würden. Es scheint aber Niemand, trotz alle den kriegerischen Vorbereitungen, an irgend einen Kampf zu denken. Der Oberst, der hier das Commando führte, und mit dem ich über die Verhältnisse sprach, meinte, die Sache, wer hier im Lande Gouverneur sein solle, werde wahrscheinlich im Congreß entschieden werden, und es sei dabei keinem Zweifel unterworfen, daß der Spruch günstig für Alvarez ausfallen müsse. Dann bleibe allerdings noch die Frage, ob sich Ximenes der Entscheidung gutwillig fügen würde, aber er hatte in dem Fall wohl wenig Hoffnung, genügende Truppen zu behalten, denn soviel ich dort sah und hören konnte, wollte das Volk von Guerrero gar keinen Krieg.

Der Oberst war der hübscheste Mexikaner, den ich im ganzen Lande gesehen hatte, mit edlen und intelligenten Zügen.

Ueber die politischen Zustände seines Landes schien er auch vollkommen gut unterrichtet, wich aber meinen Fragen nach dem Urtheil dieses Landestheils über die Erschießung des Kaisers aus. Ich mußte ihn auch zu direct fragen, da ich der spanischen Sprache doch nicht so mächtig war, um etwas verblümt dahin zu gelangen.

Nachher schlenderte ich noch etwas im Ort herum und betrachtete mir dabei besonders eine militärische Spielergruppe, die recht gut in Wallenstein's Lager gepaßt hätte. Die Leute lagen, kauerten und standen um eine unter einem schattigen Baum ausgebreitete Zarape her und spielten ihr gewöhnliches Spiel Monte, aber, ihren Verhältnissen natürlich entsprechend, ziemlich niedrig. Als ich zu ihnen trat, luden sie mich ein mit zu setzen, ich entschuldigte mich aber damit, daß ich das Spiel nicht verstehe.

„Oh, Señor,“ rief der Banquier, ein wildaussehender Bursche mit einer breiten Schmarre über das ganze Gesicht, „wir wollen Sie's schon lehren.“

„Das glaub' ich,“ lachte ich, und die ganze Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus — sie verstanden den Scherz.

Etwa zwei Stunden später, als ich meinen Peon zurückgeschickt, kam mein Barbierladen nach, und der Friseur führte sich augenblicklich bei dem Obersten ein und suchte diesem mit seinen Bekanntschaften in Meriko zu imponiren. Mit den ersten Familien der Stadt war er allerdings bekannt, denn er hatte die Damen vom Hause frisirt und sich von den Männern nachher die Rechnungen bezahlen lassen, hier aber waren das alles plötzlich seine besten Freunde: General so und so — lieber Gott, un amigo caro — Gouverneur Y — wir sind wie Verwandte zusammen — Minister H — mehr als ein Bruder. Der Officier hörte ihn sehr ruhig an; der Friseur schien seine Absicht aber doch nicht ganz erreicht zu haben, denn der Oberst gab mir endlich den Paß, den er aber nur auf meinen Namen ausstellen ließ und dann hinzusetzte: „in Begleitung von zwei Spaniern“.

Von hier aus bot die Scenerie des Landes, das wir durchritten, einen entschieden europäischen Charakter und bestand

fast nur aus schönen und offenen Kieferwaldungen. Der Pfad zog sich auch größtentheils auf den Höhen hin, und wenn er einmal zu Thale lief, hob er sich immer rasch wieder, bis wir endlich am nächsten Tag Providencia erreichten.

Providencia liegt etwa 12 Leguas von Acapulco, aber lange nicht so weit von der Küste entfernt, der Gouverneur oder General Alvarez hat hier eine Hacienda und zugleich sein Hauptquartier. Von hier aus regierte er seinen Theil des Staates, während Ximenes im Osten desselben nach eigenem Gutdünken wirthschaftete, und die Regierung von Mexiko sich gerade so wenig darum bekümmerte, als ob Guerrero in China läge.

Providencia sollte ein kleines Städtchen sein, und da es so nahe der Küste und der Hafenstadt lag, so hatte ich mir leichtsinniger Weise schon ein ganz freundliches Bild davon gemacht, sollte mich aber darin sehr getäuscht sehen. Es war eins der elendesten Nester, die wir auf dem ganzen Weg gefunden, und in der That nichts, gar nichts darin zu haben als aguardiente, nicht einmal eine reife Banane, viel weniger denn eine Flasche Wein. Eben so wenig fand sich eine Posada im Ort, und wir mußten die Nacht vor einer der elenden Hütten im Freien lagern; in das Innere derselben hätte mich überhaupt Niemand hineingebracht, denn sie sahen genau so aus, als ob sie von Ungeziefer wimmelten.

Vorher war es übrigens nöthig, daß wir uns General Alvarez vorstellten, um von ihm unsern Paß nach Acapulco ausgestellt zu bekommen. Als wir ankamen, hielt er allerdings seine Siesta, um vier Uhr aber wurden wir vorgelassen, und ich muß gestehen, daß die ganze Sache im Innern des Gebäudes ziemlich geschäftsmäßig aussah.

Alle diese Haciendas, die ja auch noch sämmtlich aus der spanischen Zeit herstammen, haben enorm weitläufige, natürlich nur einstöckige Gebäude mit großen, luftigen Zimmern und langen, bedeckten Gängen nach vorn und hinten, eine Art gemauerter Veranda, die gegen Sonne wie Regen hinlänglichen Schutz bietet. Einen Flügel dieser Häuserreihe, wie man es recht gut nennen könnte, hatte General Alvarez theils seinen Bureaux, theils zu Wachtlocalen eingeräumt, und dort

saßen engbrüstige Mexikaner mit Brillen auf und schrieben, oder trugen dicke Actenbündel auf bestimmte Plätze und zu Anderen ihres Gleichen, die dort schon lagerten. Der Platz heimelte mich wirklich an, er sah ordentlich europäisch aus, und ich hätte mich darin recht gut in ein ehrliches deutsches Stadtgericht zurückversetzen können, wenn die Bureaubeamten nicht alle ihre Cigarre im Munde gehabt hätten, und das zerstörte die angenehme Täuschung gründlich. Wenn ich mir nur die Möglichkeit denke — und die Haut schaudert Einem dabei — daß ein deutscher Assessor oder gar ein Actuar von einem Vice-Actuar gar nicht zu reden, Morgens mit der brennenden Cigarre im Munde in's Bureau käme, der Unglückliche wäre von dem Moment an brodlos für Lebenszeit.

Die vordere Veranda des Hauses war vollständig kriegerisch eingerichtet, und sogar sechs kleine Kanonen standen dort aufgepflanzt, während an der ganzen Länge der Wand die Gewehre und etwa ein Dutzend Lanzen lehnten. In der That schienen die Leute von Alvarez viel besser organisirt, als die von Ximenes, die weit eher einer Bande von Straßenräubern, das heißt im Aeußern glichen. Die ganze Sache ist aber, wie gesagt, nur allein militärischer Pomp, so weit sich das Wort Pomp auf barfüßige und mit den verschiedensten Hosen begabte Soldaten anwenden läßt. Es denkt Niemand an einen Krieg, und da die Leute doch nichts weiter zu thun haben oder wenigstens nichts thun, was auf Eins herauskommt, so könnten sie auch eben so gut die Zeit im „Felde" liegen.

Wir wurden in das Vorzimmer des Generals berufen und uns dort Stühle angewiesen, um zu warten. Das hielt ich aber keine zehn Minuten aus, stand wieder auf, sagte dem einen Actuar oder was er war, er solle mich rufen, wenn es so weit sei, und schlenderte indessen durch die verschiedenen Theile der Hacienda und den ziemlich gut angelegten, aber entsetzlich vernachlässigten Garten. Der Platz hätte recht gut zu einem kleinen Paradiese umgeschaffen sein können — aber es war eine ächt mexikanische Wirthschaft, nur daß man hier, während in den niederen Hütten die Armuth ihren Wohnsitz hatte, überall die Spuren des Ueberflusses erkennen konnte.

Nach einer halben Stunde etwa kam der Beamte, dem ich

meinen Brief an den General schon übergeben hatte, athemlos hinter mir drein gestürzt. Der General hatte nach mir verlangt, und ich war nirgends zu finden gewesen.

Als ich in das Zimmer trat, fand ich den Friseur schon in voller Erzählung seiner hohen Bekanntschaften und Freunde in Mexiko: er schwamm zwischen lauter Generalen und hohen Würdenträgern im wahren Sinne des Wortes herum. General Alvarez, während der Oberst in dem kleinen Ort den Burschen rasch durchschaut hatte, schien entzückt von ihm und fragte ihn auf das Lebhafteste nach Diesem und Jenem, von denen Don Pedro Gaspard natürlich Alles zu erzählen wußte, was man nur von ihm verlangte — es hätte ja kein Friseur sein dürfen! Er ließ dabei, wozu wirklich viel gehörte, nicht einmal den Barbier zu Worte kommen und schwelgte völlig in seinem Element.

Alvarez selber war ein Mann von untersetzter Statur mit pechschwarzen, glatten, kurz geschnittenen Haaren und niederer Stirn, mit einem halb indianischen, aber vollkommen ausdruckslosen Gesicht. Er schien auch in der That nur die zweite Person an seinem Hofe, denn ein anderer, sehr magerer brauner Señor, aber mit klugen Augen, wurde von ihm fortwährend um seine Meinung gefragt, verhielt sich aber ziemlich schweigend und ernst, und zeigte sich auch keineswegs so von Hochachtung gegen den Friseur erfüllt. Er erkundigte sich endlich, wer denn eigentlich der sei, der dem General in dem Brief empfohlen worden, und als ich mich meldete, betrachtete er mich scharf und grüßte mich dann freundlich, gab auch unmittelbar danach, ohne den General weiter zu fragen, die Ordre, den Paß auszustellen, der in wenigen Minuten fertig war und Alvarez nur zum Unterzeichnen vorgelegt wurde.

Von Providencia brachen wir, nachdem wir am Abend nur mit Mühe ein Huhn zu einer Suppe aufgetrieben hatten, schon um Mitternacht wieder auf, um Acapulco, das Ziel unserer Reise, wenigstens vor der größten Tageshitze zu erreichen. Der Platz hatte nichts so Verführerisches, um uns nur eine Minute länger als nöthig dort zu halten. Wieder ging es aber von hier in zwar nicht sehr hohe, aber doch ziemlich zerklüftete Berge hinein, und ich war wirklich froh, daß wir den

größten Theil dieser Strecke in der Nacht zurücklegten, denn am Tag muß diese Tour wahrhaft zum Verzweifeln sein. Man weiß, daß man dem Meere nahe ist, man hofft es von jedem Hügelrücken, den man ersteigt, endlich erblicken zu können, und von jedem aus sieht man nur wieder eine andere Bergreihe vor sich, die eben hoch genug zu sein scheint, um die Aussicht gründlich zu versperren. So geht es Stunde auf Stunde, und selbst als der Tag anbrach, wiederholte sich dieses ewige Versprechen und Versagen, und doch konnten wir kaum noch vier oder fünf englische Meilen vom Meer entfernt sein.

Endlich, endlich nahm auch das ein Ende. Wir ritten in eine enge Bergschlucht hinein, rechts und links hoben sich höhere Bergkuppen empor, da plötzlich, wie das Gesträuch vor uns auseinander wich, hob es sich wie eine Last von der Brust. Der Blick wurde frei und vor uns — ein wahrhaft zauberisch schönes Bild — dehnte sich das weite blaue Meer, und lag da unten, in eine reizende Bucht hineingeschmiegt, wie ein Miniaturbild, aber mit all' den glühenden Farben tropischer Sonne übergossen, das kleine, allerliebste Städtchen Acapulco, an einer wunderschönen, von bewaldeten Hügeln eingeschlossenen Bucht, einer der sichersten Häfen der ganzen Welt.

Ich konnte mich auch lange nicht von dem prachtvollen Anblick losreißen und blieb dort oben wohl eine halbe Stunde halten, während die Barbierstube indessen mit unseren Packthieren, von dem Anblick, wie es schien, nicht besonders angeregt, schon lange wieder bergab und in die Büsche eingetaucht war. Was konnten sie auch da oben sehen? Salzwasser und eine kleine mexikanische Stadt, von denen sie schon eine ganze Menge durchzogen. Uebrigens sollte ich erst später erfahren, daß sie Ursache zu ganz besonderer Eile hatten.

Von hier aus fiel der Weg ziemlich steil zu Thal ab. Wir hatten keinen Berg mehr zu übersteigen, und ich konnte mich wieder des Genusses, den ich schon so oft empfunden, erfreuen, aus einem gemäßigten Klima, mit der Vegetation höherer Breiten, rasch und plötzlich in eine vollkommen tropische Natur hinab zu steigen. Die Kiefern hatten schon, seit wir Providencia erreicht, aufgehört und Laubbäumen Platz gemacht, von denen manche mit prachtvollen, bald weißen, bald gelben

großen Blüthen überdeckt waren. Jetzt traten breitblättrige Stauden in den Vordergrund, — reiche Lianen schlangen ihre Blumenranken über den Weg selbst hinaus; noch etwas tiefer, und ein herrliches Thal öffnete sich vor uns, in dem wir schon unten die breiten Blätter der Bananen und einzelne Palmenwipfel erkennen konnten. Jetzt tauchten wir, während die Sonne über den Wipfeln emporstieg, hinein, und befanden uns wie mit Einem Schlage mitten in den Tropen.

Freundliche Bambushütten — wenigstens von außen, denn im Innern ist sich der Schmutz in allen gleich — lagen tief und schattig in Fruchthainen und zwischen Kaffeebäumen und Bananen versteckt, und kleine Orangenwälder trugen kaum die Last der reifen, goldigen Früchte. Und wie die Vögel in den dichten Sträuchern zwitscherten und sangen und herüber und hinüber flatterten! Es war ein herrlicher Ritt in der kühlen Morgenbrise, und ich kann mich kaum eines schöneren in meinem ganzen Leben erinnern.

Das kleine Dorf, das wir hier erreicht, ließen wir bald hinter uns und trabten jetzt eine Strecke zwischen dichtbewaldeten Anhöhen hin, als plötzlich ein Hirsch dicht neben mir am Wege aufsprang und den einen Hügel hinansetzte. Er hatte meine Begleiter schon an sich vorbei reiten lassen und hätte es mit mir wahrscheinlich ebenso gemacht, wenn ich nicht zufällig gehalten, um von einem der Blüthenbüsche reifen Samen abzupflücken.

Meine Büchse hing mir allerdings geladen am Gürtel, aber ich hatte kein Zündhütchen auf. Doch das währte nicht lange; wie der Blitz war ich aus dem Sattel, mein Maulthier sich selber überlassend, drückte ein Hütchen auf den rechten Piston und bekam das flüchtige Wild eben noch gut zum Schuß, als es über eine offene Stelle hinübersetzte und wenige Secunden später außer Sicht gewesen wäre. Es war ein glücklicher Schuß; die Kugel schlug vor der Keule ein, riß dem Hirsch den obern Theil des Herzens weg und warf ihn in seinen Fährten nieder. Mein Maulthier lief allerdings fort, da aber die Packthiere noch hinter mir dreinkamen, so konnte ich das Wild auf eins derselben laden und ging dann zu Fuß nach, bis ich die Uebrigen, die mein Thier aufgehalten, an einer murmelnden Bergquelle wieder überholte.

Dort nahm ich ein prachtvolles Bad in dem kalten frischen Wasser, das sich die Anderen aber aus Gesundheitsrücksichten wieder versagten, frühstückte dann, und setzte nun meinen Weg nach dem kaum noch anderthalb Leguas entfernten Acapulco fort.

Der Pfad blieb sich hier vollkommen gleich; es war fortwährend dieselbe reiche Vegetation, von einer Ueppigkeit, wie man sie nur unter diesen Breiten findet, und dann und wann trafen wir einzelne kleine Plantagen, oder eigentlich Gärten, mit wieder einer kurzen Strecke Wald dazwischen, bis sich der Pfad zuletzt zu einer breiten Straße ausdehnte und eine lange Häuser- oder vielmehr Hüttenreihe die Nähe der Stadt verkündete.

Ich mußte mir übrigens gestehen, daß sie oben vom Berge aus weit hübscher ausgesehen hatte, als hier unten in unmittelbarer Nähe, was jedoch unter den Tropen sehr häufig vorkommt. Malerisch genug machte sich das Ganze, das läßt sich nicht leugnen. In den offenen Bambushäusern am Wege schaukelten sich die paradiesisch angezogenen Männer und Frauen in ihren Hängematten, und die jugendliche Bevölkerung, in der Urtracht des Menschengeschlechts, wälzte sich vor den Hütten mit den Hunden und Hühnern herum; aber wenn man ein wenig genauer hinsah, trat der Schmutz dieser ganzen Race in höchst unromantischer Weise zu Tage, und an Poesie wilder Schönheit war kein Gedanke mehr.

Es geht das so in der Welt. Wir Alle haben seiner Zeit, und die Jugend noch heutigen Tages, für Fenimore Cooper's Uncas und Chinchangook geschwärmt; wenn wir aber gesehen hätten, auf welche Weise der alte Chinchangook und ebenso der junge edle Häuptling Uncas ihre Mahlzeiten kochten, und wie selten sie daran dachten, sich Gesicht oder Hände zu waschen, so würden wir viel und vielleicht zu viel von dem Zauber eingebüßt haben. „Man darf in keinem Hotel in die Küche hineinsehen", ist eine alte Regel, die selbst auf Europa ihre Anwendung findet, wie viel mehr denn auf Mexiko oder einen wilden nordamerikanischen Volksstamm. Ich selber war denn auch zufrieden mit einem flüchtigen Ueberblick des pittoresken Aeußern, und da sich selbst die Packthiere, die wittern mochten, daß sie ihrer Last bald quitt wurden, in einen scharfen Trab

setzten, so gab ich auch meinem Thier die Hacken und sprengte hinterdrein.

Jetzt öffnete sich vor uns die Stadt. Niedere einstöckige Häuser, wie in allen spanischen Städten, enge Straßen, vergitterte Fenster, und dabei eine schwüle, heiße Luft. Ich hatte mir Acapulco, das ich für einen bedeutenden Hafen am Stillen Meer gehalten, anders gedacht. Ich fand jetzt, daß es ein eigentlich verhältnißmäßig kleines und unbedeutendes Nest sei — aber was schadete das! Die lange, beschwerliche Reise war glücklich überstanden, und als unsere Thiere endlich vor dem einzig möglichen Hotel der Stadt, dem Hotel Louisiana, anhielten, sprang ich aus dem Sattel und schwelgte wenige Minuten später in einer Flasche Rothwein, die, wenn sie nicht aus Magdeburg stammte, doch jedenfalls einer ähnlichen Stelle entsprossen war.

20.

Acapulco und weiter.

Mexiko ist ein großes, gewaltiges Reich, und von der Natur begünstigt, wie kaum ein anderes des ganzen amerikanischen Continents. Was aber haben die Mexikaner bis jetzt dabei gethan? Die Antwort, die jeder Fremde im ganzen Land bestätigen wird, ist: gar nichts — ja nicht einmal den tausendsten Theil von dem benutzt, was ihnen die Natur im reichsten Maße, und offen zu Tage liegend, geboten.

Kaiser Maximilian hätte etwas aus dem Land machen können. Er besaß dazu die nöthigen geistigen Mittel und den guten Willen; aber wenn er auch nicht auf so traurige und gewaltsame Weise zu früh geendet, so fürchte ich doch, daß er, dem lässigen mexikanischen Charakter gegenüber, zuletzt die Geduld verloren und die Sache in Verzweiflung aufgegeben hätte.

Schon Acapulco liefert dazu den Beweis. Silber, Gold und Quecksilber, mit manchem andern werthvollen Metall vielleicht, füllen seine Berge, die Vegetation ungeheurer Strecken besteht aus den herrlichsten Farbehölzern, und seine verschiedenen Klimate in der Nachbarschaft des Hafens könnten die Producte aller Naturreiche erzeugen — und was exportirt Acapulco? Nichts auf der Gotteswelt fast als ein wenig Silber, und vielleicht etwas Cacao, wie Häute. Ein deutsches Schiff, das damals gerade im Hafen lag, mußte in Ballast nach den Chinchas-Inseln gehen, um dort Guano einzunehmen, und der von San Francisco oder Panama einlaufende Dampfer ist immer in wenigen Stunden abgefertigt — er braucht nicht viel Zeit, um die in diesem Hafen für ihn lagernde Fracht einzunehmen.

Die Lage des Hafens ist entzückend schön. Das läßt sich nicht leugnen. Allerdings bietet er keine freie Aussicht auf das Meer, denn er ist rings von Hügeln eingeschlossen, aber kein heftiger Windstoß kann auch dafür die im Innern liegenden Schiffe erreichen, und ein guter Ankergrund bietet ihnen daneben jede Sicherheit. Diese Hügel aber, die heftige Stürme fern halten, schließen jedoch auch zu gleicher Zeit jede Brise ab, und die dadurch herrschende Gluth ist entsetzlich.

Man hat in Acapulco eine Sage, daß ein Mann starb und seiner Sünden wegen in die Hölle geschickt wurde, aber schon in nächster Nacht wieder zurückkehrte, um sich — ein paar wollene Decken zu holen; denn, an Acapulco gewöhnt, war es ihm dort unten zu kalt.

Ich hatte bis dahin geglaubt, daß es mir an keinem Punkt der Erde zu heiß werden könnte — hier in Acapulco mußte ich eingestehen, daß ich den Platz gefunden. Ich war nicht im Stande, auch nur einen Buchstaben zu schreiben, und suchte nur die ganzen drei Tage, die ich mich dort gezwungen aufhielt, nach einer kühlen oder wenigstens halbkühlen Stelle, um nicht ganz zu zerschmelzen. Wie es die Bewohner dort aushalten, weiß ich wahrhaftig nicht, und doch leben gerade hier eine Anzahl von Deutschen, die aber freilich ebenso über die Hitze klagen.

Die alten Spanier, die den Platz in früheren Zeiten inne

hatten, müssen das ebenso gefühlt haben, denn sie fingen an, den einen nach der See zu liegenden Hügelrücken in der sogenannten Quebrada zu durchstechen, um von dort nachher die Brise in die Stadt herein zu lassen; aber der Freiheitskrieg störte sie in ihrer Arbeit und trieb sie aus dem Lande, und die jetzigen Herren des Reiches würden gewiß sehr zufrieden sein, wenn der keinenfalls schwierige Durchstich beendet worden wäre, ihn aber selber zu beenden, fällt ihnen gar nicht ein. Ueberhaupt findet man Aehnliches in allen früher von den Spaniern in Besitz gehaltenen Ländern Amerikas. Viele Arbeiten haben diese unternommen, die wohlthätig für das ganze Land wurden, wie zum Beispiel die zahlreichen Wasserleitungen, und wie fleißig betrieben sie in allen Theilen den Bergbau, wie viele tüchtige Straßen haben sie angelegt! Mit ihrer Herrschaft im Lande endeten aber auch ihre Werke, und die faule Nachkommenschaft gab sich nicht einmal die Mühe, selbst nur das in Stand zu halten, was jene frei geschaffen, viel weniger denn begonnene Bauten auszuführen.

Welch wichtiger und bedeutender Platz könnte Acapulco werden, wenn es Wege in das Innere und dann fremde Kräfte hätte, um die Schätze des Landes auszubeuten! So aber liegt Alles todt; das Volk vegetirt eben und arbeitet gerade so viel, als es zum Leben nothdürftig braucht, weiter aber wahrhaftig auch nicht das Geringste, und der Hafen von Acapulco wird auch deshalb noch für lange, lange Jahre, und bis nicht ein anderes Volk, und zwar ein thatkräftigeres, Besitz davon ergreift, nichts Anderes bleiben, als ein todtes, ödes Nest, was er jetzt ist.

Was die Stadt selber betrifft, so läßt sich wenig oder gar nichts darüber sagen. Eine Industrie existirt gar nicht, die Fabrikation von Hängematten, aus den Fasern einer Aloeart geflochten, vielleicht ausgenommen, und diese werden hier zu dem unglaublich billigen Preise von 2 bis 2½ Real das Stück, also etwa 8 bis 10 Groschen, verkauft. Was man sonst in der Stadt sieht, außer den Zarapen, die im Innern verfertigt werden, und einigen ordinären Hut- und Korbarten, ist Alles ausländisches Fabrikat, und jede Stecknadel muß von Europa oder Nordamerika importirt werden. Der Handel

ist dabei ausschließlich in den Händen von Deutschen und Spaniern, wenigstens alle größeren Geschäfte sind es, und die Mexikaner selber haben nur kleine Krämerläden. Auch ein deutscher Arzt befindet sich hier, der von der österreichischen Expedition zurückgeblieben, ja sogar ein zweiter, der zugleich eine Apotheke hat. Außerdem giebt es mehrere große und kleine deutsche Geschäfte — aber nur eine deutsche Frau existirt in Acapulco, die Frau des Dr. Link und eine Tochter des Capitain Sutter aus Californien.

Das Hotel von Acapulco, denn ein paar andere miserable Buden kann man gar nicht mit dem Namen bezeichnen, ist das Louisiana-Hotel, das eine alte, rüstige und wohlbeleibte Französin unterhält. Es hat allerdings nur ein Logirzimmer, in das hineingestopft wird, was sich eben hineinstopfen läßt, aber eine recht gute und auch nicht zu theure Küche, und die alte robuste Dame sitzt den ganzen Tag vorn in ihrem Billardzimmer, raucht dicke Cigarren und spuckt links und rechts um sich her.

Von den Deutschen dort wurde ich allerdings auf das Freundlichste begrüßt, aber man kann es mir trotzdem nicht verdenken, daß ich mich von dem Platz wieder wegsehnte, und ich glaubte, ich müßte verzweifeln, als der von San Francisco erwartete Dampfer einen Tag über seine Zeit ausblieb. Die Hitze war zu drückend schwül — kein Lüftchen wehte den ganzen Tag, und der Körper blieb in einer ununterbrochenen, durch nichts gestörten Transspiration.

Meine Barbierstube war ich indessen schon am nächsten Morgen losgeworden, denn der nach San Francisco bestimmte Dampfer traf bald nach uns in Acapulco ein und nahm sie mit fort. Gleich hinterher lief aber auch ein Brief von Mexiko ein, der die Anwesenheit des Don Pedro in jener Stadt auf das Sehnlichste wünschte, seine Sehnsucht aber nicht mehr gestillt bekommen konnte, denn der Friseur war abgedampft, und der Ocean gab seine Passagiere nicht zurück.

Die Stadt Acapulco ist, wie alle diese spanischen Städte, mit niederen Häusern und so regelmäßig, als es das Terrain eben zuließ, gebaut. Eine Treppe giebt es, glaube ich, in ganz Acapulco nicht, und draußen vor der Stadt fand ich

sogar eine Menge von Familien, die sich ganz gemüthlich und häuslich eben nur im Schatten eines Mangobaumes niedergelassen hatten und dort kochten und schliefen. Was brauchten sie auch mehr! In dieser Jahreszeit regnete es doch nicht, und luftig genug wohnten sie, wie sich nicht leugnen läßt, gewiß an solchem Orte, den sie freilich mit Hunden und Schweinen wie einer gelegentlichen Kuh zu theilen hatten.

Am dritten Tag Abends traf endlich der schon am vorigen fällige Dampfer, die „Golden City", von San Francisco ein, und ich freute mich wirklich darauf, an Bord zu gehen, wenn mir auch die Zeit in Acapulco verhältnißmäßig rasch entschwunden war. Dazu trugen freilich nur die Deutschen bei, und besonders auch Capitain Mertens von der Bremer Bark „Victoria", an deren Bord wir draußen im Hafen in etwas frischerer Luft manche vergnügte Stunde verlebten. Viel lieber wäre ich auch mit dem deutschen Schiff als dem amerikanischen Dampfer in See gegangen, aber ich hatte ein anderes Ziel — mein Weg lag noch weit gestreckt vor mir, und um zehn Uhr Abends glitten wir aus der engen, dumpfigen Bai in die freie, offene, luftige See hinaus, hinaus wieder einmal in das Stille Meer, das ich, als ich es zum letzten Mal verließ, keine Ahnung hatte, je wieder zu sehen. Wer kann sagen, wohin ihn sein Schicksal treibt?

Mexiko liegt nun hinter mir, aber einen Blick muß ich noch zurückwerfen auf die herrlichen Berge, auf das schöne Land, dem Gott Alles gegeben, was Menschen glücklich und zufrieden machen könnte, und das doch nur fast ununterbrochen zu einem wilden, blutigen Kampfplatz und Schlachtfeld verwandt wurde, auf dem Bruder gegen Bruder mit den Waffen in der Faust gerüstet steht.

Wieder einmal hat das Land eine Monarchie gebrochen und ist zur sogenannten Freiheit zurückgekehrt; aber wie oft wird gerade das Wort mißbraucht.

Die Mexikaner haben das Kaiserreich abgeschüttelt und damit allerdings jenen Brief des unglücklichen Kaisers, vom

3. November 1864 datirt, desavouirt, worin er an den Staatsminister Velasquez schreibt:

„Mein lieber Staatsminister Velasquez de Leon! Zurückgekehrt von meiner beschwerlichen Reise aus den Provinzen des Innern, während welcher ich von jeder Stadt, jedem Flecken und jedem Dorfe die unzweifelhaftesten Beweise der Sympathie und des herzlichsten Enthusiasmus empfangen, haben sich mir zwei unerschütterliche Wahrheiten aufgedrängt. Die erste: daß das Kaiserreich eine Thatsache geworden ist, basirt auf den freien Willen der unermeßlichen Mehrheit der Nation ꝛc.; die zweite: daß dieselbe unermeßliche Mehrheit Frieden, Ruhe und Rechtssicherheit wünscht, Güter, welche sie von meiner Regierung sehnlichst hofft und erwartet ꝛc."

Ob sie damit glücklicher geworden sind, muß die Zeit lehren. Keinenfalls kann man ihnen das Recht absprechen, ihr eigenes Land auch selber zu regieren und eine fremde Intervention zurück zu weisen.

Trotzdem ist der ganze Zustand im Innern des Landes im gegenwärtigen Augenblick ein höchst trauriger. Die Sicherheit der Straßen ist zu keiner Zeit so maßlos gefährdet gewesen, wie gerade jetzt. Das sogenannte Plagiar-System, nach italienischem Muster, wo Geiseln aufgegriffen werden, um von ihren Angehörigen Lösegeld zu erpressen, nimmt fast mit jedem Tage überhand und geht sogar so weit, daß angesehene Leute in den Straßen von Puebla und Meriko abgefaßt und entführt werden.

Alle öffentlichen Arbeiten liegen dabei danieder, die Regierung hat kein Geld und, was schlimmer ist, keinen Credit; der Handel beschränkt sich nur auf das Nothwendigste und wird sogar durch unsinnige Steuern noch erschwert; aber diese sind unvermeidlich, da es an vielen Orten die einzige Art und Weise ist, um baar Geld für die Regierung zu erschwingen. Jeder Staat im Reiche hat dazu diese Steuern, und werden Waaren nach irgend einem Platz im Innern consignirt, so müssen sie, wenn man sie von dort wieder nach anderer Stelle bringt, auf's Neue versteuert werden. Ebenso ist es mit dem Gelde, das enorme Transportzinsen zahlt, die sich, wenn es einen größeren Weg zurücklegt, bis auf ein Drittel des Capi-

tals belaufen können. Dadurch wird natürlich der eigentliche Handel und Verkehr im Lande fast absichtlich erschwert und in mancher Hinsicht sogar unmöglich gemacht; überhaupt sieht es fast so aus, als ob die Regierung nicht allein selber nichts thun, sondern auch noch Andere an jeder Thätigkeit verhindern wollte. Daß sie unter solchen Umständen einer Einwanderung von Fremden keinen Vorschub leistet, ja am liebsten gar keine fremden Ansiedler und Kaufleute im Land hätte, ist natürlich, und was würde aus Mexiko, wenn es keinen fremden Import hätte? Aber das wollen die guten Menschen eben nicht einsehen, und ich möchte deshalb auch keinem Deutschen rathen, unter den jetzigen Verhältnissen wenigstens, nach Mexiko auszuwandern. Sicherheit für sein Eigenthum kann ihm nicht geboten werden, und wenn auch Mexiko ein reiches, fruchtbares Land ist, giebt es doch auf der Welt noch viele ähnliche Strecken, die dem Auswanderer bei freier Bewegung und unter dem Schutz der Gesetze alle Vortheile bieten, die ihm hier geboten werden können; und doch, was könnte aus dem Land werden, wenn es von nordischen Händen in Angriff genommen würde!

Das freilich darf man keinem Mexikaner sagen, von denen ja viele behaupten, daß gerade von Mexiko aus die Civilisation über den ganzen Erdboden weggeschritten sei — und weshalb nicht? Behaupten doch die Chinesen, daß die Compaßnadel nach Süden und nicht nach Norden zeige, und die Holländer, daß ihre Nation die Buchdruckerkunst erfunden habe, während Gutenberg nur die deutschen Lettern erfunden hätte.

Zu gleicher Zeit lief schon damals das Gerücht um und hat sich seitdem nur bestätigt, daß auf der Halbinsel Yukatan eine bewaffnete Schaar gelandet sei, welche die Regierung dort gestürzt und die Kaiserin Charlotte proclamirt habe. Und das nicht allein — überall sind jetzt, und zwar an acht verschiedenen Stellen, Revolutionen ausgebrochen, und da und dort hat sich gezeigt, daß Juarez — vielleicht noch weniger als Maximilian die Sympathien des ganzen Volkes besitze.

Es war grausam und entsetzlich, daß man den Kaiser, der nur in dem festen Glauben nach Mexiko gekommen war,

daß ihn die große Mehrzahl zu ihrem Fürsten wünsche, tödtete — aber unpolitisch von dem Standpunkt der jetzigen Partei war es nicht, denn Juarez, oder vielmehr sein Meister Lerdo, hat wohl gewußt und wissen müssen, wie bei einem großen Theil der Bevölkerung wirkliche Sympathien herrschten, die dann bei der nächsten, in Mexiko gar nicht ausbleibenden Revolution in der That gefährlich werden konnten.

Jetzt, wenn Porfirio Diaz nicht an die Spitze derselben tritt — und das kann geschehen, denn er ist kürzlich aus dem Staatsdienst entlassen, — hat die Revolution kein bestimmtes Haupt, das Juarez groß zu fürchten brauchte. Im andern Falle wäre ihm der Name des Kaisers immer wieder entgegen getreten, wenn Maximilian selber auch wohl kaum hätte vermocht werden können, je nach Mexiko zurückzukehren.

Was Santa Anna gegen das Land unternehmen will, braucht die Regierung nicht zu fürchten. Santa Anna hat jeden Boden dort verloren, und er mag wohl ein paar tausend Flibustier an die Küste werfen und damit morden und plündern, aber Präsident wird er nie wieder, und wagt er sich selber noch einmal auf mexikanischen Boden, so ist die allgemeine Stimme, daß er wohl kaum wieder so gut wegkommen möchte, als das letzte Mal.

Allerdings ist die Priesterpartei noch immer eine sehr gefährliche, weil sie eben im Stillen bohrt und treibt und in dem Sturz der jetzigen Regieruug die einzige Hoffnung sieht, wieder zu Macht zu kommen. Aber auch diese Hoffnung ist eine verlorene, denn keine Regierung der Welt könnte das Edict, welches die Kirchengüter confiscirte, zu einer Zeit aufheben, wo schon der größte Theil derselben fast ausschließlich in die Hände von Fremden übergegangen ist, die sich vor der gedrohten Excommunication beim Ankauf nicht besonders fürchtete.

Mexiko selber ist ein wunderbar schönes Land, und die Indianer haben gewiß Grund zu ihrer Sage, in welcher sie behaupten, ihr Gott habe, nachdem er die Welt vollendet, sich ein Fenster im Himmel angelegt, von dem aus er stets auf Mexiko hinabschauen könne, das ihm vor allen anderen Ländern so sehr gefallen. Aber was helfen dem Volk die Reichthümer und Schönheiten der Natur, wenn es fortwährend seinen

eigenen Boden mit Blut düngt und nicht allein eine Einwanderung hindert, für sie Schätze auszubeuten, nein, selbst das eigene Volk davon abhält, das zu genießen, was ihm Gott gegeben?

Ich selber halte Juarez wenigstens für einen ehrlichen Mann. Er ist ein Indianer und steht deshalb weit über der verdorbenen spanischen Race, und daß er es gut mit seinem Lande meint, hat er schon gezeigt, als er es dem fast unerträglich gewordenen Druck der Geistlichkeit entzog. Aber Juarez ist immer nur ein Werkzeug in den Händen des viel klügeren Lerdo, der wohl einsieht, daß die an Zahl so gering gewordene weiße Race in Mexiko nie auf die Sympathien der Mehrzahl rechnen darf. Er brauchte deshalb einen Indianer zu seinem Präsidenten und wird ihn benutzen, so lange er sich eben brauchbar zeigt. Auf Ruhe darf aber das Land nie unter dieser Regierung hoffen, denn es fehlt ihr auch das Vertrauen, und das kann sie sich nie wieder gewinnen.

Hätte man bei der Präsidentenwahl Porfirio Diaz genommen, oder ihn wenigstens nur zum Vicepräsidenten gemacht, so war es möglich, einen geordneten Zustand wieder einzuführen und selbst mit fremden Regierungen wieder Beziehungen anzubahnen. Porfirio Diaz ist allgemein als Ehrenmann bekannt. Er hat sich sowohl in als nach dem letzten Krieg als solcher gezeigt, und das vergossene Blut klebt nicht an seinen Händen. Mit Juarez' Regierung ist dagegen keine Versöhnung möglich. Brach sie doch auch selbst durch den Hohn, mit dem fremde Gesandte von ihr behandelt wurden, jede Brücke hinter sich ab. Ja, die Mexikaner sind im gegenwärtigen Augenblick übermüthiger geworden, als sie je gewesen, denn die eigenthümlich geschützte Lage ihres Landes konnte ihnen kein Geheimniß bleiben.

Schon das ungeheure, von Sümpfen und Bergen durchzogene Terrain gewährt ihnen einen nicht gering anzuschlagenden Schutz gegen fremde Einfälle, mit den gewaltigen Entfernungen von einem Platz zum andern, aber das Alles tritt gegen das von Nordamerika gegen jeden Angriff ausgesprochene Veto in den Hintergrund. Sie trauen Amerika allerdings selber nicht;

sie wissen, daß es von jeher ein Auge auf das Nachbarland gehabt und über kurz oder lang einmal ihr gefährlichster Feind werden könne, aber für den Augenblick ist es ihr mächtiger Beschützer, und der leichtherzige Charakter dieses südlichen Volkes läßt es sich gern über alle Sorgen für die Zukunft hinwegsetzen. Ja, die Mehrzahl denkt sogar nicht einmal an eine solche Möglichkeit, sondern sieht allein in der Tapferkeit der mexikanischen Soldaten nicht blos die jetzige „Rettung des Vaterlandes", sondern auch seinen vollkommenen Schutz für die Zukunft.

„Wir sind die tapferste Nation," habe ich oft genug die Mexikaner prahlen hören, „denn wir haben die Franzosen besiegt, die bis jetzt alle anderen Nationen unterjochten." Dieses stolze Bewußtsein macht sie aber vollkommen glücklich und zufrieden, und sie ähneln darin einem Schwindsüchtigen, bei dem jeder andere Mensch weiß, daß er seinem Tode entgegengeht, nur er selber nicht. Es würde, wenn es nicht unmöglich wäre, selbst grausam sein, sie in ihrem Vertrauen auf sich selbst wankend zu machen.

Auf dem Weihnachtsmarkt in Mexiko, ziemlich ordinär gemacht, aber mit bunten Farben ausgemalt, war eine Gruppe dargestellt, welche die Stimmung der großen Mehrheit des Volkes recht gut bezeichnen könnte. Die Gruppe bestand aus zwei Figuren: Ein Franzose, die Fahne der „großen Nation" in der einen und das blanke Schwert in der andern Hand, liegt am Boden. Hinter ihm, den Fuß auf seinen Körper gesetzt, steht die Jungfrau Mexiko, in der rechten Hand die grün-weiß-rothe Fahne (die Streifen aufrecht stehend, wie bei den französischen Fahnen) und in der linken — nicht etwa eine Waffe, sondern nur einen Fächer haltend. Nur der Luftzug dieses Spielzeuges diente, in ihrer Hand, dazu, um den mächtigen Feind nieder zu schmettern. Es erinnert das freilich etwas stark an Gellert's Fabel mit dem Heupferd, aber nichtsdestoweniger steht die Thatsache fest, daß Mexiko, in diesem Augenblick wenigstens, in der That unangreifbar für fremde Mächte geworden ist, denn Frankreich wird sich hüten, sich zum zweiten Mal die Finger zu verbrennen, und andere Reiche haben sich wahrscheinlich ein zu gutes Beispiel an dem Vor-

hergegangenen genommen, um je einen ähnlichen Versuch zu machen. Mexiko bleibt deshalb vor der Hand sich selber überlassen und ihm Zeit und Ruhe von außen genug, das Glück seines schönen Landes zu sichern und seine Zustände zu verbessern, seine Schätze auszubeuten; aber gegen den faulen Wurm, der im Innern frißt, hilft eben kein äußerer Schutz, und ich fürchte sehr, es wird erst dann zu wirklicher Besinnung seiner selbst und nachher auch zu Frieden und Wohlstand kommen, wenn es der schon fast zu mächtig gewordene Nachbar auch noch eingesteckt, und das jetzige System, das die wahre Carricatur einer Republik ist, von den rothen Stühlen im Abgeordnetenhaus heruntergefegt hat.

Und was für ein Geist herrscht unter dem mexikanischen Heer? — Ich selber bin allerdings mit den Herren nicht zusammengekommen, was aber in Mexiko von ihnen erzählt wird, klingt nicht besonders tröstlich. Einigemal soll schon die Escorte selber die Diligence, der sie zum Schutz beigegeben war, geplündert haben, und über den Officierstand wurde nicht besser gesprochen.

Damals ging das Gerücht um, daß sich in Vera-Cruz zwei mexikanische Officiere hätten degradiren lassen, um nicht nach Yucatan in den Krieg zu ziehen. In der nämlichen Zeit steht ein Raubanfall in der Zeitung, nach dem Capitain Sylvester Ochoa mit einem jungen Engländer mehrere Tage gemeinschaftlich reiste und sich dann erbot, dem jungen Manne, Namens Russell, den etwas schweren Revolver zu tragen. Kaum hatte er ihn, so schoß er seinen Reisegefährten nieder, plünderte ihn und wurde dann flüchtig. Dieser Officier wird jetzt steckbrieflich verfolgt.

Ein kleiner amerikanischer Junge gab eine ganz vortreffliche Antwort, als er in der Hauptstadt Mexiko gefragt wurde, wie es ihm hier gefiel. Sie charakterisirt zugleich den Zustand des ganzen Landes.

„Oh, recht gut,“ sagte der kleine Bursch, aber mit einem so zögernden Ton, daß es eher wie eine Verneinung klang, und der Fragende, das bemerkend, setzte hinzu — „Nun? — was hast Du denn eigentlich dagegen?“

„Oh, es ist hier wohl ganz hübsch," meinte jetzt der Kleine, „aber — es sind zu viel Mexikaner hier."

Es sind in der That zu viel Mexikaner in Mexiko, und bis sie nicht gelichtet werden, bleibt es ein Chaos von Revolutionen, in denen man nie Frieden und Wohlstand erwarten darf.

Einen ziemlich harten Stand haben jetzt in Mexiko die angesiedelten Fremden, denn sie sind der Willkür mexikanischer Beamten vollkommen Preis gegeben, und keine Stelle in der Welt, bei der sie gegen Ungerechtigkeiten protestiren können; denn wenn auch fast sämmtliche Nationalitäten gegenwärtig unter den Schutz des amerikanischen Consulats gestellt sind, so würde es der Union doch nie einfallen, eher als es ihr selber paßt, einen Krieg mit Mexiko anzufangen, weil vielleicht ein Franzose oder Deutscher von irgend einem Beamten schlecht und unrecht behandelt wurde. Alle Fremden sind deshalb gegenwärtig, wie gerade die Sachen stehen, auf Gnade und Ungnade den Mexikanern Preis gegeben, und es ist dabei gar nicht abzusehen, wann in diesem Zustand eine Aenderung eintreten kann.

Uebrigens muß man es den Mexikanern doch zum Ruhme nachsagen, daß unter solchen Umständen die Lage der Fremden im Lande, einzelne kleinere Fälle natürlich ausgenommen, noch eine ziemlich leidliche, wenn auch nicht mehr begünstigte ist. Fremde, die dort keinen festen Wohnsitz haben und deshalb mit den Behörden in keine Berührung kommen, dürfen sich wahrlich nicht beklagen, auch nur auf irgend eine Art belästigt zu werden; man verlangt ihnen nicht einmal einen Paß ab, und sie dürfen sich ungehindert, auf welcher Landstraße sie wollen, von den Räuberbanden plündern lassen.

Der gebildete Mexikaner ist dabei ein ganz liebenswürdiger Mensch, und ich bin unterwegs mit vielen zusammengekommen, die ich wirklich lieb gewonnen habe. Sie zeigten sich immer freundlich und gefällig und halfen bereitwillig mit der Sprache aus, wenn ich einmal für dies oder jenes kein Wort finden konnte.

Dabei war ich erstaunt, noch so viele Sympathien für das Kaiserreich unter ihnen zu finden. Die meisten von ihnen

sehen wohl ein, daß es der verstorbene Kaiser wirklich gut mit dem Lande gemeint hat, wenn sie auch nur selten, und dann immer höchst vorsichtig, eine Aeußerung über die jetzige Regierung wagen.

In einer Hinsicht stimmen sie aber auch leider mit fast allen Deutschen überein, die ich darüber sprach, daß nämlich der Kaiser Maximilian einen wahren Schwarm von nichtsnutzigen Abenteurern um sich versammelt gehabt habe und von allen Seiten verrathen und verkauft gewesen sei.

Armer Kaiser! Er war von den besten, wenn auch oft etwas phantastischen Ansichten beseelt, aber er konnte sein Ziel nicht erreichen, denn die Wenigen, die es wirklich gut mit ihm meinten, sahen sich nicht im Stande, irgend welchen Einfluß auf ihn auszuüben, und die Anderen, die sich um ihn drängten, hatten nur allein ihr eigenes Interesse im Auge und kümmerten sich den Henker um das Land oder Kaiserreich.

Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man sich in Mexiko unter den Deutschen selbst von sehr vielen österreichischen Officieren des Kaiserreichs erzählt, so sind das ganz andere Persönlichkeiten gewesen, als ich sie habe unter dem Corps in Oesterreich selber kennen lernen. Abenteurer waren aber auch wohl die meisten, die unter einem mexikanischen Kaiserreich nur die alten Goldgruben Montezuma's zu erblicken glaubten, und als sie sich darin getäuscht sahen, es gerade so machten, wie die Spanier in alten Zeiten. Zwischen jetzt und damals ist nur der Unterschied, daß man in gegenwärtiger Zeit Bücher führt und kleine Vergeßlichkeiten schwarz auf weiß behält, was früher nur durch mündliche, also höchst ungewisse Traditionen auf andere Geschlechter überging.

Verrathen und verkauft war der arme Kaiser so von allen Seiten, und es ging so weit, daß man ihm in Cuernavaca nicht einmal mehr sein Essen bringen wollte, weil das Küchengesindel das Geld für Alles nicht allein schuldig geblieben war, sondern auch die in Masse eingekauften Gegenstände, z. B. Butter und Eier, wieder nach anderer Seite hin verkaufte. Der Kellermeister des Kaisers hatte in Mexiko selber einen Weinverkauf, und die besten und edelsten Weine waren dort zu haben! Und seine Generale? — Lopez, Marquez haben

ihn verkauft, selbst Miramon, der tüchtigste von allen, hatte seine Dienste schon Juarez angeboten, und Maximilian wußte es und traute ihm selbst dann nicht mehr, als er es wirklich für die Zeit treu mit ihm meinte, während Miramon's Frau, voll Stolz und Ehrgeiz, selber danach drängte, die Nachfolgerin des gestürzten Kaiserpaares und selber Kaiserin von Mexiko zu werden.

Unglücklicher Weise war Maximilian schwankenden, unsichern Charakters, und Leute, die ihn genau gekannt haben, versichern, daß immer der bei ihm Recht gehabt, dem es gelang, das letzte Wort zu bekommen. Er war deshalb leicht von einem schon gefaßten Entschlusse abzubringen, was denn auch Pater Fischer wohl zu benutzen und auszubeuten verstand. Selbst dieser, dem Kaiser am nächsten stehende Priester hat nur gesucht, ihn für seine eigenen Zwecke zu benutzen, und wenn nur der zehnte Theil von dem wahr ist, was man sich in Mexiko über diesen würdigen Pater erzählt, so verdiente er, daß er — der Leib-Pater des Kaisers der Franzosen würde.

Als er Mexiko damals — gerade während meiner Anwesenheit, verließ, denn ich selber habe ihn noch in den Hauptstraßen der Stadt gesehen, glaubte man auch dort allgemein, er würde hinauf nach den Vereinigten Staaten gehen, denn man hielt es nicht für möglich, daß er die Frechheit haben könne, nach Oesterreich zurückzukehren; — aber was wagt ein Pfaffe nicht!

Uebrigens veröffentlicht das „Diario Oficial" in Mexiko jetzt die geheimen Archive des Kaisers, die zuletzt in den Händen des Pater Fischer waren, unter dem Titel: „Documentos oficiales de los traidores, para servir a la Historia de la intervencion" (officielle Documente der Verräther zur Geschichte der Intervention), und wen ich in der Hauptstadt darüber sprach, behauptete auf das Bestimmteste, daß jener Pater gerade diese Papiere an die Regierung des Juarez für 3000 Dollars verkauft habe. Ich kann für die Wahrheit nicht bürgen, aber ich habe auch nicht Einen gefunden, der es nur bezweifelt hätte, wohl aber erklärte ein dortiger, sehr angesehener Mexikaner auf das Bestimmteste, daß er beim Finanz-

minister eine Ordre an die Kasse gesehen habe, dem Pater Fischer diese Summe auszuzahlen. Und was hatte Juarez' Finanzminister mit Pater Fischer zu thun?

Einen höchst interessanten Bericht über die Vertreter der fremden Mächte während Maximilian's Regierung, besonders über die Gesandten von Oesterreich, Preußen, Italien, England und Frankreich, brachte außerdem der „Mexican Standard", ein englisches Blatt, der leider, wie man in Mexiko behauptet, sehr viel Wahres enthalten soll, trotzdem daß er nichts weniger als schmeichelhaft für die Herren klingt. Nur Herr von Magnus soll in der letzten Zeit wacker und entschieden für den unglücklichen Monarchen eingetreten sein — aber es war zu spät. Lerdo hatte seinen Tod beschlossen, und Juarez keinen Willen. Juarez selber würde ihn nie verurtheilt haben.

Das Decret vom 3. October, das alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Mexikaner zum Tode verurtheilte, war es aber, was ihn — nicht etwa verdammte, sondern den Feinden den gewünschten Grund zu seinem Tode gab; und doch ist dieses grausame Decret nie in seinem Herzen entstanden, sondern ihm nur durch Bazaine, dem der Fluch des ganzen Landes folgt, aufgezwungen worden.

Und trotzdem wagte jener Graf Kératry in seinem Buch „Kaiser Maximilian's Erhebung und Fall", das nur geschrieben scheint, um den Marschall Bazaine als edlen Menschenfreund und Märtyrer darzustellen, den Thatbestand dermaßen zu verdrehen, daß Bazaine es gewesen, der sich dagegen gesträubt, und Maximilian allein darauf bestanden habe.

In Mexiko selber, und bei Allen, die zu jener Zeit in des Kaisers unmittelbarer Nähe waren, ist nur eine Stimme darüber, die gerade das Gegentheil von dem versichert, was uns Graf Kératry möchte glauben machen.

Der Kaiser hat sich bis zum letzten Augenblick dagegen gesträubt und auch das Decret nie selber durchgeführt, sondern begnadigt, wo ihm irgend die Gelegenheit dazu geboten wurde. Aber selbst das war nur eine halbe Maßregel und strafte sich bitter vom ersten Augenblick an. Um ihn aber zur Unterzeichnung zu bewegen, war ihm der irrige Glaube beigebracht,

daß Juarez das Land flüchtig verlassen habe und die Revolution gebrochen sei.

Die Wendung, die Graf Kératry der Sache giebt, hätte etwas Komisches, wenn sie nicht einen so ernsten Gegenstand beträfe, denn er sucht es so darzustellen, als ob Kaiser Maximilian mit diesem Decret dem Präsidenten Juarez hätte eine Aufmerksamkeit erweisen wollen, und schließt diesen Gegenstand, in welchem er Maximilian das Schwerste, aber auf eigene Weise geschminkt, zur Last legt, mit den Worten:

„Das ist die Geschichte dieses schicksalschweren Tages, der kein Flecken für das edle Opfer von Querétaro bleiben darf!" —

Die wirkliche Geschichte wird diese Geschichte richten.

Doch vorbei! Der Kanonenschuß fällt, der unsere Abfahrt kündet, und auf dem großen amerikanischen Dampfer „Golden city" ließen wir bald den heißen Hafen von Acapulco hinter uns und hielten in die prachtvoll kühle Brise der offenen See hinaus.

Von einer kurzen Dampferfahrt zwischen der mexikanischen Küste und Panama würde freilich sehr wenig zu sagen sein, denn das Leben und Treiben auf diesen Dampfern bleibt sich ewig gleich, wenn es nicht das erste Mal gewesen wäre, daß ich auf einem amerikanischen Dampfer fuhr. Ich muß gestehen, daß ich kein günstiges Vorurtheil für sie hatte, denn nur zu oft mußte ich früher hören, daß auf ihnen die Passagiere auf das Unbarmherzigste zusammengepreßt und dann in solcher Ueberfüllung nur immer, wenn auch reichlich, doch kaum mehr als abgefüttert werden. Ich sollte auch eine Probe davon bekommen, obgleich der Dampfer auf dieser Reise gerade eine nur verhältnißmäßig geringe Anzahl von Passagieren trug.

Mich traf nämlich das Unglück, der Reisegefährte des Präsidenten der ganzen Linie zu werden, und ich mußte dafür büßen.

Gegenwärtig läuft zwischen San Francisco und New-York, via Panama, eine Opposition-Dampferlinie, also zwei, und die Preise sind dadurch, da eine die andere freundlichst todt zu machen wünscht, auf das Aeußerste heruntergedrückt.

Die Passage von San Francisco nach New-York kostet im gegenwärtigen Augenblick, inclusive der Panama-Eisenbahn, die gegenwärtig 25 Dollars und für 100 Pfund Gepäck 5 Dollars rechnet, nur 97 Dollars amerikan. Gold erster Kajüte und 50 Dollars zweiter. Für Acapulco besteht aber leider kein solcher Zwang, denn dort legt die Pacific-Dampfschiffslinie allein an, hat also auch ihre alten Preise für diesen Hafen und das nördlicher liegende Manzanillo festgehalten, so daß ich selber von Acapulco bis Panama 75 Dollars amerikan. Gold, und wenn man die Panama-Route hinzurechnet, die ich nicht frei hatte, 35 Dollars mehr, also 105 Dollars, oder von Acapulco bis Panama (auf vier Tage) 8 Dollars mehr bezahlen mußte, als die Passagiere von San Francisco bis New-York zahlten.

Aerger war es freilich noch einigen Passagieren von China gegangen, die ihre ganze Passage mit 650 Dollars bis New-York bezahlt hatten, wobei nur 350 Dollars von China nach San Francisco gerechnet wurden. Da die Passage von San Francisco nach New-York aber nur 97 Dollars betrug, so hatten sie mithin 253 Dollars zu viel gezahlt, und die Compagnie in Californien wollte es ihnen nicht zurückerstatten. Uebrigens hatten sie beschlossen, eine Klage in New-York einzureichen, und vor der Hand mag das nur anderen Reisenden zur Warnung dienen.

Was nun den Präsidenten der Pacific-Dampfschiffslinie, Herrn Mac Lane, betraf, so reiste derselbe mit zwei Töchtern und zwei Dienerinnen, und hatte dafür in höchst bescheidener Weise die eine ganze Kajütenseite des Dampfers in Beschlag genommen. Die Folge davon war, daß die wirklichen Passagiere, die ihr theures Geld für die Ueberfahrt bezahlten, auf der andern, und zwar der Sonnenseite, zusammengedrängt und in die winzig kleinen Kajüten eingepfercht wurden. Und das nicht allein, selbst der ganze und kühlste Gangweg an der Backbordseite des Dampfers war auf Befehl oder Wunsch des Präsidenten (denn der Capitain war ein Engländer, und ich möchte ihm diese Maßregel nicht gern zuschreiben, oder war es doch Speichelleckerei?) abgeschlossen, damit der hohe Herr nicht durch das zufällige Vorübergehen oder längere Aufhalten

anderer Passagiere in seiner contemplativen Zurückgezogenheit gestört würde.

Rede mir noch Einer von Hofschranzen an den europäischen oder anderen Höfen. Unter den amerikanischen Republikanern finden wir genau dieselbe Schmach, und ein deutscher Hausmarschall oder Excellenz hätte nicht mit größerer Würde und Aufgeblasenheit reisen können, als dieser Amerikaner.

Uebrigens glaube ich nicht, daß er seiner Gesellschaft damit einen großen Nutzen geleistet, wenn es ihm selber auch bequem gewesen sein mag; denn sämmtliche Passagiere waren darüber entrüstet, und viele Amerikaner und Amerikanisch-Deutsche erklärten ganz offen, daß sie von nun an mit der andern Linie reisen würden.

Die Boote sind übrigens sehr elegant eingerichtet, nur zum größten Theil mit zu kleinen state rooms oder Kajüten, um dort soviel als möglich Passagiere einstopfen zu können — bei großer Hitze eine höchst unangenehme und auch der Gesundheit schädliche Sache.

Die Bedienung bestand sonderbarer Weise größtentheils aus Stock-Chinesen, von denen nur Einer ein klein wenig Englisch verstand. Wie ich hörte, war das die erste Reise, die das Schiff mit den Söhnen des Himmlischen Reiches machte; die sechs weißen Stewards an Bord schienen aber nicht recht mit der Compagnieschaft einverstanden, denn wie verlautete, wollten sie, in Panama angekommen, sämmtlich kündigen, wenn die Chinesen nicht abgelohnt würden. Diese verderben ihnen jedenfalls den Preis.

Ueber die Officiere des Bootes kann ich wenig oder nichts sagen; sie hielten sich so fern von allen Passagieren und so eingeknöpft in ihre Würde, daß sie sich nicht einmal zu einem Gruß an Deck herabließen und deshalb auch von uns vollständig ignorirt wurden. Es ist dies das erste und hoffentlich auch das letzte Mal gewesen, daß ich eine Reise auf einem amerikanischen Dampfer gemacht habe, und ich lobe mir zu einer gemüthlichen Fahrt die deutschen, englischen und französischen Linien.

Nur ein paar Worte noch muß ich über die Passagiere sagen, von denen in erster und zweiter Kajüte die reichliche

Hälfte aus Deutschen bestand, die sich aber erst im Verlaufe der Fahrt entpuppten und dann als oft sehr traurige Exemplare zu Tage flatterten. Es waren, mit einigen, aber sehr wenigen Ausnahmen, sogenannte amerikanisirte Deutsche, die sich vier oder fünf Jahre mit „Handel und Erwerb" in Californien aufgehalten und nun merkwürdiger Weise ihre Muttersprache verlernt hatten. Wenn sie dann einmal Deutsch sprachen, so geschah es mit jener tollen Mischung verderbter Wörter, und dazu kauten einige von ihnen Tabak, damit man ihnen ja nicht den Deutschen ansehen sollte.

Viele von ihnen hatten, wie es schien, Geld verdient und gingen jetzt nach Deutschland zurück, und dort verblüffen sie nun in dem kleinen Dorfe, wo sie daheim sind, die Bauern durch unverständliche Redensarten und ärgern anständige Hausfrauen durch ihr ewiges Spucken.

Unter den Ladies der ersten Kajüte gab es übrigens eben so „gemischte Gesellschaft", als unter den deutschen Handelsleuten der zweiten. Selbst in den wenigen Tagen an Bord kamen wunderliche Geschichten zu Tage, denn San Francisco hat ebenso seine chronique scandaleuse, wie jede andere große Stadt. Am meisten aber amüsirte mich eine nicht mehr ganz junge Republikanerin, die jeden Tag wenigstens einmal Staatsvisite in dem abgeschlossenen Theil des Herrn Präsidenten und bei dessen Töchtern machte, dazu aber jedesmal erst in ihre Kajüte hinabfuhr, ein schwarzes, schweres, seidenes Kleid anzog und Concert-Toilette auf dem Kopf machte. Der Besuch dauerte jedesmal etwa eine Viertelstunde, dann kam sie wieder zurück, tauchte auf's Neue unter, warf den irdischen Tand ab und erschien wieder, wie vorher, in ihrem einfachen Reisekleid. Der Etiquette war dadurch volles Genüge geleistet.

Uebrigens hatten wir auch einige wirkliche Ladies an Bord, und unter diesen besonders ein liebenswürdiges junges Wesen, das aber einen bösen Krankheitskeim in der Brust trug. Sie war sehr leidend, und wirklich rührend war es, zu sehen, wie sie ihr Gatte — keinenfalls ein Amerikaner — pflegte und über ihr wachte. Das junge Ehepaar kam von Japan zurück und ging nach den Vereinigten Staaten, um dort die Gesundheit der jungen Frau wieder herzustellen.

Am fünften Tage erreichten wir Panama, wo ich zurückblieb, während die übrigen Passagiere rasch über den Isthmus auf den ihrer schon im Atlantischen Ocean harrenden Dampfer befördert wurden, und als der kleine Dampfer, der sie an Land bringen sollte, von Bord abfuhr, hätte sich die eine Dame fast versäumt, da sie in dem unvermeidlichen schwarzen Kleide noch einen letzten Besuch gemacht und wahrscheinlich mit dem Umkleiden nicht so rasch fertig geworden war. Wie schwer sich doch manche Menschen das Leben machen, und noch dazu auf so ungeschickte Weise!

21.

Ein Abstecher nach Ecuador.

Als ich diesmal nach Panama kam, geschah es mit dem Wunsch, sobald als irgend möglich den Isthmus kreuzen zu können und Venezuela zu besuchen. In Ecuador hatte sich wahrscheinlich wenig verändert, und schon halb auf dem Heimweg kam auch die Sehnsucht dazu, meine Reise von jetzt an soviel als möglich abzukürzen, um nach Deutschland zurückzukehren. Wenn ich auch gerade noch keine Altersschwäche spüre, finde ich doch nicht mehr wie früher wirkliche Freude an Strapazen und Entbehrungen, und da ich doch wußte, daß mir deren noch genug in Venezuela bevorstanden, mochte ich sie nicht eben muthwilliger Weise vermehren.

Da fand ich in Panama einen Brief von der Ecuador-Land-Compagnie, mit dem Wunsch darin, daß ich den Pailon besuchen und ihnen Bericht über den jetzigen Stand der Dinge dort geben möchte, und wie ich mir die Sache überlegte, erwachte auf einmal auch die Sehnsucht wieder nach dem alten Pailon, an dem ich damals, allein und wie verlassen, so lange Monate zugebracht. Jetzt bot sich die Gelegenheit — ich war nur eine verhältnißmäßig ganz kurze Strecke von ihm entfernt

und schon im Stillen Meer — was hinderte mich, noch einmal mein Canoe über die stille Bai zu lenken und dem tiefen Orgelton der singenden Fische oder dem eintönigen hop! hop! hop! hop! der weißen Frösche zu lauschen? Wie ein Märchen aus der Jugendzeit stiegen die alten Erinnerungen frisch in mir empor, und da es sich auch glücklich mit der Abfahrt des kleinen Dampfers traf, der nur einmal im Monat diese Richtung fährt und dessen Abreise anf den nächsten Tag angezeigt stand, so fand ich mich schon am nächsten Tag wieder an Bord, und statt dem Atlantischen Ocean entgegen, dampfte ich lustig auf's Neue in das Stille Meer hinaus.

Wunderliches Leben, das ich fast, so lange ich denken kann, in der Welt geführt!

Der kleine Dampfer, der jetzt — früher war es die „Anna" — zwischen Panama und Guayaquil läuft, heißt „Talca", Capitain Chambres, und könnte eigentlich ein wenig schneller sein. Uebrigens genügt er vollkommen für diesen Dienst — so weit es wenigstens die Compagnie betrifft, denn er ist im Stande eine bedeutende Quantität Fracht einzunehmen und hat auch Raum für viele Passagiere. Er läuft von Panama aus Buenaventura, Tumaco, Esmeraldas und noch einige andere kleine Häfen bis Guayaquil an und macht jeden Monat nur eine Reise hin und zurück.

Uebrigens fühlte ich mich hier an Bord tausendmal behaglicher, als an Bord des amerikanischen Dampfers, mit dem ich von Acapulco herabgekommen. Capitain wie Officiere dieses englischen Schiffes, lauter Engländer oder Deutsche, waren prächtige Leute, und die wenigen Tage vergingen mir so rasch, daß ich kaum wußte, wo sie hingekommen.

Ich hatte Passage nach Tumaco genommen, um von da aus in einem Canoe nach dem Pailon hinüber zu fahren, und der erste Platz, an dem wir anlegten, war Buenaventura.

Sieben Jahre waren vergangen, seitdem ich das Nest nicht gesehen, aber es mußte die sieben Jahre im Schlaf gelegen haben, denn es sah noch genau so schmutzig und erbärmlich aus, wie vor jener Zeit. Doch heimelte es mich fast an, als ich die „Pfahlbauten" wieder sah und meines eigenen kleinen Hauses am Pailon gedachte. Und kehrte ich denn wirklich

jetzt zu dem zurück? Träumte ich nicht die ganze Geschichte, und sollte ich jenen Theil der Welt, von dem ich damals für immer Abschied genommen, wirklich in wenigen Tagen wiedersehen? Es war mir wie ein Traum, und ich kam eigentlich erst wieder in Buenaventura recht zu mir, als es wie mit Kübeln zu schütten begann und ich in eins der Häuser selber flüchten mußte. Ja, das war Wirklichkeit — so konnte es nur in diesem Theil der Erde regnen, und ich war froh, als ich bald darauf Gelegenheit bekam, in einem Boot des Dampfers wieder an Bord desselben zurückkehren zu können.

Uebrigens hat dieses ganz elende Nest, das aussieht wie ein gewöhnliches Fischerdorf, einen höchst bedeutenden Handel mit dem Innern, und viele hundert Ballen und Kisten mit Waaren wurden hier, für den Innern-Verkehr besonders, ausgeladen, während wir auf dem Rückweg an demselben Platz etwa zwölfhundert Ballen mit Chinarinde an Bord bekamen. Außerdem fahren noch eine Menge kleinerer Segelfahrzeuge, Schooner und Brigs, an der Küste auf und ab, und es herrscht dort ein nicht unbedeutender Verkehr.

Die Lage des Ortes ist eine sehr geschickt gewählte und vortreffliche, an der Mündung eines schiffbaren Flusses, dicht am Meer und auf erhöhtem Land. Die freundlichsten Villen ließen sich dort bauen, denn auch das Klima ist kühl und angenehm, und von jedem Mittag an weht den halben Tag und die ganze Nacht eine frische und erquickende Brise; aber ändere einmal ein Mensch dieses Volk. Nicht eine Cocospalme steht am ganzen Strand, keine Banane, kein Fruchtbaum. Was sie an Früchten haben, bekommen sie den Fluß herab oder von Tumaco, und in den erbärmlichsten, schmutzigsten Hütten wohnen dieselben Menschen, die sich mit leichter Mühe und fast keiner Arbeit dort ein kleines Paradies schaffen könnten.

Viel mögen freilich auch die verschiedenen Kriege und Revolutionen dazu beitragen, daß sich das Land so schwerfällig vorwärts bringt, aber auch selbst in ruhigerer Zeit würde es sich nicht emporraffen. Es fehlt ihm die Energie des Nordens, und der Südamerikaner verkümmert lieber in Schmutz und Elend, ehe er eine Arbeit vornähme, die ihn nicht

gerade auf den Nägeln brennt und nur möglicher Weise aufgeschoben werden kann.

Den vierten Tag endlich erreichten wir die kleine Frucht-Insel Tumaco, die ich früher keine Zeit gehabt, genauer kennen zu lernen. Von hier aus mußte ich mir jetzt ein Canoe miethen, um nach dem Pailon hinüber zu fahren.

Tumaco an sich ist kein bedeutender, aber ein reizender kleiner Ort, auf einer kleinen, flachen Insel im Mirafluß, an der unmittelbaren Grenze zwischen Ecuador und Neu-Granada gebaut, und schon durch den sandigen, aber von Fruchtbäumen bedeckten Boden reinlicher als irgend eine andere Stadt an dieser Küste.

Ihr Anblick ist außerordentlich malerisch, denn wenn auch im Ganzen flach, steigt doch an der dem Meere zuliegenden Spitze ein kleiner Hügel, el morro genannt, empor, und von hier aus schon wiegen die herrlichsten Cocospalmen ihre Federwipfel dem Fremden entgegen, während das Auge überall, wohin es fällt, auf breitblätterige Bananen oder das dunkle Laub der Mangos wie anderer Fruchtbäume trifft.

Das klingt nun allerdings Alles sehr romantisch und sieht auch in der That so aus — wenn man sich nur ein klein wenig davon entfernt hält, — rückt man der Sache aber etwas näher auf den Leib, so findet man in diesen Häusern denselben Schmutz, dieselbe Armuth wie in allen anderen, und wo sich die Phantasie junge, blühende Indianer malte, die friedlich und glücklich unter ihren Palmen leben, zeigt uns die immer und ewig mit der Poesie im Streit lebende Wirklichkeit einen Haufen schmutziger Negerfamilien, — die alten Damen ewig in Streit und Hader mit einander, und Kinder dabei — ich gehe gleich zum Frühstück und möchte mir den Appetit nicht gern auch nur mit ihrer Beschreibung verderben.

Wie allenthalben an der Küste, haben aber in der That die Neger in wirklich bedrohlicher Weise überhand genommen. Vor sieben Jahren noch gab es dort allerdings schon viele Neger, aber unter der eigentlichen Mischlingsrace der Mestizen oder von Weißen und Indianern Abstammenden standen sie doch immer noch vereinzelt da. Jetzt dagegen bilden sie in entschiedenster Weise die Mehrzahl, und wohin man sieht, be-

gegnen Einem die unangenehmen schwarzen oder braunen Gesichter mit den unvermeidlich schwarzen Wollköpfen.

Abkömmlinge von Indianern sieht man hier nur noch selten, und dann auch meist nur eine andere Race vorbereitend — mit Negern oder Mulatten verheirathet.

Ich befrug einige der dort Ansässigen darüber, diese versicherten mir aber: das Nämliche sei im ganzen Land der Fall. Die Neger breiteten sich nach allen Richtungen hin mehr und mehr aus, und in zwanzig Jahren, wenn das so fortginge, würden wohl wenig Spuren von reiner indianischer Abstammung noch im Lande zu finden sein.

Sonderbar, daß gerade das Gegentheil in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Fall ist und man allgemein dort behauptet, daß die Neger im Aussterben wären. Ist es dort der zu rasche und plötzliche Uebergang von Sclaverei zur Freiheit, das vollständig veränderte Leben, das in seiner Unbeschränktheit auch wohl Viele zu Extravaganzen trieb; ist es hier das nicht zu heiße, feuchte Klima, das ihrer Constitution vielleicht besonders zusagt — aber die Thatsache läßt sich weder leugnen noch abstreiten, daß die Neger in diesem Lande mehr und mehr an Zahl wachsen und in gar nicht zu langer Zeit wohl, wenn nicht ein anderer Stamm, eine andere Race dem Leben hier eine Wendung zum Besseren giebt, das vollkommene Uebergewicht erlangt haben werden. Von ihnen ist aber eine Besserung der Zustände nun und nimmer zu hoffen. Sie werden genügend arbeiten, um sich am Leben zu erhalten und einen mehr und mehr unter ihnen aufsteigenden Luxus zu beschaffen, mehr aber auch nicht. An irgend eine Verbesserung des Landes, an ein Fortschreiten in Handel und Gewerbe ist unter ihrer Leitung nicht zu denken, und nur eine gewaltsame Befreiung von ihrer Herrschaft wäre dann möglich.

Das aber ist der Fluch, den die Entdecker und Eroberer dieses Landes gesäet haben, und den ihre Nachkommen jetzt ernten müssen. Als jener erbärmliche Räuber Pizarro, der keine einzige gute Eigenschaft besaß, als persönlichen Muth, und den mit jedem andern Gauner ebenfalls theilte, mit Hülfe goldgieriger Pfaffen die Eingeborenen fast ausgerottet hatte und es in dem neuen Land an Arbeitern fehlte, da wurden

später von der afrikanischen Küste, um das edle, in Amerika begonnene Werk zu krönen, schwarze Menschen gestohlen und zu Sclaven gemacht, und man glaubte nur Vortheil zu gewinnen, je mehr von ihnen man rauben und der neuen Erde einverleiben könne. Die Nachkommen müssen jetzt unter den Folgen büßen, denn das unnatürliche Verhältniß der Sclaverei konnte nicht unter der fortschreitenden Cultur bestehen. Der Nutzen, den die Länder also damals durch die gezwungene Arbeit der Sclaven hatten, und wegen dessen sie sich die Nähe der widerlichen Race gefallen ließen — dieser Nutzen schwand mit der Freiheit der Neger, aber das Volk selber blieb ihnen auf dem Hals und ist jetzt nicht mehr auszurotten oder zu vertreiben, ja es wächst und wächst, und wir wissen noch nicht einmal, wie uns in späterer Zeit die Urenkel desselben heimzahlen werden, was unsere Urväter an den ihrigen verübt. Die Folgen dieser gewaltsamen und unnatürlichen Racenübersiedelung sind nicht abzusehen, und wenn auch das amerikanische Volk stark und kräftig genug ist, ihnen die Stirn zu bieten, die hiesige Menschenrace hat nicht solche Energie und wird nach und nach vollkommen untergehen.

Komisch ist übrigens, daß die Neger mit Stolz auf die hiesigen, ihnen in jeder Hinsicht überlegenen Indianer hinblicken. Als ich später in meinem Canoe, in dem ich einen Neger zum Piloten hatte, den Mirafluß hinabfuhr, begegneten wir einem Canoe mit halbnackten braunen Menschen, die ich für Indianer hielt. Ich frug meinen Burschen, ob es Cayapas wären, worauf dieser stolz erwiderte: „Nein, es sind buen gentes.“ — „Nun?“ entgegnete ich ihm, „sind die Cayapas etwa nicht buen gentes?“ — und es giebt in der That kaum einen anständigeren, ehrlicheren und fleißigeren, ja sogar intelligenteren Indianerstamm, als diese Wilden. Der Neger aber, mit einem Gesicht, dessen sich ein Affe geschämt haben müßte, dabei ein ekelhafter Schwadroneur und faul wie drei Rentiers, sagte mit dem Ausdruck größter Verachtung: „Son Indios“ — und ich hätte ihm Eins mit dem Ruder über den dicken Schädel geben mögen.

„Son Indios!“ Es ist zum Verzweifeln, wenn man so etwas mit anhören muß, aber trotzdem ist es Thatsache, daß

sich die Neger für eine bevorzugte Klasse halten. Ob sie das aber sind, mögen sie jetzt zeigen, denn in den Vereinigten Staaten wurde ihnen, in einem gemäßigten Klima und unter den nur denkbar günstigsten Verhältnissen, die volle Gelegenheit geboten, alle ihre Fähigkeiten vollständig zu entwickeln. Machen sie von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch, sondern glauben sie, daß man sie dort nur dulden wird, um sich selber am Leben zu erhalten, dann könnte es geschehen, daß in nicht ferner Zeit ein furchtbarer Vernichtungskrieg gegen sie entbrennen könne, der dann das Ende der Race so blutig und ungerecht herbeiführte, wie es begonnen.

Zeigen sie aber, was ihnen von vielen Seiten noch bestritten wird, daß sie wirklich vorragende geistige Fähigkeiten besitzen und im Stande sind, sich aus dem Schlamm hervor zu arbeiten, in dem sie bis jetzt gelebt, dann haben sie eine Existenz vor sich, und selbst das Aeußerliche der Race, das jetzt allerdings nur zu häufig dem Affen gleichkommt, wird sich veredlen. Ist doch dieser thierische Ausdruck ihnen wohl schwerlich von der Natur gegeben, sondern eben nur erst durch spätere Leidenschaften den Gesichtern eingeprägt worden, was genau so mit unserer eigenen Race der Fall ist. Ein boshafter Mensch ist nicht deshalb boshaft, weil er ein boshaftes Gesicht hat, sondern er bekam diesen häßlichen Ausdruck in seinem Gesicht erst in den Jahren, in denen sich sein Charakter völlig entwickelte. Als Knabe hatte er vielleicht offene und ehrliche Züge, noch mit keinem Groll gegen die Menschheit im Herzen.

So finden wir auch selbst unter den Schwarzen eine Menge von Menschen, die wirklich intelligente Züge haben, und daß die Masse der unglücklichen Sclaven, unter gewaltsam verhinderter Bildung aufgewachsen, wie das liebe Vieh in den Tag hinein leben mußte, konnte ihnen natürlich keinen klugen und geistreichen Ausdruck geben — jede Physiognomik wäre ja sonst eine Lüge.

Doch ich komme ganz von meiner Fahrt nach dem Pailon durch die Neger ab, die aber doch dazu bestimmt waren, mich hinüber zu bringen. Ich nahm mir nämlich in Tumaco, wo ich natürlich nicht länger als nöthig bleiben wollte, zwei Neger,

miethete ein Canoe und wollte am nächsten Morgen abfahren, um den Pailon so rasch als möglich zu erreichen. Die Leute versprachen auch, Alles zur rechten Zeit bereit zu halten, aber man muß dieses südamerikanische Volk kennen — denn die Neger sind darin nicht um die Spur schlechter als alle Uebrigen — um zu wissen, daß man nie darauf gehen kann, was Einem ein Südamerikaner verspricht. Er hat vielleicht die Absicht, es zu halten — quien sabe! — aber so viel ist sicher, daß er schon in der nächsten Viertelstunde gar nicht mehr daran denkt und mit der größten Gemüthsruhe — wenn zur Rede gestellt — eingesteht, daß er es eben vergessen hätte oder daß es nicht gut gegangen wäre.

Anfangs habe ich mich über ein solch nichtswürdig wortbrüchiges Wesen schändlich geärgert, zuletzt ist mir aber doch eingefallen, daß jede Sache ihre zwei Seiten habe, und bequem wäre es jedenfalls, wenn man das Nämliche bei uns in Europa einführen könnte. Man bekommt eine langweilige mündliche Einladung von einem „Freund" zu einem großen Diner oder gar thé dansant. Man mag die Sache nicht abschlagen, so ungern man geht, aber der Mann könnte sich auch beleidigt fühlen, und man will ihm nicht gern weh thun. Man sagt also zu, geht am nächsten Tage hin, langweilt sich sträflich und hat außerdem den ganzen Tag zu seiner Arbeit oder sonstigen nützlichen Dingen gründlich verloren. Wie anders wäre das nun nach hiesigen ecuadorischen Begriffen. Man wird eingeladen. — „Ja wohl, lieber bester Freund, mit dem größten Vergnügen, um wie viel Uhr?" — „Um acht Uhr, wenn ich bitten darf, aber ja nicht später." — „Sehr schön." Damit ist die Sache vollkommen abgemacht. Man denkt gar nicht daran hinzugehen, wenn man nicht selber Freude daran hat, und der Einladende würde das Ausbleiben eben so natürlich finden. Es würde vielleicht ein halber Eimer heißes Wasser und zwei Kaffeelöffel voll Thee umsonst verschwendet — das ist das ganze angerichtete Unglück des Abends.

Um aber auf meine beiden Neger zurück zu kommen, so war ich nicht gesonnen, sie über eine ganze Fluth hinauszulassen; der eine hatte sich einen Rausch angetrunken, der andere war noch nüchtern; wenn ich den jetzt sich selber überließ, betrank

er sich vielleicht auch, und das Beste war, ich packte sie augenblicklich zusammen und in's Canoe. Der Alte sträubte sich allerdings — der Estere, durch den wir passiren mußten, war jetzt seco oder trocken — was that das? wir konnten dort genau so gut auf Hochwasser warten, wie hier — ich ließ eben nicht nach und bekam meine Leute endlich wirklich in das Canoe hinein und unterwegs.

Es ist das ein ganz eigenthümlicher Weg, diese Bahn, die man sich durch das Innere, theils durch den Mirafluß, theils durch die Bayous, theils am Meeresufer hin für kurze Strecke und innerhalb der außenliegenden Brandung sucht. Bald ist man dabei von Ebbe und Fluth abhängig, bald arbeitet man sich einen Ausfluß des Mira hinauf, bald schießt man den Hauptstrom hinab, und im Ganzen bleibt es immer eine sehr interessante, wenn auch etwas langwierige Fahrt. Meine beiden Neger wußten aber schon ganz genau, wie sie sich das Leben angenehm machen konnten. Wenn ich sie zwang, ihren Contract einzuhalten, so hatte ich sie damit allerdings von Tumaco weggebracht und am weiteren Trinken verhindert, schneller kam ich aber deshalb wohl kaum von der Stelle, denn wir mußten richtig vier Stunden in dem seichten Estero auf die Fluth warten und wurden erst kurz vor Dunkelwerden wieder flott. Die Leute aber erklärten, in der Nacht durch die gefährlichen und oft labyrinthähnlichen Manglaren ihren Weg nicht finden zu können. Sie bogen auch bald links ein, wo mehrere auf Pfähle gebaute Hütten zwischen prächtigen Cocospalmen standen, und kaum eine Viertelstunde später hing meine Hängematte mitten in einer Negerfamilie, deren Bewohner außerordentlich erfreut schienen, meine beiden Peons zu sehen, und sich die betreffenden Neuigkeiten mit Stimmen zuschrieen, die einen gewöhnlichen Menschen hätten taub machen können. Ich war aber schon ungewöhnlich müde geworden, denn meine beiden Strolche hatten sich den ganzen Tag über meinen Kopf hinweg die langweiligsten und fadesten Geschichten zugeschrieen, und indem ich Alles ruhig über mich ergehen ließ, schlief ich endlich ein.

Am nächsten Morgen mit ausgehender Ebbe schifften wir

uns wieder ein, und es war gut, daß ich mir in Tumaco einige Lebensmittel mitgenommen, denn wenn ich hätte von dem Volk, in den Hütten meine Mahlzeiten essen sollen, so wäre ich vor Ekel verhungert. So konnte ich es ganz gut aushalten. Unter dem Rancho oder Blätterdach, das ich mir im Canoe hatte aufbauen lassen, ausgestreckt, lag ich mit meinen Sachen sowohl gegen Regen wie Sonnenschein geschützt und konnte lesen oder schlafen — was mich freute. Die Scenerie bot hier auch nicht viel Interessantes, denn zum großen Theil drückten wir uns noch an der äußern Küste zwischen Sand und der Aussicht auf das Meer hin, nur dann und wann in einen Estero eintauchend, um ein Stück Wegs abzuschneiden und der rauhen See auswärts zu entgehen. Die Nacht blieben wir jedenfalls wieder bei einer Mulattenfamilie, in der die Frau jedoch einer Mischlingsrace entstammte und ziemlich weiß aussah. Ueberhaupt wohnten in allen Häusern, die wir am Ufer antrafen, saßen in allen Canoes, denen wir unterwegs begegneten, Neger, immer und immer Neger, oder wenigstens ihre Abkömmlinge.

Abends waren wir übrigens noch in den Hauptstrom des Mira hineingekommen und ein Stück mit der raschen Strömung thalab bis zur isla grande gelaufen, am nächsten Morgen aber mit Tagesgrauen wieder unterwegs, glitten geräuschlos den Strom hinab, und ich muß gestehen, daß ich mich kaum satt sehen konnte an den prachtvollen Ufern.

So lange es noch dunkel war, gewährten sie besonders einen eigenthümlichen Anblick, denn da die üppige, ja überreiche Vegetation von beiden Seiten in den Strom hinein und bis auf die Oberfläche desselben niederhing, so sah es genau so aus, als ob der hier noch ziemlich breite und mächtige Strom seine Ufer nicht allein überfluthet habe, sondern bis in die Wipfel der daranstehenden Bäume hineingetreten sei und nun dazwischen hin seine wilde Bahn suche. Schwarz und drohend umhingen dabei den Himmel düstere Wolken, und es war ein wirklich unheimliches Bild, in dem unser Canoe schattengleich dahinglitt. Von der eigentlichen Vegetation des Ufers war dabei fast gar nichts zu erkennen, denn nur wie eine hohe, grüne, undurchdringliche Mauer stiegen die Bäume an

beiden Seiten steil und düster empor — aber das änderte sich bald.

Die Sonne ging auf — noch konnten wir ihre Strahlen nicht sehen, denn von den Cordilleren wurde diese noch zurückgehalten, während die über den hohen Gebirgen im Osten lagernden Wolkenschleier ebenfalls dazu dienten, den Tag zu verzögern — aber plötzlich brach sie hindurch — die Nebel wichen, und wie in den dissolving views sprang rasch wie mit einem Schlag das ganze Bild aus düsterer Sturmnacht in das herrlichste tropische Landschaftsbild über, das sich nur eben denken und träumen läßt.

Nicht mehr auf einem ausgetretenen, zwischen den Wipfeln der erstiegenen Bäume dahin gurgelnden Strom glitten wir hin, sondern auf einem sonnigen Wasser mit dessen schimmernder Fluth die hineinhängenden Blüthen und äußersten Spitzen der tausend Blumenranken spielten, die sich in ihm spiegelten. Und was für herrliche Bäume standen am Ufer! Hier eine Gruppe von Laubholzbäumen, unter denen besonders einer hervortrat, der mich mit seinen weißen, aufrecht stehenden Blüthen und großen langen Blättern lebhaft an unsere blühenden Kastanien erinnerte. Rothe und gelbe Lianen wiegten dabei herüber und hinüber, und Kolibris und Schmetterlinge gaukelten und zuckten darüber hin. Jetzt glitten wir daran vorbei und erreichten schon im nächsten Moment eine lange, mit wildem, hochaufgeschossenem Rohr bewachsene Fläche, aus dem heraus sich prachtvolle Palmen hoben. Und dort drüben jene zierlichen federartigen Büsche, die oft selbst die Waldbäume überragten. Es war Bambus, dieses nützlichste aller tropischen Gewächse, der seine langen Ruthen in der Morgenbrise schaukelte, während die feinen Blätter erzitterten und in den jungen Sonnenstrahlen ordentlich blitzten und funkelten.

Und jetzt wieder ein anderes Bild — dunkellaubige Brodfruchtbäume mit ihren wunderlich geformten Blättern hoben sich wie ein Wald empor, dann schloß sich eine kleine Plantage mit Cocospalmen, Bananen und Zuckerrohr daran an. An der Landung lagen ein paar hübsch gearbeitete Canoes, Hunde bellten, Hähne krähten, und über die niedere Bambuswand des Wohngebäudes lehnten ein paar behäbige, aber pechschwarze

Gesichter mit Wollperrücken und schrieen meinen Leuten ihren fröhlichen Morgengruß herüber.

Und wieder daran hin schoß das Canoe — ein wildes Gewirr von hochaufgeschossenem Zuckerrohr, Bambus und Bananen begrenzte den Platz — es war eine frühere Plantage, die, von dem Besitzer vernachlässigt, in ihren früheren Zustand, den Urwald, zurückkehrte und den Uebergang nun erst noch durch die verwilderten und schon unbrauchbaren Nutzpflanzen bildete.

Weiterhin wieder Ranken und Laubholz und dicht am Ufer zierliche Farrnpalmen, die ihre wirklich reizenden Wipfel über den Strom schüttelten. Bis dahin hatte ich auch geglaubt, daß die Farrnpalme unter den Tropen stets eine bestimmte Höhe verlange und meiner Meinung nach 2—3000 Fuß brauche, um einen richtigen Stamm zu treiben. Wir befanden uns hier aber kaum aus dem Bereich der Ebbe und Fluth, und doch sah ich Farrnpalmen mit einem Stamm von wenigstens 6—8 Fuß Höhe.

Endlich erreichten wir die Mündung des Mira — die boca grande, mit einem kleinen erbärmlichen Fischerdorf daran, hielten uns aber dort nicht auf, sondern über den Strom hinüber wieder innerhalb der außen tobenden Brandungswellen, die aber doch ihre Schwellungen und Wogen bis hier hereinwarfen und uns tüchtig hin- und herschaukelten.

Von da ab mußten wir uns wieder durch die Esteros halten, in denen uns die Fluth manchmal günstig, manchmal ungünstig war, so daß wir dann nur höchst langsamen Fortgang machen konnten. Meine beiden schwarzen Burschen überarbeiteten sich eben so wenig, sondern ließen es langsam an sich kommen, und als wir dann endlich in die Manglaren eindrangen und uns dem Pailon näherten, war es schon tiefe Nacht geworden. Hier übrigens war ich nicht gesonnen, noch einmal zu übernachten, außerdem hatte die Fluth gerade eingesetzt, die uns, mit Ausnahme eines einzigen Esteros, günstig war, und weiter ruderten wir in die Nacht hinein. Ich kann mich aber kaum einer Zeit erinnern, daß mir so sonderbar, so wunderlich zu Muthe gewesen wäre, als an dem Abend. War denn das Alles Wirklichkeit? Um mich her in den Manglaren schnalzten und raschel-

ten die Krabben und rauschte das Wasser durch die verschlungenen Wurzeln, da drunten in der Fluth tönte der eigenthümliche, sonst nirgends gehörte Orgelton der „singenden Fische", während drinnen — weit drinnen im Walde die „verlorene Seele" ihre klagende Weise sang.

Tausende von Meilen hatten lange Jahre hindurch zwischen mir und diesen Stellen gelegen und nur in der Erinnerung die dort erlebten Scenen fortbestanden, und jetzt — plötzlich fast, sah ich mich wieder mitten hineinversetzt in alles das, was ich kaum je geglaubt auf's Neue zu schauen, sah ich mich wieder im vollen Bereich all' jener wunderlichen Landschaften und Gruppen, und nicht möglich wär es mir, zu beschreiben, was ich dabei fühlte.

Jetzt bogen wir in den Pailon ein und glitten langsam mit der Fluth in dem breiten, von Manglaren besetzten Canal hinauf — höher und höher, bis er die Biegung rechts nach dem Lorenzo machte; jetzt glänzten von dort aus den einzelnen Häusern Lichter herauf, und nun bogen wir in dieselbe Bucht ein, an der mein Haus, meine Palmen standen — oder stehen sollten.

Wie fremd — wie wüst das Alles aussah! Draußen auf der Spitze der kleinen Landzunge, der sogenannten Punta, stand ein unnatürlich hohes, aber durchsichtiges Gebäude und jedenfalls unbewohnt. Das war kein Haus eines Eingeborenen; was um des Himmels willen konnte es sein? Und wo war mein eigenes Haus? wo waren meine Palmen? Der Platz lag öde und mit hohen Büschen dicht überwachsen.

Das Canoe glitt in die kleine Bucht jetzt mit höchster Fluth hinein — dort stand noch ein altes Haus, das ich von früher kannte, und dort mußten wir jedenfalls übernachten und unsere Sachen in's Trockene bringen, da es eben wieder zu regnen anfing. Ich reichte die Gegenstände aus dem Canoe, die Neger trugen sie die Uferbank hinauf und in das Haus hinein, wo indeß die Leute schon alle schliefen und von uns gar keine weitere Notiz genommen wurde. Wir mochten uns droben für die Nacht so gut einrichten, wie wir eben konnten — die Eigenthümer des Hotels hatten nichts dagegen.

Ich folgte zuletzt mit meiner Büchse und meinem Bett

(Hängematte und Poncho), kletterte den schlüpfrigen Hang hinauf, fand die Leiter, die am Hause lehnte, und fühlte oben auf den feuchten glatten Dielen aus gespaltener und schwankender Palmenrinde nach einem Platz, wohin ich mich die Nacht legen konnte. In der Dunkelheit war es nämlich nicht möglich, eine passende Stelle für meine Hängematte zu finden, denn wohin ich griff, traf ich auf ausgespannte Toldos oder Mosquitonetze. Schönes Entrée in Pailon, fast ähnlich dem meines Betretens dieser Ufer. Ein dunkler, beengter Raum, in dem ich des jetzt niederströmenden Regens wegen Schutz suchen mußte — überall, wohin ich tappte, feuchte, fremdartige Gegenstände — auf dem Boden Schmutz, in der einen Ecke das Schreien irgend eines Kindes, das ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, und dazu der peitschende Regen auf das Dach nieder. Aber ich war gegen Derartiges, was einen andern Europäer vielleicht zur Verzweiflung getrieben hätte, schon lange abgestumpft.

Einen Platz zum Hinlegen konnte ich nicht einmal finden, denn der kleine, offengelassene Raum war noch durch unsere Sachen beschränkt worden. Kurz entschlossen nahm ich deshalb auch, wo ich stand, meinen Poncho aus der Hängematte, wickelte mich hinein, drückte, so gut es gehen wollte, die zusammengeballte Hängematte hinter mich, und kauerte mich dann an derselben Stelle, den Kopf gegen Gott weiß was gelehnt, nieder.

Draußen heulte der Wind und der Regen schlug klatschend auf die Palmenblätter des Daches nieder, unter dem Haus drängten sich ein paar Kühe zusammen und geriethen dabei in ein altes Canoe, das dort faulte und über das sie hinstolperten, während die Hunde der Nachbarhäuser bellten — im Hause schrie das unbekannte Kind und schnarchte irgend eine unbekannte Person, und die beiden Neger, die jetzt ebenfalls für sich einen Schlafplatz finden wollten und nicht wie ich den ersten besten genommen hatten, auf dem sie gerade standen, traten und fielen ein paar Mal über mich weg und wischten ihre Füße an mir ab.

Plötzlich war Alles wie mit einem Schlage still. Der Regen hörte so abgebrochen auf, wie er angefangen. Das

Kind schrie nicht mehr, was den unbekannten Schnarcher jedenfalls halb erweckte, so daß auch er seine Musik einstellte. Die Kühe unten hatten das Haus verlassen — selbst die Hunde schwiegen. Hop! hop! hop! — — hop! hop! hop! hop! — — hop! — hop! — klang es oben vom Dach des Hauses nieder — es waren meine alten Freunde, oder vielleicht die Urenkel derselben, die weißen, langbeinigen Frösche des Pailon, die dort, nach vorübergegangenem Regen, ihr gewöhnliches Abendlied sangen, — und ssssssssss — siehst de — siehst de — fielen die großen braunen Grillen ein — siehste — siehste — siehste — sssssssss! — Und dann begannen die Hähne im ganzen Orte, die das von elf Uhr Abends an alle zwei Stunden regelmäßig besorgen, zu krähen, die Hunde antworteten ihnen, und wie im Traum hörte ich nur noch von der Bai herüber den leisen, eintönigen Orgelton der Fische und den heisern Schrei eines Nachtvogels, der um den kleinen Ort herum nach der Bai hinausstrich. Dann fielen mir die Augen zu, und nur noch halb zwischen Schlaf und Wachen hörte ich das monotone hop, hop, hop, hop der Frösche weiter.

Als ich am andern Morgen erwachte, war es heller Tag, und mein erster Blick von der Thür hinab galt der leeren Stelle, wo mein Haus gestanden. Es war unmittelbar daneben, wo wir uns jetzt befanden. Keine Spur davon war aber mehr zu erkennen — es mußte gewaltsam abgerissen sein, oder die Pfosten wären wenigstens geblieben. Auch von den dort gepflanzten Palmen war nichts mehr zu sehen, und an dem Platz nun wuchsen die prachtvollsten Rhododendrons mit den großen, röthlich weißen gefüllten Blüthenvasen und überwucherten ihn vollkommen. Darüber hinaus aber stand das hohe Gebäude, das mir schon gestern Abend aufgefallen, und darunter — eine kleine Dampfmaschine — die Sägemühle, die Herr Flemming hier herausgeführt. Aber das übrige Städtchen? Der ganze Ort schien verwandelt. Kein Haus stand mehr an der nämlichen Stelle, und Büsche und Sträucher waren überall dazwischen aufgewachsen, während eine Anzahl von Kühen und Hunden den Oberbefehl zu führen schienen.

Ich hatte mich so auf San Lorenzo und die alten Plätze gefreut, und sah mich jetzt in einem vollkommen fremden Ort,

wo nur das eine Haus, in dem ich mich gerade befand, das nämliche geblieben schien und auch noch seine alten Besitzer, die Familie Bustos, hatte. Die Frauen kamen jetzt unter ihren Toldos vor — sie kannten mich wieder und begrüßten mich freundlich — die Eine war die Frau desselben Mannes, von dem ich damals mein Haus gekauft, der Mann aber indeß gestorben. Wie ging es Miguel, den wir den Pater nannten? — Der ist seit acht Monaten todt. — Bishop, Sheene, Wille? — Todt. — Martinez? — Fortgezogen. — Die beiden Amerikaner? — Todt; sie hatten sich todt getrunken. — Manuel? — Fort. — Die Indianer? — Todt! — Wahrhaftig, mir verging die Lust, weiter zu fragen, und ich beschloß lieber selber nachzusehen, ob ich nicht vielleicht noch einige von meinen alten Bekannten auffinden könne. Was aber war aus meinem Haus geworden? — Oh, das hatte der Agent der Compagnie dem Deutschen Wille — einem Schuft ersten Ranges, oder einem Verrückten, wie ich eher glaube, denn er brachte seinen eigenen Vater um — überlassen; er behauptete, daß ihm die Sorge für dasselbe übertragen sei, und Wille hatte es dann dort hinüber, wo es jetzt noch, aber ganz verändert stand, gesetzt.

Und wie es sonst am Pailon aussah?

Schlecht — es war nichts zu essen da. Die Kühe hatten alle Platanares und Zuckerfelder zerstört und die Fenzen dabei niedergerissen — kein Mensch baute sie aber wieder auf, denn es half doch nichts.

Und wie konnten sie leben?

Ja, das wußten sie selber nicht, und sie hätten auch große Lust, hier fort zu ziehen — die Meisten wären schon gegangen. Es stehe jetzt recht bös mit dem Pailon.

Mitten in dem kleinen Ort stand ein einzelnes Haus mit einem Garten, das sich von den übrigen durch seine Höhe und bessere Bauart, wenn auch aus dem nämlichen Material, auszeichnete. Dort wohnte, wie mir die Leute sagten, der Deutsche, „der die Maschine hergebracht". — Dorthin ging ich jetzt, nachdem ich mich erst an meiner alten Badestelle ordentlich abgewaschen und gereinigt, und fand auch Herrn Flemming, dessen Maschine heute, als an einem Sonntag, nicht arbeitete, zu Hause. Er begrüßte mich auf das Freund=

lichste und lud mich augenblicklich ein, in seinem Hause zu wohnen, was ich mit Dank annahm, da ich ja selber an die Luft gesetzt war und lieber im Walde als bei den Eingeborenen geschlafen oder gegessen hätte. Dort konnten wir auch die jetzigen Verhältnisse des Pailon ruhig besprechen und von dort aus die verschiedenen Leute aufsuchen, bei denen ich außerdem Erkundigungen einziehen wollte.

Herr Flemming hat seine junge Frau mit an den Pailon gebracht — jedenfalls ein etwas gewagtes Unternehmen, wo die Verhältnisse noch so im Urzustand liegen, daß ein englischer Matrose sämmtliche Taufen besorgt und keine einzige Dame auf Hunderte von Meilen in der Nähe ist, mit der sie eine Unterhaltung haben könnte. Ebenso fehlt es an einem Arzt wie einer Apotheke, und in der That hat sich der Pailon, seit ich ihn im Jahre 1860 besuchte, nicht allein nicht verbessert, sondern, mit Ausnahme der Sägemühle und eines kleinen Ladens, wirklich verschlechtert — ja, verschlechtert im schlimmsten Sinne, wenn ich die Bewohner des Ortes selber ansehe. Früher wohnte nur ein Neger hier, ein gewisser Pablo, ein richtiger Lump, der später in Concepcion gestorben ist; die übrigen Familien bestanden theils aus Ecuadorianern, theils aus Indianern, eine gemischte Race, und während des Krieges in Neu-Granada hatten sich auch noch einige anständige Neugranadienser hierher geflüchtet — und was war jetzt das Resultat eines flüchtigen Census? Zwei gebildete Leute: der Deutsche und ein Ecuadorianer, Namens Flores, der Sohn des berühmten Generals — außerdem zwei englische Matrosen, die eine Familie Bustos und eine andere Bustamente als Halb-Indianer, und alles Uebrige Neger, Neger, Neger, oder ihre Abkömmlinge und Seitenracen. Sämmtliche Familien dabei, die deutsche ausgenommen, in wilder Ehe, und weshalb das Alles? — Weil — vielleicht durch ein unglückseliges Zusammentreffen von Umständen — vielleicht durch die concurrirende Langsamkeit der Compagnie wie der Ecuadorianer selber — der Weg in das Innere, der dem Platz allein Leben verleihen kann und muß, noch nicht in Angriff genommen, oder wenn so, nach kurzer Zeit unvollendet gelassen wurde.

Noch ist die Möglichkeit da, das Alles zu verbessern — bis jetzt ist nur Zeit und weiter nichts verloren, und wenn auch die versäumten Jahre nicht wieder eingebracht werden können, so wäre man doch im Stande, heute noch ebenso zu beginnen, wie damals, als ich den Pailon verließ, aber — es muß eben etwas geschehen, und ich hoffe von Herzen, daß meine Anwesenheit am Pailon von guten und segensreichen Folgen für den kleinen, einst so reizenden Ort sein mag.

Es ist wirklich einer der hübschesten und gesündesten Punkte an der ganzen Küste. Von Hitze haben die Bewohner desselben wenig oder gar nicht zu leiden, ja die Nächte sind sogar so kühl, daß man sich fest in seine Decke einwickeln muß — Ungeziefer giebt es sehr wenig — ich habe die ganze Zeit ohne Mosquito-Netz geschlafen und bin nie belästigt worden, und Nachmittags wie Nachts bestreicht eine frische Brise das ganze Ufer. Es regnet viel, das ist richtig, und Mangrove-Sümpfe dehnen sich nach wenigstens drei Seiten aus, aber der Regen hat in dem warmen Klima nicht das Unangenehme, das er bei uns hat, und die Mangrove-Sümpfe dünsten keine giftigen Schwaden aus, weil sie alle zwölf Stunden vollständig von der See frisch abgewaschen und damit auch gründlich gereinigt werden. Böse Krankheiten sind deshalb bis jetzt auch noch gar nicht hier vorgekommen. Das Land kann dabei Alles produciren, was man ihm anvertraut, von den edelsten tropischen Gewächsen an der Küste bis zu unseren nordischen Feld- und Hülsenfrüchten in den südöstlich und östlich gelegenen Regionen. Der Cacao und die Vanille wachsen wild und können also mit der leichtesten Mühe auch gezogen werden, der Kaffee selbst gedeiht vortrefflich, sogar im tiefen Lande, und ein Mann, Namens Nahar, will jetzt eine größere Kaffeeplantage im Innern anlegen. Gummi-elasticum-Bäume und andere, die ein für die Medicin werthvolles Harz geben, wachsen im Wald in solcher Masse, daß man den Centner desselben zu einem spottbilligen Preis bekommen kann. Der edle Chinabaum findet sich ebenfalls, wenn auch hier nicht so häufig, doch steht seiner Vervielfältigung nichts im Wege. Zuckerrohr verlangt fast keine Pflege, deutsche Gemüse selbst gedeihen an der Küste, wenn auch ihr Samen ausartet und

immer frisch bezogen werden muß, und welche prachtvollen, herrlichen Hölzer füllen die Wälder. Unschätzbare Reichthümer öffnen sich aber, wenn erst ein Weg den Eingang zum Innern bahnt — Goldminen liegen nach rechts und links in den Bergen, und selbst die dicht dabei befindlichen Cayapas-Indianer waschen Gold. Was für sonstige Erze die Berge enthalten, ist noch nicht einmal untersucht, und das Land im Innern, aber von der See durch bis jetzt unwegsame Wälder getrennt, so dicht bevölkert und bebaut, daß eine spätere Ausfuhr von dort noch gar nicht zu berechnen ist.

Ich meines Theils bin fest überzeugt, daß eine sich bildende Actien-Compagnie, die einen ordentlichen Weg durch diese Strecke anlegte, sogar gute Geschäfte mit dem Weg selber machen würde, aber die Ecuador-Land-Compagnie wird und kann sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, denn sie allein hat in dem Verkauf ihrer Ländereien und Bonds den größten Gewinn aus dem Unternehmen zu erhoffen.

Doch das sind Alles Träume! So lange der Pailon nicht durch eine Straße mit dem Innern verbunden ist, wird und muß er nur ein elendes Fischerdorf bleiben, in dem ein paar Menschen wohl vegetiren, in dem sich aber nur Indianer und Neger glücklich fühlen können.

Mir schien mein Häuschen damals ungemein romantisch, da sein ganzer Haushalt nur aus einem Kochtopf, einem Teller, zwei Calabassen, einer Harpune, Angel, einem Ruder und einem alten Faß als Stuhl bestand. Mehr besitzen aber auch die jetzigen Bewohner des Ortes nicht, die mit ihrer Frau und einer unbestimmten Anzahl von Kindern einen solchen Platz bewohnen. Es giebt auf der Welt nichts Aermlicheres, als einen solchen ecuadorianischen Haushalt, und wenn man sich denken soll, eine ganze Lebenszeit auf solche Art zu vegetiren, so läßt sich das wohl sehr erbaulich und verführerisch in einem Roman beschreiben, ist aber für einen gebildeten und einigermaßen an etwas Besseres und Höheres gewöhnten Menschen völlig undenkbar.

Nur einzelne Matrosen fühlen sich unter solchen Umständen wohl, denn sie sind an nichts Besseres gewöhnt, und die Hütte ist nur ein vergrößertes und luftiges Vorcastle, die Kost selbst

eine Verbesserung gegen Salzfleisch und harten Schiffszwieback, und diese halten es auch am ersten an solchen Orten aus, ja fühlen sich sogar wohl darin.

Prachtvoll ist die Scenerie, das läßt sich nicht leugnen. Die Natur hat Alles für diese Länder gethan — der Mensch Nichts, und die Natur thut nur manchmal ein wenig zu viel, denn es ist keine kleine Arbeit, sich nur durch einen solchen Urwald Bahn zu hauen. Es giebt kaum etwas Schöneres auf der Welt, als diese kleinen Buchten am Pailon, wo sich die Manglaren etwas höherem Land öffnen und schlanke Palmen mit breit- und glänzendblattigem Unterholz, mit blumigen Lianen und wunderlich geformten Orchideen die untere Staffage bilden. Aber der Mensch kann — so prosaisch das auch klingen mag — doch von keiner schönen Gegend leben — ausgenommen die Wirthe in der Nähe eines Badeorts. Die Phantasie hat allerdings ihr Recht — für das Menschengeschlecht im Allgemeinen für Mußestunden (ausgenommen Schriftsteller), aber das Leben selber ist ernst und verlangt ernsten Willen und Fleiß, um sich seinen Platz darin zu erkämpfen.

Mit einer nicht hoch genug anzuschlagenden Ausdauer hat sich aber trotzdem unser Landsmann — und noch dazu ein ganz junger Mann, der Sohn der bekannten Verlagsbuchhandlung Flemming, am Pailon festgesetzt und kämpft wacker gegen alle sich ihm in den Weg stellenden Schwierigkeiten — und deren sind in der That nicht wenige. Er hat nicht allein viele natürliche Hindernisse zu besiegen, sondern besonders einen gefährlichen Feind in der entsetzlichen Indolenz der Eingeborenen, die eben nur für den Tag leben und auf nichts Weiteres hinausdenken. Hat so ein Bursche seine 4—5 Dollars verdient, so hält er sich für einen reichen Mann und denkt gar nicht daran, weiter zu arbeiten, bis nicht dies, für jetzt angesammelte Vermögen auch vollständig wieder aufgezehrt ist. Und selbst das würde nichts ausmachen, gäbe es dort nur Arbeiter genügend, um mit ihnen zu wechseln. Aber sie fehlen. Unpassende Maßregeln der Agenten haben die meisten vertrieben — Lebensmittel sind nicht zu kaufen, sondern müssen durch lange und zeitraubende Canoefahrten

herbeigeschafft werden, und die nöthigsten Arbeiten bleiben natürlich unter solchen Umständen liegen. Man kann auch wirklich nur sagen, daß die Bewohner eines solchen Ortes in Südamerika — mag er einen Namen haben, welchen er will — leben. Sie haben von Zeit gar keinen Begriff, denn der morgende Tag, so lange sie eben nicht hungern, ist ihnen das Nämliche, was der heutige ist, und wie Jemand überhaupt Zeit versäumen kann, geht vollständig über ihren Horizont. Europäer kommen deshalb nur schwer mit ihnen aus, wenn sie nicht schon halbe Südamerikaner geworden sind, um das volle Gewicht des einen kleinen Wörtchens „paciencia" zu begreifen und zu verstehen, aber dann müssen sie auch vollständig darauf verzichten, vorher Berechnungen über etwas zu Leistendes zu machen.

Daß ich am Pailon wieder einmal eine kleine Jagdtour versuchte, läßt sich denken, und ich fand den Wald noch eben so wild und so naß, als ich ihn verlassen — aber auch eben so schön und üppig, und man kann annehmen, daß man bei einer solchen kurzen Tour, nur um sich Bahn zu hauen, nach dem Werth, den die Pflanzen bei uns haben würden, etwa für 20,000 Thaler junge Palmen, Schlinggewächse, Orchideen und andere werthvolle Blüthenbüsche zerstört. Eigentlich wollte ich eins der wilden Schweine schießen, bekam aber keins zu Gesicht, und nur einen jener schönen und herrlich schmeckenden Vögel von der Größe unseres Truthahns, den Pauchi, den ich erlegte. Der Indianer, den ich mit hatte, verstand es dabei, die kleinen, dem coneja ähnlichen Thiere, die flüchtig wie die Hasen laufen, aber eher zum Geschlecht der Hamster gehören, mit seiner Pfeife herbei zu locken. Er rief vier von ihnen an, wonach er aber, trotzdem daß ich ihn warnte, nie nach dem letzten Ruf noch eine kurze Zeit warten wollte. Jedesmal deshalb, wenn wir wieder den ersten Messerhieb in einen Busch thaten, pfiff das angelockte Thier seinen Warnungsruf, ganz nahe bei uns, herüber, und verschwand dann spurlos im Dickicht, ohne daß wir auch nur ein einziges zu sehen bekamen.

Eine Fischerei, die wir abhalten wollten, verunglückte an der entsetzlichen Faulheit und Nachlässigkeit der dabei Be-

theiligten, welche die Vorstellhölzer, trotzdem daß ich sie darauf aufmerksam machte, nicht gehörig in Stand setzten. Alle unsere Mühe und Arbeit wie Geldauslage waren vergebens. Wir bekamen auch nicht einen einzigen Fisch zum Lohn. Aber so sind die Leute in dieser wie in jeder andern Sache; man kann sich nie auf sie verlassen; so lange man mit ihnen arbeitet, oder sie doch wenigstens überwacht, geht es noch allenfalls an, läßt man sie aber auch nur für einen Moment aus den Augen, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß sie sich entweder ruhig unter einen Baum legen und ausschlafen, oder auch in völliger Gedankenlosigkeit an irgend eine andere ihnen gerade einfallende Arbeit gehen, — und davon habe ich selbst Proben in der kurzen Zeit meines dortigen Aufenthalts gehabt.

Gern hätte ich eine Tour in das Innere des Landes gemacht, um manche alte Freunde dort aufzusuchen, aber ich fürchtete mich vor dem entsetzlichen Wege, der noch genau so in Schlamm und Wasser liegt, wie vor sieben Jahren. Von Quito hörte ich übrigens durch Señor Flores, der es noch nicht so lange verlassen, daß es sich auffallend zu seinem Vortheil verändert habe. Als ich es damals besuchte, war es das schmutzigste, erbärmlichste Nest, das man sich unter einer Hauptstadt nur denken kann, und Schmutz und Unrath nahmen mit jedem Tage mehr überhand. Da wurde Garcia Moreno Präsident des Landes, und unter seiner starken, wenn auch oft grausamen Hand schuf sich in Quito wirklich ein neues Leben. Die Stadt wurde gründlich gereinigt und — was mehr ist — durch strenge Befehle reinlich gehalten. Die Plaza, die früher eigentlich einem großen Stall glich, wurde mit schönen Anlagen und Bäumen versehen. Gute Hotels entstanden, Fremde zogen sich her; die durch das Erdbeben verursachten Schäden, besonders an den Kirchen, wurden ausgebessert, der noch von jener Zeit her in den Straßen lagernde Schutt weggeschafft, kurz, der Platz auf eine Art restaurirt, die man früher in Ecuador nicht für möglich gehalten hätte.

Nach Garcia Moreno kam allerdings ein anderer Präsident, und ich weiß nicht, ob dieser so gewissenhaft über die

Arbeiten seines Vorgängers wachte, aber das Land hat sich seiner schon wieder entledigt, weil er, wie man sagt, in vielen Fällen mit Garcia Moreno's Grausamkeit verfuhr, ohne dessen Intelligenz und Geist zu besitzen. Jetzt gerade hat das Land gar keinen Präsidenten, aber man glaubt allgemein, daß Garcia Moreno wieder vom Volke gewählt und dann die Wahl auch wohl annehmen wird — was jedenfalls das Beste für den sonst nie zur Ruhe kommenden Staat wäre.

Am Pailon besuchte ich natürlich in verschiedenen Richtungen die nächste Umgebung desselben; aber es ist wirklich traurig, welche Verwüstungen die Kühe da angerichtet haben. Wo sonst reich tragende Platanare standen, die den Bewohnern des kleinen Ortes hinreichende Nahrung gaben, liegen jetzt wüste, verödete, zum Theil auch schon mit Büschen überwachsene Wildnisse, die auf's Neue bedeutende Arbeit erfordern, wenn sie wieder nutzbar gemacht werden sollen. Die Cacao-Anpflanzung hat sich noch am besten gehalten, obgleich auch darin viele Bäume eingegangen sind. Verbesserungen schienen aber nirgends vorgenommen zu sein; nicht einmal die früheren Pfade wurden in Stand gehalten und führen jetzt, durch umgestürzte Bäume gestört, so im Zickzack und in Windungen selbst nach dem Badeplatz am Nadadero hinüber, daß man kaum im Stande ist, ihnen ohne Compaß zu folgen. Ich würde den Platz — wenn nicht vom Gegentheil überzeugt, auch für aufgegeben gehalten haben, und alle die vielen fremden Gesichter, deren Inhaber größtentheils faul in ihren Häusern lagen, machten auf mich einen nichts weniger als freundlichen Eindruck. Doppelt peinlich wurde derselbe aber, wenn ich mir dachte, wie anders das Alles hier aussehen könnte, wenn die Leute, welche die Mittel dazu besitzen, ihm zu helfen, auch das Land selber kennten. So aber verträumt es nur unter seinen Blumen und Palmen die Zeit, und der Zauber, der es zum Leben wecken könnte, ist nicht etwa ein junger, verirrter Prinz, der es zufällig unter den Blüthen, und unbewußter Weise das rechte und sehr natürliche Mittel in einem Kuß findet, — sondern es heißt prosaischer Weise Geld. Diamant kann nur mit Diamant geschliffen

werden. Geld muß in diesen Weg hineingesteckt werden, um ihn Geld tragen zu machen, und erst wenn dies geschieht, blüht für das nördliche Ecuador eine Zukunft.

Nachdem ich mich so an dem alten Pailon in der Zeit meines dortigen kurzen Aufenthaltes nach Kräften selber umgesehen und Alles gehört hatte, was jeder Einzelne der Bewohner darüber zu sagen wußte, rüstete ich mich wieder zur Rückfahrt, denn *helfen* konnte ich hier doch nichts weiter, als die, in deren Hand es wirklich lag, zur Hülfe anzuregen. Ich glaube, daß ich das gethan, und will nun sehen, welche Folgen es haben wird.

Von San Lorenzo aus bekam ich nicht so leicht Leute nach Tumaco, als von dort nach hier, denn die Männer konnten ihre Familien nicht auf vier bis fünf Tage verlassen, ohne vorher genügende Lebensmittel, d. h. Platanares, für sie anzuschaffen. Endlich fand ich aber doch zwei junge Leute, und mein jetziger Lootse, ein mit der See vollkommen vertrauter Mann, versicherte mir auch, daß wir nicht den mühsamen Weg durch die Esteros zurückmachen, sondern gleich hinaus in die See halten würden, um die Fahrt außen herum zurückzulegen.

Gern wäre ich noch einige Tage in der freundlichen Familie des Herrn Flemming geblieben, und auch der junge Flores zeigte sich mir als ein liebenswürdiger, in jeder Hinsicht freundlicher Genosse, aber ich hätte dann noch volle vier Wochen aushalten müssen, da der Dampfer nur einmal im ganzen Monat vorbeipassirt und Segelschiffe sehr selten gehen, und dann auch sehr lange Zeit zu der Fahrt brauchen. Der Nutzen aber, den ich jetzt noch und gerade gegenwärtig bringen konnte, hätte mit der Zögerung nicht im Verhältniß gestanden, und an einem wundervollen Morgen, wobei ich bemerken muß, daß es während der Zeit meines Aufenthaltes am Pailon diesmal sehr wenig regnete, glitten wir, just mit Tagesgrauen, wieder die Bai hinab und dem offenen Meer entgegen.

In San Pedro oder vielmehr an der gegenüberliegenden Spitze hielten wir kurze Zeit, um ein Gewitter vorüber zu lassen, das uns gerade entgegenzog und ungünstigen Wind brachte, aber es drehte seitwärts ab, und bald konnten wir mit geblähtem Segel und bei günstiger Brise unser kleines

Canoe gerade der Punta de las Manglares entgegenhalten. Doch nicht lange; um Mittag schlief der Wind ein und wurde nachher ungünstig, ja kam uns zuletzt so gerade entgegen, daß wir das Land anlaufen mußten, um dort zu übernachten und nicht wieder zurückgetrieben zu werden.

Den Abend fand ich noch Gelegenheit, eine Menge verschiedener an den Strand gespülter Samen zu sammeln, und am nächsten Morgen mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort.

Die Fahrt war reizend, und das Canoe allerdings nicht so sehr groß, aber doch an jeder Seite mit einer Balsa oder einem Stamm sehr leichten Holzes versehen, so daß es, selbst weit draußen in See, nur sehr selten eine Kleinigkeit Wasser übernahm. Wir tanzten auch ganz prächtig in einer ziemlich langen Dünung hin, und als sich noch dazu eine frische Brise erhob und wir das Segel setzen konnten, wurde es wirklich eine herrliche Fahrt.

Die See hob sich allerdings ein wenig und zeigte schon hier und da kleine, spritzende, weiße Kämme, und manchmal, wenn der Wind das leichte Fahrzeug faßte, hob er es ordentlich bis auf die äußersten Spitzen der Wogen und schaukelte es herüber und hinüber; aber die Balsas hielten es sicher, daß es nicht umschlagen konnte, und gegen Abend endlich — wobei ich noch einen tüchtigen Fisch an meinem nachschleifenden Perlmutterhaken fing — liefen wir in den schmalen Kanal zwischen Tumaco und dem Festland ein, und bald darauf legten wir, bei höchster Fluth, die nur wenig Raum zwischen dem Strand und den Häusern ließ, vor meinem früheren Nachtquartier an.

Der Dampfer wurde erst den nächsten Tag erwartet, und es war mir gerade recht, daß ich eine kurze Zeit — und wenn ich sie auch nur nach Stunden zählen konnte — auf der kleinen freundlichen Insel verleben durfte.

Es ist auch kein gar so unbedeutender Platz, denn nicht allein daß ein Franzose, der den Haupthandel monopolisirt, weil er eben ein Capital dazu besitzt, fast alle die im Innern, ja selbst in der Nähe an der Küste liegenden Plätze mit Waaren versieht, es wird auch ein sehr bedeutender Fruchthandel auf Tumaco getrieben, und zahlreiche, den Mira herabkommende

Canoes bringen diese an Zwischenkäufer, die sie dann wieder auf dafür nachfragende Schooner verladen.

Tumaco ist dabei der Hafenplatz für die nicht unbedeutenden Goldminen von Barbacoes, und da besonders dort oben eine Menge von Kaufmannsgütern gebraucht werden, so bringt der Dampfer monatlich nicht allein eine bedeutende Fracht nach dem kleinen Ort (als er das letzte Mal heraufkam, weit über 700 Ballen und Kisten), sondern es werden auch von Tumaco besonders Chinarinde, Orchilla, Kautschuk und einige Nebenartikel verschickt, während Mehl, Salz, wie überhaupt alle Producte einer nördlichen Zone, mit europäischen oder nordamerikanischen Industriewaaren dafür den Austausch bilden. Uebrigens nimmt der Dampfer auch von hier nicht selten bedeutende Sendungen von Goldstaub mit, während die von Barbácoes nach Panama gehenden Handelsleute ihre Waaren, die sie einkaufen, meist mit Goldstaub zahlen.

Nun sollte man allerdings denken, daß Tumaco ein kleiner, wirklich reicher Platz sein müsse, und Thatsache ist, daß von Einzelnen Geld genug verdient wird. Wer aber von Fremden hierher geht, hält sich nur eben zu diesem Zweck hier eine Zeit lang auf, nimmt sich — so lange er hier bleibt — in wilder Ehe eine eingeborene Frau, und lebt indessen, mit deren Hülfe, so ärmlich und einfach wie die übrigen Landeskinder auch. Wirklich dauerhafte oder nur mit Ziegeln oder Schiefer gedeckte Häuser findet man deshalb nirgends. Es ist Alles nur temporär aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt, nur sehr wenig Häuser mit Bretterwänden, und das Städtchen, bei dem die hohe Fluth kaum einen Seitenweg zum Passiren läßt, macht deshalb auch keinen imposanten Eindruck, sobald man es erst einmal betreten hat — aber es sieht immer noch golden gegen Buenaventura aus, denn nicht eine einzige solche elende Hütte, wie sie dort halbe Straßen füllen, steht in der kleinen Inselstadt.

Seinen Deutschen hat aber Tumaco eben so gut wie Buenaventura oder jeder andere Punkt der bekannten Erde, wenn auch dieser Deutsche eigentlich ein polnischer Jude ist, der aber recht gut Deutsch spricht und mit einer deutschen Frau verheirathet ist. Sonst leben hier noch einige Franzosen, die

recht gute Geschäfte machen, und dann ein Italiener. Engländer oder Amerikaner sind keine hier ansässig, sie halten sich meist im Innern, in dem kleinen Städtchen Barbacoes, nahe den Goldminen auf.

22.

Panama.

Der erwartete Dampfer kam erst sehr spät Abends, als ich schon ruhig in meiner Hängematte schaukelte, ein; ich brauchte aber nicht viel Zeit zu meinem Gepäck, in kaum einer halben Stunde war Alles geordnet, in ein Canoe und zu dem Dampfer hinübergeschafft, und etwa um ein Uhr in der Nacht glitten wir still und geräuschlos in See hinaus, und jetzt mit ziemlich günstiger Brise wieder nicht sehr weit vom Ufer ab nach Nordwesten unserem Ziel: Panama entgegen.

Die Fahrt selber bot nichts Interessantes, eben so wenig die Gesellschaft der Passagiere, um die ich mich denn auch wenig genug kümmerte. Uebrigens hatten wir eine junge Sängerin an Bord, mit einer niedlichen und sehr gewandten Stimme, die den ganzen Tag über trillerte und, sowie die Nacht anbrach, laut zu singen anfing. Sie ging in Buenaventura an Land, um von da nach Bogota zu gehen und Concerte zu geben. — Auch nicht übel! — das waren etwa vierzehn Tage Reise, theils im Canoe, theils auf unwegsamen Straßen zu Maulthier oder gar zu Fuß, und jeden Tag wenigstens achtzehn Stunden Regen. Wenn die Dame nicht mit einem lebenslänglichen Schnupfen nach Bogota gekommen ist, giebt es keine Wettereinflüsse mehr.

Endlich — am vierten Abend und zwar schon nach zehn Uhr, sichteten wir die der englischen Compagnie gehörende Insel, die aber noch etwa zwölf Meilen ab von der eigentlichen Stadt Panama und dem Isthmus liegt, ankerten dort, und mußten richtig bis zum nächsten Morgen warten, ehe der kleine,

zu diesem Zweck benutzte Fährdampfer der Gesellschaft ankam, die Passagiere und ihr Gepäck an Bord nahm und uns dann rasch hinüber an festes Land brachte, das ich an dieser Stelle zum dritten Mal betrat.

Wenn es einen Ort in der Welt giebt, den die Natur schon von vornherein zu einer großen Durchfahrt für Menschenverkehr und Handel bestimmt hat, so ist das unstreitig das an der schmalsten Stelle des Isthmus in günstigster Lage erbaute Panama. Ein Verkehr zwischen den unmittelbar nördlich und südlich liegenden Districten, zwischen Mittelamerika und der alten Republik Columbien, existirt allerdings gar nicht, denn die beiden Theile der Continente haben zu vollkommen gleiche Producte; aber dafür kreuzen sich desto lebhafter die Handels-Interessen zwischen Ost und West, denn die Fahrt um Cap Horn herum wird immer eine lange und gefährliche bleiben, und es gab nichts Natürlicheres, als den Wunsch, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der zwar schmale, aber trotzdem einen festen Damm vorschiebende Landstreifen des Isthmus der Schifffahrt, und durch sein sumpfiges Terrain selbst einem Landverkehr bot.

Lange Jahre beschäftigte sich auch die Speculation mit diesem Problem, aber es blieb nur bei zahllosen Projecten, denn die Schwierigkeiten waren zu enorm — ja man wußte nicht einmal, wo man für diese Sümpfe Arbeiter herbekommen sollte. Wer garantirte überhaupt, daß sich eine solche Unternehmung lohnen würde, denn der Verkehr mit dem Westen war damals doch noch immer im Verhältniß unbedeutend. Da kam die Entdeckung des Goldes in Californien dem Werk zu Hülfe, und wo es früher nicht möglich gewesen wäre, auch nur den zehnten Theil der Arbeiter zu finden, da stellten sich jetzt ungeahnte Hülfsmittel zu Gebote, welche die Riesenarbeit zu einem Spiel machten.

Der Goldschwindel hatte das Menschenvolk gefaßt. Jeder kräftige Mann in Nordamerika, der nicht augenblicklich die Mittel auftreiben konnte, um Californien zu erreichen und in sechs Wochen ein steinreicher Mann zu werden, hielt sich für unglücklich und vom Schicksal verfolgt, und als die Panama-Eisenbahn-Compagnie Allen, die vier Wochen an der Bahn

zwischen Aspinwall und Panama arbeiten wollten, freie Passage nach Californien bot, strömten die Arbeiter in solcher Masse herbei, daß die Compagnie wenigstens zwischen New-York und Aspinwall kaum Dampfer genug auftreiben konnte, um die Reise- und Arbeitslustigen zu befördern.

Was waren vier Wochen Straßenbau gegen die Gewißheit, in späteren vier oder sechs Wochen ein steinreicher Mann zu werden, wie das in Californien natürlich gar nicht ausbleiben konnte, und mit einer wahren Wonne gingen die Leute an die Arbeit. Das allein aber war es, was den Riesenbau vollendete. Unter anderen Umständen würden die Leute, sobald sie sahen, welche furchtbare Sumpfarbeit ihnen oblag, kaum wenige Tage ausgehalten und das Ganze nachher in Verzweiflung aufgegeben haben. Aber hier wirkte das californische Gold. Sie wußten, daß sie ihre bestimmte Zeit der eingegangenen Verpflichtung treu bleiben mußten, wenn sie überhaupt den Nutzen der ganzen, schon gethanen Arbeit ernten wollten, und sie strengten dazu ihre letzten Kräfte an.

Die Gesellschaft der Panama-Eisenbahn hatte sehr viele Personen auf der Strecke zwischen New-York und Aspinwall oder Colon zu befördern — sehr wenige dagegen auf der andern Seite, zwischen Panama und San Francisco; denn die armen Teufel starben wie die Fliegen und wurden, wo sie niedersanken — auch in dem weichen Schlamm der Halbinsel beerdigt. Sie arbeiteten einen Theil — Manche auch ihren ganzen Contract ab, aber die Gesellschaft brauchte die zweite Hälfte ihrer Versprechungen gewöhnlich nicht weiter zu erfüllen und durfte ihnen nur ein Grab geben und für neue Zufuhr sorgen.

Dadurch wurde die Aspinwall-Eisenbahn beendet, und es ist eine reine Thorheit, wenn Leute jetzt noch die Idee haben, dort einen Kanal durch das Land zu graben. Die Eisenbahn hat etwa 10,000 Menschenleben gekostet, der Kanal, der natürlich so viel längere Zeit in Anspruch nähme, würde in dem giftigen Klima hunderttausend opfern — wenn sie sich eben dazu hergäben. Aber der Hebel, der sie früher dazu trieb: die Sagen des enormen californischen Goldreichthums, fehlt; man hat jetzt billigere Wege, hinüber zu gelangen, und dieser

Plan wird deshalb nie zur Ausführung kommen. Aber das thut auch nichts — die Eisenbahn genügt auf dieser Strecke vollkommen und hat jedenfalls zwei der bedeutendsten Handelsstädte — und sei es auch nur hauptsächlich für den Commissionshandel, in's Leben gerufen: Panama und Aspinwall.

Es ist wirklich der Mühe werth, diesen Verkehr zu sehen, um ihn zu begreifen, und kein Tag fast im ganzen Jahr vergeht, wo nicht an einem der beiden Plätze ein oder der andere große Weltdampfer anlegt und neues Leben in das Innere wirft.

In Aspinwall landen die Dampfschiffe von New-York, England und Westindien und vermitteln durch St. Thomas den Verkehr mit der ganzen, im Osten wie zugleich nach Nord und Süd liegenden Welt, während in Panama eine Linie die Verbindung mit dem Norden und dadurch mit Japan und China offen hält, während die südliche Linie die ganze Westküste Südamerikas bestreicht, in Valparaiso nächstens mit der Cap-Horn-Dampfschifffahrt in Verbindung treten wird und zugleich eine Panama-Australien-Linie direct nach Westen durch die Inseln läuft.

Man kann schon jetzt mit den verschiedenen und vollendeten Dampfschiff-Verbindungen in kaum hundert Tagen eine Reise um die ganze Erde machen, und Panama ist dabei bis jetzt der Mittelpunkt der ganzen Fahrt.

Allerdings droht dieser Landenge in dem riesigen Unternehmen der nordamerikanischen Pacific-Eisenbahn eine bedeutende und gefährliche Concurrenz, denn alle die nach der Union und England oder Europa bestimmten chinesischen Producte und Fabrikate werden, sobald die Bahn vollendet ist, jedenfalls diesen Weg einschlagen, da er Geld und Zeit und besonders eine Umschiffung erspart; aber selbst das wird sich in der Folge nicht als so erheblich herausstellen, denn wir finden ja überall den Beweis, daß erhöhte Verkehrsmittel auch den Verkehr selber steigern und dadurch das scheinbar Verlorene leicht ersetzen. Bis jetzt hat die ganze Ostküste Südamerikas gar keinen directen Verkehr mit dem ganzen übrigen Amerika gehabt, und ein Versuch, zwischen Rio Janeiro und Panama eine Dampferverbindung zu unterhalten, mißlang. Das

wird und muß jetzt anders werden, denn der rege und rasche Verkehr, der durch die China-Dampfer wie durch die von Panama ausgehenden, nach Australien bestimmten Dampfer erweckt ist, kann nicht verfehlen, auch Brasilien mit in den Verkehr zu ziehen, und dadurch eröffnet sich für Panama, statt der verlorenen, eine andere, neue Erwerbsquelle.

Was übrigens die neugranadische Regierung — eine Musterwirthschaft schon seit Menschengedenken — thun konnte, um den kleinen Platz Panama nicht emporkommen zu lassen, hat sie auch sicher und mit der größten Geschicklichkeit gethan. Wo irgend ein anständiges Haus erbaut ist, haben das Fremde, Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen oder Spanier, gethan. Die Werfte sind von den verschiedenen Gesellschaften selber erbaut, die Eisenbahn wird von ihnen unterhalten, und man sollte nun wenigstens glauben, daß sie den Fremden dankbar dafür wäre — aber weit gefehlt. Der kleinliche Neid bricht überall hervor, und selbst das Einzige, was das neugranadische Gouvernement thun sollte und müßte: die Sicherheit von Eigenthum und Personen im Lande aufrecht zu erhalten, wird unterlassen.

Eine Anzahl neugranadischer Soldaten — eine so ruppige Bande, wie man sie kaum in Venezuela findet — marschirt allerdings mit der doppelten Anzahl Trompeter dann und wann durch die Stadt oder steht an einzelnen öffentlichen Gebäuden (öffentlich im wahren Sinne des Wortes) Posten. Sie werden auch dazu verwandt, dann und wann einmal einen betrunkenen Matrosen zu verhaften, was ihnen jedoch stets nur mit Hülfe der halben Bevölkerung gelingt, sonst sind sie zu nichts nütze, und ein paar gelbgrüne Jünglinge in Officiertracht, die in der Stadt mit schweren Goldstickereien einherschlendern, mögen vielleicht zum Zierrath dienen, haben aber sonst scheinbar keinen Zweck. Die Sicherheit ist deshalb in Panama sowohl als in dem gegenüberliegenden Aspinwall ein völlig eingebildeter Begriff, Mordthaten kommen nichts weniger als selten vor, und fast in allen Fällen sind die Verbrecher Eingeborene — aber die Regierung ist sanft. „Wer sich schuldlos weiß, werfe den ersten Stein auf sie!" hat schon Christus gesagt. Sie werfen aber nicht; ein ertappter Ver-

brecher wird zu ein paar Monaten Kettenstrafe verurtheilt, dann läuft er, ehe er die Hälfte seiner Zeit gesessen, davon, und die fatale Sache ist abgemacht.

Ganz in der letzten Zeit sind wieder ein paar freche Mordthaten vorgefallen, ohne daß man sich auch nur die geringste Mühe gegeben hätte, der Mörder habhaft zu werden — und wie auch? Diese Polizeidiener und Soldaten, welche, die ersteren mit Knüppeln, die anderen mit Musketen bewaffnet, durch die Straßen wandeln, gehören einem so verkommenen, erbärmlichen Menschenschlage an, daß man sie in der Hand zerdrücken könnte, und ich bin fest überzeugt, daß hundert Soldaten irgend einer nordeuropäischen Macht die ganze neugranadische Armee zum Teufel jagten.

Gegenwärtig hat Neu-Granada, so viel ich wenigstens weiß, nicht einmal einen Präsidenten — es müßte denn kürzlich wieder einer gewählt sein. — Die Sache hat aber auch wirklich zu wenig Interesse für die übrige Welt; denn wer um Gottes willen kann all' den Revolutionen in den spanischen Colonien — und das Mutterland eingeschlossen — folgen. Es ist rein unmöglich — man müßte sich denn ganz ausschließlich damit beschäftigen.

Die Lage Panamas ist reizend, und wenn man auf den alten Wällen steht und über die weite, mit Inseln besäete Bai hinausschaut, so kann man sich kaum ein entzückenderes Bild denken. Die Stadt selber ist übrigens, besonders in Betracht ihrer großartigen Handelsverbindungen, ganz unverhältnißmäßig klein, und in zehn Minuten kann man sie bequem von einem Ende bis zum andern durchwandern. Was dabei gut und dauerhaft in ihr ist, haben auch sicher die alten Spanier oder neuerdings Fremde gebaut. Besonders erwähnen muß ich hierbei die alten, aber auch schon sehr vernachlässigten Festungswerke der Spanier. Die *jetzige* Race schafft nichts Neues, ja reparirt nicht einmal das Alte — wozu auch? — Es ist als ob sie es selber fühlten, daß sie auf diesem Territorium keinen Beistand haben werden — befindet es sich doch jetzt schon *factisch* in den Händen der Amerikaner.

Panama selber betritt man vom Meer aus durch ein enges

Thor, an welchem eine Truppe neugranadischer Soldaten — barfuß natürlich, Wache hält. Wozu? weiß kein Mensch, denn Panama ist ein Freihafen, es kann Alles, was man einführen will, unbelästigt an Land geführt werden. Sollten sie also als Schutz, gegen den Ueberfall einer fremden Macht da stehen! Du lieber Himmel, was wollte diese Handvoll Soldaten dagegen machen?

Passirt man nun diesen militärischen Posten, durch den man aber nicht im Geringsten belästigt wird, so wandert man durch eine enge, etwa dreihundert Schritt lange Straße, die aus niederen, einstöckigen Häusern besteht, der Plaza zu und befindet sich dann schon etwa mitten in der Stadt, während man fast durch alle Straßen, wohin man auch sieht, die breite gelbe Festungsmauer sehen kann, die den kleinen Platz umzieht.

Uebrigens bietet das Innere der Stadt, wie sich nicht leugnen läßt, durch seine zerfallenen Klöster und Kirchen einen höchst pittoresken Anblick, und wenn die alte zersprungene Glocke, die einzige von allen benutzten, zu läuten oder vielmehr zu klappern anfängt, wird es ordentlich unheimlich.

Besonders malerisch ist die Ruine des einen großen Klosters, in dessen Hofräumen jetzt ein paar Ställe mit modernen Bretterdächern eingebaut sind. Die weißröthlichen Wände stürzten natürlich schon vor langen Jahren nach allen Richtungen ein, aber Bäume und Büsche wachsen jetzt darauf, wie in den eingebrochenen hohen Fenstern, und einzelne noch stehende Säulen und Bögen geben, besonders in heller Mondscheinnacht, ein prachtvolles, wenn auch wildes Bild.

Einen noch grelleren Contrast bot aber eine andere Kirche, in welcher, der alten Kirchensprache nach, „der Teufel seinen Tummelplatz aufgeschlagen“, das heißt, sündhafte Menschen ein Theater hineingebaut hatten. Anfangs sollen sich auch besonders alte, würdige Damen der Stadt theils von weißer, theils schwarzer Farbe auf das Entrüstetste gegen eine solche Profanirung ausgesprochen haben, so daß sich der Director endlich veranlaßt fand, einen Versuch zu machen, um die möglicher Weise gegen ihn angeregte Stimmung zu versöhnen. Das muß ihm auch vollständig gelungen sein; denn das

Theater wird jetzt von allen Ständen, nur natürlich nicht den Geistlichen, besucht. Das Mittel war aber, daß er im ersten und zweiten Rang Schilder aufhängen ließ, welche über eine ganze Abtheilung reichten, und auf diesen standen mit großen Buchstaben die besonderen Widmungen.

In der Mitte, dem sogenannten Cercle, auf der ersten Gallerie stehen die Worte: „Al bello sexo de Panama“, und auf der ersten Gallerie Starbordseite noch einmal die Widmung der Schönheit: „A la belleza“, dann aber kam die Versöhnung. Auf der ersten Gallerie Backbord stand: „Al Talento“, auf der zweiten die beiden Schilder: „A la civilizacion“ und „A la cultura“. Gegenüber aber auf der zweiten Gallerie Starbord waren Grazie und Tugend vertreten. Auf dem einen Schilde stand: „A la gracia“, auf dem andern: „A la virtud“. Sonderbarer Weise saß hinter der Tugend Niemand — das kann aber auch nur ein Zufall gewesen sein.

Jedenfalls ist diese Art von Ueberschriften eigenthümlich und sieht fast so aus, wenn es auch anders gemeint sein mag, als ob man die Zuschauer klassificiren wollte.

Ohne Deutsche oder überhaupt Fremde, und dann, wenn nicht Deutsche, doch Franzosen, bringen die Neu-Granadier aber natürlich kein Theater fertig. In der Musik fehlte es total, und ein junger, sich hier gerade zufällig aufhaltender Deutscher mußte im Orchester wenigstens das Pianoforte spielen, wohinein dann die Violinen der Eingeborenen falsch und außer Tact einfielen, wann und wie es ihnen beliebte. Der Deutsche spielte das Instrument vortrefflich; die neugranadischen Virtuosen kamen mir aber vor wie Jungen, die nach Schwalben mit Steinen werfen. Sie zielten immer auf bestimmte Töne, trafen sie aber nie und warfen fast immer hinterher.

Ueber das Spiel der Gesellschaft läßt sich wenig sagen; ich bleibe aber dabei, wenn man Theater sehen will und macht nur die geringsten Ansprüche, so muß es entweder ganz ausgezeichnet oder ganz unter der Würde sein, und in beiden Fällen wird man sich amüsiren; das Mittelmäßige ist dagegen in keiner Kunst schrecklicher als in der dramatischen, und straft sich in keiner mehr.

Ein anderer Deutscher hatte die Decorationen ganz geschickt gemalt. Zu dem ersten Stück: „El estreno de un artista ó el grand duque Leopoldo“, das ich mit ansah, war der Autor nicht genannt; es mag aber jedenfalls ein spanischer oder südamerikanischer sein, denn der Großherzog Leopold war außerordentlich edel und trat immer auf, wo er nothwendig gebraucht wurde.

Durch die beiden jungen Deutschen erhielt ich oben Zutritt auf die Bühne und benutzte die mir gewordene Erlaubniß augenblicklich, hinter den Versatzstücken und den Hintergrund durch, das Innere der alten Kirche zu erforschen. Ich sollte es nicht bereuen, denn es war ein ganz wunderbarer Anblick. Hier die bemalte Leinwand, einen modernen Salon vorstellend, mit einer Unmasse Astrallampen und eleganten Verzierungen, und dahinter — ich erinnere mich nicht, je etwas Aehnliches gesehen zu haben —, dicht dahinter die alte Kirchenruine mit ihren dunkeln, zerklüfteten, buschbewachsenen Mauern, die blanken Sterne in den düstern, unheimlichen Hof herniederschauend!

Was für Erinnerungen knüpften sich vielleicht an dieses Gebäude, und welche Gegenwart belebte es jetzt! Ich konnte mich von dem Anblick kaum losreißen und mußte es doch zuletzt, denn die Klingel ertönte und der Vorhang sollte aufgehen, welcher der draußen harrenden „Schönheit und Tugend“ einen Einblick in das Heiligthum der Kunst verstattete.

Uebrigens erhielt ich hier eine, und zwar recht traurige Kunde von einem früheren alten Bekannten aus Quito — dem kleinen Uhrmacher aus der Posada San Antonio, auf den sich Leser meiner früheren Reisen vielleicht noch besinnen, wenn ich ihnen seinen Handel mit Oelgemälden und Kolibris in's Gedächtniß zurückrufe. Er hatte Quito endlich mit all' seinen Habseligkeiten und Schätzen verlassen und wollte seine Oelgemälde nun entweder in Süd- oder Mittelamerika verwerthen; denn in Europa hätte er wohl kaum einen Markt dafür gefunden.

In Panama quartierte er sich in einem anständigen Gasthof ein — aber er war ein anständiges Leben nicht mehr gewöhnt, oder der Platz ihm auch um eine Kleinigkeit zu theuer. Trotzdem

---

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

77. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 50 Pf.

also, daß er dabei ein recht hübsches und mühsam genug angespartes Vermögen in baarem Gelde bei sich trug, zog er dort aus und in eine der ordinärsten und billigsten Kneipen hinein, und der Erfolg war ein sehr trauriger.

Er bekam das gelbe Fieber oder eine andere schwere Krankheit — einzelne Leute in Panama wollen sogar behaupten Gift — kurz er starb, und nur ein Theil seines Vermögens wurde durch das Einschreiten des preußischen Consuls in Panama, Herrn Cunau, seinen Verwandten daheim gerettet. Daß der Todte übrigens, ehe das geschehen konnte, in bedeutender Weise bestohlen wurde, unterliegt gar keinem Zweifel, und es war mir wirklich ein wehmüthiges Gefühl, als ich in Panama selber in einigen Läden die aus seinem Nachlaß um einen Spottpreis verauctionirten Gegenstände, an deren Erwerb er die besten Jahre seines Lebens verwandt, zum Verkauf ausgestellt sah.

Der Markt in Panama gehört zu den erbärmlichsten, die ich je im Leben gesehen, und beweist, daß in Panama selber, trotz dem fruchtbaren Boden, der es umgiebt, wenig oder gar nichts an Landesproducten gezogen wird. Außerdem sieht das dort aufgehangene Fleisch so schwarz und unappetitlich aus, daß man sich das Fleischessen unter dieser Breite ganz abgewöhnen möchte.

Panama wie Aspinwall oder Colon sind übrigens Freihäfen, und es läßt sich denken, wie das den Verkehr heben mußte, da es ihm überall freien Spielraum gab. Von Aspinwall aus gehen deshalb auch die Waaren rasch nach Panama hinüber, und da sie hier durch keine enorme Steuer vertheuert werden, so kommen die Händler der ganzen westlichen Küste, so weit dieselbe mit Dampfern oder kleinen Fahrzeugen zu erreichen ist, hierher und kaufen ihre Waaren für den Detailhandel ein. Deutsche und Spanier haben dort die größten Importgeschäfte und verdienen dabei natürlich viel Geld.

Manche Sachen kauft man hier aber auch — wenn man bedenkt, daß man sich in einem überseeischen Land befindet — zu ganz erstaunlich billigen Preisen, besonders Kleidungsstücke, die aber dafür auch einen Hauptartikel bilden. Die Zahl der Läden, in denen man fertige Kleidungsstücke findet, ist wirklich

Legion, und die Billigkeit derselben hat sogar auf den californischen Dampfern der Westküste einen ganz neuen Industriezweig eröffnet.

Da nämlich die von San Francisco kommenden Dampfer ihre Passagiere gewöhnlich direct über die Landenge führen, so daß ihnen gar keine Zeit gegönnt wird, in Panama selber Einkäufe zu machen, so haben die Barbiere dieser Fahrzeuge zugleich einen Handel mit Kleidern und Schuhwerk angelegt, und die Barbierstube auf ihnen sieht deshalb genau aus wie ein Kleiderladen. Diese Alle kaufen ihren Bedarf in Panama, und da sie sich mit einem geringen Nutzen begnügen, setzen sie auch ziemlich viel ab.

Panama sollte eigentlich sehr gute Hotels haben, läßt aber darin noch Manches zu wünschen übrig. Das sogenannte Grand-Hotel ist das größte und ein stattliches Gebäude an der Plaza, über die Kost darin wurde aber geklagt und das Aspinwall-Hotel ihm vorgezogen — das sind aber auch die beiden einzigen, und Fremde sollten sich besonders davor hüten, gerade an dieser Stelle in einem Hotel zweiten Ranges, von denen es allerdings genug giebt, einzukehren, denn wenn sie auch in den größeren etwas mehr bezahlen müssen, haben sie doch auch mehr Sicherheit für ihr Eigenthum.

Eigenthümlich ist in Panama, daß man nur zwei Arten von Häusern darin findet, und zwar, wie schon vorerwähnt, Kleiderläden mit einer Auswahl von anderen Dingen dabei, wie sich natürlich von selbst versteht, und dann kleine, offene Buden, in denen, wenn man hineinsieht, eine Anzahl Flaschen auf Regalen stehen und den Eindruck machen, als ob darin spirituöse Getränke verkauft würden. Das ist aber nicht wahr — fast in allen sind das leere Flaschen, die sonderbarer Weise dort zur Schau ausgestellt werden, und deren Eigenthümer meistens jüngere oder ältere Damen sind.

Was die Literatur Panamas betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf zwei, halb in englischer, halb in spanischer Sprache herausgegebene Zeitungen, der Star und Herald, von einem Engländer und Deutschen, die Chronicle, von einem Amerikaner und Deutschen redigirt. Beides sind allerdings mehr commerzielle Blätter, aber doch, ihrer Verbindung mit den benachbarten

Theilen Amerikas wegen, von nicht geringer Wichtigkeit. Sie bringen jedenfalls aus allen diesen kleinen Republiken die neuesten und sichersten Nachrichten und haben deshalb auch eine unverhältnißmäßig große Verbreitung nach dem Ausland. Panama macht auch in dieser Hinsicht seine vortheilhafte Lage geltend; daß aber die Neugranadienser selbst eine höchst untergeordnete Rolle in dieser neugranadiensischen Literatur spielen, versteht sich von selber. Sie kommen gar nicht in Betracht.

Wandert man durch Panama, so sieht es fast so aus, als ob es in den letzten Jahren eine Unmasse von Belagerungen mitgemacht hätte und verschiedene Male beschossen worden wäre, denn überall trifft man Häuser und besonders Kirchen in Ruinen, und doch erfreute sich gerade diese Stadt, unter dem Schutz der Fremden, einer fast ungestörten Sicherheit. Die Ruinen sind aber nur eine Folge der Faulheit dieser Race, und was hier im Land gebaut wurde, geschah — wenn es alt ist, durch die Spanier — wenn neu, durch den Unternehmungsgeist von Amerikanern und Engländern, die Eingeborenen hatten wahrlich keine Hand darin. Amerikaner wie Engländer legten aber ihre Bauten meist außerhalb der Stadt, besonders auf den dem Schiffsverkehr mehr günstigen Inseln an, von denen sie einige in besonderem Besitz halten, und deshalb hauptsächlich liegt so vieles Grundeigenthum in der außerdem kleinen und mit Raum beschränkten Stadt noch leer und unbenutzt.

Die Amerikaner haben sich besonders nach der Eisenbahnstation hinausgezogen und dort auch ein vortreffliches Werft gebaut, an dem die kleinen Lichter-Dampfer anlegen können. Die Engländer, die auch in Aspinwall ein schönes Werft und eine eiserne Kohlenniederlage gebaut haben, besitzen draußen in der Bai von Panama eine eigene kleine Insel, wo die Dampfschiff-Gesellschaft ihre Docks, Niederlagen und Arbeiterwohnungen hat. In Panama selber halten sie sich nicht viel auf — größere Dampfschiffe können auch nicht einmal bis dicht an die Stadt hinanfahren, und erst wenn der Isthmus in die Hände der Fremden — und dann jedenfalls in die der Amerikaner — übergeht, wird die Stadt selber aufleben und eine größere Bedeutung erlangen. — Bis jetzt ist sie

nichts weiter als ein großes Hotel, in dem eine Masse von Fremden aus- und eingehen, während auch einzelne Familien — aber doch nur eben einzelne, Wohnung darin nehmen. Diese besuchen sich auch wohl dann und wann untereinander — man sieht wenigstens manchmal Abends einen Neger, der eine Anzahl von Damen nach Hause bringt und dabei eine sinnreiche Erfindung von fünf zusammengestellten Laternen auf dem Kopf trägt — aber die Fremden selber haben keinen einzigen Vereinigungspunkt — den Schenkstand ihres eigenen Hotels ausgenommen. Wozu auch — sie bleiben höchstens zwei oder drei Tage hier — so lange sie eben müssen, und strömen dann wieder nach allen Compaßstrichen auseinander.

Uebrigens ist das Leben in Panama als weit theurer verschrieen, als es sich wirklich herausstellt, und man lebt hier thatsächlich billiger, als irgendwo in Mexiko oder gar jetzt einer Stadt der Vereinigten Staaten. Das leidige Hazardspiel freilich, was überall in diesen spanischen Ländern gestattet ist, verleitet Viele, ihr Geld dabei aus dem Fenster zu werfen, und in jedem Hotel findet sich dazu die Gelegenheit. Wer aber thöricht genug ist, sich von falschen Spielern rupfen zu lassen, darf sich nachher nicht darüber beklagen und hat sich die Schuld selber zuzuschreiben.

Gegenstände, die man fertig kauft, kann man in keinem amerikanischen Hafen, ohne Ausnahme, billiger bekommen, als eben in Panama, aber Gnade Gott freilich dem, der einem der dortigen Handwerker in die Hände fällt. So kaufte ich mir zum Beispiel ein Paar gute Beinkleider für 3 Dollars — an der einen Seite war die Naht etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll weit aufgegangen und ich mußte die 12 oder 16 Stiche daran extra mit 50 Cents bezahlen. Wer sich auf diesem Isthmus niederläßt, thut es nur, um von den Fremden so rasch als irgend möglich reich zu werden, und daß er dabei keine Gelegenheit versäumt, läßt sich denken.

Die Lage Panamas ist, wie gesagt, entzückend schön, und eine reizendere Bai giebt es nicht in der Welt — Rio de Janeiro kaum ausgenommen. Die zahlreichen kleinen, mit Palmen bewachsenen Inseln umher bilden eine wahrhaft prachtvolle Aussicht, und das Leben, das da draußen zwischen den

dort ankernden Dampfern und Segelschiffen herrscht, die zahlreichen Segelboote, die herüber- und hinüberkreuzen, die Unzahl von braunen großen Pelikanen, die dazwischen fischen, bieten einen nie zu vergessenden Anblick — aber umdrehen darf man sich freilich nicht, denn der Schmutz in den eigentlichen Straßen der Stadt fällt Einem dann nur um so unangenehmer auf. Ja, selbst wenn man eine der kleinen, auf den Palmeninseln zerstreuten Ortschaften betritt, sieht man augenblicklich, daß man sich in südamerikanischem Unrath befindet. Die Poesie schwindet, und selbst die Palmen verlieren ihren Reiz und Zauber.

Von der Justiz des Landes bekamen wir, ehe wir die Stadt verließen, auch noch ein kleines Beispiel.

Am letzten Tag meines Aufenthaltes in Panama hatte ein Amerikaner seiner Mannschaft erlaubt, an Land zu gehen, und die Leute betranken sich denn auch rasch genug und fingen Streit untereinander an. In einer kleinen Seitenstraße begann der Kampf, aber man brachte die Matrosen doch bald gütlich wieder auseinander; — es war nichts als eine kleine Rauferei gewesen, bei der sich natürlich keine Polizei blicken ließ. Wo zehn oder zwölf amerikanische Matrosen zusammen sind, können sie thun was sie wollen, die neugranadiensischen Polizeisoldaten hüten sich wohl, ihnen zu nahe zu kommen. Anders gestaltet sich das aber, wenn sie einen armen Teufel einzeln überfallen können, und das geschah noch an dem nämlichen Abend.

Einer der Mannschaft war in das dem Aspinwall gegenüber gelegene Kaffeehaus gegangen und hatte sich wollen etwas zu trinken geben lassen. Der Mann taumelte allerdings, betrug sich aber sonst ganz ruhig, als ihn plötzlich die Polizei witterte, und doch wenigstens *einen* Matrosen einliefern wollte. Ob er sich vorher an der Prügelei betheiligt oder nicht, wußte Niemand — kam auch gar nicht darauf an. Fünf von diesen Gesellen, mit etwa zwanzig ruppigen Ladengehülfen als Beistand, machten einen Angriff auf den Einzelnen, der sich aber nicht im Geringsten seiner eigenen Fäuste bediente, oder er hätte den ganzen Schwarm zusammengehauen, sondern Jeden, der ihn anfassen wollte, nur rechts oder links bei

Seite warf. Die ganze Bande fiel da zuletzt zu gleicher Zeit über ihn her, und die Polizeidiener zeigten besondere Lust, den schon Gefangenen und Festgehaltenen mit ihren Knüppeln nieder zu schlagen. Das aber litten wir umherstehenden Fremden nicht, wenn wir uns auch natürlich nicht speciell in das Polizeiverfahren mischen wollten.

Was wir übrigens thun konnten, thaten wir, und vier von uns, die den ganzen Vorfall mit angesehen, gingen augenblicklich zum Präfecten, um ihm den Thatbestand zu erklären und zu constatiren, daß der Mann unschuldig verhaftet sei. — Umsonst. Der Präfect, ein kleiner, schmutziger Granadienser, der aber etwas englisch radebrechte, war so grob als möglich, und wir Vier, wüthend über den unverschämten Burschen, der dabei seine ganze Mannschaft hatte aufmarschiren lassen, suchten nun den amerikanischen Consul auf, um uns als Zeugen anzubieten.

Wir fanden den Herrn auch — aber unglücklicher Weise gerade beim Billardspiel, in dem er sich natürlich nicht konnte stören lassen. Allerdings war ein amerikanischer Bürger ungerecht eingesperrt und mußte, wenn nicht Einsprache geschah, die ganze Nacht in einem feuchten, ungesunden Loch zubringen; aber — es war nur ein Matrose, und der Herr Consul erklärte, er werde die Sache m o r g e n untersuchen.

Pfaffen sieht man genug, und zwar in ihrer Ordenstracht, in den Straßen, an die Kirchen selber scheint aber wenig genug verwandt zu werden. Die Herren Geistlichen haben auch noch nicht wieder so recht festen Fuß im Lande gefaßt, aus dem sie vor noch nicht so langer Zeit der Präsident Mosquera sämmtlich hinausjagte; aber — die Welt ist rund und muß sich drehen. Musquera unterlag seinerseits und mußte das Land verlassen, und im Handumdrehen waren sie wieder da.

Sonst läßt sich von Panama wenig mehr sagen, als daß man in unglaublich kurzer Zeit sehr viel Geld ausgeben kann. Dafür findet man aber auch hier, an diesem Stapelplatz der Welt, wie man ihn fast nennen könnte, eine Menge interessanter Sachen aus anderen Ländern der Erde, z. B. prachtvoll geflochtene Hängematten aus Mittel-Amerika, viele chine-

sische Waaren, goldene, in Panama selber verfertigte Ketten (und diese in der That sehr billig), Perlen, und als Eigenthümlichkeit auch kleine goldene Zierrathen, angeblich alle ächt und in Neu-Granada und Ecuador ausgegraben oder gefunden. Mit dem Ankauf derselben muß man aber außerordentlich vorsichtig sein, denn erstlich wird sehr viel gefälscht, und dann sind nicht einmal alle wirklich gefundenen Sachen ächt. Früher bekam man diese Gegenstände auch zu ziemlich billigen Preisen, jetzt hat sich aber ein ächt amerikanisirter Deutscher — der leider sein Deutsch vollständig verlernt — des Verkaufs bemächtigt, und wer etwas von ihm erwerben will, muß auch tüchtig dafür bezahlen.

Gerade damals wurde ziemlich viel von einem Schwindler gesprochen, der unter dem alten guten Namen eines Grafen von Auersperg nicht allein die Bewohner Panamas, sondern auch die von Guayaquil, Lima, St. Thomas und Havanna arg gebrandschatzt und mit falschen Creditbriefen das Unglaubliche geleistet haben soll. Besonders in Guayaquil, wo es ihm gelang, sehr viel Geld aufzunehmen, behauptet man, daß er mit den Unzen nur so um sich geworfen und viele Leute angeführt habe. Zuletzt ist er in New-York gesehen worden, von wo aus er wahrscheinlich dem Westen einen Besuch abstattet. Man vermuthet, daß er ein früherer Kammerdiener des wirklichen Grafen sei, der ihm abgeguckt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", sich aber sonst durch Manches verrathen soll, was ihn, als nicht den höheren Ständen angehörig, bloßstellt. Das war aber hier an der Westküste Amerikas natürlich nicht so auffällig, und er konnte deshalb sein Spiel so lange und ungestraft treiben, noch dazu da er als Deutscher den guten Namen mißbrauchte, den besonders unsere Landsleute an der Westküste haben.

Da ich auf meinem Rückweg nach Panama die Absicht hatte, den Isthmus zu kreuzen und nach Venezuela zu gehen, so mußte ich mich hier für die in Aspinwall liegenden Dampfer einschreiben lassen. Leider fand ich kein directes Fahrzeug, nicht einmal ein Segelschiff nach Laguaira, obgleich sich manchmal dazu die Gelegenheit finden soll; lange warten konnte und wollte ich aber nicht, und so sah ich mich denn genöthigt,

den Umweg über St. Thomas zu wählen, wohin die Passage von Aspinwall aus 12½ Pf. St. kostete.

Am nächsten Morgen sollte ein Extrazug nach Panama abgehen. In der Nacht war der von San Francisco kommende Dampfer eingelaufen, der etwa 350 Passagiere mitgebracht hatte. Diese mußten augenblicklich weiter nach New-York befördert werden, und es ist ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie das auch ohne den geringsten Aufenthalt geschieht.

Der kleine Dampfer, dichtgedrängt voll Menschen, mit einem andern Boot noch im Schlepptau, legt an — die Passagiere strömen an Land und werden augenblicklich in die schon für sie bereit stehenden Personenwagen hineingewiesen, denn Frühstück bekamen sie noch bei Lampenlicht an Bord. Omnibus nach Omnibus kommt dabei aus der Stadt, der Zug wird immer länger und Wagen nach Wagen angeschoben. — Jetzt ertönt eine Trompete — die Sonne ist eben aufgegangen, und einige zwanzig Mann neugranadiensisches Militär — heute Morgen aber und vielleicht noch von voriger Woche her ungewaschen, marschiren auf und besetzen, zum großen Erstaunen und Amusement der Passagiere, die sich ihre humoristischen Bemerkungen laut lachend mittheilen, an beiden Seiten den Perron. Was sie da sollen, begreift Niemand, denn bei einem ausbrechenden Tumult würden sie höchstens mit ihren eigenen Ladestöcken geprügelt werden. Jetzt geht der Ruf: „Alle an Bord!" Wer sich noch auf ebener Erde befindet, springt nach den Wagen und wirft die im Wege stehenden neugranadiensischen Krieger bei Seite — die Locomotive pfeift, und fort braust der lange Zug, um seine Bahn vom Stillen bis zum Atlantischen Meer in kaum drei Stunden zurück zu legen.

23.

Von Panama nach St. Thomas.

Die Isthmus-Bahn hat sich, seit ich sie zuletzt gesehen, und das sind jetzt über sieben Jahre her, außerordentlich verbessert, und es muß gewaltige Arbeit daran geschehen sein. Aber das ist auch nothwendig, denn wenn die hier nur zu üppige Vegetation die Macht gewänne, wie sie auch überall den guten Willen und die Kraft hat, so wäre in wenigen Monaten die Bahn auch wieder vollständig überwachsen und in kaum einem Jahre undurchdringliches Gestrüpp. Es mag sein, daß der Unterschied, den ich hier fand, auch großentheils mit in der Jahreszeit lag; denn damals, im Juni, regnete es unaufhörlich, während jetzt, im Februar, die trockene Jahreszeit sein soll; aber dort, wo ich früher nur Sumpf gefunden, in dem die Schienen lagen, war jetzt trockener und mit kleinen Chausseesteinen überworfener Boden, und breite, tiefe Gräben zogen sich an den meisten Strecken neben der Bahn hin und dienten ebenfalls dazu, sie trocken zu halten. Sie muß auch jedenfalls erhöht sein, wenn ich auch nicht begreife, wie das geschehen sein kann, ohne sämmtliche Fahrten zu unterbrechen. Erde ist jedenfalls in ungeheuern Massen aufgefahren, und ganze Hügel in der Nähe der Bahn hat man geebnet und dazu verwandt.

Die Vegetation durch diese Sümpfe ist aber immer noch so mächtig, wie sie je gewesen. Man sieht allerdings keine jener riesigen Laubholzbäume, wie in den bergigen Districten der Tropen, und die wenigen, die wirklich hier stehen, haben wohl dann und wann starke Stämme, aber dabei ganz unansehnliche, dürftige Wipfel, die ihnen weit eher ein komisches als großartiges Aussehen geben. Um so üppiger aber wachsen dagegen Palmen und Bananen, wildes Rohr, Bambus, Fächerpalmen und ähnliche Gewächse, und man passirt nicht selten Stellen, wo die Vegetation eine wirkliche und entschiedene Mauer bildet, und sich der Mensch erst, wenn er

diese Wildniß durchdringen wollte, mit Messer oder Machete seine Bahn hauen müßte.

Die Stationen an der Bahn sind außerordentlich freundlich angelegt, mit hübschen, weiß gemalten Häusern und niedlichen, gut gehaltenen Gärten. In gar nichts dagegen haben sich die Hütten der dicht daneben liegenden Indianer verändert, obgleich die Indianer selber einen andern Charakter angenommen.

Die elenden Hütten stehen noch immer dort mit ihren hohen, bis fast zur Erde niederreichenden Palmblattdächern, ohne Garten, ohne jede Bequemlichkeit, dicht an den schmutzigen Boden angeschmiegt. Die Häuser müssen von Ungeziefer, besonders von Centipeden und Skorpionen, wimmeln, und man begreift gar nicht, weshalb sie dieselben nicht ebenfalls, wie z. B. in Ecuador, auf kurze Pfähle setzen, was sie jedenfalls luftiger und reinlicher halten würde. Aber es ist einmal die Sitte so, und wie der Vater sie vor ihm gebaut hat, baut sie auch nach ihm der Sohn.

Sonst aber haben sich die Indianer, freilich durch die Umstände auch wohl mit dazu genöthigt, um so mehr hier verändert, und dabei nur theilweise zu ihrem Besseren. Früher gingen sie, das läßt sich nicht leugnen, ganz nackt und wurden erst von den Amerikanern, nachdem die Bahn hindurchging und viele Damen den Weg passirten, dazu genöthigt, ein Hemd anzuziehen — das Wenigste, was man von einem Menschen verlangen kann. Nach und nach kamen sie auch dazu, sich allerdings sehr leicht, aber doch ordentlich zu kleiden; aber wo sind überhaupt die Indianer geblieben, die hier noch vor kaum zwanzig Jahren vollkommen unvermischt lebten? Fährt man jetzt hier durch, so sieht man wohl noch einzelne jener schlanken braunen Gestalten, aber zwischen ihnen herum spielen schwarzbraune, wollköpfige Kinder, und fast in allen Thüren stehen breite, klotzige Negergestalten und kündigen sich als Herren des Hauses an. Noch zwanzig Jahre, ja, vielleicht nur zehn, und es giebt auf dem Isthmus von Darien keine Indianer mehr, denn die Neger haben sie verdrängt. So überzieht dieser Fluch der Sclaverei langsam aber sicher die ganze Westküste Südamerikas.

Aspinwall selber hat sich in den letzten sieben Jahren außerordentlich vergrößert, denn deutlich erinnere ich mich noch an die paar kleinen Bretterbuden, die, mit mächtigen Buchstaben bemalt, großartige Hotels und andere Dinge verkündeten. Diese Buden sind jetzt vollständig verschwunden oder in das Negerviertel der Stadt zurückgedrängt, und statt derselben sieht man ganz hübsche, zum Theil massive Gebäude von zwei Stock Höhe. Ungeheure Geschäfte werden dabei allerdings in Aspinwall gemacht, aber die offenen Läden sind alle nur darauf berechnet, aus den dort landenden Fremden, von denen sie wissen, daß keiner von ihnen, wenn er nicht nothgedrungen muß, auch nur über Nacht bleibt, so viel heraus zu pressen, als sie möglicher Weise können; nachher mögen sie wieder laufen. Genau so sollen denn auch die Hotels sein, denen ich aber zum Glück noch nicht in die Hände gefallen bin, denn man richtet sich überhaupt schon immer so ein, daß man nur eine oder ein paar Stunden Aufenthalt in dem Neste hat.

Und was für eine entsetzliche Atmosphäre durchweht den Ort! Man riecht in der That die matten, heißen und schweren Dünste, die fiebergeschwängert auf ihm lagern, und dankt Gott, wenn man erst wieder draußen auf dem blauen Wasser in der freien, gesunden Brise schwimmt.

Wer dorthin zieht, thut es auch nur, um so rasch als möglich eine Summe Geldes zusammen zu schlagen und dann, wenn er wirklich das Leben behalten hat, in ein kälteres, gesünderes Klima zurückzukehren; aber ungestraft geschieht das wahrlich nicht, denn mit voller Gesundheit kehrt Keiner aus diesem Fieberland zurück. Die Meisten haben ihre noch kurze Lebenszeit daran zu tragen, und ihre Erben allein ernten gewöhnlich den schwer genug erworbenen Lohn.

Uebrigens kann man die älteren Residenten augenblicklich von den neu eingetroffenen Fremden unterscheiden, die gewöhnlich eine gesunde oder doch wenigstens menschliche Gesichtsfarbe mitbringen. Die eigentlichen Bewohner von Aspinwall sehen weit mehr grün als gelb aus, und um die Augen tragen sie alle dunkle Ränder, wie denn auch ihre Lippen fast keine Farbe haben. Und doch habe ich Leute in einem solchen Zustand gesehen, die sich kaum ein volles Jahr in diesem Pestloch auf-

hielten. Man kann es ihnen da wirklich nicht verdenken, daß sie rasende Preise für Alles fordern, was sie eben leisten oder zum Verkauf feilhalten.

Einen höchst interessanten Anblick bietet die Front- oder Wasserstraße von Aspinwall, besonders zu der Zeit, in welcher gerade ein langer Bahnzug die Dampfer-Passagiere von Panama herübergeschafft, oder andere Steamer von New-York neue Durchwanderer auf den Isthmus geworfen haben — und ein solcher Verkehr herrscht nicht allein drei- oder viermal die Woche, sondern manchmal sogar jeden Tag.

Diese vordere Straße ist, der so häufig niederströmenden Regen wegen, mit Colonnaden gebaut und zu solcher Zeit so gedrängt voll Menschen, daß man sich seinen Weg kaum hindurch bahnen kann. Diese drängen sich dabei aus einem Local in das andere, wo Verkaufsläden und Restaurationen mit einander abwechseln, oder feilschen auch an den kleinen, in den Colonnaden aufgestellten Ständen, an welchen allerlei Curiositäten: Muscheln, Kernarbeiten, Calabassen, Mützen aus Cocospalmbast, natürlich gewachsen, Muschelschmuck und hundert andere Dinge mit Früchten und auch Spirituosen zum Verkauf ausstehen. Aspinwall hat ja sowohl Freihafen wie Freihandel, und diesem Verkehr sind deshalb keine Schranken gesetzt.

Und was für Gestalten sieht man dabei in dem Gewühl — die eleganteſten Herren und Damen, wie sie eben aus der Kajüte getreten sind, und das rauheste, wildeste Volk, das sich über eine Woche in einem schmutzigen Zwischendeck herumgetrieben und in der Zeit — und aus einem kalten Klima kommend, weder Kleider noch Wäsche gewechselt hatte. Aber es sind Alles Passagiere, und ein Jeder von ihnen hat wenigstens ein paar Dollar in der Tasche, um sie hier für werthlosen Tand oder wirkliche Bedürfnisse sitzen zu lassen.

Eine ungeheure Verbesserung erhielt der Hafen durch die prachtvollen, weit ausgebauten Werfte, an denen nicht allein die Dampfer und Schiffe anlegen, löschen und laden können, sondern auf welche sogar die Schienen der Eisenbahn hinauslaufen, so daß die von Panama kommenden Waaren bis dicht an Bord hinangefahren und übergenommen werden.

Das schönste und praktischst eingerichtete Werft hat übrigens die englische Royal-Mail-Company, mit einem riesigen, vollständig aus Eisen gebauten Kohlenschuppen an der einen Seite, mit Krahnen, Eisenbahn und Allem, was dazu gehört. Es muß allerdings an diesem Ort ungeheure Summen gekostet haben, lohnt sich aber nun auch wieder insofern, als es ganz enorme Kosten erspart und um so viel weniger Menschenkräfte verlangt.

Dieses neue Werft verdankt aber seine Entstehung leider einem schweren Unglücksfall, der das alte vor einigen Jahren betroffen, und auf den sich der Leser vielleicht noch erinnert.

Ein Kaufmann in Aspinwall hatte dem dort gerade Ladung einnehmenden Dampfer eine Partie kleiner Kisten als Fracht übergeben, die der Declaration nach harmlosen Inhalt trugen, in Wirklichkeit aber wollte der Betrüger darin eine Partie Sprengöl fortschmuggeln, das ihm sonst von jedem Passagierboot verweigert worden wäre und selbst auf anderen Fahrzeugen eine sehr bedeutende Fracht hätte zahlen müssen.

Die Matrosen ließen die kleinen Kisten, immer einen Theil derselben aneinander geschnürt, ziemlich leichtsinnig in den untern Raum hinab. Da rutscht eine derselben aus dem Seil und stürzt, und in demselben Moment erfüllt ein furchtbarer Schlag die Luft. Das Oel hatte sich entzündet — der Dampfer am Werft ist zerschmettert und in Brand gerathen, arbeitende Matrosen sind in Atome zerschellt und einzelne der Zuschauer nur wie durch ein Wunder gerettet worden. Natürlich fingen die Ueberreste des Bootes an zu brennen, und nur der Kühnheit eines andern englischen Dampfers war es zu danken, daß nicht noch mehr Unheil angerichtet wurde, da sich auch noch eine Quantität Pulver an Bord befand. So aber schleifte ihn derselbe hinaus in See, wo er denn bald darauf zum zweiten Mal explodirte und sank.

Der Schaden war natürlich ein ungeheurer, und manches Menschenleben außerdem dabei zu beklagen.

Unser nach St. Thomas bestimmter Dampfer lag schon ziemlich fertig langseit. Er hatte nur noch eine Kleinigkeit Fracht einzunehmen, die wir ihm mit der „Talca“ von Süden

herausgebracht, besonders Ballen mit Chinarinde. Die Passagiere waren ebenfalls an Bord, und etwa gegen vier Uhr wurden die Taue, die uns noch am Ufer hielten, gelöst, und wir gingen in See hinaus.

Etwa eine Stunde früher war der Oppositions-Dampfer der Pacific-Linie von New-York eingelaufen und setzte einen unglaublichen Schwarm von ruppig genug aussehenden Passagieren an Land. Diese Leute kamen aber erst ganz frisch aus der bittern Winterkälte New-Yorks in diesen Brütofen Amerikas, und wunderlich genug stachen Viele mit ihrer Tracht gegen das so luftig angezogene Volk der Küste ab. So sah ich Einige sogar — hier ein unerhörter Anblick — in Pelzröcken, in welchen sie, wahrscheinlich mangelnder Wäsche wegen, ganz gehörig eingeknöpft gingen. Shawls trugen eine Menge von ihnen, und kleine Kinder regelmäßig jede Frau.

Viele von ihnen trafen es glücklich, daß sie gleich mit dem Extrazug, der uns von Panama herübergebracht, hinüberfahren konnten. Alle war der Zug aber nicht im Stande mitzunehmen, denn das Schiff sollte eine ungeheure Anzahl an Passagieren, ich glaube 1100, halten. Was eingestopft werden konnte, ging aber mit, und als sich der Zug endlich, gerade als auch wir in See gingen, in Bewegung setzte, stießen die Passagiere ein wahrhaft indianisches Freudengeheul aus, das deutlich bis zu uns herübertönte.

Uebrigens zeigte sich hier deutlich, in welchem Geist die Opposition zwischen diesen beiden Dampferlinien betrieben wird; denn den Passagieren von San Francisco, die nicht gleich ihr Billet durchgenommen hatten, wurden nicht etwa die durch die Opposition ermäßigten und festgestellten Preise abgenommen, sondern sie mußten, da in dem Augenblick noch kein anderer Dampfer da oder auch nur signalisirt war, die volle und hohe Passage nach New-York bezahlen. Kaum eine Stunde später aber, als wir von Panama hier ankamen, lief er in Sicht, und jetzt hätten die Passagiere leicht 100 Dollars ersparen können, denn die erste Linie würde sie um jeden Preis mitgenommen haben, nur um sie der andern nicht zu gönnen. Es war aber zu spät. Da der erste Dampfer fast mit uns zugleich oder doch bald nachher abging, so hatten

sich die Reisenden genöthigt gesehen, ihre Billets gleich zu nehmen, und von denen wurde selbstverständlich keins wieder herausgegeben.

Leider mußten wir es erleben, daß der Amerikaner, der nach uns ausgegangen, näher und näher kam, und etwa um halb sieben Uhr unter dem Hohngeschrei der darauf befindlichen amerikanischen Passagiere dicht an uns vorüberlief. Es ließ sich aber nicht ändern; es war wirklich ein wackeres Boot und ließ uns bald weit hinter sich zurück.

Das geschah am 23. Februar 1868, und der kleine Dampfer „Solant" sollte uns nur bis Jamaica bringen, wo wir nachher von dort aus den größeren benutzten.

Früher war dieser nur bis St. Thomas gegangen und hatte dort die von Jamaica und Aspinwall eintreffenden Zwischenboote erwartet, um danach seine Fahrt nach England anzutreten. Jetzt ist das abgeändert, und man spricht sogar davon, daß St. Thomas — theils des beabsichtigten amerikanischen Kaufes, theils der ewig dort herrschenden Krankheiten wegen — von der englischen Postlinie ganz aufgegeben werden soll.

Jedenfalls hatten wir eine angenehme Fahrt, von ruhiger See begünstigt, und mir war der Umweg über Jamaica, wenn er auch etwas mehr Geld kostete, ganz recht, indem ich doch dabei manche der übrigen westindischen Inseln zu sehen bekam.

Am 26. erreichten wir die „Perle der Antillen", Jamaica, und der Anblick der Insel, deren hohe Gebirgszüge von Nebeln durchzogen wurden, war wirklich prachtvoll. Kingston selber, wo der Dampfer anlegte, machte jedoch einen weniger günstigen Eindruck und ist auch in der That nur ein kleines erbärmliches Nest.

Desto schöner war dafür die Einfahrt in den Hafen — für Segelschiffe jedoch nicht ganz ungefährlich, da eine Menge von kleinen Inseln, Klippen und Sandbänken im Weg liegen und sorgsam vermieden werden müssen — aber das Bild wird dadurch so viel schöner. Ueberall, wohin sich der Blick wendet, fällt er auf kleine zerstreute Wohnungen, Cocospalmen schaukeln ihre federartigen Wipfel darüber hin, und das Grün der Berge bildet einen reizenden Hintergrund. Jetzt schießt

das Boot an einer langen Landzunge hin, so flach, daß sie kaum über der hohen Fluth trockenen Boden zeigt, und Baracken und Zelte, mit dazwischen aufgepflanzten Kanonen unter einem ganzen Wald von Palmen, mit den überall gelagerten schwarzen Soldaten in Zuaventracht, sehen malerisch genug aus.

Kingston ist auch in der That von einer nicht unbedeutenden bewaffneten Macht umgeben, denn die letzte Neger-Revolution hat die Weißen vorsichtig gemacht, so daß sie jetzt im Stande sind, einen neuen Ausbruch rasch und im ersten Keim zu ersticken. Nicht allein hier liegt Militär, sondern hinter der Stadt sind die eigentlichen Baracken der Negersoldaten, während hoch in den Bergen, im sogenannten Newcastle, die weißen Soldaten ihr Lager in dem gesündesten Theile des Landes haben, aber in kaum zwei Stunden in der Stadt selber stehen können.

Jetzt biegen wir um die Landzunge, und wie ein kleines Aquarell-Gemälde liegt das Städtchen Kingston, mit zahlreich dort ankernden Schiffen, herüber- und hinüberkreuzenden Booten und von hochstämmigen Palmen überragt, vor uns ausgebreitet.

Unser Boot legte sich langseit dem englischen Dampfer „Shannon", nach Southampton bestimmt, und ein kleiner Kahn führte mich in der nächsten Viertelstunde schon an Land und brachte mich zwischen einen Haufen von Negerweibern, die hier eben eine Kohlenbarke löschten.

Alle diese Arbeiten auf Jamaica scheinen großentheils von Frauen gethan zu werden, und ein lebendigeres, aber auch geräuschvolleres Treiben ließ sich hier kaum denken.

Von dem am Werft liegenden Fahrzeug aus wurden die Kohlen auf das Werft selber geworfen, und hier standen einige sechzig Negerinnen — in welchem Zustande der Reinlichkeit bei dieser Arbeit läßt sich eher denken als beschreiben — füllten die Kohlen in Körbe, hoben sich die auf den Kopf oder ließen sie sich vielmehr aufheben, und schritten dann, ähnlich als ob sie einen Cancan tanzten, unter Lachen, Schreien und Schimpfen — denn ein paar von ihnen schienen fortwährend in Streit dabei zu liegen — der Stelle zu, wo die Kohlen zum Gebrauch der einlaufenden Dampfer angehäuft wurden,

und in der That hatten sie dort schon ein kleines Gebirge angeschaufelt.

Das schnatterte und gellte und sang aber durcheinander, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen — Neger sind überhaupt sehr laut, wenn sie irgend eine Meinung äußern, und diese Klasse besonders hielt nicht mit ihrer Stimme zurück. Anständig war die Unterhaltung, die zwischen den ausladenden Matrosen und couleurten Damen geführt wurde, ebenfalls nicht, das aber milderte sie, daß es in einem nichtswürdigen englischen Dialekt geschah, der allen diesen Inseln eigen ist. Wie schade aber, daß ich kein Genremaler bin, was für prachtvolle lebende Bilder habe ich schon gestellt bekommen, und diese Kohlenträgerinnen Kingstons gehörten jedenfalls zu den lebendigsten!

Die Stadt selber bietet wenig oder gar nichts, besonders nichts Neues oder Eigenthümliches; die Hauptstraßen sind ziemlich breit, aber die Häuser niedrig und unbedeutend, und die verschiedenen Verkaufslocale dunkel und unansehnlich. Natürlich benutzte ich meine Zeit soviel als möglich, und nahm mir einen der berühmten jamaicaischen Fiaker, einen offenen Kasten mit einem Sonnendach, um die Umgegend ein wenig in Augenschein zu nehmen; aber auch diese bot, wenigstens in der Nähe der Stadt, nichts Besonderes, kaum viel Freundliches, denn alle die Gärten, durch welche wir fuhren, schienen arg vernachlässigt und von Unkraut überwuchert. Auch die Bäume sahen trocken aus, es war ja Winterzeit, und im Frühjahr mag wohl das Ganze einen freundlicheren Anblick gewähren.

Interessant war es, die Wasserwerke Kingstons zu besuchen, zwei ungeheure Reservoirs, die das klare Quellwasser aus den Gebirgen bekommen und es dann durch Röhren in die Stadt vertheilen. Eins von diesen wurde gerade gereinigt, da sich doch viel Schlamm am Boden angesetzt und aus diesem Wasserpflanzen emporgewachsen waren. Auch hier verrichteten Frauen wieder die alleinige Arbeit: ein wahres Heer von schlammbedeckten, schwarzen Megären schaufelte sich den Schmutz in kleine Butten, füllte diese halb voll, hob sie auf den Kopf und wanderte dann langsam durch das leere Reservoir der Treppe zu, um ihn oben abzuwerfen und dadurch an

der einen Seite höheren Boden zu schaffen. In Amerika wäre das ganze Reservoir jedenfalls in einem Tage gründlich gereinigt worden, hier gebrauchte man Wochen dazu.

Von dort ab fuhren wir nach den Baracken der schwarzen Soldaten hinaus, die auf einer weiten Ebene, ziemlich nahe bei dem Platz für die Pferderennen, und zwar ähnlich wie die nordamerikanischen angelegt sind. Die Gebäude waren hoch und luftig, dem Klima angemessen, gebaut, und die Officierwohnungen hatten dabei kleine Gärten. Hoch darüber in den Bergen, aber noch Meilen entfernt, konnte man die lichten Zelte und Baracken der weißen Soldaten erkennen, die, wie es von unten aussah, an einem steilen Berghang klebten. Hätte ich Zeit gehabt, so würde ich auch sie gern besucht haben, denn die Aussicht von dort soll wahrhaft wundervoll sein; da aber Dampfer die angenehme Gewohnheit haben, nie einzugestehen, wie lange sie in einem Hafen liegen bleiben, so durfte ich mich nicht zu weit von meinem Fahrzeug, mit schon bezahlter Passage, fortwagen; ich konnte sonst zurückgelassen werden; denn auf einen Passagier wird sicher auch keinen Moment gewartet.

Deutsche giebt es sonderbarer Weise in Kingston nur sehr wenige, ich glaube kaum ein halbes Dutzend, und trotzdem hatte ich die Freude, Bekannte darunter anzutreffen, mit denen ich nachher den Abend sehr vergnügt verbrachte.

Von Kingston ab, wo wir erst noch an dem herrlichen Jamaica hinliefen, hatten wir eine höchst interessante Fahrt, indem wir den größten Theil derselben fast immer in Sicht von Land blieben. Bis Jamaica waren wir, von Aspinwall aus, nördlich aufgelaufen, von hier aus aber hielten wir östlichen Cours, die Insel im Norden lassend, und erreichten am 28., noch ziemlich früh am Tage, nachdem wir San Domingo die ganze Zeit zu Backbord gehabt, die Neger-Republik Hayti, wo wir an einem der kleinen südlichen Städtchen, Jakmel, anlegten.

Wir hatten bis dahin einige Passagiere im dritten Platz gehabt, die allem Anschein nach Geld besaßen, denn sie gingen sehr anständig, fast vornehm gekleidet. Uebrigens waren es unverkennbar Mulatten, diese wären aber, selbst wenn sie

das Doppelte hätten bezahlen wollen, nicht in die Kajüte aufgenommen worden.

Nun finde ich das, vom moralischen Standpunkt aus betrachtet, abscheulich, denn unsere „schwarzen Brüder" müssen für ihr gutes Geld die nämlichen Rechte haben wie wir selber — vom menschlichen aus war es mir aber jedenfalls recht, denn ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich in der Gesellschaft von Negern oder ihren Abkömmlingen nicht behaglich fühle. Ich gönne ihnen alle errungenen Vortheile, und wünsche, daß sie dieselben gut benutzen mögen, aber — ich selber mag nichts mit ihnen zu thun, wenigstens keinen gesellschaftlichen Verkehr mit ihnen haben, und aufrichtig gesagt, war es mir recht, daß ich nicht bei Tisch an ihrer Seite, oder vielmehr in ihrem Dunstkreis sitzen mußte.

In Hayti, wo sie vielleicht eine sehr achtbare Stellung bekleideten, gingen sie an Land, und als sie das Boot hinüberbrachte, konnte ich deutlich erkennen, daß ein ganzer Menschenschwarm zum Ufer kam — vielleicht um sie zu begrüßen. Wer kann in dem Herzen eines Menschen lesen — es waren vielleicht Gouverneure oder Minister gewesen; an Bord wurde aber nicht ihr Rang, sondern nur ihre Haut in Betracht gezogen, und diese befähigte sie ganz entschieden nur für den dritten Platz.

Leider blieb uns selber keine Zeit, das Ufer zu betreten, und nur aus der Ferne durften wir das wunderliche Land betrachten, an das ich wirklich vorher gar nicht gedacht, oder ich hätte es doch vielleicht so eingerichtet, ein paar Wochen einmal hier zu bleiben.

Jakmel selber schien ein ziemlich dürftiger Platz, aus dem nur die auf der höchsten Stelle liegende und jedenfalls noch aus der altspanischen Zeit herstammende große Kirche abstach. Das Land selber, so weit wir es mit unseren Teleskopen überschauen konnten, war, die unmittelbare Nähe des Hafens abgerechnet, außerordentlich wenig angebaut. Nur sehr vereinzelt sah man kleine Hütten und dürftige Farmen. Wie eine Wildniß dehnten sich die öden, schwach bewaldeten Hänge am Strande hin, und Wege schien es fast gar nicht auf der Insel zu geben. Die Leute darauf befinden sich wahrscheinlich

außerordentlich wohl, aber sie haben dann auch nur wenig Bedürfnisse und arbeiten natürlich denen entsprechend.

Der Hafen ist übrigens ganz vortrefflich, und wir bekamen vollauf Zeit, ihn zu beobachten, da wir nicht vor Anker gingen, sondern so lange auf und ab fuhren, bis das von Bord abgesetzte Boot zurückkehrte.

Schon vorher hatten wir uns bei dem Officier, der das Boot begleitete, eine Quantität Pfeifen bestellt, die er uns von Jakmel mitbringen sollte. Diese scheinen das einzige hiesige Fabrikat zu sein und sprechen allerdings nicht besonders für die Industrie des Platzes. Es sind kleine, ganz ordinär gebrannte Thonköpfe, und lange dünne Rohre einer dort wachsenden Binsenart, ohne weitere Spitze und nicht einmal in die Köpfe passend, gehören dazu. Jedenfalls muß es eine Eigenthümlichkeit des Landes sein, denn Passagiere wie Mannschaften schienen ganz versessen darauf — außerdem sind sie — ein nicht hoch genug in diesem Welttheil anzuschlagender Vorzug — sehr billig.

Am 29. Abends erreichten wir die Höhe von Portorico, ebenfalls eine hohe, bewaldete und bergige Insel, die wir aber zu weit abließen, um selbst mit unseren Fernröhren Näheres wahrzunehmen, bis wir dann endlich am 1. März Morgens Crab-Island an unserer Linken, hinter uns Portorico und vor uns die so arg heimgesuchte Insel St. Thomas hatten.

Crab-Island ist nicht sehr hoch, scheint aber ungemein fruchtbar und dicht besiedelt; denn wohin auch das Auge fiel, konnten wir theils Zucker-Plantagen mit ihren weitläufigen, in der Sonne hell scheinenden Gebäuden, theils einzelne Ansiedelungen und Häuser erkennen. Auch kleine Schooner glitten hier und da am Ufer hin und mochten wohl den Verkehr mit den verschiedenen Theilen der Insel unterhalten.

Unser Interesse wurde aber doch hauptsächlich durch St. Thomas, das immer deutlicher vor uns auftauchte, gefesselt; denn zu viel hatten wir davon gehört, und neuerdings sogar die eben nicht erfreuliche Kunde erhalten, daß gegenwärtig, nach Sturm und Erdbeben, die Cholera darauf wüthe und Hunderte von Menschen hinwegraffe. In Panama und Aspin-

wall hatte man mir auch in der That ganz ernstlich abgerathen, die von dem Schicksal so arg heimgesuchte Insel jetzt zu betreten; denn abgesehen davon, daß ich selber der Krankheit zum Opfer fallen könne, sei die Wahrscheinlichkeit, ja fast die Gewißheit da, daß ich kein Boot dort finden würde für die Weiterpassage, indem die Quarantaine auf den Inseln sowohl als in Laguyara entsetzlich streng sei, und Fahrzeuge sicherlich nicht einen einzelnen Passagier aufnehmen würden, durch den sie vielleicht eine mehrwöchentliche Quarantaine bekamen.

Jetzt war es entschieden zu spät, das Alles noch einmal zu bedenken, und ich folgte meinem alten Wahlspruch: „Nur immer mitten hineingesprungen in alle Schwierigkeiten.“ Sitzt man dann erst einmal drin, so findet sich auch stets eine Gelegenheit, um wieder hinaus zu kommen. Mir ist es bis jetzt wenigstens noch immer geglückt, und ich vertraute denn auch jetzt meinem alten Schutzgeist, der allerdings bei mir kein besonders ruhiges Brod gehabt. St. Thomas selber war mir zu interessant, um daran vorbei zu fahren, und was die Gerüchte über an irgend einer Stelle wüthende Cholera betraf, so hatte ich darin schon zu viel Erfahrung gemacht, wie übertrieben dieselben gewöhnlich ausfielen.

Uebrigens fanden wir bald, daß unser alter Dampfer „Shannon“, ein mehr bequemes als sehr schnelles Boot, als wir uns der Einfahrt näherten, nicht auf den eigentlichen Hafen von St. Thomas zu hielt, sondern in eine Seitenbucht einbog, während er noch außerdem die Quarantaine-Flagge aufzog. Das sah nicht besonders tröstlich aus, ließ sich aber nicht mehr ändern, und wir mußten jetzt jedenfalls ruhig abwarten, was über uns verhängt werden würde.

Vier englische Dampfer lagen in der Bai: einer, der vom Sturm beschädigt worden und jetzt reparirte, der Dampfer für Trinidad oder Demarara, der für Jamaica und der eben von England eingelaufene Postdampfer — aber nicht diese zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sondern die überall an der Küste umhergestreuten Wracks, die man selbst in dieser Seitenbucht deutlich erkennen konnte. Dort lagen ein paar Schooner hoch und trocken auf den Steinen, dort zeigten sich in den verlassenen und zerstörten Kesseln die Ueberreste eines Dampfers,

da starrten noch Masten aus dem Wasser empor, und drüben am rechten Ufer konnten wir deutlich die Trümmer zusammengebrochener Gebäude erkennen, an denen Sturm, Erdbeben und Sturzwelle wahrscheinlich zusammen gewirkt hatten.

Es war ein Bild der vollsten Zerstörung, und doch sagten uns die Officiere, daß der größte Schaden schon wieder ausgebessert, und manches von den Fahrzeugen, die versunken gewesen, durch Taucher und Pumpwerke wieder an die Oberfläche gebracht sei. Uns schien es aber noch genug Verwüstung, und besonders ein alter englischer Capitain, der sich als Passagier mit an Bord befand, mochte wohl mit recht schwerem Herzen die umhergewaschenen Schiffstrümmer betrachten — hatte er doch in dem Sturm nicht allein sein Schiff, sondern auch seinen Sohn darauf verloren!

Jetzt erreichte unser Dampfer die Boje, an welcher der Trinidad-Steamer hing, und legte dort an, und in kurzer Zeit mußte es sich nun entscheiden, wie die Sache am Ufer stand und wie ich von hier — einmal angelangt — weiter befördert werden konnte. Das aber zeigte sich bald als nicht besonders tröstlich.

Der Agent der Compagnie, der an Bord kam, erwiderte mir auf meine Frage, daß die Cholera in St. Thomas — genau, wie ich es mir gedacht — allerdings wenig oder gar keine Bedeutung habe. Bis jetzt wären nur Schwarze daran gestorben und zwei Weiße — anerkannte Säufer, die es selber verschuldet; aber trotzdem bekämen die Schiffe keinen Gesundheitspaß mehr, und wenn ich nach Venezuela mit dem Trinidad-Dampfer gehen wolle, so dürfe ich nicht an Land gehen, oder der Dampfer nehme mich nicht mehr auf. — Angenehm! — Aber wie sollte ich erfahren, ob ich auf andere Weise fortkäme? — „Das wisse er nicht,“ lautete die Antwort, „aber so viel könne er mir sagen, daß das nach Laguayra bestimmte Paketboot keine Passagiere vom Lande mitnehme. Wenn ich dort an Bord wolle, müsse ich hier in der Bai auf dem in der Reparatur begriffenen englischen Dampfer bleiben — er wisse aber nicht, ob der Passagiere aufnehme.“ — Wieder angenehm!

Uebrigens war ich fest entschlossen, das letztere nicht zu

thun, und hatte noch immer Zeit genug, da unser Dampfer wenigstens noch sechs Stunden im Hafen blieb, ein paar Briefe an Land zu schreiben, um mich über die Verhältnisse dort zu erkundigen.

Merkwürdig übrigens — der Trinidad-Dampfer nahm keinen Passagier auf, der an Land gewesen war, und der Capitain desselben lief den ganzen Tag in der Stadt herum. Möglich, daß englische Capitaine nicht anstecken; ich weiß das nicht, aber was dem Einen recht ist, sollte dem Andern billig sein.

Mit dem für England bestimmten Boot fand übrigens freier Verkehr statt; selbst den nach Europa gehenden Passagieren wurde verstattet, an Land zu fahren und bis Abends dort zu bleiben. Nur wir Anderen sollten uns eingepfercht halten. Glücklicher Weise erhielt ich bald Antwort von Land. Herr Fedderson, der preußische Consul, war so freundlich, mir mitzutheilen, daß in einigen Tagen eine französische Barke nach Laguayra abginge und Passagiere mitnähme, und kaum eine Viertelstunde später saß ich mit meinem wenigen Gepäck in einem der zu uns herausgekommenen Boote, fuhr, dem Dampfer Valet sagend, zwischen den Trümmern an der Küste hindurch und, eine schmale Einfahrt in den andern Hafen benutzend, nach St. Thomas hinüber, wo ich mich jetzt ohne Weiteres im Hotel du Commerce einquartierte.

24.

St. Thomas.

Man sagt gewöhnlich: „ein Unglück kommt nie allein", und wenn das wohl auch nicht immer zutrifft, so hat St. Thomas doch jedenfalls die Wahrheit dieses Sprüchworts im vollsten Maße erleben müssen. Es giebt kaum einen ärger heimgesuchten Platz in der ganzen Welt, als es diese kleine freundliche Insel in den letzten Jahren war, denn sie hat —

man kann sagen in Monaten, eine wahre Kette von Leiden durchmachen müssen.

Zuerst kam der Sturm, der furchtbare Verwüstung, besonders unter den Fahrzeugen, anrichtete und in Zeit von einer Stunde einige siebzig Schiffe von allen Größen, vom Dreitausend-Tonnenschiff bis zum kleinsten Schooner hinab, versenkte oder auf den Strand warf, und dabei wie zum Spiel Häuser abdeckte oder auch umwarf, den Palmen ihre Kronen abriß, die Blätter von den Büschen fegte und eine Heidenverwüstung anrichtete.

Dann unmittelbar darauf kam das Erdbeben, das noch nicht so unheilvoll gewirkt hätte, da es merkwürdiger Weise nur an einigen Stellen wirklich bösartig auftrat, wäre die Welle nicht hinterher gekommen, die das Verderben vollendete. Mitten in der Verwirrung, wo Stoß nach Stoß folgte, ging auf einmal der Schrei durch die Stadt: „Die See kommt!" und was laufen konnte, lief. Dem Phänomen ging übrigens — wie an allen Orten, wo Aehnliches erlebt worden — das regelmäßig zuerst stattfindende und plötzliche Fallen der See voraus. Das Meer wich zurück, um gleich darauf in einer riesigen Sturzwelle wieder zu kommen, deren Schrecken ich wohl hier nicht weiter zu beschreiben brauche, da davon Schilderungen genug in deutschen Blättern erschienen sind.

Diese Sturzwelle richtete aber an allen den Stellen, welche sie erreichen konnte, die furchtbarste Verwüstung an, weil durch den Sturm und das Erdbeben alle von Menschenhänden aufgeführten Werke schon gelockert und zum Theil auseinander gerissen waren. Da hinein sprang sie, und ihrer furchtbaren Gewalt widerstand nur wenig.

Was sie an nach dem Sturm eingelaufenen Fahrzeugen in der Nähe des Ufers fand, setzte sie hoch auf den Strand; Boote und Bojen warf sie weit in die Stadt hinein, und alle die Waarenhäuser am Ufer, von denen die meisten schon Risse durch das Erdbeben bekommen, wurden plötzlich durchwaschen und manche auch total auseinander gerissen.

Und damit war die Sache noch nicht zu Ende. Die schlimmste Gefahr schien allerdings damit überstanden, aber die Erde zitterte fort. Stoß folgte auf Stoß; fast jede halbe

Stunde wiederholte sich eine dieser fatalen Erschütterungen, und daß Tausende von Menschen dadurch nervös und zuletzt krank gemacht wurden, läßt sich denken. Solch' ewige Aufregung konnten nur wenige Nerven ertragen, und ansteckende Krankheiten fanden das Volk empfänglich dafür.

Zuerst trat das gelbe Fieber auf, während die Erde noch immer fortschüttelte, und dann folgte endlich, aber nur in geringem Maße, die Cholera, während selbst jetzt noch manchmal einzelne schwache Stöße fühlbar sind. Das wird natürlich entsetzlich übertrieben, und so kam z. B. gleich anfangs ein Passagier von St. Thomas an Bord, der uns solche Geschichten aus der Stadt erzählte, daß man hätte glauben sollen, kein Mensch sei dort seines eigenen Lebens sicher.

Seiner Beschreibung nach zitterte die Erde in einem fort, und es verging fast keine Stunde ohne einen fühlbaren Stoß. — Ich selber war nachher eine ganze Woche auf St. Thomas, und habe nur am ersten Morgen einen — aber kaum merkbaren Stoß gefühlt, der von einem dumpfen Grollen begleitet war, wie einige kleine, aber sehr leichte Erschütterungen später. Es giebt aber Leute, deren eigene Furcht ihnen auch das Geringfügigste entsetzlich erscheinen läßt, und wie sie es empfangen, theilen sie es wieder mit.

So viel ist sicher — jener unterirdische Feuerballen, der jedenfalls den Kern unserer Erdkugel bildet, hat in diesem Augenblick noch mehr Gas vorräthig, als er durch die gewöhnlichen Sicherheits-Ventile der Vulkane bequem ausführen kann, und während die Krater in allen Welttheilen thätig arbeiten, zuckt auch noch an vielen Stellen die Erde, und St. Thomas scheint dabei gerade nicht an der allersichersten Stelle zu liegen. Die größte Gefahr ist aber jedenfalls für die Insel vorbei — so weit menschliche Berechnungen da überhaupt ausreichen; und wenn dort unten nicht noch etwas ganz Außerordentliches vorgeht, so werden die Erdstöße hier wohl noch eine kurze Zeit anhalten, aber kaum mehr erheblichen Schaden anrichten; man darf also weiteren übertriebenen Schilderungen nicht allzu vielen Glauben beimessen.

Das angerichtete Unheil ist außerdem auch schon groß genug und fast unberechenbar, denn die meisten Häuser in

der Stadt haben, wenn sie auch äußerlich keine besonderen Verletzungen zeigen, doch Risse bekommen, und selbst kleine Stöße können das Uebel leicht verschlimmern.

St. Thomas hat in der That enorm gelitten, und durch welche Straßen man auch geht, sieht man in dem überall umherliegenden Schutt deutlich die Verwüstungen, die Sturm oder Erdbeben angerichtet. Und die armen Cocospalmen, wie traurig, wie entsetzlich traurig sie dreinschauen mit ihren kahlen, vergilbten Wipfeln, nur hier und da noch ein grünes, abgerissenes Blatt zeigend. Viele sind auch durch den Sturm ganz entwurzelt worden; die meisten hielten aber doch Stand, bogen sich, ließen sich rupfen, und überschauten dann wieder mit den kahlen Häuptern die um sie her geschehene Verwüstung.

Merkwürdig ist jedenfalls, wie strichweise der Sturm gewüthet hat, der, allem Anschein nach, nicht in einer compacten Masse den Grund fegte, sondern in Windstreifen gegangen sein muß. So findet man an den Orten, die er am meisten heimgesucht, Stellen, auf denen er stark gebaute Häuser vollkommen abgedeckt und leichte Bretterhütten gefaßt und umgeworfen oder auch von einander gerissen hat, während dicht daneben eine elende Baracke unbeschädigt, unverletzt stehen geblieben ist. Einen Strich ruinirte er vollständig — einen andern, nahebei, berührte er gar nicht, und wenn sich das auch nicht gut erklären läßt, sieht man es doch hier aller Orten bestätigt.

Am ärgsten war aber natürlich die Verwüstung in der gerade von Schiffen aller Nationen gefüllten Bai, an denen er seinen vollen Uebermuth auslassen konnte — und auch ausließ.

Ich nahm ein Boot und fuhr damit im Hafen herum, und muß gestehen, daß Einem der Anblick, den ich dort genoß, das Seefahren wohl auf eine Weile verleiden könnte. Ein einzelnes Wrack, dem man auf See begegnet, bietet schon stets nur zu genügenden Stoff zum Nachdenken, und hier fährt man wirklich in einem Wald zerschmetterter Fahrzeuge herum, jedes seine eigene Unglücksgeschichte an der Stirn tragend, jedes ein memento mori zerstörter Menschenleben.

Die Verwirrung muß entsetzlich gewesen sein. Der Sturm kam zuerst in einem furchtbaren Stoß von Westen, lullte dann aber plötzlich zu einer vollkommenen Windstille ein, um wenige Minuten später, nachdem er jedenfalls hinter den Bergen im Norden herumgegangen, von Osten mit erneuter Kraft wieder zu kehren. Und jetzt nahm er die Backen voll.

Der Liverpool-Dampfer „Venezuela" war eben — oder doch nur erst wenige Stunden vorher — mit über 200 Passagieren eingetroffen. Den warf er gegen den eisernen Floating-Dock, der mit ihm sank, und zum Ueberfluß ein 3000-Tonnenschiff, das größte, was bis jetzt noch die westindischen Inseln besucht, die „British Empire", oben darauf. Das letztere Schiff, das einen argen Leck bekommen, sank aber erst vollständig den nächsten Tag, da es die Mannschaft nicht mit Pumpen flott halten konnte, und andere Hülfe in der Verwirrung und dem allgemeinen Unglück nicht zu erhalten war.

Rechts in der Bai bietet sich der interessanteste Anblick dar, denn dort liegt ein ganzes Nest von Dampfern und Schiffen, die, nachdem sie im Hafen gegen andere Fahrzeuge angerannt und sie und sich vernichtet hatten, endlich hier in seichtes Wasser hineingeworfen wurden und jetzt rettungslos fest und auf dem Grunde sitzen. Ein kleiner Dampfer scheint besonders in der Klemme gewesen zu sein; seine eisernen Räder sind in jede erdenkbare Form hineingebogen, sein eiserner Rumpf ist auseinander gerissen, sein Stern ist eingestoßen, seine Schornsteine sind über Bord geworfen. Arme „Prinzeß Alice"! sie haben ihr arg mitgespielt, und nur das seichte Wasser hielt sie vom völligen Versinken ab.

Kleine Schooner, wie z. B. „Wild Pigeon" und andere, liegen hoch und trocken auf den Steinen, von einigen, die in tiefem Wasser versanken, schauen eben noch die Masten empor, aber im Ganzen ist doch schon wieder sehr viel gethan, um theils versunkene Schiffe zu heben und wieder in Stand zu setzen, oder auf's Land geworfene flott zu bekommen.

Erwähnen muß ich noch, daß jene große Woge, welche das Erdbeben gegen das Land schleuderte, auch zu gleicher Zeit eine Menge von Fischen auf's Trockene warf. Aber keiner er Neger wollte einen davon in seinen Topf tragen, denn

sie behaupteten: das Erdbeben sei eine Strafe Gottes, und sie dürften daraus keinen Nutzen für sich selber ziehen wollen.

Entsetzlich muß der Anblick der untern Stadt aber unmittelbar nach der großen Woge gewesen sein, die in das Land hineinwusch, die zahlreichen Werfte total zerstörte und große Verwüstung in den Lagerhäusern anrichtete. So hoch aber, als sie anfangs geschildert wurde (dreißig Fuß), war sie keinenfalls. Sie kann nach der Höhe, in der sie in die Stadt eingedrungen ist, nicht mehr als fünfzehn oder höchstens zwanzig Fuß gehabt haben, ja, ich glaube, kaum zwanzig, denn der Druck des Wassers hat sie außerdem noch immer weiter getrieben, als ihre eigene Höhe. Uebrigens hat sie Schaden genug angerichtet.

St. Thomas ist jedoch der am günstigsten gelegene Platz des ganzen westindischen Archipels, und die Kaufleute hier haben bewiesen, daß sie selbst schwere Verluste wacker tragen konnten. Trotz allem Unheil, das über sie hereingebrochen, hat nicht ein einziges Haus seine Zahlungen eingestellt, und die Bauten gehen zu derselben Zeit rüstig vorwärts, um den erlittenen Schaden wieder auszubessern. Unbehaglich nur befanden sie sich damals unter der Ungewißheit, ob Amerika die Insel wirklich gekauft hat oder nicht, und das nicht etwa aus Anhänglichkeit an das Mutterland, sondern weil die Existenz des ganzen bedeutenden Handelsplatzes dabei auf dem Spiele steht.

Dänemark selber hat sich nicht besonders freundlich gegen seine Colonie gezeigt. Es verhandelte dieselbe zuerst und ließ nachher in St. Thomas, mehr zum Schein, abstimmen, ob die Einwohner auch mit dem Verkauf zufrieden wären, ja, dänische Beamte beeinflußten sogar die Wähler, dem factisch schon abgeschlossenen Handel ihre Stimmen zu geben. Die Fremden hier, und selbst mit wenigen Ausnahmen die Dänen, würden auch sehr gern an Amerika fallen, wenn sie nur die Gewißheit hätten, daß die Insel ein Freihafen bleibt, denn dadurch allein hat sie sich, als Mittelpunkt der Inseln, ihre Stellung erworben. Machte aber Amerika, wie man sehr zu fürchten schien, einen Kriegshafen aus dem Platz, dem es dann den freien Handel nahm, so hörte seine Bedeutung voll-

ständig auf, und die Kaufleute würden die Insel, so rasch sie irgend konnten, verlassen haben.

Jetzt beherrscht sie fast den ganzen Handel mit Portorico und manchen anderen reichen Inseln, die von hier ihre Waaren beziehen; soll aber hier erst ein hoher Zoll darauf entrichtet werden, so ist das natürlich vorbei und St. Thomas selber viel zu klein und schwach bevölkert, um einen bedeutenden Handel zu erlauben.

Die Aufhebung des Freihafens würde deshalb St. Thomas zehnmal so arg schädigen, als es Sturm, Erdbeben und ansteckende Krankheiten gethan haben — ja, es vollständig ruiniren, und jetzt wirkte diese stete Unsicherheit lähmend auf den Verkehr und trieb nur Einzelne zu einer allerdings sehr gewagten Speculation: nämlich eine Masse von Waaren hierher zu werfen, um im Fall des amerikanischen Besitzes und Aufhebung des Freihafens dieselben steuerfrei nach den Vereinigten Staaten einführen zu können.

Uebrigens scheint es fast, als ob der ganze amerikanische Handel nicht allein aufgeschoben, sondern sogar aufgehoben sei, denn der Congreß hat, unter den jetzigen Umständen, das Geld nicht zu dem Ankauf bewilligt, und mag außerdem auch befürchten, daß, nach den letztgemachten Erfahrungen, der Hafen von St. Thomas doch am Ende nicht so sicher sei, als man früher wohl vermuthet.

Nie im Leben hätte ich geglaubt, so viel Deutsche hier zu finden. Sie sind jedenfalls weit zahlreicher als Engländer und Franzosen, und wohin man kommt, hört man die deutsche Sprache, ja sogar nicht selten unter den Negern selber. Viele Eingeborne der Insel sprechen Deutsch untereinander, und deutsche Firmen trifft man aller Orten. Außerdem giebt es kaum einen überseeischen Hafen der Welt, wo die verschiedenen Nationalitäten freundlicher zusammenhalten, als in St. Thomas, und selbst Dänen und Deutsche leben hier im besten Einvernehmen und besuchen ein und dieselben Locale und Clubs. Das kommt aber auch vielleicht von der geringen Zahl her, in der die Weißen hier der farbigen Bevölkerung gegenüberstehen. St. Thomas hat etwa 15,000 Einwohner, und von diesen sind 12,000 Farbige und Neger, und zwischen

diesen nur 2500 Weiße. Die Letzteren, und besonders die Deutschen, haben hier zwei ganz vortreffliche Gesellschafts-Locale, die von allen Nationalitäten besucht werden: das Athenäum, ein Leseclub mit Zeitungen und Büchern in allen Sprachen, und den sogenannten internationalen Club, in den aber keine Farbige aufgenommen werden. Das deutsche Element überwiegt jedoch in allen, schon vielleicht aus dem Grund, weil der Deutsche überhaupt geselliger Natur ist und am liebsten in Rudeln lebt — und prächtige Leute findet man unter ihnen. Mir wenigstens sind die Tage, die ich in St. Thomas verbrachte, so rasch wie kaum so viele Stunden verflogen.

Was nun die hier „wüthende" Cholera betrifft, so spürt man, wie ich es mir auch vorher gedacht, gar nichts davon. Abends begegnet man allerdings dann und wann einem Leichenwagen, aber die Krankheit scheint sich hauptsächlich auf die unteren Klassen der Farbigen zu beschränken, wie denn sonderbarer Weise die Neger gewöhnlich sehr heftig von dieser Krankheit mitgenommen werden, während sie vom gelben Fieber, das mehr unter den Weißen aufräumt, fast gar nicht leiden.

Die Neger nennen deshalb auch die Cholera black man's turn, das gelbe Fieber dagegen white man's turn, das heißt, bei der ersteren Krankheit kommen die Schwarzen, bei der zweiten die Weißen daran.

In der Stadt selber wird jetzt rüstig gebaut, um alle die erlittenen Schäden wieder auszubessern. Ich begreife wirklich nicht, wo nach solchen Calamitäten, die fast jedes Haus berührt haben und überall Arbeit nothwendig machen, so urplötzlich alle die Maurer und Zimmerleute herkommen, die doch in ruhiger Zeit unmöglich alle Beschäftigung finden können. Tausende von solchen sind aber jetzt hier emsig in Thätigkeit, als ob keiner von ihnen je etwas Anderes getrieben habe. Die angerichtete Verwüstung war aber doch zu groß und allgemein, um in den wenigen Monaten schon beseitigt zu sein, und überall findet man deshalb noch in den Häusern Schutt, und außerhalb der eigentlichen Geschäftsstadt kann man auch wohl noch halbe Straßen umgewehter Holzbaracken finden —

ein Bild trostloser Verwüstung, wie es eben der Sturm zurückgelassen.

In der Bai draußen bereitete sich übrigens ein kleiner See-Roman vor, der möglicher Weise ernstere Folgen nach sich zieht. Es lag hier nämlich im Sturm ein amerikanisches Schiff, für Peru bestimmt, mit Kanonen und Munition an Bord, das, arg beschädigt, seine gefährliche Ladung löschen mußte. Ein anderer Amerikaner, die „Sarah Newman", hat jetzt dieselbe an Bord genommen und ist zum Auslaufen fertig, und zwei kleine spanische Kriegsdampfer liegen hier, fortwährend die Kessel geheizt, und warten auf den Moment, wo sie die Bai verläßt, während kein amerikanisches Kriegsschiff hier ist, um sie zu schützen. Ob sie sich das nun selber besorgen wird, weiß man nicht: das Material dazu haben sie jedenfalls an Bord, und ich glaube auch nicht, daß sich der Amerikaner den Spaniern so leicht ergeben wird. Interessant ist das Resultat jedenfalls, und hätte mein Ziel nach der Westküste, statt nach Venezuela, gelegen, so würde ich gewiß auf der „Sarah Newman" Passage genommen haben.

Ich darf aber St. Thomas nicht verlassen, ohne wenigstens ein paar Worte über die Neger der Insel zu sagen, die, wie schon vorerwähnt, die eigentliche Bevölkerung derselben bilden, und zwar in so vorwiegendem Maße, daß man anfangs wirklich glaubt, es gebe überhaupt nur einzelne Weiße auf dem ganzen Platz.

Die Boote in der Bai sind natürlich, wie in allen warmen Himmelsstrichen, nur von Negern bemannt, aber selbst wenn man das feste Land betritt, sieht man nichts — gar nichts als farbiges Volk, in den schönsten Schattirungen von gelb zu schwarz, und hört auch nichts als den furchtbaren und stets laut geschrieenen Dialekt dieser wohl arg mißhandelten, aber auch sehr unangenehmen Race.

Sie selber tragen freilich nicht die Schuld, denn nicht freiwillig verließen sie ihr Vaterland; als Sclaven wurden sie fortgeschleppt, und daß sie mit der Zeit frei werden mußten, war eine natürliche Folge der Civilisation. Mit ihrer Freiheit konnte man sie aber nicht mehr zur Arbeit zwingen, und daß der Neger wenig Bedürfnisse kennen lernte, verdankt er eben-

falls nur wieder seinem früheren weißen Herrn. Eine Sorge für die Zukunft, wie sie uns in der Freiheit Geborenen gleich von früher Jugend an's Herz gelegt wird, ist ihm ebenfalls fremd geblieben, und da er von dem Weltverkehr und Handel entschieden fern gehalten wurde, so kann man bei ihm auch keinen Sinn für Nationalökonomie erwarten. Was liegt ihm daran, ob das Land, in dem er sich befindet, Producte ex- oder importirt, so lange er eben selber hat, was er braucht, und daß jetzt auch hier auf St. Thomas aller Ackerbau liegen blieb, war nur eine natürliche Folge.

Früher bedeckten die Hänge reiche und weite Zuckerfelder — seit Aufhebung der Sclaverei liegen sie kahl und trocken in der Sonne, und ein klein wenig Gemüse abgerechnet, wird wohl in diesem Augenblick gar nichts weiter auf der ganzen Insel gezogen.

Die Neger selber scheinen sich aber vollkommen wohl zu befinden, und ich habe nie ein vergnügteres und in seinen Vergnügungen lauteres Volk gesehen. Das ist ein ewiges, ununterbrochenes Lachen unter ihnen, und eben so oft hört man dazwischen Zanken und Schimpfreden in's Unglaubliche, so daß man denken sollte, ein offener Kampf müsse jeden Augenblick unter ihnen ausbrechen, aber es kommt nie dazu, denn wie nur Einer von ihnen einmal einen recht außergewöhnlichen Fluch oder ein sonderbares Schimpfwort ausstößt, endet die ganze Sache jedesmal unter schallendem Gelächter der Umstehenden und Streitenden selber.

Die ächten Negerhasser werfen der afrikanischen Menschenrace oft das Affenähnliche in ihrer ganzen Natur vor, und zum Theil haben sie Recht. Der Neger besitzt wirklich einen großen Trieb zur Nachahmung, und wo der bei dem Sclaven unterdrückt wurde, bricht er sich in der neugewonnenen Freiheit um so mehr Bahn.

Es giebt kaum etwas Komischeres, als einen etwas wohlhabenden Schwarzen zu sehen, der nicht allein in seiner Kleidung, nein, auch in seinem ganzen Wesen, in Bewegung, wie Ausdruck — aber mit dem verwünschten Dialekt und wolligen schwarzen Kopf — einen Weißen zu affectiren sucht. So brachten in Jamaica ein paar solcher Herren einen ihrer

Freunde an Bord des Dampfers, und es war wirklich rührend, zu sehen, mit welcher ausgezeichneten Höflichkeit und mit wie gewählten Worten sie den Herrn in — das Zwischendeck begleiteten, denn in der Kajüte wird die Race trotz aller Emancipation und Freiheit noch immer nicht zugelassen, eine Maßregel, mit der ich selber vollkommen einverstanden bin. — Ich gönne dem Neger von Herzen seine Freiheit, aber ich mag — wie schon gesagt — keine Gemeinschaft mit ihm haben, und wenn das nicht christlich sein sollte, wäre es jedenfalls natürlich.

Uebrigens verdienen die Negerdamen einer ganz besondern Erwähnung, denn sie zeichnen sich selber hier auf das Auffälligste aus. St. Thomas hat freilich auch sehr viel wohlhabende, ja selbst reiche Schwarze, die eine Stellung in der Stadt einnehmen, und wie ein Geldprotz bei uns, der sich von einer unteren Stufe emporgeschwungen, auch am stolzesten auf sein Gewonnenes ist, so brüstet sich der freigewordene Neger, wenn es ihm seine Verhältnisse irgend erlauben, mit seinem eigenen Ich, und daß er in dem Fall auch seine Frau und Töchter nicht will irgend einer weißen Familie nachstehen lassen, kann man sich denken.

Diese Putzsucht — eigentlich der erste Schritt zur Civilisation, da er größere Bedürfnisse mit sich bringt — bleibt aber nicht allein bei den Reicheren, sondern geht bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab, und die schwarze Señora schleppt ihr langes theures Seidenkleid nicht ärger und länger durch den Staub und Straßenschmutz, als das ärmste Negerweib, das mit einem Korbe voll Gemüse auf dem Kopf zu Markte kommt, ihren alten, schmierigen und zerrissenen Kattunlappen — denn die Mode war jetzt hier in voller Blüthe. Ich begreife dabei nur nicht, wie mitten zwischen solchen Carricaturen wirkliche weiße Ladies sie noch aufrecht erhalten konnten; das, wie die Mode selbst, bleibt ein Räthsel.

Uebrigens hat der letzte Sturm den in St. Thomas herrschenden Luxus sehr begünstigt, und besonders der ärmeren Klasse die Mittel geboten, sich entschieden hervor zu thun. Die Ladungen einiger Schiffe, wenn sie auch vom Seewasser beschädigt waren, wurden doch gerettet und nachher natürlich zu

Spottpreisen öffentlich versteigert. Die Neger aber hatten gleich nach den Unglücksfällen für sehr wenig Arbeit sehr hohe Löhne erhalten, und deshalb Geld in Händen. Sie kauften jetzt in Masse die havarirten Ausschnittwaaren, und seit der Zeit rauscht es in St. Thomas von endlosen Schleppen steif gestärkten Kattuns, und gentlemen of colour tragen Röcke und Hosen, auf denen sich noch deutlich die in den Ballen erhaltenen See- oder auch Bilchwasserspuren abzeichnen.

Der Neger ist von Natur mildthätig, denn er hat das Unglück aus eigener Erfahrung kennen lernen, achtet dabei auch, wie sich nicht leugnen läßt — das Alter mehr, als es oft civilisirte Nationen zu thun pflegen. Alte Neger treten aber auch deshalb mit einer unbeschreiblichen Würde auf und werden darin nur — aber gründlich — von alten Negerinnen übertroffen.

Woher es kommt, weiß ich nicht, aber fast alle alten Negerfrauen haben einen Grundbaß, von dem sie den vollständigsten und unumschränktesten Gebrauch machen. Sie lachen dabei selten oder nie — das überlassen sie dem jungen Volk, und wenn sie sprechen, geschieht es stets in dictatorischer und so entschiedener Weise, als ob jedes Wort ein Gesetz wäre.

Es giebt kaum etwas Würdevolleres, aber auch zugleich Komischeres, als so eine alte Negerlady zu sehen, wenn sie, sehr decolletirt, mit gespreizten Knieen, die kurze qualmende Pfeife in der rechten Hand, die linke auf ihr Knie gestützt, vor ihrer eigenen Thür sitzt und ihre Meinung über irgend einen beliebigen Gegenstand ausspricht, oder vielmehr einen Bescheid ertheilt, denn Widerspruch wäre doch nicht denkbar. Die jüngeren Leute behandeln sie dabei stets mit Ehrfurcht, und nur gefährlich wird die Sache, wenn eine andere ähnliche Dame — vielleicht die Nachbarin — anderer Meinung sein sollte. Die Folgen sind in einem solchen Fall nicht abzusehen. Zu Thätlichkeiten kommt es freilich nie zwischen ihnen, und der Schluß eines solchen Wortkampfes ist fast stets der, daß die Ueberwundene aufsteht, mit einer verächtlichen Bewegung in ihr Haus geht, und dort drinnen nur um so viel lauter weiter raisonnirt.

Alte Neger mit weißen Haaren tragen fast stets hohe

schwarze Seidenhüte und einen schwarzen Rock mit weißen Hosen. Im Ganzen sind die Neger überhaupt nicht unreinlich — die untersten, verworfensten Klassen ausgenommen, die sich dann aber auch vollkommen gehen lassen, so daß man da oft, besonders unter den Frauen, wahren Abscheu erregenden Gestalten begegnet. Stehen die Negerinnen aber, besonders bei irgend einer Herrschaft, im Dienst, so halten sie sich, fast ohne Ausnahme — immer höchst reinlich und gehen dann auch nie auffallend gekleidet — den Lappen ausgenommen, den sie, ebenso wie ihre Herrinnen, hinter sich herschleifen.

Im Hotel du Commerce hatten wir übrigens auch — als Gegensatz zu dem liederlichen und schmutzigen Negervolk, das sich besonders gegenüber vor einem ordinären Branntweinladen herumtrieb und die Luft oft mit seinen laut geschrieenen Zoten erfüllte, die vollste Aristokratie der afrikanischen Race in ihrer letzten Abstufung, oder vielmehr in ihrem Uebergang zu dem Geschlecht der Weißen, und zwar zu der besseren Gesellschaft, denn ich möchte die wirklich gut erzogene Quadrone doch nicht unter den gemeinen Irländer oder eine andere ähnliche Nationalität anreihen.

Es waren dies Frau und Töchter eines haytischen Ministers, die hier nur auf Schiffsgelegenheit warteten, um nach Hayti zurückzukehren, da die englischen, sonst die Verbindung unterhaltenden, Dampfer gegenwärtig der gefürchteten Quarantaine wegen keine Passagiere von St. Thomas mitnahmen.

Die Mutter der beiden jungen Damen konnte die Quadrone nicht verleugnen, ja sie war kaum weiß genug dafür; die beiden Töchter aber, besonders die Jüngste, würde Niemand, der nicht die genauen Merkmale der Blutmischung kannte, für andere als weiße Damen gehalten haben. Es waren zwei junge liebenswürdige Wesen und — wenn ich nicht irre, in Paris erzogen und ausgebildet, dabei bescheiden und anspruchslos in ihrem ganzen Betragen. Die schwarzen Aufwärter flogen aber auch, wenn sie ihnen nur einen Wunsch an den Augen absehen konnten. — Sie beabsichtigen jetzt mit einem deutschen Schiff nach ihrer Heimath überzusetzen.

Ich selber wartete auf eine französische Barke, die uns nach Laguayra bringen sollte, und wenn ich mich auch nicht

vor der Cholera fürchtete, so ist doch stets der Aufenthalt in einer Stadt, in der nun einmal eine ansteckende Krankheit herrscht, nicht gerade angenehm. Ich sehnte mich wenigstens danach, wieder einmal die frische reine Seebrise einzuathmen.

Eine Wohlthat könnte man übrigens dem Platz erweisen, denn eine Hauptursache von Krankheiten ist doch nur in zu vielen Fällen Unreinlichkeit und das Verfaulen weggeworfener Ueberreste oder todter Thiere. In St. Thomas giebt es aber keine Zapoletes oder Aasgeier, und doch wie leicht wäre es, diese nützlichen, ja an manchen Stellen nothwendigen Thiere von Vera-Cruz sowohl, wo es deren in Unmasse giebt, wie von Venezuela aus hinüber zu bringen. Zu fangen sind sie dort unendlich leicht; an jedem Marktplatze könnte man Hunderte bekommen, und wie wenig Transportkosten würden sie zahlen. Aber es bekümmert sich eben kein Mensch darum, und doch bin ich überzeugt, daß sie den Preis ihrer Anschaffung jährlich an Beerdigungskosten abtragen würden — die Menschenleben dabei gar nicht gerechnet.

25.

Von St. Thomas nach Laguayra.

Endlich kam auch unser Aufenthalt in St. Thomas zu einem Abschluß. Am 7. März segelten wir aus dem Hafen, und ich muß gestehen, daß sich mir dabei eine Last von der Brust wälzte.

Ich bin gewiß nicht ängstlich, und auf der Insel selber wurde so wenig oder gar nicht von der, dort allerdings auch sehr mäßig herrschenden Krankheit gesprochen, daß man ihrer fast vergaß. Trotzdem ist es eben nicht angenehm, in einer Stadt zu sein, von der man weiß, daß in ihr eine ansteckende Krankheit existirt. Man kann sie mit jedem Luftzug einziehen, und es war uns Allen ein wohlthuendes Gefühl, und ordentlich

frei athmeten wir auf, als uns endlich die frische Seebrise wieder entgegenwehte.

Die Fahrt selber verdient keine Beschreibung, denn sie verlief monoton genug, und bei einer 24stündigen Windstille hatten wir keine andere Unterhaltung, als daß wir einen einzelnen, vielleicht verwittweten Haifisch fingen. Die Passagiere dagegen verlangen eine Erwähnung, denn ein gemischteres Corps konnte es kaum auf der ganzen Welt geben.

Wir waren unserer Sechs: drei Deutsche, zwei Amerikaner und ein Geistlicher aus Venezuela. Capitain und Mannschaft sprachen nur Französisch — der Capitain ausgenommen ein klein wenig Spanisch. Die beiden Amerikaner nur Englisch, der Geistliche nur Spanisch, der eine Deutsche nur noch Englisch, und wir anderen beiden Deutschen verarbeiteten alle vier Sprachen. Manchmal gab es dabei eine Heidenconfusion, denn man wurde wahrhaftig irre, mit wem man sprach und was man reden solle, und es mag etwa so beim Thurmbau zu Babel gewesen sein, so daß die Leute zuletzt verrückt wurden und auseinander liefen. Uebrigens hätten wir kaum eine nettere Gesellschaft zusammenbekommen können, denn wenn auch das nachfolgende rauhe Wetter Einige — besonders den Geistlichen — der entsetzlichen Seekrankheit in die Arme warf, erholten sie sich doch bald wieder, und wir verlebten die kurze Zeit der Fahrt — fünf Tage von St. Thomas nach Laguayra — angenehm genug.

Der Capitain wie seine Steuerleute waren dabei prächtige Menschen, wie es die Franzosen fast immer sind. Ich verabscheue die französische Wirthschaft und Regierung der „großen Nation", aber ich liebe die Franzosen selber und verkehre gern mit ihnen.

Die kleine Barke „Tamaupilas" lief vortrefflich, schlingerte aber bei der geringsten Gelegenheit entsetzlich, und ich habe sie oft dabei erwischt, daß sie den allerdings vergeblichen Versuch machte, sich zwischen den kurzen uns treffenden Wellen, zweimal zwischen jeder, von einer Seite zur andern zu werfen. Sonst aber hatten wir ein sehr gutes Leben an Bord: schmackhafte Kost und guten Medoc, und nur die Angst vor der uns in Laguayra drohenden Quarantaine dämpfte manchmal unsere

Fröhlichkeit. Wie das Schwert des Damokles hing sie über uns, denn wir wußten natürlich nicht, ob wir drei oder dreißig Tage bekommen würden. Aber die Sache ließ sich nun einmal nicht ändern. Wir waren in for it, wie der Amerikaner sagt, und mußten sehen, wie wir wieder hinauskamen, machten uns auch wahrlich keine unnützen Sorgen.

Am 12. endlich, nachdem wir in der Nacht hatten Segel kürzen müssen, um nicht im Dunkeln auf die Küste zu rennen, liefen wir das Land, etwa Morgens um acht Uhr, an — aber etwas zu weit östlich, um vor dem Winde nachher unsern Bestimmungsort erreichen zu können, und segelten dann die wundervolle, herrliche Küste entlang gen Westen, bis wir von Weitem endlich den eigentlichen Hafen Laguayra erkennen konnten.

Die hohen Berge deckte leider der Nebel, der heute auf der ganzen Küste lag, aber doch ließen sich bald die dort ankernden Schiffe und die weißen Häuser an den Hügelhängen erkennen. Wir selber aber, arme Ausgestoßene, mit einem „schmutzigen" Patent*) in der Tasche, durften nicht wagen, uns unter die auserwählten dort ankernden Fahrzeuge zu mischen, sondern mußten beilegen, um erst da draußen die Befehle der hohen Obrigkeit zu erwarten. Diese kamen auch bald. So wie wir nur unser besonderes Zeichen an dem Mast gezeigt, daß wir von St. Thomas kamen, wurde auf dem Signalhügel die gelbe (Quarantaine?) Flagge aufgehißt, und bald danach kam in höchst unceremonieller Weise ein Boot zu uns heraus, das — war es Ironie? — ein schmutziges Taschentuch an seiner Fahnenstange trug und mit drei braunen halbnackten Jungen bemannt war. Diese brachten uns ein Papier an Bord, d. h. sie reichten es nur einem der niedersteigenden Leute hin, und schoben dann rasch wieder ab. In dem Papier standen die kurzen, aber wenig tröstlichen Worte:

„Ihr habt in Quarantaine zu gehen — legt Euch drei Meilen von der Rhede, *unter* den Wind, nahe bei Cabo blanco (westlich) vor Anker und erwartet das Weitere."

---

*) Es ist ein höchst komischer Ausdruck in der spanischen Sprache, daß man sagt ein „schmutziger" (sucio) und „reiner" Gesundheitspaß.

Die Jungen im Boot wollten und durften dabei nicht einmal einen Brief mit an Land nehmen. Sie riefen uns nur zu, die gelbe Flagge aufzuziehen, und fragten uns, ob wir etwas vom Lande verlangten, worauf unsere einzige Antwort war: Frische Provisionen — dann ruderten sie, so rasch sie konnten, wieder dem Lande zu, und unsere eigenen Raaen flogen herum. Vor dem Winde, wie wir gekommen, passirten wir die Stadt, und gewissenhaft, eher 5 als 3 Meilen Distanz nehmend, ankerten wir, etwa 1 englische Meile ab vom Ufer, in der hohen See in etwa 7 Faden Wasser und in einer nichts weniger als angenehmen Stimmung. — Eine gelbe Flagge hatten wir übrigens gar nicht, und eine kleine sehr schmutzige französische mußte deshalb den Dienst der Quarantaineflagge verrichten — und verrichtete ihn auch.

Der Nachmittag verging uns langsam und peinlich genug; es ist ein ganz verwünschtes Gefühl, als ein Ausgestoßener betrachtet zu werden, und ich begreife nicht recht, wie es Menschen geben kann, die diesen Zustand ihre ganze Lebenszeit ertragen — aber was ließ sich thun? Wir waren „in for it“ und mußten still halten, ahnten aber schon, daß sich an diesem Tage Niemand weiter um uns kümmern würde. Die kleine „Tamaupilas“ rollte dabei in der ziemlich unangenehmen See zum Verzweifeln herüber und hinüber, und das Schlimmste war, daß es sich noch gar nicht berechnen ließ, wann dieser Zustand ein Ende nehmen würde.

Am nächsten Morgen hofften wir nun bestimmt, daß mit Tagesgrauen, um die Morgenkühle zu benutzen, das Doctorboot zu uns herauskommen würde, um unsern Zustand zu untersuchen, und eine solche Untersuchung konnte nur günstig für uns ausfallen. Wir waren Alle gesund wie die Fische und auch noch keine Stunde auf der Reise (die Seekrankheit abgerechnet) unwohl gewesen. Aber der Morgen verging — es wurde Mittag und kein Boot kam, bis wir endlich gegen ein Uhr etwa ein kleines Segel erspähten, das augenscheinlich, von der Rhede ab, auf uns zuhielt.

Der Quarantainearzt in Laguayra war früher ein Deutscher gewesen, und wir Deutschen an Bord hofften schon, daß er selber zu uns herauskommen würde, denn mit den Eingeborenen

ist unter solchen Umständen selten ein vernünftiges Wort zu sprechen. Schon der Name Cholera jagt ihnen einen panischen Schrecken ein. Leider kam aber ein junger Venezolaner, der sich außer dem Wind mit seinem Boot hielt und uns auf unglaubliche Distanz, natürlich in unverständlichen Lauten, anschrie. Er mußte aber schon näher kommen, denn bei dem Rollen der See und dem Plätschern des Wassers und Rauschen des Windes war auf diese Art keine Conversation möglich, und als er dann endlich so nahe zu unserer Barke gekommen war, wie er sich irgend getraute, begann etwa folgende Unterhaltung:

„Woher kommt das Fahrzeug?"

„Von St. Thomas."

„Wie viel Tage Reise?"

„Fünf."

„Irgend wer krank an Bord?"

„Nein — auch nicht gewesen."

„Krankheit in St. Thomas?"

„Wenig oder gar keine mehr."

„Gebt Eure Papiere an Bord, aber besprengt sie vorher mit Essig!"

Das war Alles! Ich nahm jetzt die Unterhaltung auf und suchte dem Mann auseinander zu setzen, daß wir Alle gesund wie die Fische wären, aber er behauptete — und wohl auch mit Recht —, daß er selber nichts bei der Sache thun könne, sondern erst berichten müsse. Er wollte auch anfangs nicht einmal Privatbriefe mit an Land nehmen, ließ sich aber doch zuletzt bereden, denn da ich selber Briefe von Deutschland für mich in Laguayra wußte, lag mir natürlich ungemein viel daran, diese vom preußischen Consulat zu erbitten. Natürlich mußten sie aber ebenfalls mit Essig getränkt oder wenigstens besprengt werden. Auf einen Draht gereiht, schickten wir sie dann glücklich mit unserem Boot ab nach dem andern, denn der Venezolaner wäre uns nicht zu nahe gekommen, erhielten dafür einen Korb mit Fleisch und Gemüse, das er mitgebracht, und sahen ihn dann wieder der Stadt entgegensegeln.

Nun herrscht aber an der Küste fast unausgesetzt der Nordost-Passat, der noch dazu manchmal ziemlich stark wehen

kann. Das Boot war vor dem Wind zu uns herausgekommen und hatte dabei die ziemlich hohe Dünung vollkommen zu seinen Gunsten gehabt, jetzt aber — bei der Rückkehr — Alles gegen sich. Der Arzt hütete sich auch bis dahin wohl, uns unter den Wind zu kommen, sondern hielt vor unserem Bug, jetzt aber, als er die Segel wieder setzte und aufkreuzen wollte, stellte es sich heraus, daß das Boot nicht gegen die heftige Brise und die Dünung aufsegeln konnte, sondern zurücktrieb. Die beiden Ruderer, anstatt gleich zu ihren Riemen zu greifen, versuchten es aber dennoch eine Weile, und wurden dabei natürlich so weit abgetrieben, daß sie es endlich aufgeben mußten, vor uns zu Lande zu kommen. Sie sahen sich genöthigt, die Segel einzunehmen und hinter uns vorbei zu rudern, wobei sie natürlich vollständig unter den Wind kamen, und jetzt bot sich uns ein eben so komischer als interessanter Anblick.

Der Doctor, obgleich er wußte, daß auf unserem Fahrzeug keine Idee von Krankheit herrschte, obgleich er Mannschaft wie Passagiere gesund an Deck gesehen, schien doch den Gedanken nicht ertragen zu können, unter dem Wind eines in Quarantaine liegenden Schiffes durchzugehen. Aendern ließ sich die Sache freilich nicht, denn es gab für ihn keinen andern Weg zurück nach Laguayra, und wir Alle lachten laut auf, als wir sahen daß er sich plötzlich — in dieser entsetzlich gefährlichen Nachbarschaft — in das Boot niederlegte und mit dem Segel zudeckte. Erst als sich das Boot vollständig aus Windesbereich zwischen uns und dem Land befand, richtete sich der wackere Mann wieder empor, und die beiden Leute hatten jetzt volle Arbeit, gegen Wind, Strömung und Dünung an, die lange Strecke nach Laguayra — was sie wahrscheinlich erst Abends erreichten — aufzurudern.

Der 13. März verging uns langsam genug. Wir versuchten allerdings, von Bord aus zu fischen, da wir kein Boot aussetzen durften, aber wir konnten nichts fangen, und in der Nacht, bei einer heftigen Böe mit Regen, schlingerte die „Tamaupilas" wieder reizend.

Die Aussicht, die wir von Bord aus hatten, war wirklich entzückend schön. Die hohen, dichtbewaldeten Berge dehnten sich im Süden weit nach Osten und Westen aus. An dem

einen Hange hin lief die deutlich erkennbare Straße, die von Laguayra nach Caracas hinaufführte. Ueberall an den Hügeln konnten wir freundliche, unten in Cocoswäldern oder in Fruchtbäumen halbversteckte Häuser erkennen, und Laguayra selber, über die niederen Küstenhügel gebaut, bot einen gar freundlichen Anblick. Zu jeder andern Zeit würden wir uns auch dem Genuß dieses herrlichen Bildes voll und gern hingegeben haben, jetzt aber, wo wir wußten daß wir gewissermaßen ausgestoßen und als Pestkranke betrachtet in der Welt lagen, machte es keineswegs den Eindruck, den es sonst wohl auf uns hervorgebracht.

Am zweiten Tage danach kam ein anderes Boot, mit dem ich meine Briefe erwartete, und das uns frische Provisionen brachte. Aber schon das ganze Manövriren desselben deutete auf nichts Gutes. Als es herankam, blieb es etwa 400 Schritt von unserer Barke entfernt unter dem Winde liegen und zog seine Flagge auf, zum Zeichen, daß wir ein Boot hinübersenden sollten. Wäre unsere halbe Besatzung an Cholera, Blattern oder Pest krank gelegen, die Leute hätten sich nicht alberner benehmen können. Das Boot wurde niedergelassen und abgesandt, und bald darauf kehrte es mit den nöthigen frischen Lebensmitteln und Früchten, die wir verlangt, zurück, und sehnsüchtig genug erwarteten wir dabei die Kunde, die uns vom Land aus werden würde.

Für mich war ein großes, dickes Paket dabei, das mir das preußische Consulat freundlich gesandt, Briefe aus der Heimath, neun an der Zahl, und ich vergaß darüber fast die Quarantaine. Anbei aber lag auch ein kleiner Brief des preußischen Consuls selber, worin er mir schrieb, daß er bedauere, mich an Bord der Barke zu sehen, denn die Junta de la Sanidad (Insanidad sollte es besser heißen) habe beschlossen, unser Fahrzeug die längste Zeit dort draußen in Quarantaine zu lassen, die das Gesetz gestattete: nämlich 40 Tage von unserer Abfahrt von St. Thomas an gerechnet. Die Reise selber hatte nur 5 Tage gedauert, also sollten wir 35 Tage in Quarantaine liegen bleiben.

Wie ein Donnerschlag traf uns diese Nachricht. Was jetzt? Der französische Consul hatte kein Wort geschrieben, eben so

wenig der Consignateur des Fahrzeuges — auch von der Regierung selber war uns nicht der mindeste Bericht geworden — nichts, als was wir durch das preußische Consulat erfuhren.

Das war ein Sonntag, und von jetzt an lagen wir da draußen wie verrathen und verkauft an unserem Ankerplatz. Keine Seele kümmerte sich mehr um uns — kein Boot kam ab — andere Fahrzeuge sahen wir vorbeisegeln, theils in den Hafen hinein, theils aus dem Hafen in die See, aber keins kam auch nur in Rufesnähe von uns, und selbst die Fischerboote, die wir anriefen, winkten scheu mit der Hand, daß sie uns nicht nahen dürften, und ruderten rasch vorüber. Es war rein zum Verzweifeln, und das Einzige, was mich tröstete, allein die erhaltenen Briefe, die mir gute Kunde von daheim brachten und die ich jetzt in aller Muße beantworteten konnte. Manchen Genuß hatten wir doch auch in der vor uns liegenden, wahrhaft prachtvollen Scenerie, die besonders am Abend des 16. März einen wahrhaft entzückenden Anblick bot.

Den Tag über hatte eine frische, kräftige Brise geweht und die Berge rein gefegt. An den dunkelgrünen Hängen zwischen den vorderen und hinteren Hügeln lagen milchweiße, wunderlich geformte Nebelstreifen, und links über den fernen Bergen zog sich in schwarzen Wolken ein Gewitter zusammen, dessen grollenden Donner wir bis hierher hören konnten. Die Sonne senkte sich dabei zum Horizont, und jetzt nahmen die Berge eine Färbung an, wie ich sie kaum in meinem Leben gesehen. Die Nebelstreifen, die aus den tiefen, dunkeln Thälern emporstiegen, sahen aus, als ob sie aus mattgeschliffenem Silber gefertigt wären — links lagerten noch immer die düsteren, fast schwarzen Wolkenschichten, aber darüber öffnete sich der blaue Himmel wie mit goldenen Rosen überstreut, und wie bei Dissolving views wechselten ununterbrochen die Schattirungen.

Jetzt zeigte sich zwischen den beiden höchsten Bergen eine blaugraue, durchsichtige Dunstschicht, die bald den blauen Himmel, bald ein schneeweißes Nebelmeer durch ihren Duft erkennen ließ, und wo die Sonne hier und da einen der Punkte erreichte, warf sie bald einen Gold-, bald einen Silberschein über einzelne Streifen. — Mehr und mehr zeichneten sich dabei die Schatten der verschiedenen steilen, aber dicht

bewaldeten Berghänge an dem immer dunkler werdenden Hintergrunde ab — schon ließen sich da und dort einzelne Feuer in den Schluchten erkennen — Laguayra selber schimmerte mit seinen bunten Häusern und braunen Hügelhängen in den letzten Strahlen der Sonne, und nun, als das Tagesgestirn sank, wechselten urplötzlich die verschiedenen Tinten und gossen eine röthlich-unsichere Färbung über die ganze Landschaft aus. Die jetzt vollkommen weißen Nebel drückten sich in festen Massen in die Thäler hinein, die wahrhaft pittoresken Contouren der Berge zeichneten sich scharf und klar gegen den Himmel ab. Nur über dem ganzen westlichen Horizont lag es wie eine breite Schicht glühenden Goldes und warf seinen funkelnden Schimmer über die ruhig wogende See.

Einen Moment noch; und Alles war verschwunden — bleigrau lag der Himmel, lagen die Berge, zwischen denen riesige Nebelgespenster ihren Lagerplatz gesucht und sich darin, in ihre langen, weißen Mäntel gehüllt, weit ausgestreckt. Die Sterne funkelten, die Berghänge waren schwarz geworden, und die Nacht hatte ihr Reich begonnen.

Indessen hatten wir an Bord befindlichen sechs Passagiere beschlossen, doch nicht so ganz müßig das Unangenehme über uns ergehen zu lassen und eine Petition an die Junta de la Sanidad aufgesetzt, in der wir dieselbe ersuchten, wenigstens uns Passagiere, die wir uns in voller Gesundheit befänden, frei zu lassen. Dieselbe ging Donnerstag den 19. mit dem dritten Provisionsboot, das uns besuchte, aber wenigstens eine halbe Meile ab vom Schiffe liegen blieb und ein Boot von uns erwartete, an Land — aber ohne scheinbaren Erfolg.

An dem nämlichen Tag trieb langsam mit der geringen hier herrschenden Strömung ein sehr schönes Exemplar jenes kleinen „Portugiesischen Kriegsschiffes" oder Galeere, wie es die Franzosen nennen, an uns vorüber und kam so dicht an Bord, daß es der Steuermann in einem übergeworfenen Eimer faßte und aufzog.

Dieses wunderbare Geschöpf, das sich aber auch im Stillen Meer vorfindet, schwimmt besonders häufig im Atlantischen Ocean und vorzugsweise im Caraibischen Meere herum und ist wohl von Jedem, der auch nur einmal das Meer in einem

Segelschiff befahren, wenn auch nur aus der Ferne beobachtet worden.

Es sind anscheinend einfache, länglich gestaltete Blasen von verschiedener Größe und fast immer in prachtvoll roth und blauen Farben spielend. In länglicher Form, nicht unähnlich einer großen, auf dem Wasser schwimmenden Fischblase, die beiden Enden etwas in die Höhe gedreht und das vordere, unter welchem die Fäden hangen, dicker als das hintere, habe ich sie im Atlantischen Ocean bis 10 Zoll Länge gesehen, während im Stillen Ocean Massen von kleinen herumschwammen, die oft kaum 1 Zoll Länge haben konnten.

Ich weiß nicht, ob das vielleicht Junge oder nur eine Abart der größeren waren, denn die Naturgeschichte dieses vielleicht wunderbarsten Thieres der Welt ist noch in tiefstes Dunkel gehüllt. Von desto größerem Interesse wird deshalb das sein, was wir an Bord der „Tamaupilas", am Cap Blanco in Venezuela in Quarantaine liegend, zu beobachten Gelegenheit hatten, und ich bin fest überzeugt, daß selbst von tausend Seeleuten kaum einer je Aehnliches gesehen.

Der wissenschaftliche Name dieser merkwürdigen Blase fällt mir jetzt nicht ein*), die Engländer aber, und auch die deutschen Seeleute, benennen sie mit dem oben stehenden Titel, wie ich auch von Matrosen gehört habe, daß sie das Thier By the Winder nennen, weil es eben stets, wie ein Segelschiff, dicht am Winde liegt und ersichtlich im Stande ist, die Blase so zu dirigiren, um damit zu steuern.

Der Anblick des kleinen Thieres, besonders im Sonnenschein, ist wahrhaft prachtvoll. Die Blase selber ist so angespannt, daß sie, wenn man sie an Deck legt und darauf tritt, mit einem lauten Knall zerplatzt. Der obere Theil erscheint dabei, wie bei einem Damenkragen, in halbe Falten gelegt, und das Ganze glüht und blitzt in den herrlichsten und feurigsten blau und rothen Farben, während jedoch die kleineren, besonders bei bewölktem Himmel, eine fast weiße Färbung haben und nur selten einen schwachen rothen Schimmer zeigen. Von dem vordern, mehr runden Theile hangen aber

*) Nach einem Aufsatz des Herrn Dr. Langenbach Physalia caravella.

eine Unzahl langer, geringelter Fäden nieder, die bei den größeren dunkelblau mit einer röthlichen Färbung erscheinen, von 6 bis 20 Fuß lang werden können und geringelt wie eine Miniaturschlange aussehen. Auf Deck ausgestreckt, gleichen sie fast einer langen Schnur blauer Perlen, im Wasser dagegen sind sie korkzieherartig gewunden, und das Thier kann sie, je nach Gefallen, mit wunderbarer Schnelle auf und nieder bewegen. Scheinbar aber, besonders wenn man in kurzer Entfernung daran vorbeisegelt, hangen sie regungslos in das Wasser hinab.

Diese Fäden, schleimig und zäh und meist von tiefer Indigofarbe, haben die eigenthümliche, aber allgemein bekannte Eigenschaft, daß sie auf der zarten Haut des Körpers schlimmer als Brennnesseln und fast wie glühende Kohlen brennen. Mit den Fingern — solche vielleicht ausgenommen, die eine sehr zarte Hand haben — kann man sie jedoch ungefährdet angreifen, nur muß man sich sehr in Acht nehmen, daß keine der Fasern den Rücken der Hand berührt, oder man wird den unangenehmen Schmerz viele Stunden lang spüren.

Von diesen Thieren habe ich in meinem Leben und auf meinen verschiedenen Seefahrten wohl viele Tausende gesehen und mich oft an ihrem Anblick erfreut, auch sehr viele, theils mit einem Netz, wie ich es früher bei mir führte, theils später einfach mit einem Eimer, gefangen und an Bord gezogen. Anfangs versuchten wir, sie auch zu erhalten und, als sie zusammenschrumpften, zu trocknen, aber es war nicht gut möglich, denn selbst auf Löschpapier blieb nur eine erst gallertartige, dann vollkommen trockene, fast durchsichtige Schicht zurück, die weder Form noch Farbe hatte.

Oft und viel sprach ich über diese Thiere mit Seeleuten, besonders mit solchen Capitainen, die den größten Theil ihrer Lebenszeit auf See zugebracht, und suchte zu erfahren, von was diese wunderlichen Geschöpfe eigentlich lebten, erhielt aber von allen dieselbe Antwort. Genau wußte es keiner zu sagen, aber sie alle glaubten, daß sich dieses blasenartige Geschöpf seine Nahrung in kleinen Insecten oder Mollusken durch diese brennenden Fasern finge oder auch vielleicht nur aus Salzwasser aufsöge. Das schien auch das Wahrscheinlichste.

Oft holten wir auch ein solches Blasenthier an Bord und suchten zu unterscheiden, an welchem Theile eigentlich, an dem dicken oder dünnen, der Kopf säße. Nirgends ließ sich jedoch eine Oeffnung erkennen, durch welche sich die Möglichkeit zeigte, daß es irgend eine Nahrung zu sich nehmen könne, und im Innern waren eben so wenig Theile derselben zu erkennen.

Dieses, was wir gefangen, hielten wir in dem Eimer mit Seewasser mehrere Stunden an Bord, ergötzten uns an den wunderbar schönen, schillernden Farben und untersuchten wieder auf das Genaueste, selbst mit einer Loupe, die geheimnißvolle Gestalt, auch ohne nur zu dem geringsten Resultat zu kommen. Den spitzen Theil des Körpers hob es am häufigsten empor und schien damit besonders umherzuschauen. Oben darauf war auch ein blaßrother Punkt, den man recht gut für ein Auge halten konnte. Das Alles blieb aber nur Vermuthung, und wir ließen das schöne Thier endlich wieder in See, wo es sich, obgleich wohl die Hälfte der an ihm niederhangenden Fasern abgerissen war, sehr bald wieder zu erholen schien.

Es dauerte nicht lange, so senkten sich die langen, blauen Fasern, die es an Deck krampfhaft und fest wie zu einem dicken blauen Ball zusammengezogen hatte, wieder in die See hinab, der in dem Eimer bedeutend eingeschrumpfte Körper dehnte sich allmälig aus, und noch in Sicht schien das Thier seine gewöhnliche Gestalt und Größe angenommen zu haben und sich vollkommen wohl zu befinden.

In den nächsten Tagen sahen wir wieder mehrere vorbeitreiben, ohne aber besonders darauf Acht zu haben. Die meisten kamen auch nicht nahe genug zum Schiff, und ein Boot durften wir der Quarantaine wegen überhaupt nicht in See lassen.

Sonntag den 22. kam das vierte Boot, ohne uns Antwort oder irgend eine Nachricht vom Ufer zu bringen. Der preußische Consul hatte uns anfangs geschrieben, daß sich unsere Lage ändern könne, wenn das nächste St. Thomas-Paket gute Kunde brächte. Das St. Thomas-Paket war eingetroffen, aber uns wurde auch nicht die kleinste Notiz darüber gegeben, und unsere Lage fing an, eine verzweifelte zu werden.

Als größte Plage an Bord stellte sich übrigens bald der Capitain selber heraus, denn ein so guter Mann er sonst war, und so liebenswürdig er sich zuweilen zeigen konnte, ein so furchtbarer Schwadroneur war er, und er konnte Einen manchmal mit seinem überdies nur halbverständlichen Französisch, da er immer den ganzen Mund voll von zerkautem Tabak und Saft hatte, fast zur Verzweiflung bringen. Die Sprachverwirrung an Bord wurde dabei immer größer, und man wußte zuletzt selber nicht mehr, was man eigentlich reden sollte.

Gestern, am 24. März, hatten wir böses Wetter. Der Wind blies scharf von Nordost, es regnete den ganzen Tag, und eine ziemlich hohe See machte sich auf. Heute, am 25., hatte sich der Wind allerdings wieder gelegt, der Himmel aufgeklärt, auch die See ziemlich beruhigt, es stand aber noch eine sehr bedeutende Dünung, in welcher unsere Barke auf das Unbarmherzigste schlingerte und rollte, d. h. von Seite zu Seite herüber und hinüber schwankte. Morgens acht Uhr etwa sah ich einen der größten dieser Portugese men of war, die ich je bemerkt, nicht weit von Bord treiben und zeigte ihn den anderen Passagieren. Wir hatten übrigens kein weiteres Verlangen, ihn an Bord zu heben, als auch die übrigen Seeleute aufmerksam darauf wurden und der Koch aus seiner Cambüse trat und über Bord schaute.

Das wunderliche Thier war etwa gerade da, wo er stand, bis dicht vor die Schiffswand gekommen, und er rief mir jetzt zu, hinüber zu ihm zu steigen und zu sehen, welche Masse kleiner Fische darum herschwärmten.

Ich hatte das noch nie bei diesen Blasen bemerkt und stieg deshalb auf das untere Deck hinab, um mich selber zu überzeugen.

Dicht an der Schiffswand trieb jetzt das schöne, in blau und roth prachtvoll schillernde Geschöpf, das einen deutlich und scharf eingeschnittenen Kragen oder Kamm auf dem Rücken trug, und um es her schwammen etwa dreißig Fischchen verschiedener Größe, von denen das längste kaum 3 Zoll halten mochte. Ich wollte aber meinen Augen kaum trauen, als ich

die Blase da unten in voller Arbeit, und zwar mit nichts Geringerem als dem Fischfang beschäftigt sah.

Deutlich konnten wir selbst von oben aus erkennen, daß das Blasenthier, dem man selbst bei genauer Untersuchung kaum eine selbstständige Bewegung zutrauen sollte, in den zum Theil zusammengezogenen blauen und schraubenartigen Fasern mehrere kleine todte Fische hielt, während die ganze Thätigkeit der Blase eine saugende Bewegung, ein leises Zusammenziehen und Ausdehnen zeigte. Sonderbar war es dabei, wie die kleinen Fische, halb scheu, halb gierig, das Thier umkreisten, denn während das geheimnißvolle Geschöpf die Fische in seinen giftigen und brennenden Fasern hielt, streiften sich fortwährend kleine Theile, Schuppen und Fleischfasern davon ab, so daß es ordentlich aussah, als ob sie von dem Blasenthier absichtlich ausgestreut würden, um noch mehr der jungen Brut heran zu locken und zu fangen.

Die Seeleute waren indessen sämmtlich herbeigekommen und erklärten, etwas Aehnliches in ihrem ganzen Leben nicht gesehen zu haben. Einer von ihnen nahm einen Eimer und suchte ihn so über das Thier zu werfen, daß er es, wenn er sich aufdrehte, darin fangen mußte. Er warf den Eimer aber sowohl das erste als das zweite Mal etwas zu kurz, ohne jedoch im Stande zu sein, die kleinen Fische damit wegzujagen. Sie wichen allerdings dem niederfallenden Eimer scheu aus, kehrten aber augenblicklich wieder zurück und schienen trotzdem die Gefahr, die ihnen von dem Blasenthier drohte, genau zu kennen, denn sie hüteten sich auf das Sorgfältigste, den Fasern nahe zu kommen. Der Polyp, denn zu dieser Klasse von Geschöpfen gehört doch jedenfalls der Portugese man of war, schien aber nicht im Stande zu sein, seine Fasern seitab zu werfen; er konnte sie nur durch ihr eigenes Gewicht niederhangen lassen; Alles aber, was in ihre Berührung kam, war auch sein, denn mit Blitzesschnelle wanden sich dann die berührten Theile auf und hielten, was sie erfaßten, mit unzerreißbarer Klammer.

Als der Seeman den Eimer zum dritten Mal niederwarf, wickelte sich beim Aufziehen ein Theil der langen, noch nieder-

hangenden Fasern um den Tauknopf des Bügels, und er zog daran den man of war herauf.

Der Anblick, den das Thier jetzt bot, war wundervoll. Es zeigte sich als eins der größten Exemplare, die wohl je in See vorkommen, und reichlich seine 10 Zoll lang, wie etwa 4 oder 4½ Zoll hoch. Die längsten Fasern, die dabei noch an ihm niederhingen, denn den größten Theil derselben hatte es zu einem blauen Ballen oder Klumpen unter seinem Körper zusammengezogen, mußten wenigstens 20 Fuß lang sein und hingen noch über Bord bis in die See nieder. Der Körper des Blasenthiers schrumpfte allerdings, so wie es sich gefangen und seinem Element entzogen sah, augenscheinlich zusammen, so daß es wenige Minuten später kaum die Hälfte seines früheren Umfangs hatte. Merkwürdig aber war der Anblick, den der blaue Klumpen unter der Blase bot, als wir denselben mit einem Stück Holz entwirrten, denn wir waren Alle außerordentlich vorsichtig, den Fasern nicht mit der Hand zu nahe zu kommen.

Schon von außen konnten wir deutlich erkennen, daß er mehrere kleine Fische dort hineingezogen trug, sobald wir aber den Knäuel öffneten, fanden wir nicht weniger als neun Stück darin verwickelt, von denen einige erst kürzlich ergriffen und getödtet, andere aber schon zum Theil halb aufgezehrt oder angefressen waren.

Was wir schon, als sich das Thier noch in See befand, von oben aus gesehen, daß es nämlich durch eine Art von Saugen die Schuppen von seiner Beute streifte und dabei auch einige Fleischfasern abfielen, zeigte sich jetzt in seiner Wirklichkeit deutlich genug. Es scheint demnach, daß das Thier, an den Wurzeln dieser langen Fasern verborgen, denn erkennen ließ sich nichts davon, eine Anzahl von Sauggefäßen hat, an welche es verschiedene Beutestücke zu gleicher Zeit anziehen und sie aussaugen kann. An manchen der Fische, von denen der größte knapp 3 Zoll hielt, der kleinste kaum 1 Zoll lang war, waren dicht neben den Kiemen die Schuppen gänzlich entfernt und das Fleisch erst zu einem kleinen Theil angefressen. Einer, obgleich schon länger getödtet, denn er zeigte sich starr, war unberührt, andere dagegen, besonders die

kleinen, schienen schon halb aufgezehrt und hielten kaum noch zusammen.

Woher das Thier die Kraft bekommt, drei oder vier solch kleiner Fische zu gleicher Zeit zu verzehren, begreife ich nicht. Eine Möglichkeit bleibt aber, daß es sie so lange in seinen Klammern hält, bis sie anfangen weich zu werden, und sie dann erst aussaugt; jedenfalls würden sich dann die Schuppen leichter ablösen. In Verwesung war übrigens noch keiner der gefangenen Fische übergegangen, denn ich löste sie sämmtlich heraus, um sie nachher an unsern Angelhaken zu befestigen und wieder andere Fische damit zu fangen, aber sie nahmen sie nicht.

Die Fasern des Blasenthiers waren durch das Heraufziehen und die rauhe Behandlung an Bord arg beschädigt worden, aber wir wollten es nicht tödten und warfen es wieder über Bord, wo es erst einen Moment seitwärts auf dem Wasser lag, sich aber dann wieder aufrichtete und nach und nach anfing, die emporgerollten Faserstücke, obgleich viele davon zerschnitten worden, niederhangen zu lassen. Die Thiere müssen außerordentlich zäh sein.

Wir hatten einen amerikanischen Schiffscapitain, Herrn Reynold aus Philadelphia, an Bord; der alte französische Capitain war seine halbe Lebenszeit auf See gefahren; ich selber habe manche Seereise gemacht und die Thiere oft beobachtet: aber weder Einer von uns noch von den Matrosen hatten je etwas Aehnliches gesehen oder es für möglich gehalten, und ich gestehe offen, ich würde es kaum selber geglaubt haben, wenn es mir ein Anderer erzählt hätte. Wir hatten hier aber den Beweis zu deutlich auf der Hand, und diese Zeilen mögen vielleicht dazu dienen, andere Seefahrer auf dieses wunderbare Geschöpf, das bis jetzt nur so wenig und von einzelnen Leuten beobachtet wurde, aufmerksam zu machen. Der einzige Platz freilich, wo es genau beobachtet werden könnte, wären die zoologischen Gärten von Hamburg, London oder Amsterdam. Dort, wo man dem Seewasser eher zugänglich ist, würde es nicht so schwer sein, ein kleines, aber natürlich ziemlich tiefes Aquarium herzurichten, und der Transport des zähen Thieres, wenn vorsichtig und unbeschädigt in

einem Netz gefangen, könnte nicht die geringsten Schwierigkeiten bieten. Ich bin fest überzeugt, daß es sich in einem mit Seewasser gefüllten und aufgehangenen Gefäß Wochen lang an Bord halten müsse. Nichts aber wäre lohnender und interessanter, als die Natur dieses räthselhaften Geschöpfes mit voller Sicherheit zu bewachen, und das würde die darauf gegewandten Kosten reichlich belohnen.

Am 24. hatten wir heftigen Nordostwind mit fast ununterbrochenen Regenschauern, der eine solche See aufwühlte, daß wir am nächsten Tage auf wahrhaft nichtswürdige Art hin- und hergeschaukelt wurden.

Donnerstag den 26. sahen wir, bei noch sehr hohem Seegang, ein Boot zu uns herauskommen, indem wir auch bald zu unserer Freude einen weißen Mann erkannten. Das war der erste Lichtblick in unsere Quarantainenacht, und richtig kam auch ein Arzt an Bord, d. h. er blieb dicht bei uns mit dem Boot liegen und ließ uns Alle an die Bulwarks kommen, um uns zu besichtigen. Ich glaube, die Untersuchung fiel gut aus, denn wir waren Alle gesund und wohlgenährt. Trotzdem dauerte es noch bis zum Sonntag, ehe das zweite Boot herauskam und uns freimachte, und am Abend des nächsten Tages, nachdem wir durch das Ungeschick der französischen Seeleute einen vollen Tag gebraucht hatten, um die drei englischen Meilen aufzukreuzen, erreichten wir endlich — mit welchen Gefühlen kann sich der Leser denken — die lang und heiß ersehnte und so oft durch unsere Fernröhre betrachtete Rhede von Laguayra — gerade zu spät, um an diesem Abend noch an Land zu kommen. Das ermöglichten wir erst am nächsten Morgen, und ich hatte hier nicht allein das wonnige Gefühl, nach dem furchtbaren Schlingern an Bord wieder einmal festen Boden betreten zu können, sondern auch gleich von einigen deutschen Herren — selbst an der Landung — auf das Herzlichste empfangen zu werden.

Der preußische Consul Herr Wilhelms war mit einem Herrn Schröder aus Laguayra herausgekommen, und die Herren hatten es schon unter sich ausgemacht, mich gar nicht in das Hotel zu lassen. Herr Schröder nahm mich ohne Weiteres und mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft in

seine prächtige Wohnung hinauf, und jetzt, nach einer langen, mühseligen Fahrt, sitze ich hier oben wieder einmal, nach langer Zeit, bei lieben, guten Menschen in einem freundlichen Gemach. Vor mir liegt das weite, blaue Meer, das mich die letzten drei Wochen auf die unbarmherzigste Weise hin- und hergeworfen, unter meinem Fenster selbst rollt die schäumende Brandung ihre Wogen an Land, und rechts da drüben, von der warmen Tropensonne übergossen, schaukelt ein reizender Cocospalmenhain seine gefiederten Wipfel in der Seebrise.

So wechselt mein Leben hier draußen; aber darin liegt ja auch gerade wieder der unendliche Reiz, der für alle Beschwerden und Entbehrungen wieder einen „armen Reisenden" so reich entschädigt.

26.

Laguayra.

Es ist immer ein höchst angenehmes und spannendes Gefühl, ein neues Land zu betreten, zu welchem Genuß man auch noch gewöhnlich durch eine vorhergehende Leere: eine längere oder kürzere Seereise vorbereitet wird. Hier dagegen fand ein außergewöhnlicher — ich möchte fast sagen unnatürlicher Zustand statt, da man uns in den siebzehn langen Tagen der Quarantaine das Land gewissermaßen erst zeigte und uns an den Anblick desselben gewöhnte, ehe man uns verstattete, es zu betreten. — Es war freilich eine „Thierquälerei", aber sie wurde doch auch überstanden und machte uns — wenn das möglich gewesen wäre, das Land vielleicht dadurch nur noch lieber.

Venezuela zeigte sich aber auch hier in der That von der liebenswürdigsten Seite, denn schon der Anblick der kleinen Hafenstadt selber, zwischen ihren Cocospalmen und von den grünbewaldeten mächtigen Berghängen überragt, war entzückend schön. — Und dazu der herzliche Empfang meiner Landsleute

und das Bewußtsein, nicht mehr bei Tische neben unserem französischen Capitain sitzen zu müssen und die ganze Zeit über in die Ohren geschrieen zu bekommen — es waren Genüsse, wie man die Sache drehte.

Laguayra — oder auch La Guaira, wie es gewöhnlich geschrieben wird — ist nach dem kleinen Fluß Guayra so genannt, der, dicht hinter Caracas von zwei kleinen Bergwassern gebildet, hier, ich glaube unter anderem Namen, in See mündet, und eine freundlichere Lage haben sicher nur wenige Küstenstädte der ganzen Welt, wie dies kleine Städtchen. Freilich ist es kein ordentlicher Hafen, sondern nur eine offene Rhede, von welcher die Fahrzeuge, wenn einmal ein tüchtiger Norder eintritt, rasch flüchten müssen, um nicht auf den Strand gesetzt zu werden; und doch, wie leicht wäre es gerade hier, dem nachzuhelfen, was die Natur geboten hat, und einen wirklich geschützten Hafen herzustellen.

Unmittelbar vom Ufer empor ragen die Felsmassen, die noch außerdem den, den Häusern gewährten Raum so beschränken, daß man bis hoch in die Quebrada oder Schlucht hinein hat bauen müssen.

Läge der Platz in Nordamerika, so wäre schon lange ein tüchtiger Damm hergestellt, der, hinaus in See gebaut, das Brechen der Wogen an der Küste verhinderte, während jetzt selbst bei Windstille eine solche Dünung steht, daß Boote nur mit äußerster Vorsicht landen müssen, bei bewegter oder gar rauher See aber sich gar nicht der Küste nähern können. Fast von oben herunter könnte man die Blöcke hineinstürzen und dann später, wie man am Lande Raum gewönne, mit einer kurzen, schräg abfahrenden Eisenbahn, selbst ohne Locomotive, nachhelfen. Ja, das gewonnene Terrain würde fast die ganze Arbeit bezahlen. Aber die Abkömmlinge der spanischen Race sind einmal indolent und beuten nicht einmal das aus, was ihnen die Spanier selber vorgearbeitet haben, viel weniger denn, daß sie etwas Neues schaffen sollten.

Die kleine Stadt selber liegt, wie erwähnt, am Hang hinauf gebaut, und bis tief in die Quebrada*) hinein ziehen sich

*) Schlucht, enges Thal.

einzelne der kleinen lichten Häuser, während rechts und links am Strande hin freundliche Gärten mit Palmen und Bananen, und reizende Häuser, von dem saftigen Grün umgeben, überall dem Blick begegnen. Der Geschäftstheil Laguayras ist aber natürlich nur auf die zwei ersten Straßen beschränkt, denn dort unten müssen die Waaren abgelagert und dann wieder auf zweiräderige Karren geladen und nach Caracas hinaufgeschafft werden, wie auch alle Producte des innern Landes auf Karren von dort herunter kommen. Das Geschäft in Laguayra ist zum großen Theil in den Händen von deutschen Kaufleuten; das Importgeschäft fast ausschließlich. Der Handel hat freilich in den letzten Jahren und durch die ewigen, eine der andern folgenden Revolutionen enorm gelitten und wird einer geraumen Zeit bedürfen, ehe er sich wieder vollständig erholen kann. Aber die deutschen Kaufleute halten auch zähe aus, und während sie auf gute Zeiten hoffen, kämpfen sie wacker gegen die schlechten an.

Und ist es jetzt irgendwo besser in der Welt? Wir mögen hinsehen, wohin wir wollen, so finden wir, wenn auch nicht offenen Krieg oder Revolution, wie in den meisten Republiken, doch überall Mißtrauen oder gar Furcht. In Europa wie in Südamerika, in den Vereinigten Staaten, in Indien, in der Türkei, in Griechenland, Spanien, Italien, Rußland, überall gährt es und kocht es, und nur die Waffenschmiede und alle bei dem Kriegswerk betheiligten Arbeiter machen gute Geschäfte. Kein Mensch weiß, woher das kommt, ob es in der Luft liegt oder in den gefährlichen Gasen, die gegenwärtig aus allen Erdspalten aufsteigen und selbst den festesten Boden da und dort erbeben machen. Aber es wird nachgerade ein nicht allein gefährlicher, sondern auch unerträglicher Zustand, und ein gesunder Krieg wäre in der That wünschenswerther, als dies ewige Drohen und Beschönigen und heimliche Laden von Gewehren und Revolvern.

Wohin ich auch jetzt gekommen bin, überall fand ich den nämlichen trostlosen Zustand. — Wie gut könnten es die Menschen auf der Welt haben, und wie verbittern sie sich trotzdem das kurze Leben so muthwillig und fortwährend durch Ehrgeiz und Brodneid, und andere böse Leidenschaften. Aber

wer kann's ändern — nur die, die fortwährend hetzen und bohren, und diese fühlen sich leider, wie die Made in einem Käse, nur in einem solchen Zustande behaglich, ja finden sehr häufig nur in einem solchen ihre überhaupt gar nicht nothwendige Existenz.

Laguayra liegt terrassenförmig unmittelbar an der Bergkette, die von dem Meer aus emporsteigt und sich links von der Stadt bis zu der Silla, einer Kuppe von 7000 Fuß Höhe, erhebt. Wirklich schöne oder prachtvolle Bauten hat es allerdings gar nicht aufzuweisen, aber desto wohnlicher sind die kleinen Häuser im Innern und dem heißen Klima vollkommen angemessen eingerichtet.

In der spanischen Zeit soll es auch stark befestigt gewesen sein, und gegen die See zu könnte es recht gut uneinnehmbar gemacht werden, aber unmöglich wäre es, sich gegen einen von oben heruntersteigenden Feind zu halten, und selbst die nicht einmal mit Geschütz versehenen Revolutionstruppen haben es schon verschiedene Male genommen.

Nur unten am Wasser liegen jetzt noch einige Festungswerke, und ein malerisch genug gelegenes Fort überragt dabei die ganze Stadt; aber eine traurige Bande von Soldaten trieb sich dazwischen herum und benutzte den obern Raum innerhalb der Mauern — eigentlich der einzige vollkommen ebene Platz in der ganzen Stadt — gewöhnlich zum Einexerciren der Rekruten.

In Herrn Schröder's Haus, der mich mit so liebenswürdiger Gastfreundschaft aufgenommen, hatte ich ein Zimmer gerade nach der See hinaus. Das Haus lag etwa 150 Schritt vom Strande ab, aber schon hoch auf einem Felsen, der dicht darunter steil abfiel und eine Vogelperspective auf den gerade davor liegenden eingemauerten Marktplatz mit der Markthalle gestattete. Links von dieser lag das Fort, und ich amüsirte mich oft damit, den unten exercirenden Soldaten zuzusehen, wie gemüthlich sie ihr Tagewerk betrieben.

Eines Tages lag ich auch oben im Fenster — es war dicht vor Beginn der Charwoche, und die jugendliche Bevölkerung von Laguayra fing schon an, alle Arten von alten Musketen und Pistolen hervor zu suchen, um sich auf die Feier-

tage vorzubereiten und die verschiedenen Schießprügel in Stand zu setzen. Unten im Fort exercirte die Besatzung von Laguayra, etwa vierzig Mann mit ich weiß nicht wie viel Generalen darunter, denn Venezuela zählte damals, bei etwa drei oder viertausend Mann, zweitausend Generale. — Der Officier ließ gerade die, zwei und zwei marschirenden Soldaten links abschwenken, als plötzlich unter dem Fort, am Seestrand, ein Schuß fiel. In demselben Moment löste sich, wie nach stillschweigender Uebereinkunft, die ganze Colonne auf, und alle Soldaten — der Officier natürlich mit — liefen an die Brustwehr, um hinüber zu sehen. Jedenfalls mußten sie auch dort etwas Interessantes bemerken, denn wohl zehn Minuten blieben sie da und schienen sich vortrefflich zu amüsiren, dann erst gab der Officier wieder einen Befehl, und die Leute schlenderten nun langsam zurück, um ihr unterbrochenes Exercitium wieder aufzunehmen.

Westlich von Laguayra hat früher der eigentliche Hafenplatz gelegen, und dort stehen auch noch die Spuren der früheren Stadt, die das furchtbare Erdbeben im Jahr 1812, das auch Caracas verwüstete, damals in Trümmer legte. Dort steht noch die Hälfte einer alten Kirche mit eingestürzten Mauern, dort stehen noch eine Menge von Hauswällen, deren Dächer zusammenbrachen und dann im Innern, im Lauf der Zeit, verfaulten, wo jetzt Sträucher und selbst Bäume üppig emporwuchern. Ob es den Leuten zu viel Mühe schien, dies alte Mauerwerk einzureißen und an derselben Stelle wieder neu zu bauen, oder ob sie fürchteten, daß sich die Erdstöße gerade hier wiederholen könnten, kurz, sie zogen sich weiter nach Osten, um da die neue Stadt zu bauen, und doch sind sie auf dem neuen Platz viel mehr durch die Felsen beengt, als sie es auf dem alten waren, und jedenfalls der nämlichen Gefahr ausgesetzt. Für Jemanden aber, der kurz vorher die Vereinigten Staaten durchzogen, wo jeder Fußbreit Boden in der Nähe einer Stadt werthvoll ist und benutzt wird, ist es wirklich ein wunderlicher Anblick, hier eine Hafenstadt zu sehen, die, als Pforte eines unendlich reichen Landes, in ihrer unmittelbaren Nähe einen Vorrath von Ruinen aufgestapelt läßt, und mit dem unbenutzten Platz auch gar nichts anzu-

fangen weiß — denn selbst Gespenster fehlen darin, mit denen man wenigstens bei uns eine solche verfallene Stadt rasch bevölkern würde.

Der einzige Landungsplatz in Laguayra liegt unmittelbar vor der Duana oder dem Steuergebäude, wo hinaus ein kleines Werft gebaut ist, um wenigstens den Booten und Lanchen, oder Lichterfahrzeugen, eine Landung zu erlauben. Aber selbst dieser kleine Platz ist nicht gegen die schwellenden Wogen des Oceans geschützt, und selbst Menschen verunglücken dort nur zu häufig.

Die Gegend westlich von Laguayra, wenn man erst aus den die Stadt umgebenden Gärten heraus ist, bietet wenig oder gar nichts Schönes, denn nach Cabo blanco hinaus, dessen kahlen Felsen gegenüber wir in Quarantaine lagen, sind die niederen Küstenhänge ziemlich öde, und wenn man nicht in die hohen Berge selber hineinsteigen, sondern einen Spazierritt im flachen Land, also unmittelbar am Strand, machen will, so muß man auf eine freundliche Scenerie verzichten. Wunderhübsch dagegen ist ein Ritt nach Osten zu, am Strand und durch die dort liegenden Gärten und Plantagen hin. In liebenswürdigster Weise wurden mir von meinen deutschen Landsleuten Pferde zum Ausreiten zur Disposition gestellt, und ich machte gern Gebrauch davon, denn die reizende Scenerie lohnt mit verschwenderischen Händen jeden Besuch nach Osten zu, ja man gewinnt manchmal von einer Höhe einen offenen Blick über das üppige Land mit dem blauen Meer zum Hintergrund, der wirklich unbeschreiblich schön ist. Und was für prachtvolle Bäume stehen dort am Strand — Mango-Bäume mit ungeheuern Stämmen und Wipfeln, wie übersäet von den goldgelben, rothangehauchten Früchten; Cocospalmen und Bananen, so hoch und stattlich wie nur irgendwo, und dazu eine Masse von fremdartigen Bäumen und Gesträuchen mit oft wundervollen Blüthen und Blumen.

Auch ein Indianerdorf passirten wir hier, das an einem ziemlich steilen Hang und auf Lehmboden gebaut ist, so daß ich wirklich nicht recht begreife, wie die Bewohner desselben in der Regenzeit, und wenn der Boden dort schlüpfrig wird, auch nur eine Communication untereinander unterhalten kön-

nen. — Ueber den ganzen Hang aber zerstreut, und nur hier und da unter den Fruchtbäumen hineingeschmiegt, standen die kleinen einfachen Lehmhütten, und vor den Thüren saßen die Frauen und Mädchen mit ihrer Arbeit beschäftigt. Doch es ist scheues Volk und mag mit den Weißen — Grund genug haben sie jedenfalls — nicht gern verkehren. So wie sie wenigstens unsere kleine Cavalcade ankommen sahen, sprangen die jungen Mädchen, die langen, straffen, schwarzen Haare um die Stirnen flatternd, regelmäßig auf und flüchteten in die Häuser hinein, von denen aus sie uns dann — selber verdeckt — beobachteten, bis wir vorüber waren. Selbst die Kinder gingen uns, wo sie das irgend konnten, scheu aus dem Wege — genau so wie es die kleinen indischen Kinder auf Java gemacht hatten.

Es sind sehr viele Deutsche in Laguayra, aber ein eigentlich deutsches Element giebt es dort kaum, weil sich die meisten der dortigen Kaufleute mit den wirklich liebenswürdigen Töchtern des Landes verheirathet haben und dadurch in die Familien selber eingetreten sind. Aber darum halten sie doch wacker zusammen, und ihren gesellschaftlichen Vereinen hat die Mischung mit dem schönen — und hier wirklich schönen Geschlecht Venezuelas nicht den geringsten Abbruch gethan, ja sie wahrscheinlich noch viel mehr gefördert und belebt.

Die politischen Zustände lagen übrigens gerade jetzt drückend auf der ganzen Geschäftswelt, denn man verhehlte es sich nicht, daß in der allernächsten Zeit auch hier und in der Hauptstadt die Revolution gegen den Präsident Falcon ausbrechen müsse, die schon im Osten und Westen des Reiches begonnen hatte und näher und näher gegen Caracas und Laguayra heranrückte. — Barcelona, Provinz und Stadt, hatte sich für die Revolution — oder wie man hier sagte: die Blauen, oder wie sie sich selber nannten: die Reconquistadores erklärt. Im Thal von Aragua, den Fruchtgarten Venezuelas beherrschend, lagen ebenfalls die Insurgenten, und Falcon hielt ein oder zwei Kriegsschiffe fortwährend bereit, ihn, wenn es einmal plötzlich nöthig werden sollte, rasch aufzunehmen. Er wußte selber recht gut, daß seines Bleibens nicht lange mehr im Lande sein würde.

Diese Ungewißheit nun, wann der Kampf ausbrechen würde, lastete natürlich wie ein Alp auf jedem Geschäft, und noch schlimmer wurden die immer und immer wieder auftauchenden Zweifel dadurch, daß man aus dem innern Land selber gar keine bestimmte Nachricht erhalten konnte. Man wußte wohl, daß überall Streifcorps der Revolutionäre lagen, aber dazwischendurch waren die kleinen Städte auch wieder von Regierungstruppen besetzt, die sich dann gegenseitig natürlich daran verhinderten, bestimmte Nachrichten aufkommen zu lassen. Uebrigens ist man ja in allen diesen Republiken schon Revolutionen gewohnt und weiß so ziemlich, wie man ihnen zu begegnen hat — nur das Vertrauen zerstören sie jedesmal, und gerade davon lebt ja der Kaufmann.

In Laguayra selber hielt ich mich übrigens nur kurze Zeit auf, und so gastlich ich aufgenommen worden war, drängte es mich doch, das nicht ferne Caracas zu sehen, von dem ich schon so viel gehört und gelesen, und auf das ich mich lange vorher gefreut. Mein Plan war dann, nach Laguayra zurückzukehren, mich nach der Provinz Barcelona, und zwar mit einem Segelboot einzuschiffen, da der Revolution wegen die Dampfer dort nicht mehr anlegten, und von dort ab dann durch die Llanos bis nach Angostura am Orinoco vorzudringen. Das Land war in Aufruhr, ja; aber Fremde haben selten von diesen Revolutionen, denen sie ja auch fern stehen, etwas zu befürchten, und außerdem kann man sich durch sie nicht abschrecken lassen, oder man würde nie Gelegenheit finden, eine der südamerikanischen Republiken im Innern kennen zu lernen.

Nun giebt es aber von der Küste aus verschiedene Wege, um die Hauptstadt des Landes zu besuchen, und der bequemste ist jedenfalls der neu angelegte Fahrweg, auf dem täglich zweimal eine sogenannte Diligence die Verbindung unterhält. Zwischen Caracas und Laguayra liegen die hohen Küstenberge, welche, die 7000 Fuß hohe Silla ausgenommen, etwa 5000 Fuß hoch sein mögen. Ueber diese ziehen sich die beiden alten Reitpfade und der Postweg hin, und von der Höhe muß man nachher wieder etwa 2000 Fuß hinabsteigen, um das in einem weiten Thalkessel liegende Caracas zu erreichen. Aller=

dings existirt noch ein alter, schon von den Spaniern angelegter Weg, der von Laguayra ab erst eine kurze Strecke westlich am Strand hinauf führt und dann allmälig, bis zur Hauptstadt selber, ohne eine einzige häßliche Steigung, in die Berge hinauf führt und zwar so, daß man den 5000 Fuß hohen Paß gänzlich vermeidet. Es wäre auch nichts in der Welt natürlicher gewesen, als diese so zweckmäßig als möglich angelegte Bahn zu dem erst kürzlich neugeschaffenen Weg zu benutzen — aber der Bauunternehmer hatte unglücklicher Weise einen Verwandten mit großem Landbesitz an der andern Seite des Hanges — den konnte er nicht mit dem Weg, im wahren Sinne des Worts, links liegen lassen, und da der Staat ja doch die Kosten trug, so lag nichts daran, ob der Weg so viel theurer wurde und die Frachtkarren 2000 Fuß höher steigen mußten und ihre Thiere dabei ruinirten. Der neue Weg wurde deshalb durch das Land des Verwandten angelegt, und die Kärrner und Reisenden verfluchen jetzt regelmäßig den schurkischen Wegbauer, noch dazu, da sie auf jeder Fahrt die alte bequeme Straße tief unter sich ihrem Ziel gerade entgegenziehen sehen. — Südamerikanische Wirthschaft! Ich entschloß mich übrigens dazu, lieber einen der Reitpfade, und zwar den sogenannten alten indianischen Weg, zu benutzen, um dann später bergab mit der Diligence zurückzukehren. Dadurch bekam ich beide Strecken zu sehen und hatte es jedenfalls mit der Fahrt bequemer. — Außerdem fand ich auch noch Gesellschaft, da sich einige meiner früheren Mitpassagiere von der „Tamaupilas" ebenfalls entschlossen hatten, Caracas zu besuchen.

Der Ritt war, bei dem herrlichsten Wetter, wirklich prachtvoll. Der, so wie wir die steilen Felsen erreichten, noch von alten Zeiten her durchgehends gepflasterte Pfad zog sich schroff an dem Hang in die Höhe und gewährte auf einzelnen Punkten einen wahrhaft prachtvollen Ueberblick über die Berge und das weit ausgedehnte Meer.

Die Entfernung zwischen Caracas und Laguayra könnte, wenn man im Stande wäre den Berg zu durchbohren, kaum mehr als anderthalb Leguas betragen, denn selbst auf diesem Zickzackweg, fortwährend bergauf und über den 5000 Fuß

hohen Rücken, legt ein gutes Thier den ganzen Weg in vier Stunden zurück. Je höher wir aber stiegen, desto kleiner zeigten sich da unten die auf der Rhede schaukelnden Schiffe, und entzückend wurde das Bild, wenn dann und wann die bunte, in ihre Cocospalmen hineingeschmiegte Hafenstadt einmal zum Vorschein kam und wie ein zierliches Miniaturbild zu unseren Füßen lag.

Unterwegs fanden wir nur hier und da eine kleine Hacienda, die ein einlaufendes Thal benutzt hatte, um ein paar Acker Land urbar zu machen. Hier und da stand auch wohl eine einzelne Lehmhütte, wo die Arrieros übernachten und Reisende um ein Billiges einen Becher voll Guarapo oder Chicha erhalten konnten. Sonst deckte nur wilder Wald die steilen Hänge, und da wir unsere Thiere ein wenig zu sehr schonten — einer unserer Begleiter konnte überdies gar nicht reiten —, so wurde es leider schon ziemlich spät, bis wir endlich die Höhe erreichten und dort nun plötzlich Caracas, weit ausgedehnt durch das ganze Thal, mit seinen in regelmäßigen Cuadras ausgelegten Straßen und mit den niederen, auf Erdbeben eingerichteten Häusern vor uns liegen sahen.

Leider durften wir nicht lange bei diesem wirklich malerischen Bild verweilen, denn die Sonne verschwand schon hinter den Bergen, und wir hatten noch einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, um theils an den Hängen hin, dann noch über eine Höhe hinweg und nachher steil bergab, auf ausgewaschenen Pfaden die Stadt zu erreichen. Schon nach Laguayra hatte ich aber eine sehr freundliche und herzliche Einladung von einem Landsmann, Herrn Rothe aus Caracas, bekommen, um dort, so lange ich mich in der Hauptstadt aufhielt, bei ihm zu wohnen, und sogar bis hier in die Berge herauf war mir mein Gastfreund entgegen gekommen, um mich da zu begrüßen. Er kannte auch den Weg genau, den wir zu nehmen hatten, und nachdem wir da oben in einer Berghütte, in Ermangelung von etwas Besserem, als Willkommenstrunk einen Cognac getrunken hatten, der genau wie englisch Pflaster schmeckte, stiegen wir den steilen Hang hinab und ritten, etwa eine Stunde später, durch die Pforte von Caracas, wo uns der Thorschreiber, ganz wie früher bei

uns in glücklichen Zeiten, einen Real à Person für Pflastergeld abforderte.

27.

Carácas.

So oft ich auch in meinem Leben ein fremdes Land oder eine fremde Stadt erreichte, machte ich mir immer — wenn das nicht schon früher geschehen war, im Geist ein Bild davon, um zu sehen, ob es denn in Wirklichkeit wohl nahe kommen würde; ich muß aber gestehen, daß es sich auch nicht ein einziges Mal völlig bewährte — es war immer anders, als ich es mir gedacht. Ich fand mich entweder enttäuscht, oder auch meine Erwartungen weit übertroffen, jedesmal aber sicher eine ganz andere Scenerie, als ich sie erwartet und mir ausgemalt.

Caracas, als alte spanische Stadt, hatte ich mir mit breiten Straßen, niederen flachen, Häusern und von reicher Vegetation umgeben gedacht. In der Vegetation hätte ich mich nun auch, so weit es die benachbarten Thäler betraf, vielleicht nicht geirrt, aber davon war in der Stadt selber natürlich nichts zu sehen und hier warf das erste Betreten derselben augenblicklich alle früheren Ideen über den Haufen. — Gasbeleuchtung! — wo hätte ich an Gasbeleuchtung gedacht, wenn ich mich in Gedanken mit Caracas beschäftigte — die Häuser waren allerdings niedrig, aber nicht mit flachen azoteas wie in den übrigen spanischen Städten, sondern mit schrägen, ziegelgedeckten Dächern — und die Straßen kamen mir so schmal und doch wieder bekannt vor, als ob ich schon einmal in meiner Kindheit hier gewesen wäre, wo uns der Raum ja überall viel größer scheint, und ich nun die früher erhaltenen Eindrücke noch im Gedächtniß hätte.

Die Stadt hat aber in der That eine ungemeine Ausdehnung, denn lange, lange Zeit ritten wir, die geraden

Straßen entlang, über das Pflaster, bis wir endlich — meine Reisegefährten waren schon vorher an einem Hotel abgestiegen — die freundliche Wohnung Herrn Rothe's, der hier mit seiner jungen *deutschen* Frau und einem kleinen allerliebsten Jungen hauste, erreichten.

Wunderliches Leben, das ich so führe und fast ein Menschenalter hindurch geführt habe — abwechselnd genug aber, das muß wahr sein! Aus dem traurigen Schiffsleben heraus zuerst in jede nur mögliche Bequemlichkeit hinein, und hier wieder in dem traulichen Familienkreis guter Menschen, um nach wenigen Tagen auf's Neue in die Wildniß einzutauchen. Aber ich bleibe wenigstens meinem Grundsatz treu: ich genieße was sich bietet und mache mir wegen des Kommenden keine Sorge, und dadurch habe ich besonders den Vortheil, daß ich mir nie eine fröhliche Stunde durch höchst nutzloses Grübeln oder Plänemachen verderbe.

Uebrigens hatte ich wirklich nicht geglaubt, daß ich in Caracas so viele Deutsche finden würde, als sich wirklich in den nächsten Tagen herausstellte, denn eine prächtige Gesellschaft aus allen Klassen und Geschäftszweigen stellte sich zusammen, und die kurze Zeit, die ich da oben in der freundlichen Stadt verlebte, verging mir wirklich wie im Fluge. Hier in Caracas fand ich aber das Nämliche, was mir schon in Laguayra aufgefallen, daß sich nämlich so viele Deutsche mit Creolinnen, d. h. von spanischen Eltern oder Großeltern dort im Lande geborenen Damen verheirathen, die glücklichsten Ehen führen und eine Anzahl von reizenden Kindern um sich her aufziehen. Ich habe wirklich in keinem Lande so viel hübsche Kinder gefunden, wie gerade in Venezuela — und trotzdem bleiben unsere Landsleute dabei Deutsche. Das ist aber in allen südamerikanischen Republiken der Fall, denn im nordamerikanischen Element geht der Deutsche auf. Die Kinder wenigstens verschmelzen mit demselben und haben das Wort dutchman so oft im Munde, wie irgend ein Yankee. Im spanischen aber erhält sich das deutsche Element und gewinnt sogar nicht selten das Uebergewicht.

Die gebildeten Familien Venezuelas stehen übrigens auch Europa viel näher, als irgend ein anderer Theil des südlichen

amerikanischen Continents, wie sie ihm ja auch schon durch ihre Lage näher gerückt sind. Sehr viele Venezolaner haben — und sogar mit ihren Frauen — „das alte Land" besucht, sprechen Französisch oder Englisch, ja selbst Deutsch, und neigen sich überhaupt mehr den Fremden zu, wie sie auch gern mit ihnen verkehren.

Häufig findet man in Gesellschaften der Venezolaner fast alle Nationen vertreten, und die Kinder aus solchen gemischten Ehen, wenn sie auch natürlich schon durch die Schule lieber Spanisch als eine andere Sprache reden, schämen sich doch nie, von fremden Eltern abzustammen und geben sich, wenn herangewachsen, sogar Mühe, die Sprache derselben nicht zu verlernen.

Caracas selber hat nicht allein sehr viele deutsche Kaufleute, und unter ihnen mit die angesehensten des Landes, ebenso wie Laguayra und Porto Cabello, sondern auch viele deutsche Handwerker giebt es dort. Merkwürdiger Weise aber nicht einen einzigen deutschen Arzt, und selbst nur einen einzigen in Laguayra, der aber kaum noch zu den Deutschen gerechnet werden kann, wie er auch sehr wenig mit ihnen verkehrt. Deutsche Apotheken sind mehrere dort.

Ebenso hörte ich die Klage, besonders in Caracas, nach guten deutschen Schustern und Schneidern, die dort, wenn sie ihre Arbeit aus dem Grunde verstünden, gewiß ihr gutes Brod verdienen würden.

Die Umgebung von Caracas ist wirklich wunderbar schön, wenn auch nicht gerade ächt tropisch, denn Palmen kommen nur in einzelnen Exemplaren vor, und die Cocospalmen tragen dort auf 3000 Fuß über der Meeresfläche nur sehr selten Früchte. Kaffee, Zucker und Bananen gedeihen aber doch — nur keinen Bambus sah ich, und ihn auch nirgends auf irgend einer Hacienda verwandt. Möglich daß das Land zu hoch und trocken dafür liegt. Leider fand ich Venezuela jetzt nicht in seinem frischen und prächtigen Grün, wie es schon wenige Wochen nach der Regenzeit herausbricht. Die lange Dürre hat sogar von vielen Bäumen die Blätter so total herabgeworfen, daß sie so kahl dastanden, wie bei uns im Winter. Auch der Boden zeigte nirgends junges Gras und

sah an den Hängen gelb und welk aus. Ueberblickt man aber das weite Thal, durch welches die Guayra aus den Bergen plätschert, dann kann man leicht erkennen, wie üppig das Alles hier aufblühen muß, wenn erst einmal die Wolken ihre Schleusen öffnen.

Aber ich genoß auch die Gegend, und zwar machte ich mit den dort gewonnenen deutschen Freunden ganz prächtige Spazierritte in die Umgegend, die nach allen Richtungen hin, und selbst in dieser Jahreszeit, wunderhübsche Punkte bietet. Bald ging es an Kaffeepflanzen und reichen Hacienden mit wahrhaft prachtvollen alten Bäumen hin, bald zu alten Ruinen hinaus, aus der spanischen Zeit — verfallen und verlassen, wie sie von ihren früheren Herren und den Herren des Landes geräumt wurden, bald an dem kleinen Strom Guayra hinauf bis zu dessen Ursprung, d. h. bis zu der Stelle, wo er von zwei anderen kleinen Bächen gebildet wird und mit diesen ein überaus fruchtbares, besonders zum Anbau von Zuckerrohr verwandtes Thal durchfließt. — Gerade dort draußen lag aber auch der Negergeneral Colina, die Geißel der Provinz und von dem Volk El Colera genannt, mit seinen Regierungstruppen, und das Herz mußte selbst einem Fremden bluten, wenn er sah, wie dies schöne Land durch eine erbärmliche und gewissenlose Regierung mißhandelt, ausgesogen und zertreten wurde. — Die Gegend war ja wunderschön — überall hoben sich die malerisch geschnittenen Bergkuppen empor, überall spannte sich der blaue klare Himmel. Hier blitzte der kleine muntere Strom durch ein Dickicht von wildem Rohr und Weiden, dort im Thal lagen die fruchtbaren Hacienden, mit ihren hellgrünen Zuckerfeldern und lichten Wohngebäuden — aber dicht an der Straße war Alles Verwüstung, als ob ein Heuschreckenschwarm über ein Maisfeld gerathen wäre — und wohl hatten die Herren hier auch wie die Heuschrecken gewirthschaftet.

Ueberall am Wege trafen wir Soldatentrupps von drei oder vier Mann, die bald kleine Heerden von Rindern, bald einzelne — und natürlich gestohlene — Stück Vieh vor sich hergetrieben. Den armen Leuten hatten sie es weggenommen, wo sie es bekommen konnten, und verwünscht wenig fragend,

ob die Familie vielleicht nur die eine Kuh hatte und davon lebte, oder ob sie es aus einer großen Heerde nahmen. — Es gab wohl eine Constitution im Lande, aber kein Gesetz; der Negergeneral Colina regierte dort, wo er gerade mit seinen Banden lagerte, und von ihm gab es keine Appellation an ein höheres Gericht. — Auch die am Wege liegenden Felder waren total verwüstet worden, und Mais und Zuckerrohr durch Pferde oder Lastthiere abgetrieben. Ja schon in die entfernteren Hacienden machten die Soldaten jetzt Excursionen und brachten Eselladungen von Futter — und Futter wie Esel waren gestohlen — aus dem Thal herauf.

Den traurigsten Anblick boten aber — wenn die Burschen auch selber pittoresk genug aussahen — die kleinen Ortschaften, die wir auf unserem Ritt passirten, denn von vier Häusern waren immer drei verschlossen und verlassen. Wer hätte auch zwischen dem Gesindel hausen mögen, wenn er überhaupt fortkommen konnte! In den übrigen Wohnungen hatten sich aber die Soldaten selber eingerichtet, lagerten vor den Thüren, ihre Gewehre neben sich lehnend, oder amüsirten sich mit Kartenspiel, bettelten uns aber auch gewissenhaft an, wo sie nur irgend Gelegenheit dazu bekamen. — Unterwegs begegneten wir dem General Colina zu Pferde. Er selber, ein richtiger Neger, kam mit einem braunen und einem gelben Adjutanten, beide auf Maulthieren und eine hübsche Gesellschaft zusammen, aus der Stadt zurück — und sah unzufrieden und mürrisch genug aus. Er hatte wahrscheinlich für seine Officiere — denn die Soldaten bekamen überhaupt nichts — Geld haben wollen und dafür, wie gewöhnlich, eine Anweisung auf das Zollamt erhalten.

Es war das eine Eigenthümlichkeit jenes Präsidenten Falcon, daß er eben Alles für sich selber gebrauchte, denn nicht einmal die Soldaten, die ihn doch noch für eine kurze Zeit in seiner Stellung hielten, konnten den ihnen schuldigen Sold bekommen und mußten sich, was sie zum Leben nun einmal nothwendig brauchten, auch persönlich stehlen. — Der Präsident stahl nur für sich selber.

Ganz ähnliche Zustände herrschten in der Hauptstadt, und es war eine Heidenwirthschaft, die aber wahrhaft komisch wurde,

wenn ein Ministerium abtrat und ein neues, auch mit einem neuen Beamtenschwarm, wieder anzog. So — um nur ein Beispiel anzuführen, nahmen die Secretäre im Ministerium, wenn sie ausgetrieben wurden, nicht allein sämmtliches — doch auf Kosten oder Credit des Staates angeschaffte Papier, Couverte und Federn, sondern auch die Dintenfässer, ja in einzelnen Fällen sogar die Tischdecken und ihre Stühle mit, und die neuen Beamten, mit keinem Centavo in der Kasse und eben so wenig Credit, mußten zusehen, wie sie sich nach und nach wieder neues Material beschafften. — Das klingt in der That unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger wahr und mag ein Bild von dem Zustande geben, der in allen diesen Republiken, bei ihrem steten Regierungswechsel, herrscht.

Einer der freundlichsten Spazierritte war, aus Caracas hinaus, durch die Kaffeeplantagen, die schon unmittelbar an der Stadt beginnen und in jetziger Zeit allerdings ein wenig eingetrocknet aussahen. Der Kaffee wird hier ebenfalls unter Schattenbäumen angepflanzt, was einer solchen Plantage fast etwas Europäisches giebt, da sie einem angelegten Walde gleicht; die niederen Kaffeebäume bilden dann darin das Unterholz. — Hier draußen war denn auch der Versuch gemacht — kühn genug, wenn man die Verhältnisse in Venezuela bedenkt, eine Eisenbahn nach einem nicht sehr entfernten Punkt anzulegen und sie dann, wenn sich das Geschäft rentiren sollte oder ruhige Zeiten blieben, weiter fortzuführen. — Ruhige Zeiten in Venezuela!

Ich war in der That erstaunt, als ich von Weitem schon eine Locomotive erkannte und die Personenwagen droben auf einem erhöhten Perron halten sah — die Bahn lief auch von dort aus ab — aber der Zug nicht mehr, und als wir näher hinankamen, entdeckte ich etwas, was ich in meinem ganzen Leben nicht für möglich gehalten hätte — einen mit rothen Ziegeln gedeckten Personenwagen.

Ich hatte gelacht, als ich in Arkansas mit Schindeln gedeckte Waggons fand — und hier waren es Ziegel. Es sah in der That zu komisch aus, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Waggon auch ein unicum in der ganzen Welt, und Barnum in New-York sollte ihn sich nicht entgehen lassen.

Der Anblick war wirklich zu kostbar — ein Waggon mit Ziegeln, so daß er aussieht wie ein Stall oder Waschhaus. Uebrigens wird er ja auch jetzt nicht mehr gebraucht und — wie mir gesagt wurde — nur manchmal von Nachtwächtern zur Schlafstelle benutzt. — Die Eisenbahn selber, die früher weiter nichts als eine Probefahrt auf einige Leguas gemacht, war nie ausgebaut worden. — Eine Kasse befand sich in dem Bahnhofsgebäude eben so gut wie im Finanzministerium in Caracas, aber eben so leer wie dort. — Es war kein Geld dagewesen — das schon Hergestellte zerfiel wieder, das Material verfaulte oder verrostete, und auch diese Arbeit, wie alles Uebrige, sollte den Nachkommen aufgehoben werden, damit sie doch etwas zu thun vorfänden.

Schon in Laguayra war es mir von den dortigen Freunden gerathen worden, jedenfalls die stille oder Charwoche in Caracas zuzubringen, da ich dann die Stadt in vollem Glanze sehen würde. Das hatte ich denn auch nicht versäumt und durfte es später nicht bereuen, wenn mir auch von allen Seiten versichert wurde, daß gerade in diesem Jahr, der gedrückten politischen Verhältnisse wegen, das Fest verhältnißmäßig still vorüberginge. Es war das erste Mal, daß ich eine „heilige Woche", semana santa, in einer südamerikanischen Stadt zubrachte. Nur einmal hatte ich sie auf der Mission Dolores bei San Francisco verlebt, sonst war ich jedesmal, wenn gerade auf Reisen, in der Zeit auf See herumgeschwommen.

Schon am Montag beginnen unter Glockengeläute, was aber am Donnerstag und stillen Freitag schweigt, die Feierlichkeiten. Man sah überall auf den Straßen Damen im höchsten Staat, die nach den verschiedenen Kirchen, besonders nach der Kathedrale, strömten, und Nachmittags um fünf Uhr begann die erste Procession, die vor dem Palast des Erzbischofs vorbeizog und sich dann auf ihrem festbestimmten Weg durch einzelne Straßen bewegte, bis sie Abends wieder in die Kirche, von wo sie ausgegangen, zurückkehrte.

Mir waren diese Processionen etwas Neues, und ich muß gestehen, daß ich sie mit großem Interesse, wenn auch vielleicht nicht mit der nöthigen Andacht beobachtete. Jeder dient seinem

Gott auf verschiedene Weise, und ich wäre gewiß der Letzte, der über die Form eines anders Denkenden die Nase rümpfte. Lasse man jedem Menschen seinen Glauben, wenn er dem nur treu und mit offenem Herzen angehört. — Haben diese Processionen aber wirklich viel mit dem wahren Glauben zu thun, wenn der äußere Prunk nur die Hauptsache zu sein scheint? — Es ist Sitte in Caracas, daß die Damen in dieser Woche an jedem Tag ein anderes und neues Kleid tragen; der höchstmögliche Staat wird dabei entfaltet, die größte Pracht an Tagen zur Schau getragen, die den wirklichen Christen in der Erinnerung an das Geschehene nur mit tiefer Trauer erfüllen sollten — und wie schminken sich die bildhübschen Gestalten, und was für entsetzlich lange Schleppen ziehen sie durch den Staub!

Doch was nützen die Reflexionen; sie ändern die Welt nicht, und mag die Form so wunderbar sein wie sie will, wenn man nur, was man zu glauben vorgiebt, auch wirklich glaubt, und nicht nur allein den äußern leeren Schein beobachtet, so denke ich, daß sich dann doch wohl später ein Jeder mit seinem Gott und seinem eigenen Gewissen abfinden wird.

In Mexiko sind sämmtliche Processionen außerhalb der Kirche untersagt, wie auch die Priester dort in ihrem Ordensgewand oder in ihrer geistlichen Tracht nicht über die Straße gehen dürfen. Hier in Venezuela blühen sie noch in voller Pracht, und die ganze Umgegend strömt in der heiligen Woche nach der Hauptstadt, um das Schauspiel mit anzusehen.

Ich hatte mich mit einigen Freunden an einer Ecke postirt, wo der Zug vorbeikommen mußte, und wir sahen schon, gar nicht weit entfernt, die vorgetragene Fahne und dichtgedrängte Menschenschaaren. Auch die vergitterten Fenster dort waren überall mit geputzten Damen und reizenden Kindern gefüllt. Trotzdem dauerte es eine sehr lange Zeit, bis der Zug herankam, der sich nur entsetzlich langsam fortbewegte. Die Procession geht Schritt für Schritt und braucht zu einer Cuadra, also eine Entfernung etwa von 900 Fuß, reichlich eine halbe Stunde; es blieb uns deshalb genügend Zeit, uns in der Nachbarschaft ein wenig umzuschauen, und ich muß wirklich gestehen, daß ich lange nichts Interessanteres gesehen habe.

Caracas ist eigenthümlich gebaut, wie ich schon vorhin

erwähnt habe — allerdings im Ganzen wohl nach altspanischer Art, aber doch auch wieder mit manchen Neuerungen, die dem Charakter der Bewohner mehr entsprechen. Die Häuser selber liegen fast alle — wenigstens die besseren, in einem Quadrat, das einen kleinen freundlichen, mit Blumen bepflanzten Hofraum einschließt. Allerdings ist dieser entweder mit viereckigen Backziegeln, oder auch gar mit Marmorplatten gepflastert, aber für Blumen hat man an bestimmten Stellen Oeffnungen gelassen, denn der Venezolaner liebt das Grüne — und an den Seiten, im Hofraum, sind ebenfalls eiserne Ringe befestigt, um die stets gebrauchten Pferde daran anzuhängen.

Hinten liegen gewöhnlich die Schlaf- und Wirthschaftsräume, die ersteren auch wohl an den Seiten, vorn aber sind die Wohn- und Gesellschaftszimmer — hoch und luftig gebaut, da sie die ganze Höhe des Hauses einnehmen, und die Fenster, da man parterre doch nicht gut einen Balkon haben kann, mit nach vorn wohl einen Fuß auslaufenden und oft sehr elegant gearbeiteten eisernen Gittern versehen. — Es giebt freilich auch zweistöckige Häuser in Caracas, aber sie sind selten.

Diese vorgeschobenen Gitterfenster haben nun allerdings etwas ungemein Bequemes für die Inwohnenden, denn sie können darin wie in einem Balkon sitzen und die Straße hinab oder hinauf sehen. Für die ohnedies schmalen Trottoirs sind sie aber nichts weniger als angenehm, denn wenn nur zwei Menschen neben einander gehen, muß der an der äußern Seite bei jedem Fenster mit einem Fuß auf die Straße treten. An diesem Tage aber war ich den Gittern gut, wenn ich mich auch vorher wohl manchmal über sie geärgert haben mochte, denn da man genau vorher wußte, welchen Weg die Procession nahm, so hatte sich in den dafür bestimmten Straßen die ganze schöne Welt Venezuelas — die darin wirklich Außerordentliches leistet — an den Fenstern versammelt, und Gruppen habe ich da gesehen so schön, wie sie die reichste Phantasie des Malers nicht schöner auf die Leinwand zaubern könnte. — Besonders die Kindergruppen an manchen Fenstern waren zu lieb — manchmal sechs oder sieben der kleinen reizenden Wesen, mit den schwarzen Locken und Augen und dem blendend weißen

Teint, hinter einem Gitter, und dazwischen die Mütter, denen man die Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, daß sie manchmal noch hübscher, oder doch eben so hübsch aussahen wie ihre Kinder.

Allerdings traf man auch wohl dann und wann, wenn man die Straße hinabschlenderte, auf ein solches Gitterfenster, hinter dem ein paar alte Megären mit ihrer Cigarre im Munde saßen, so daß das ganze Haus einer Menagerie glich, in der ein paar gefährliche Bestien sicher hinter Eisenstäben gehalten und verwahrt wurden; aber die Lichtseiten waren viel häufiger als die Schattenseiten und überstrahlten sie vollkommen.

Es wurde jetzt Zeit, daß wir unsere Plätze einnahmen, denn die Procession kam näher und näher, und die Zuschauer, unter denen sich aber auch die geputztesten Damen befanden, sammelten sich schon an den nächsten Ecken. — Dem Zug voran kam Musik, die einen Trauermarsch spielte, und hoch über das Volk empor ragte dabei eine Art von Tisch, auf dem, von Menschen getragen und von hohen Glasvasen und Windlichtern umgeben, eine lebensgroße Gruppe von drei Figuren stand, die prachtvoll gekleidet und mit Goldstickereien bedeckt waren. Sie stellten Christus vor, dem der Engel den Leidenskelch reicht, während neben ihm eine andere Gestalt, wahrscheinlich Johannes, stand. Ueber den Tisch, den Figuren als Teppich dienend, hing eine schwersammetne, reich gestickte Decke, die nur vorn von einzelnen Leuten emporgehoben wurde, damit die darunter befindlichen Träger hinlänglich Luft und Licht bekamen.

Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, auf mich machte aber die ganze Gruppe keinen erhebenden Eindruck. Die Gestalten waren gut ausgeführt, aber nicht in der Tracht jenes Zeitalters, und überladen mit langen goldgestickten Gewändern. Eine solche Unmasse von Glasvasen und Bouquets und Silber- und künstlichen Blumen umgab dabei die Gruppe, daß das Ganze eher einer wandelnden Glashandlung, als einer zur Verehrung bestimmten bildlichen Darstellung glich. An den Vasen hingen außerdem eine Unzahl geschliffener Glasstücke, die fortwährend klingelnd zusammenstießen, und schwankend bewegte sich dabei das Ganze auf den Köpfen der Träger, wie

sie den rechten oder linken Fuß niedersetzten. Neben dieser wie den nachfolgenden Gruppen gingen einzelne Soldaten mit aufgestecktem Bajonnet — zu welchem Zweck weiß ich nicht, denn zur Verzierung sehen die Soldaten von Venezuela nicht hübsch genug aus, und zum Schutz der Procession sind sie auch nicht nöthig, denn es würde sicherlich Niemand wagen, oder auch nur daran denken, sie zu stören.

Dieser ersten Gruppe folgte eine zweite Figur — einer der Apostel, aber ich konnte nicht bestimmen welcher, da er keine Insignien trug. Dann kam die heilige Veronika, in einem schweren, goldgestickten Sammetkleid und langer Schleppe, ein feingesticktes Taschentuch in der einen, ein silbernes Blumenbouquet in der andern Hand haltend.

Hinter dieser kam eine Gruppe von drei Aposteln, Petrus, Paulus und ein Dritter, den ich nicht erkennen konnte. Petrus hatte als Abzeichen den Hahn vor sich und ein Schwert in der Hand.

Die letzte Figur war die Jungfrau Maria in schwerem Lila-Sammet, reich mit Gold gestickt und mit hinten herunterhängender Schleppe gekleidet, in der Brust einen Dolch, um ihr Herzeleid anzudeuten. — Den Zug schloß ein kleines Piquet Soldaten, bei dem leisen Anschlag der Trommeln, als ob sie einen Kameraden zu Grabe geleiteten.

Bis dahin hatten wir Tageslicht gehabt; jetzt wurde es zu dunkel, um die Figuren der Procession noch deutlich erkennen zu können, und der Zug hielt, wie er uns eben passirt hatte, damit vorher die Windlichter angezündet wurden. — Ob das nicht besser gleich in der Kirche geschehen wäre, weiß ich nicht, mir aber kam es fast wie Blasphemie vor und machte eher einen komischen als ernsten Eindruck, daß jetzt ein gewöhnlicher Peon oder Arbeiter in Hemdsärmeln hinter der Jungfrau Maria auf den Tisch kletterte, ihr natürlich auf der Schleppe herumtrat und sich Streichhölzchen, die der Luftzug immer wieder auswehte, an den verschiedensten Stellen in Feuer brachte — bis es ihm endlich gelang, die sämmtlichen Windlichter anzuzünden. Dann setzte sich der Zug auf's Neue in Bewegung.

Am Dienstag war eine ähnliche Procession, aber weiter in

der Leidensgeschichte fortgehend, die durch diese Figuren die Woche hindurch zur Anschauung gebracht werden soll, nur daß man mit Allem einen Tag früher erscheint, weil am Charfreitag Christus schon im Sarge liegt und damit das Ganze abschließt. Am Donnerstag wird er deshalb am Kreuz herumgetragen.

Am Dienstag erschien die heilige Magdalena, die ich mir aber, nach den alten Oelgemälden, anders gedacht. Sie war eben so prachtvoll und mit Stickereien bedeckt gekleidet, als die übrigen Gestalten.

Einer der Haupttage ist der Mittwoch, wo Christus das Kreuz trägt.

Die Gestalt, die den Heiland vorstellen sollte, trug einen richtigen Schlafrock aus dunkelrothem Sammet, mit Gold fast überladen und mit schweren goldenen Troddeln an dem Gurt um die Hüften. Hinter ihm stand eine andere Figur, etwas bunt, mit einem kurzen spanischen Mantel, aber ebenfalls vollständig neu gekleidet, und hob das untere Ende des Kreuzes. Noch mehrere Gestalten folgten nach, die letzte war aber wieder die Jungfrau Maria in aller Pracht, die Dornenkrone in der Hand, und heute sieben Dolche in der Brust.

Allgebräuchlich ist es, daß, wo die Jungfrau vorübergetragen wird, die Damen, selbst hinter den Fenstern, von ihrem Sitz auf die Kniee niedergleiten und dort liegen bleiben, bis ihnen das Bild den Rücken wendet. Daß die Männer, so wie sie die Procession erreicht, den Hut ab- und die Cigarre aus dem Munde nehmen, versteht sich von selbst. Ich habe aber keinen von ihnen niederknieen sehen, und bei der übrigen Procession wird ruhig fortgeraucht.

Eigenthümlich bei dieser Procession ist ein Trupp von verkleideten Männern und Knaben, die dem Zug voraus eine Fahne mit den römischen Buchstaben S. P. Q. R. tragen. Sie haben ein Gewand ähnlich den Mönchkutten, aber aus Steifleinwand, und scheinen sich vortrefflich dabei zu amüsiren. Der Volkswitz, der sich wenig um das S. P. Q. R. der alten Römer kümmert, behauptet, die vier Buchstaben bedeuteten: San Pedro quiere Reales, d. i.: St. Petrus wünscht kleines Geld. Am Donnerstag, ganz mit den bisherigen Feierlichkeiten, wird Jesus am Kreuz herumgetragen, und der Tag ist ziemlich

dasselbe wie bei uns der Charfreitag. Keine Glocke darf dann mehr geläutet werden, und am stillen Freitag hat die Procession ihren Höhepunkt erreicht. Alle Damen erscheinen dabei in schwarzer Kleidung, und schon von Mittags zwölf Uhr an bewegt sich die Procession, die heute den Sarg des Heilandes mit sich führt, durch die Straßen. Am Sonnabend dagegen, und man sieht, daß die ganze Feier eigentlich einen Tag der wirklich angenommenen Zeit voraus ist, feiern alle Glocken die Auferstehung des Herrn, und die schöne Welt zieht dann das prächtigste Gewand an, das sie besitzt.

In diesen drei letzten Tagen sind die Kirchen Morgens mit Andächtigen gefüllt, obgleich ich selber auch nicht die Spur von Andacht darin entdecken konnte. Die kirchlichen Formen gehen allerdings ihren gewöhnlichen Gang, oder werden auch vielleicht noch mit größerer Feierlichkeit verrichtet, aber die Menschen — scheinen aus einem ganz andern Grund in die Kirche gegangen zu sein, als um darin zu beten.

Das Schiff der Kirche und den ganzen innern Raum der verschiedenen Abtheilungen füllen allein die Damen aus, die — den Freitag ausgenommen — in ihrem höchsten Staat, und oft ganz unnatürlich geschminkt, nicht dort auf den Knieen liegen, denn das würden sie auf die Länge der Zeit nicht aushalten können, sondern in Reihen und kleinen Gruppen auf den Steinen, die Füße dabei untergeschlagen, sitzen und die in den Gängen herumgehenden Herren mustern oder auch Begrüßungen mit ihnen wechseln, sich aber dabei fortwährend Bemerkungen über den Staat ihrer Nachbarinnen mittheilen.

Dort mit dem Rücken an den einen Altar gelehnt, sitzen ein paar alte Damen, die sich augenscheinlich über das Kleid einer vor ihnen kauernden jungen Dame unterhalten und höchst entrüstet darüber scheinen. Sie zeigen sogar dann und wann mit den Fingern auf einzelne Theile desselben und bekreuzigen sich dazwischen bei dem Ton einer kleinen Glocke oder anderen Perioden des Gottesdienstes.

Auch die Jugend dringt in die Kirche. Ein paar ziemlich abgerissene Jungen der untersten Klassen machen sich das Vergnügen, mit den nackten schmutzigen Füßen zwischen den Damen herum zu gehen, die mit ihren langen Kleidern zwischen

sich einen ununterbrochenen Teppich bilden. Die jungen Damen werfen ihnen freilich zornige Blicke zu und suchen ihre Kleider fortzuziehen, aber es ist, des reichhaltigen Stoffes wegen, unmöglich, und Lärm dürfen sie natürlich nicht machen, während die unverschämten Jungen nicht die geringste Notiz von ihnen nehmen. Alle Farben und Racen sieht man dabei in der Kirche vertreten, und ein Unterschied zwischen Schwarz und Weiß wird natürlich im Hause Gottes nicht gemacht. Uebrigens kleiden sich die schwarzen Damen weit einfacher als die weißen, was aber wohl schwerlich aus Neigung und Frömmigkeit, sondern nur deshalb geschieht, weil es — die Mittel nicht erlauben.

Den Charfreitag verbrachte ich nicht in Caracas, sondern in Laguayra, weil ich meinen Reiseplan geändert hatte und gern am Ostersonntag wieder in der Hauptstadt sein wollte. Man hatte mir nämlich in Caracas von den verschiedensten Seiten abgerathen, die Tour nach dem Orinoco durch Barcelona und die dortigen Llanos direct nach Angostura zu machen, sondern viel lieber von hier aus die allerdings wohl weitere, aber auch lohnendere Reise nach dem Apure und diesen hinab in den Orinoco hinein zu versuchen. Ich durchschnitt dabei die besten Jagdgründe Venezuelas und bekam auch viel mehr und Wichtigeres von dem Land zu sehen.

Am Charfreitag Morgen fuhr ich deshalb wieder, diesmal mit der Diligence, wozu sie etwa drei Stunden gebraucht, zu Thal, um dort mein Gepäck zu ordnen, meinen alten Koffer wieder einmal voraus nach der Insel Trinidad zu senden und dann zuzusehen, wie ich auf einem kleinen Umweg von einigen hundert Leguas hinter ihm her käme.

Der Weg da hinab ist allerdings in dieser Jahreszeit außerordentlich staubig, aber auch wunderhübsch — die Kutscher fahren dabei wie toll an dem durch kein Geländer geschützten Abgrund hin, und Unglücksfälle sollen auch schon vorgekommen sein — aber wer denkt an so etwas! Entzückend wurde der Anblick, als wir den letzten Hang umfuhren und nun Laguayra, mit dem blauen Meer, in aller Pracht, die eine tropische Sonne nur darüber ausgießen konnte, vor uns liegen sahen.

In Herrn Schröder's gastlichem Hause wurde ich wieder eben so herzlich aufgenommen, wie am vorigen Mal, und verbrachte noch ein paar recht freundliche Tage unter den guten Menschen. Laguayra war freilich gerade jetzt, im Verhältniß gegen Caracas, wohin sich in dieser Zeit Alles drängt, still, und selbst eine Menge Besuch von der Hafenstadt fort- und hinaufgezogen. Nichtsdestoweniger wurde das Fest auch in den hiesigen Kirchen gefeiert. In denselben sind ähnliche Figuren ausgestellt, und Abends wurde sogar eine, aber sehr kleine und kurze Procession gehalten. Die ganze Stadt eignet sich aber auch nicht dazu. Die Straßen sind zu eng und laufen zu steil an dem Hang empor, und dann — ist auch Caracas reicher und kann das Fest schöner ausstatten.

Nachmittags besuchte ich die nächste Kirche, wo eine Menge von Menschen, aber in Alltagskleidern aus- und einströmte, weil ich neugierig war zu sehen, was dort vorging. Es war in der That der Mühe werth. In der Kirche wurden nämlich die Vorbereitungen zu der heutigen Aufführung getroffen, und das Ganze erinnerte mich augenblicklich an ein Theater hinter dem Vorhang kurz vor Beginn der Vorstellung. Auf ihren Gerüsten standen schon der Apostel Johannes und die heilige Veronika — auch hier mit dem unvermeidlich gestickten Taschentuche — einander gegenüber. Arbeiter brachten gerade den Sargdeckel des Heilandes, ein kostbares Stück aus Schildpatt, Perlmutter und Silber und mit einer Unzahl silberner Blumen verziert — ein anderer Arbeiter, seine Cigarre im Mund, trug ein paar riesige Blumensträuße, die hier mit schwerem Geld bezahlt werden, herbei — Kinder setzten sich um die Pfeiler herum — einzelne Leute brachten die Candelaber in Ordnung, andere waren mit dem Sarge beschäftigt, auf welchem die Figur des Heilandes — nicht ganz in Lebensgröße, um die Hüften mit einem gestickten Tuch bedeckt, ausgestreckt lag. Sie war sonst ganz nackt, aber gewissenhaft mit allen den entsetzlichen Blutspuren bemalt und machte einen schauerlichen Eindruck.

Junge Damen kamen und brachten ebenfalls Geschenke — die eine einen prachtvollen Blumenstrauß aus Porzellan, — andere frische Blumen und Bänder, und das schwatzte, lachte

und lärmte in dem Gotteshaus herum, als ob es sich auf einem wirklichen Theaterboden befände.

Oben wurde indessen der aus großen Glasscheiben bestehende Sarg zusammengeschraubt. Andere zimmerten das etwas beschädigte Kreuz wieder zurecht und stellten es dann auf, und wohin man blickte, lagen „Requisiten" zu der abendlichen Andacht — alle die Marterwerkzeuge: Lanzen, Nägel, Bohrer, Schwamm, aus Holz gedrechselt und theils mit Goldpapier beklebt, bunte und gestickte Tücher und andere ähnliche Dinge.

Hinten in der Kirche stand die Mutter Maria auf ihrem Gestell, und ich bekam dadurch Gelegenheit, sie ganz in der Nähe zu betrachten. Sie trug ein prachtvolles, schweres Sammetkleid, nicht allein reich, überreich mit Gold gestickt, sondern auch mit eingesetzten Brillanten, die im Lichte funkelten. Ein schwerer goldener Gürtel, an dem ein Kreuz von demselben Metall prachtvoll gearbeitet hing, umgab ihren Leib, und ein reicher Mantel floß ihr von den Schultern nieder. Niemand bekümmerte sich aber um sie; der Neger mit den beiden Blumensträußen und der Cigarre im Munde ging an ihr vorüber, ohne sie eines Blicks zu würdigen, und ein paar Stunden später? — dann liegen die geschminkten Damen vor ihr auf den Knieen, die Herren gehen zwischen ihnen plaudernd und grüßend herum, und die Geistlichkeit feiert den Tod des Herrn, der für uns gestorben.

Es ist ein wunderliches Leben und Treiben in dieser bunten Welt, und wenn man das so Alles mit ansieht, wird man manchmal an sich selber irre. Die Natur aber geht ihren alten ruhigen Gang, Sonne und Mond scheinen fort, Thau und Regen fallen, und ein blauer Himmel lacht, Gottes Huld verkündend, gleichmäßig über Sündern und Gerechten.

Sonnabend Abend kehrte ich wieder nach Caracas zurück, und meine Rastezeit war jetzt vorüber. Wie wohl hätte ich mich noch eine Zeit lang in Caracas fühlen können, wie freundlich, ja herzlich wurde ich von allen Deutschen dort aufgenommen, aber für mich gab es ja keine Ruhe. Ich war nicht hierhergekommen um mich wohl zu befinden — was mir so leicht geworden wäre, sondern um das Land kennen zu lernen und

meine Vorbereitungen zu dem neuen Marsch zu treffen — und so herzlich die Einladung meines lieben Gastfreundes wie seiner liebenswürdigen Gattin war, noch wenigstens eine Woche oder einen Monat dort zu bleiben, ich durfte keinen Tag länger säumen, denn auch die gewöhnliche Regenzeit rückte scharf heran, und ehe diese eintrat, wollte ich doch noch gern wenigstens die Llanos passiren, die in der Regenzeit oft ganz unpassirbar werden sollen.

Vorbei: Am zweiten Osterfeiertag, der hier aber nicht mehr gefeiert wird, denn mit dem ersten ist das ganze Fest vorbei, benutzte ich eine Gelegenheit — und zwar eine Diligence, die sonst regelmäßig jeden Tag nach der kleinen Stadt Victoria abging, jetzt aber nur zu unregelmäßigen Zeiten, und wenn sich gerade Passagiere fanden, lief, und womit ich wenigstens eine Strecke weit in das Land und auch so ziemlich an die Grenze der Civilisation kam. Von dort aus wollte ich dann meinen Weg zu Fuß fortsetzen.

Die zweckmäßigste Tour war es jedenfalls für mich, denn ich durchwanderte zuerst das ganze Gebirgsland von diesem Theil Venezuelas bis zur Grenze der Llanos, dann die weiten Ebenen, und zuletzt die beiden Stromgebiete des Apure und Orinoco, und bekam dadurch jedenfalls den Charakter des ganzen Reiches zu sehen.

28.

Die damaligen politischen Verhältnisse Venezuelas.

„Venezuela ist im Aufstand" — ein Satz, der ungefähr das Nämliche bedeutet, als wenn man dasselbe von irgend einer andern der südamerikanischen Republiken oder sogar vom Mutterlande liest. — Man beunruhigt sich nicht im Mindesten darüber, und doch thut es Einem in der Seele weh, wenn man das wunderschöne Land betritt und dann sieht, wie es

einzelnen ehrgeizigen oder geldgierigen Menschen vergönnt ist, Blut und Verderben in ein Paradies zu tragen, nur um ihre eigenen kleinlichen Interessen zu fördern. Und es ist dabei kein Ende abzusehen, denn wird auch wirklich der Aufruhr wieder einmal beseitigt und Friede geschlossen, so ist das ja doch immer nur für eine kurze Frist, die den Betroffenen kaum Zeit giebt, sich wieder zu erholen.

Armes Land — so reich, so überreich von der Natur begabt, und doch nie im Frieden, nie in Ruhe! Der Mensch fände hier Alles, was er zu Glück und Wohlbefinden brauchte, ja er fände mehr, er könnte mit nur geringer Arbeit im Ueberfluß schwelgen, aber Gott bewahre; das sonst gute und harmlose Volk wird von einzelnen Lumpen so lange bestohlen und schlecht behandelt, bis es aus Verzweiflung zu den Waffen greift, und bekommt es dann wirklich einmal eine gute Regierung, so bohrt und wühlt die andere Partei wieder so lange, bis sie Ordnung und Gesetz umstürzt und den Wohlstand auf's Neue vernichtet.

Aber es geschieht das nicht allein in Venezuela; wir finden die nämliche Geschichte in Mexiko, in Neu-Granada, in Ecuador, in Peru, in Bolivia, wie in den Argentinischen Staaten — in der That in allen spanischen Provinzen, Chile ausgenommen, und wie reich und glücklich könnte doch das Volk sein — aber wie arm und elend ist es in Wirklichkeit, und wird es auch bleiben, bis einmal eine andere Race die Zügel in die Hand nimmt!

Gegenwärtig hatte nun wieder einmal der Aufruhr die Fackel erhoben, die verschiedenen Heere lagen einander gegenüber, und es wird gut sein, die Ursache des ganzen Aufruhrs ein wenig näher zu beleuchten.

Die frühere Revolution, die, wenn ich nicht irre, 1858 begann und viele Jahre dauerte, war von den sogenannten Liberalen gegen die Godos oder Aristokraten, in diesen Ländern immer die anständigen Klassen, geführt und von den ersteren gewonnen worden. General Falcon wurde damals zum Präsidenten erwählt, und eine Zeit lang schien es, als ob Alles gut gehen sollte, da gerade die Godos am meisten dabei betheiligt waren, daß Ruhe und Friede im Lande herrschte.

General Falcon war aber so klug wie ein Mensch, und da er recht gut fühlte, daß er nicht ewig regieren würde, begann er sich in Zeiten nach einem Zufluchtsort umzusehen, auf den er sich mit, dem was er sich derweile „verdient" — d. h. mit dem, was er während seiner Regierung im Stande war bei Seite zu bringen, auch in Zeit der Noth und ungefährdet zurückziehen konnte.

Er erstand sich von den Holländern eine kleine Insel unweit Curaçao, auf welcher er sich einen Palast baute und eine brillante Einrichtung herstellte, und von da an schaffte er Alles was er konnte dort hinüber, und sog dabei das Land auf eine so systematische Weise aus, daß es zuletzt unerträglich wurde und den Widerstand aller Parteien hervorrief.

Der Reichthum dieses an Umfang so großen Reiches liegt überall zu Tage: Landwirthschaft wie Viehzucht könnte es in einem Maße haben wie kaum ein anderes in Südamerika, während die jetzt bearbeiteten Goldminen noch größere Schätze zu Tage fördern, als selbst Californien; und was ist der ganze Staat, mit Ausnahme einiger, aber ebenfalls von den Revolutionen arg heimgesuchter Städte? Kaum mehr als eine Wüste, mit Schulden beladen, ohne Credit und trotzdem noch immer bis auf den letzten Blutstropfen von Menschen ausgesogen, die das, was wir Anderen als unsere Heimath heilig halten, nur als eine Milchkuh betrachten.

Es sind das die Vampyre jeder amerikanischen Republik, selbst Nordamerika nicht ausgenommen, die Stellenjäger, die vier Jahre Zeit verlangen, um sich nachher, trotz eines unbedeutenden Gehalts, als Rentiers von allen Geschäften zurück zu ziehen, und die, von einer oder der andern Partei, sobald die Gegner am Ruder sind und das Volk auf Ruhe hofft, den Kampf von Neuem ungesäumt beginnen.

Venezuela, oder vielmehr die bisherige Regierung, hat aber in diesen Blutsaugern das Aeußerste geleistet, was bis jetzt geleistet worden ist, denn Präsident Falcon schuf — um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, bei einer Armee von kaum 4000 Soldaten allein 2000 — sage zweitausend Generale, die, wenigstens auf dem Papier, einen gewissen Sold hatten und den ihnen zukommenden Rang in der Gesellschaft ein=

nahmen, so ruppiges Volk es auch zum großen Theil sein mochte.

Der Zweck dafür lag auf der Hand; er wollte sich damit eine Partei von Männern bilden, die nur allein von ihm abhingen und nur allein durch ihn ihre Existenz gesichert glaubten — eine Partei, die ihn auch, wenn er wirklich gestürzt wurde, überlebte und dann im Stillen für seine Wiedererwählung arbeiten konnte. Die Sache war aber zu klug angefangen, um in Wirklichkeit zu arbeiten, denn der ganzen Bevölkerung konnte er doch nicht den Generalsrang geben, und deshalb schlug es endlich fehl.

Und aus was für Familien wählte er seine Leute! Als ich am Charfreitag wieder nach Laguayra mit der Diligence einfuhr, zeigte mir einer meiner Reisegefährten eine alte Negerin, die, zerlumpt bis zum Aeußersten und eben so schmutzig, auch jedenfalls der allerunterſten Schicht der venezolanischen Bevölkerung angehörend, mit einem Topf unter dem Arm nach der nächsten Pulperia hinkte.

„Sehen Sie die alte Dame dort?“ sagte er, auf die Frau deutend.

„Das alte Negerweib?“

„Bitte,“ lächelte der Herr, „das ist die Mutter eines unserer Generale, und wenn er einmal seinen Sold bekommt, wird sie sich ein seidenes Schleppkleid anschaffen.“

Und das nicht allein — auch einigen Damen hatte Falcon den Generals- oder Officiersrang gegeben, natürlich mit dem entsprechenden Gehalt, der dem „schönen“ Geschlecht auch pünktlich ausgezahlt wurde. So war in Laguayra eine Dame, die sich sehr viel mit Politik beschäftigte, zur Obristin mit Orden, Rang und 300 Dollars monatlichem Gehalt befördert worden, und eine andere Dame in Caracas zur Generalin — oder wie man hier sagen könnte oder bei uns sagen würde „wirklichen“ Generalin, mit der nämlichen, oder noch größeren Nutznießung.

Diese Anhänger der Regierungspartei — meist rohes, wüstes Volk — wußten dabei ihres Uebermuths gar keine Grenzen. So beschmierten sie, unter Anderem, regelmäßig in den begangensten Straßen die Wände, indem sie mit großen

Buchstaben und schauerlicher Schrift überall die Ausrufe Viva el Gral (Gral Abkürzung für General) Rojas oder Colina oder irgend einen andern Namen anmalten. Das Uebertünchen der Hausbesitzer half auch nichts, denn es würde nur augenblicklich erneuert worden sein, und die Polizei half selber mit.

Unter der früheren Regierung hatte man dabei immer doch wenigstens etwas baares Geld im Staatsschatz gehabt, unter der jetzigen war er total leer, denn was Falcon nicht seinen Creaturen auszahlen mußte, wanderte in seine eigene Kasse und kam nicht wieder zum Vorschein. Der Druck im Lande wurde dabei so arg, Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen dermaßen darnieder, daß es das Volk zuletzt nicht mehr ertragen konnte, und was wohl Jeder — selbst der Präsident vorausgesehen hatte, war die Folge: eine Revolution.

Diese ging allerdings wieder hauptsächlich von den Godos*) oder Begüterten aus, aber da sie wußten, daß das eigentliche Volk eine Antipathie schon gegen den Namen hatte, und da die Bewegung diesmal nicht eine einzelne Partei, sondern das ganze Land umfaßte, so nannten sich die jetzigen Widersacher die Unionisten. „Libertad y Union“ war ihr Wahlspruch — und außerdem gaben sie sich auch noch die Benennung Reconquistadores „Zurückeroberer“, und wählten die blaue Farbe, wie die Regierungssoldaten ein gelbes Band um die Mütze trugen, zu ihrem Zeichen. Im Volk nannte man beide Parteien denn auch bald kurzweg „die Blauen“ und die „Gelben“.

Indessen war der Landtag in der Hauptstadt Caracas zusammengetreten, und die gemäßigte Partei der Godos oder Aristokraten — wenn man den Namen hier gebrauchen darf, da er nicht ganz auf unsere Verhältnisse daheim paßt — wollte versuchen, den Präsidenten Falcon zu Zugeständnissen zu bewegen und den Frieden wieder herzustellen. Da ereignete sich im Abgeordnetenhause eine häßliche Scene. Einer der Abgeordneten protestirte dagegen, einen Officier in den Räumen zu sehen, die ihm durch das Gesetz verschlossen wären, der betreffende General aber zog in etwas unparlamentarischer Weise

*) Beiname der Altspanier in Südamerika; sodann der Aristokraten.

seinen Revolver und drohte, Jeden, der ihn hinausvotiren wolle, nieder zu schießen. Zu gleicher Zeit hatte sich eine ziemliche Zahl von verkleideten und mit Knüppeln bewaffneten Soldaten in dem als Tribüne dienenden und durch ein einsernes Gitter von dem Abgeordnetensaale geschiedenen Nebenzimmer versammelt und fing an, wilde Drohungen gegen die Abgeordneten auszustoßen.

Der Präsident machte allerdings einen Fehler — er versuchte nicht, die Tribüne zu räumen, um, wenn das mißlang, wie es sicherlich der Fall gewesen wäre, eine Vergewaltigung zu constatiren, sondern hob die Sitzung ohne Weiteres auf, wonach sich die Abgeordneten rasch und unter dem Hohn der wackeren Krieger entfernten; aber insofern ist er auch zu entschuldigen, denn bei einem früheren ähnlichen Falle wurden die Abgeordneten sogar persönlich angegriffen, ja vier von ihnen in dem Saale selber erschossen, und man fürchtete wahrscheinlich eine Wiederholung der Scene.

An dem nämlichen Abend hatte der Präsident des Abgeordnetenhauses eine Anzahl von Kammermitgliedern bei sich versammelt, um die Vorgänge des Tages zu besprechen, und wie das in südlichen Ländern geht, waren die Herren wohl etwas lebhaft geworden. Da sammelte sich wieder der wahrscheinlich bezahlte Pöbel, denn der wirkliche Bürgerstand ist vollkommen auf Seiten der Abgeordneten, vor dem Hause, ließ den Präsidenten leben, rief: „Nieder mit den Verräthern!" und feuerte sogar drei Schüsse ab, wobei eine Kugel in das Zimmer drang, in welchem die Abgeordneten versammelt waren, jedoch glücklicher Weise harmlos in die Wand schlug.

Wirklich uniformirtes Militär wurde allerdings jetzt requirirt und sperrte die Straße ab, ohne jedoch gegen das Gesindel einzuschreiten, ja einen der Abgeordneten, der allein nach Hause wollte, brachte man sogar, nachdem man ihn insultirt hatte, auf die Präfectur, ließ ihn aber gleich darauf wieder frei. Das übrigens scheint dem Fasse den Boden ausgestoßen zu haben. Das Abgeordnetenhaus erließ einen energischen Protest, die Stimmung in der Hauptstadt, trotz der semana santa oder heiligen Woche, ließ sich ebenfalls nicht verkennen, und der stets abwesende Präsident Falcon, über den man nichts

weniger als günstig sprach, kehrte rasch nach der Hauptstadt zurück, um — einzulenken. Es ist ja so schön, Präsident zu sein. Der Senat sprach dem Abgeordnetenhause sein Bedauern über die stattgehabten Vorfälle aus — das Ministerium dankte ab, und am 8. erließ Präsident Falcon — während schon das Gerücht in der Stadt ging, daß er selber resigniren wolle, woran er aber gar nicht dachte — einen Tagesbefehl, in welchem er Minister ernannte, mit denen man hier sehr zufrieden schien.

Zu gleicher Zeit waren Unterhandlungen mit den Aufständischen angeknüpft worden, die ebenfalls ein Resultat in Aussicht stellen. Es war nämlich zwischen beiden sich einander gegenüberstehenden Parteien ein Waffenstillstand für fünfzehn Tage abgeschlossen worden, wie in dem Decret gesagt wird: „um dem Brudermorde ein Ende zu machen und dem Lande den Frieden wiederzugeben", und man glaubte allgemein, daß das neue Ministerium die Sache zu einem günstigen Ende führen würde — darin sollte man sich aber sehr bald getäuscht sehen, denn das neue Ministerium, das wirklich, dem Ausspruch aller ruhigen Leute nach, aus braven und ehrlichen Menschen bestand, sah wohl bald genug ein, daß es mit Falcon nicht regieren konnte. Dem Finanzminister besonders mag es wohl in dem leeren Staatsschatz unheimlich geworden sein, kurz, bald nachdem ich Caracas verlassen, dankten sie wieder ab, und die Verwickelung näherte sich jetzt ihrer Katastrophe.

Nun lagen, wie schon vorerwähnt, Truppentheile der Regierung wie der Reconquistadoren im ganzen Land, und in der That Blaue und Gelbe buntzerstreut durcheinander. Die tollsten Gerüchte durchliefen dabei die Stadt, und gerade als ich von Caracas aufbrechen wollte, traf die, wie sich später herausstellte, unbegründete Nachricht ein, daß sich in Victoria — dem kleinen Städtchen, welches ich gerade besuchen wollte — die Regierungstruppen empört und Farbe gewechselt hätten, d. h. von den Gelben zu den Blauen übergegangen wären.

Wie das die verschiedenen Anhänger der Regierung in Bewegung brachte, läßt sich kaum beschreiben, denn das wäre der erste Schritt zu ihrem Sturz gewesen, und schon das böse Beispiel hätte weiter gewirkt. Aber auf meine Reise konnte es keine Einwirkung haben, und nur in einer Hinsicht mußte

ich mich vorsehen oder hielt es wenigstens für nöthig, denn auch dessen hätte es, wie ich später fand, nicht bedurft — mir nämlich Pässe von beiden Parteien zu verschaffen, damit sie mich, welcher Farbe ich auch immer begegnete, als völlig Neutralen ruhig passiren ließen. Selbst die Freunde in Caracas riethen mir das besonders an, da ich noch dazu Waffen, meine Doppelbüchse, einen Revolver und mein Messer, mit mir führte.

Das hatte auch wirklich weniger Schwierigkeit, als ich anfangs selber geglaubt — mein königlich sächsischer Paß, ein vollkommen nutzloses Möbel, den bis jetzt noch kein Mensch zu sehen verlangt, lag außerdem in meinem Koffer und befand sich schon auf der Reise nach Trinidad; durch die Vermittlung eines und desselben Mannes erhielt ich nicht allein einen eigenhändig von Falcon unterschriebenen Paß, sondern auch von anderer Seite einen Brief an die Führer der Reconquistadores, durch welchen ich später, als ich mit den Herren zusammentraf, eine förmliche Paßkarte ausgestellt bekam.

So war ich denn vollkommen ausgerüstet für alle Fährlichkeiten, und nach einem herzlichen Abschied von der lieben Familie Rothe setzte ich mich Nachmittags um zwei Uhr etwa, mit einem andern jungen Venezolaner, der von dem Kutscher Herr Doctor genannt wurde, in den leichten, mit zwei Pferden bespannten Wagen, und fort rasselten wir über das Pflaster von Caracas auf die gut angelegte und in dieser Jahreszeit auch vortreffliche Straße hinaus, die nach Süden zu, und vor der Hand nach dem kleinen Städtchen Victoria hinausführte.

29.

Das Thal von Aragua.

Die Fahrt war, an einem herrlichen Nachmittag, entzückend schön und lag wieder das nämliche Thal hinauf, durch das wir schon früher einmal einen Spazierritt gemacht — den

Guayra aufwärts. — Der Kutscher — wie die meisten hier, ein Italiener — fuhr ebenfalls vortrefflich, und auf dem guten Weg, nur von dem Staub etwas belästigt, rollten wir lustig in das freundliche Land hinein.

Nun lagen allerdings — wie ich recht gut wußte, eine Menge von Regierungstruppen gerade an dieser Straße; da aber auch in eben dieser Zeit zwischen den Blauen und Gelben ein fünfzehntägiger Waffenstillstand abgeschlossen worden, so hoffte ich doch wenigstens, aus dem Bereich der Regierungstruppen zu kommen, ehe derselbe abgelaufen, denn denen traute ich viel weniger als den Revolutionssoldaten.

An das Gerücht, daß sich die Truppen in Victoria empört haben sollten, hatte ich gar nicht mehr gedacht, bis wir auf der Straße sehr lebhaft daran erinnert wurden. Dort fanden wir nämlich sämmtliche Truppen alarmirt und theils mit Gewehr im Arm wie fertig zum Marsch, theils exercirend, theils ihre Waffen in Ordnung bringend, und in der That die ganze Straße so belebt, ja bedeckt von ihnen, daß wir manchmal anhielten und warten mußten, bis es den Herren nur gefällig war, Raum zu geben. —

Die Uniform des Militärs war allerdings sehr einfach, aber dem Klima entsprechend. Sie bestand aus derber ungebleichter Leinwand — sogenannten Turner-Jacken und Hosen, einem sehr leichten Käppi, das ich in Verdacht habe, aus Pappdeckel zu bestehen, und einem breiten gelben Band um dasselbe, dann Seitengewehr und recht gute Bajonnet-Flinten, die Officiere und Generale übrigens, die sich fast in nichts als einem Säbel von den Uebrigen unterschieden, trugen alle möglichen Arten von Strohhüten und viele von ihnen den Degen nicht einmal umgeschnallt, sondern, wie die Polizei, mit der Scheide in der Hand.

Malerische Gruppen gab es aber gleichfalls dabei. So standen nahe bei dem einen Dorf zwei kleine, dort angepflanzte Palmen, und zwischen beiden hatte ein General seine Hängematte aufgehangen und sah dort, bequem ausgestreckt — ja so bequem, daß er sogar die Stiefel ausgezogen — dem Exerciren zu. Ein plötzlicher Ueberfall war auch nicht zu fürchten, denn überall an den Hängen konnte man kleine Piquets er-

kennen, die dort jedenfalls auf Posten standen, um das Nahen eines Feindes gleich zu melden -- und man hatte in der That gefürchtet, die Blauen würden mit den in Victoria vermutheten Rebellen den Waffenstillstand brechen und auf Caracas marschiren. Endlich an dem Ort Las Juntas — wo der Zusammenfluß der beiden Bäche stattfindet, die den Guayra bilden, ließen wir das eigentliche Hauptcorps zurück, und ich kann es ihm zum Ruhm nachsagen, daß wir nur etwa drei- oder viermal, wenn der Wagen gerade langsam fahren mußte, von den Soldaten angebettelt wurden. Hinter Las Juntas aber kam das häufiger vor.

Von dort aus wurde das Thal enger, und da wir das Gros der Armee, 1000 Mann vielleicht, hinter uns hatten, so liefen wir jetzt durch eine Vorpostenkette Spießruthen, die sich, immer ein paar hundert Schritt von einander entfernt, an jedem Vorsprung aufgestellt hatten, von wo aus sie den voraus liegenden Weg, oder wenigstens eine Biegung desselben, übersehen konnten. Sobald diese, die sämmtlich barfuß liefen und auch nicht einmal sämmtlich Uniform hatten, es irgend möglich machen konnten, kamen sie an den Wagen gesprungen — und nicht etwa um nach einer Legitimation zu fragen, denn darum kümmerte sich Niemand — sondern nur um einen „realito“ oder etwas klein Geld zu erbitten, wobei sie denn auch nicht einmal ein paar der dort gemachten, wahrhaft nichtswürdigen Cigarren verschmähten. Mehrmals fiel es dabei vor, daß die armen Teufel mit wirklich kläglicher Miene sagten: „Por Dios, Señor, wir haben den ganzen Tag noch keinen Bissen zu essen bekommen,“ und sie sahen wirklich so aus, als wenn sie die Wahrheit sprächen.

Nicht weit mehr aber, so hörten die letzten auf, und unser Kutscher versicherte uns, die Blauen hätten hier herüber schon ein paar Mal Streifzüge geschickt, die einzelnen Soldaten weggefangen und sie dann unter ihre eigenen Truppen gesteckt — was sehr einfach dadurch geschehen konnte, daß man ihnen das gelbe Band ab- und ein blaues umband — nachher war die Uniform fertig. In dem kleinen Ort voraus aber: Losteces, wo wir übernachten würden, sollten wieder Regierungstruppen liegen.

Der allerdings sehr gut gebahnte Weg wurde hier übrigens fast ein wenig zu interessant, denn er führte, in den kürzesten Einbiegungen und immer den Einschnitten des Berges folgend, unmittelbar an einem Abgrund hin, während unser italienischer Kutscher dabei ununterbrochen auf seine, überdies etwas munteren Thiere einhieb, daß der leichte Wagen nur manchmal so um die scharfen Ecken herumflog und irgend ein Zufall uns Hals über Kopf in die Schlucht hinabsenden konnte.

Wir waren, dem Lauf des einen kleinen Baches aufwärts folgend, schon immer höher in die Berge hineingestiegen und rasselten jetzt durch ein Felsenterrain hin, dem man den Namen Sebastopol gegeben hatte. Nun war mir schon in Caracas erzählt, daß vor nicht langer Zeit einer dieser Wagen, wie er mit scharfem Schwung um eine der Felsecken herumflog, gerade an dieser Stelle — und es sah schauerlich aus, wenn man da hinunterblickte — hinabgestürzt wäre, und man sollte kaum glauben, daß auch nur einer der Passagiere hätte mit dem Leben davonkommen können — während in Wahrheit nur einer verunglückte.

Als wir den Platz passirt hatten — denn in der Zeit wollte ich ihn nicht gern stören, frug ich den Kutscher jenes Sturzes wegen, aber diese Leute hören die Fragen nicht gern, denn es könnte ihnen „auf der Linie" Schaden thun. Er schüttelte denn auch mit dem Kopf und antwortete nicht gleich.

„Aber ich habe doch gehört, daß einer von den Passagieren verunglückt sei."

„Hm, ja," sagte der Kutscher, „es war einer aus Victoria."

„Also der brach den Hals?"

„Ja," sagte der Italiener, „aber — er war schon vorher krank gewesen."

An dem Abend, wenn auch erst mit einbrechender Nacht, erreichten wir das kleine Städtchen Losteces, das ebenfalls eine Besatzung von Amarillos hatte. Vor Tag aber fuhren wir wieder aus, um Victoria noch bei guter Zeit zu erreichen.

Hier wußte man nichts von einem Aufstand in dem unfern davon gelegenen Victoria — also war die Sache auch nicht begründet.

Noch in dem Dorf oder Städtchen wurden wir von den Posten angeschrieen und mußten halten, damit sie sich überzeugen konnten, wer wir wären. Dann ließen sie uns passiren, und eine halbe Stunde lang fuhren wir etwa noch im Dunkeln, aber die hier ziemlich gute Straße entlang, und froren dabei bitterlich.

Lostecces liegt nämlich sehr hoch in den Bergen — Palmen kommen hier gar nicht mehr vor, ja ich glaube kaum, daß sich die Bananen da wohlbefinden, und die Nacht war es so kalt gewesen, daß ich Alles über mich deckte, was ich mitgenommen, und mich trotzdem kaum erwärmen konnte.

Jetzt endlich dämmerte der Tag, der uns wieder die warmen Sonnenstrahlen bringen sollte. Wir hielten uns noch immer auf dem Höhenzug, und der Wind, der von da unten herüberstrich, war eisigkalt. Jetzt endlich hatten wir den Gipfel erreicht — der Wagen hielt, und als ich hinaussah — ich war eben am Einnicken gewesen, war im Nu Kälte und Müdigkeit vergessen, denn das Bild, das sich uns hier bot, war so eigenthümlich als malerisch.

Vor uns stand — dicht am Rande des Abhangs, aber so an die Bergspitze herausgeschoben, daß man von da aus beide Biegungen des Weges nicht nur überschauen konnte, sondern auch die Auffahrt von beiden Seiten beherrschte, ein kleiner offener Schuppen, mit Binsen gedeckt, das Dach nur auf Pfählen ruhend, und unter demselben kauerten etwa zehn oder zwölf wild genug aussehende Burschen in blauen Cobijas (wie man hier eine Art Poncho oder Zarape nennt) und schienen jämmerlich zu frieren. Zwei andere waren eben damit beschäftigt ein Feuer anzuzünden, und ein dritter stand vor unseren Pferden und hatte jedenfalls die Wagen angehalten.

Diese Leute trugen allerdings Musketen, aber sonst gar keine Abzeichen, nur der Officier, der jetzt herankam (und der einzige von allen, der auch Stiefel an den Füßen hatte), zeigte an seinem Strohhut eine blaue, aus Band gefertigte Cocarde. Wir hatten den ersten Vorposten der Reconquistadores erreicht, der hier kaum eine englische Meile von Los-

teces entfernt stehen konnte. Waren wir doch die ganze Zeit nur sehr langsam gefahren.

Die Leute waren aber so freundlich und artig wie nur möglich. Der Officier erkundigte sich nur, woher wir kämen, wohin wir wollten, und lachte, als ihm mein Begleiter erzählte, welche Aufregung das Gerücht über den erfundenen Aufstand Victorias in Caracas hervorgerufen.

„Noch nicht," sagte er, „die Nachricht ist nur etwas verfrüht — aber, meine Herren, ich will Sie hier nicht länger auf dem kalten Höhenzug aufhalten. Machen Sie, daß Sie wieder hinunter in's warme Land kommen."

Den Soldaten dann abwinkend, grüßte er uns freundlich, und gleich darauf rasselten wir wieder zu Thal.

Um neun Uhr etwa erreichten wir wieder ein Dorf, das von den Blauen besetzt gehalten wurde. Hier mußten wir drei Real Schutzgeld zahlen. Es war die einzige Steuer, die von den Insurgenten erhoben wurde, und allerdings mäßig genug. — Aber auch hier wurden wir von den einzelnen Soldaten angebettelt. Die armen Teufel bekamen eben keine Löhnung, weder hüben noch drüben, und waren auf das angewiesen, was sie sich so am Wege verdienten.

Von dort ab hielten die Revolutionäre den Weg überall besetzt, bis wir gegen Mittag in der Nähe von Victoria selber wieder ein kleines Städtchen erreichten, in welchem Falcon'sche Linientruppen zu liegen schienen, die sämmtlich anständig gekleidet gingen — bloße Füße natürlich oder Sandalen abgerechnet. Hätte aber ein preußischer General das erlebt, was uns hier begegnete, er wäre wahrlich aus der Haut gefahren.

Als wir nämlich an einer der größeren Pulperien oder Verkaufsläden vorfuhren, weil unser Kutscher dort etwas abzugeben hatte, fanden wir die ganze Militärmacht, etwa achtzig oder hundert Mann, vor dem Hause in doppeltem Gliede aufgestellt, die Musik an der Spitze, und auf's Aeußerste überraschten mich hier schon die beiden Trommelschläger, welche die in Deutschland neu eingeführten flachen Trommeln trugen. Das war aber noch nichts. Unser Wagen hielt vor dem aus Backsteinen gelegten Trottoir, als plötzlich einer der Trommelschläger, ein Pfeifer und ein Hornist vortraten, sich, während

die Mannschaft mit Gewehr bei Fuß stand, vor dem Wagen aufstellten und dann einen lustigen Marsch zu spielen begannen. Ich achtete anfangs nicht viel darauf, denn schön war die Ausführung nicht, und was ging mich auch die Militärmusik an, als mein Reisegefährte, der Doctor aus Caracas, in die Tasche griff und sagte:

„Wir werden den Leuten wohl etwas geben müssen."

„Welchen Leuten?"

„Nun, den Soldaten, den Musikanten."

„Ja, um Gottes willen, spielen denn die für uns?"

„Ja gewiß."

Er hatte Recht; die Musik brachte uns, den beiden Reisenden, während sie in Reih' und Glied aufgestellt war und noch unter Waffen stand, ein wirkliches Ständchen, bat sich nachher ein Douceur aus und trat dann, als wir, Einer dem Trommler, der Andere dem Pfeifer einen Vierteldollar in die Hand gedrückt (der Hornist mochte sich nachher mit ihnen vereinigen), wieder auf ihren Platz zurück.

Damit war die Sache aber noch nicht vorbei. Der vor der Front stehende Officier, der dabei seinen gezogenen Degen in der Hand herumschlenkerte und das Ganze mit angesehen, warf den Musikanten jetzt einen unwilligen Blick zu, und ich glaubte schon, daß er sie augenblicklich abführen würde, wonach ihnen dann ein Kriegsgericht kaum weniger als zehn Jahr Zuchthaus zudictiren konnte, aber Derartiges geschah nicht.

„Na," sagte der Officier — jedenfalls ein General, denn Lieutenants gab es gar nicht in der Armee — „bedankt Ihre Euch denn nicht?"

Und der Trommelschläger und Pfeifer — der Hornist schien verdrießlich, denn er hatte nichts bekommen — traten noch einmal vor, spielten mit großem Eifer ein neues, wenn auch etwas kürzeres Stück, und gingen dann ohne Weiteres und ohne um Urlaub zu fragen in die Pulperia hinein, um dort jedenfalls ein Glas zu trinken. Der Hornist ging übrigens auch mit.

Victoria, das wir bald nachher erreichten, befand sich noch ganz ruhig in den Händen der Amarillos oder Gelben, und als wir in die Stadt einfuhren, wurden wir von dem Wirth,

vor dessen Haus der Wagen hielt, gleich angewiesen, am Regierungsgebäude vorzufahren, um uns dort zu legitimiren.

Dort wurden wir, ohne daß man irgend einen Paß verlangt hätte, und zwar auf die artigste Weise examinirt und über den Stand der verschiedenen Truppen gefragt. Der Doctor nahm dabei das Wort, und während er nach bestem Wissen Alles erzählte, was er über die Regierungstruppen wußte, erwähnte er die Blauen mit keinem Wort und gab, direct darum befragt, nur ausweichende Antworten. — Es war in der That Alles auf Seiten der Revolutionspartei, und es ist mir bis jetzt noch unbegreiflich, daß sich Falcon überhaupt so lange halten konnte.

Etwa vier Leguas von Victoria entfernt, hatte nun, wie ich schon in Caracas gehört, ein Deutscher Namens Vollmer eine bedeutende Hacienda, und dorthin beschloß ich mich jetzt zu wenden, da eben Herr Vollmer, der im Land selber geboren war und es genau kannte, mir jedenfalls den besten Rath geben konnte, wie ich von hier ab meine Reise anzutreten habe.

Mein weniges Gepäck, das ich von hier aus auf einen Esel oder ein Maulthier zu packen gedachte, schickte ich mit einem Eseljungen voraus, und selber meine Büchse schulternd, machte ich mich an demselben Nachmittag auf, um den Platz noch wo möglich vor Dunkelwerden zu erreichen.

Hier betrat ich auch den eigentlichen Fruchtgarten von Venezuela — das Thal von Aragua, das seines Gleichen an Fruchtbarkeit und gesunder Lage kaum noch in diesem Theil der Welt findet.

Wie schön ist diese venezolanische Welt — welch ein Paradies könnte es sein, wenn die häßliche Leidenschaft der Menschen und Neid und Habgier nicht so oft eine Hölle aus ihr machen wollten!

Anfangs hatte ich noch einige ziemlich sterile Hügel zu passiren, die aber in der lang anhaltenden trockenen Jahreszeit auch vielleicht magerer aussahen, als sie sich sonst wohl gezeigt hätten; nur etwas weiter hin erreichte ich aber die eigentliche fruchtbare Ebene, die endlich durch lang ausgestreckte Hecken und behagliche Wohngebäude zeigte, daß sich

die Cultur vollkommen dieses Bodens bemächtigt habe und ihn zu benutzen verstand.

Gerade mit einbrechender Dunkelheit erreichte ich die Hacienda und wurde von dem Eigenthümer, obgleich ich ihm vollkommen fremd war, auf das Herzlichste und Gastfreieste aufgenommen, und dort war ich wieder einmal an der Grenze der Civilisation angelangt, um auf's Neue in die Wildniß einzutauchen.

Herr Vollmer, obgleich im Lande selber geboren, war in Deutschland erzogen worden und hatte sich denn auch hier eine vollkommen deutsche Häuslichkeit gebildet. Es wurde hauptsächlich, sogar von den Damen, Deutsch gesprochen, und besonders viel und gute Musik getrieben — nicht das gewöhnliche südamerikanische Walzergeklingel, denn Herr Vollmer war durchaus und gründlich musikalisch gebildet und spielte selber meisterhaft das Piano.

Auf die freundlichste Weise erbot er sich dabei, mir in jeder Hinsicht behülflich zu sein, und meinte nur, daß es schwer sein würde, in jetziger Zeit, wo man alle jungen Leute zu Soldaten presse, einen Führer für das innere Land zu bekommen — und den mußte ich allerdings haben, denn in den pfadlosen Llanos, die noch dazu in jetziger Zeit vollkommen wasserleer waren, hätte ich ohne Führer mit meinem Thier recht gut verdursten können — aber auch das wäre möglich zu machen — ich solle nur ein oder zwei Tage Geduld haben.

Trotzdem daß er in damaliger Zeit auch den Kopf voll genug hatte, denn gerade in diese fruchtbare Gegend warfen sich, besonders während des Waffenstillstandes, beide Theile und suchten sich da ihren Unterhalt, gab er sich doch Mühe, mir gefällig zu sein, und wo ein Wille ist, läßt auch die That nicht auf sich warten. Die Zwischenzeit benutzten wir aber auch noch außerdem dazu, die unmittelbare Nachbarschaft zu durchstreifen, und es giebt wohl kaum einen Platz in der Welt, der das besser lohnte, als dieser.

Das herrliche Thal von Aragua, mit einem Klima und Boden, wie man sich beides nicht prachtvoller wünschen könnte, mit seinen üppigen Weiden, seinen Kaffee- und Zuckerpflanzungen,

seinen stattlichen Bäumen und Palmen, wie friedlich und still lag es um mich her, aber die Geißel des Krieges hatte überall gewüthet. Der kleine Ort San Mateo schien fast verlassen, Vieh und Thiere waren aus den Hacienden fortgetrieben und von den Amarillos als gute Beute erklärt worden, und fortwährend noch suchten kleine Trupps die Landgüter der Besitzenden auf, so daß diese aus Angst und Aufregung keine ruhige Stunde hatten. Ja, selbst die Leute holten sie fort, und man war dabei nicht einmal sicher, daß an ein und demselben Tage die beiden verschiedenen Parteien ihre Besuche abstatteten.

So viel aber zur Ehre der Reconquistadores, daß sie sich dabei stets auf das Anständigste benahmen und nie plünderten, sondern die Besitzer um nöthige Lebensmittel baten, die ihnen dann auch bereitwillig gegeben wurden. Die Regierungstruppen dagegen nahmen einfach weg, was sie fanden, und wie dabei gewirthschaftet und das Land selber verschuldet wurde, mag nur ein Beispiel aus hunderten zeigen.

Einem Spanier wurden mehrere hundert Stück Vieh fortgetrieben, die für einige hundert Mann bei nur einigermaßen vernünftigem Wirthschaften hätten auf Monate hin Provisionen liefern können. Die Regierung bezahlte ihre Truppen aber gar nicht — womit auch, es war ja nicht ein Peso in der Kasse, — die Officiere suchten sich also selber zu helfen. Jeder von diesen nahm sich von dem Vieh, so viel er wollte, und verkaufte einen Ochsen oder eine Kuh dann unter der Hand für 4 oder 5 Pesos das Stück, die vielleicht 30 und 40 werth waren. Wer aber kaufte gern gestohlenes Vieh, das leicht wieder reclamirt werden konnte? — und so mußte es denn verschleudert werden. In fünf Tagen war von der ganzen Heerde kein Stück mehr übrig geblieben; der Spanier aber schickte seine Forderung für das confiscirte Vieh, die sich auf 20,000 Pesos belief, an den spanischen Gesandten, und das arme Land hat solcher Art für die Beköstigung von vielleicht 300 Soldaten, die sich den Tag über bequem mit 30 Pesos unterhalten ließen, für fünf Tage 20,000 Pesos zu zahlen.

Auch Herrn Vollmer waren einige 30 Stück seiner besten

Kühe fortgetrieben. Er wandte sich darauf augenblicklich an das Obercommando und erbot sich, 300 Pesos zu zahlen, wenn man ihm das Vieh ließe. Das wurde bereitwillig zugestanden. Er zahlte seine 300 Pesos und bekam das Vieh zurück — aber schon am nächsten Tage schickte das nämliche Obercommando einen andern Trupp, und der Deutsche war jetzt nicht allein sein Vieh, sondern auch seine 300 Pesos los. Was die Falcon'sche Partei in der Hand hielt, gab sie auch sicher nicht wieder her — und deutsche Consulate — Du lieber Gott, was konnten die ihm in der Weise, wie sie bis jetzt gestanden hatten und gestellt waren, nützen — ja, wenn er der Abkömmling eines andern Landes gewesen wäre! — Doch auf das deutsche Consulatswesen komme ich später noch zu sprechen.

Weit besser haben sich übrigens die Reconquistadores benommen. Gerade auf dieser Hacienda hatte eine kleine Patrouille an demselben Tage, an dem ich mich dort befand, den Majordomo oder Aufseher als brauchbaren Soldaten mitgenommen. Herr Vollmer ging an das Obercommando der Blauen und erklärte ihnen, daß er den Mann auf seiner Hacienda nicht entbehren könne, und ohne Weiteres wurde er wieder losgelassen. An demselben Tage hatte ein kleiner Trupp von Soldaten mit blauen Bändern in den Häusern der Hacienda verschiedene Sättel und Cobijas oder Ponchos mit fortgenommen, kaum aber war die Anzeige gemacht, als man auch schon eine Patrouille hinter ihnen her schickte und die Burschen abfaßte, die, wie sich herausstellte, weiter westlich desertirt und jetzt auf ihrem Wege nach Hause gewesen — auch wahrscheinlich gar nicht zu den Blauen gehörten, sondern nur so lange die Farbe angenommen hatten, als sie sich im Bereich der Insurgenten befanden.

Einen prachtvollen und lohnenden Ritt machten wir auf die nächsten, allerdings kahlen Höhen, die aber unmittelbar hinter der Hacienda begannen, und von wo aus man eine nicht zu beschreibende Fernsicht über das ganze Thal von Aragua bis zu der Lagune von Valencia, dem Paradies Venezuelas, hatte.

Man behauptet, und ich glaube mit vollem Recht, daß

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

78. u. 79. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

allein das diese Lagune umschließende Land genug Producte erziehen könnte, um ganz Venezuela damit zu erhalten; und wie sah es jetzt da aus: prachtvolle Haciendeu umgaben die deutlich sichtbare Lagune wohl nach allen Seiten, Kaffee- und Cacao-Plantagen, Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen, Palmen und Hunderte von anderen Fruchtbäumen bilden ihre Wälder, und ein Reichthum herrschte dort früher, der unbeschreiblich war. Die Revolutionen haben auch den Grund und Boden nicht verderben können; die Ursache dieses früheren Reichthums ist geblieben und kann ihn jedes Jahr wieder zurückbringen, aber in diesem Augenblick liegt Alles danieder. Viele Haciendeu sind sogar in dieser Zeit von ihren Eigenthümern verlassen und nur dem Aufseher übergeben; Tausende von Aeckern des herrlichsten Landes liegen brach, und die schönen Rosenhecken und Gärten sind verwildert, aus den Häusern selber alle werthvollen Sachen ausgeräumt. Wer sollte auch jetzt seine Aecker bestellen, nur um die Thiere der einen oder andern Partei damit zu füttern? Hat doch das ganze Heer der Reconquistadoren lange Zeit darin gelegen und sich auch sicher wohl darin befunden. Wenn die Hacenderos aber auch hätten ihre Felder bebauen wollen, so wäre es unmöglich gewesen, denn alle jungen Leute waren unter die Soldaten gesteckt oder hatten flüchten müssen, um sich dem edlen Kriegerstande zu entziehen. Es gab keine Arbeiter im Lande, und man fürchtete sogar schon, daß selbst die Ernte gefährdet würde, wenn dieser Zustand noch lange andauern sollte.

Von dort oben überschaut man aber, außer dem bebauten Thale, auch eine ungeheure, eben so fruchtbare Ebene, die noch der fleißigen Hand des Menschen harrt, um ihn mit ihren Gaben zu überschütten. Wer aber denkt jetzt in Venezuela an Land urbar machen, wo man nicht einmal alles das benutzen kann und mag, was sich schon unter Cultur befindet. Dazu müssen erst ruhigere und friedlichere Zeiten eintreten, und daß das bald geschieht, will ich dem armen Lande recht von Herzen gönnen.

Ehe wir nach der Hacienda zurückkehrten, ritten wir nach dem kleinen, unfern davon liegenden Städtchen Kagua hinüber, und dort betrat ich zum ersten Mal ein volles und rich-

tiges Lager der Reconquistadores, die sich hier entschieden festgesetzt und ihr Hauptquartier hatten.

In der einen Hauptstraße hielten die drei Anführer der Partei dieser Gegend mit ihren Pferden und im Sattel in einer Berathung, die sie auch nicht unterbrachen, als Herr Vollmer an sie hinanritt. Es handelte sich um ein eben erlassenes Manifest, das in den entschiedensten Ausdrücken gegen die jetzige Wirthschaft in Caracas protestirte und das der eine von ihnen, ein Haldindianer, wie denn alle drei der gemischten Race angehören, laut vorlas. Ich lenkte mein Thier nebenan in den Schatten einer Mauer, und hatte dort volle Muße und Gelegenheit, die dunkeln kräftigen Gestalten genauer zu beobachten.

Der Lesende hatte ein ausdrucksvolles und lebendiges Gesicht, und seine Augen blitzten ordentlich, wenn er zu einer der oft sehr kräftigen und jedenfalls entschiedenen und nicht mißzuverstehenden Passagen kam.

Sie gingen alle sehr einfach in meist blaues leichtes Sommerzeug gekleidet, und hatten keine weiteren Abzeichen ihrer Würde, als jeder eine ziemlich große, wenigstens deutlich erkennbare hellblaue Cocarde am Strohhut und dann natürlich den Degen an der Seite, wie einen Revolver im Gürtel. Sie sahen auch wild und malerisch genug darin aus — aber ebenso die gemeinen Soldaten, von denen der Ort schwärmte, denn uniformirt waren sie nicht einmal in Turnerzeug, sondern jeder von ihnen hatte angezogen, was ihn freute, oder was er vielmehr selber eigen besaß. Dazu gehörten aber unter keiner Bedingung ein Paar Schuhe — höchstens die dort üblichen Sandalen oder Alpargates. Nicht einmal blaue Bänder besaßen alle, und doch schienen sie dieselben als eine Auszeichnung zu betrachten und stolz darauf zu sein. — So widerwillig aber die Bewohner der verschiedenen Districte den Druck der Einquartierung, wenn er von Regierungstruppen ausging, zu tragen schienen, so willig zeigten sie sich hier, der Truppe Alles zu verabfolgen, was sie brauchte, denn man betrachtete sie nicht mit Unrecht als Schutz gegen Falcon's Schwärme. Sie bekamen auch von allen Seiten willig, was sie an Nahrung brauchten, und das Trinken ist eigentlich kein

Laster der südlichen Stämme — man sieht wenigstens nur in höchst seltenen Fällen Betrunkene auf der Straße.

Herr Vollmer hatte die Führer der Partei, denen er mich vorstellte, gebeten, mir einen Paß für mich und meine Waffen auszustellen, damit ich unbelästigt meine Reise durch's Innere fortsetzen könne, und ohne Weiteres willigten sie ein. Im nächsten Kaufladen — denn hier in der Stadt waren, trotz der bedeutenden Einquartierung, alle geöffnet, ließ der erste Chef Andres Alvarado, el Gral en Jefe (Gral ist hier stets die Abkürzung von General), den Paß ausstellen und unterzeichnete ihn dann unter dem Motto Dios, Union y Libertad, ebenso wie der Colonel Adolfo Garzia.

Während ich vor dem Laden stand, um die Ausfertigung des Documents zu erwarten, traten ein paar Soldaten an mich heran und baten mich um einen realito, den ich ihnen nicht abschlagen mochte, denn sie sahen mich beide so vergnügt dabei an. Es war in der That sehr heiß und die Leute konnten Durst haben, ich gab also dem einen ein zwei Realstück für beide, und laut aufjubelnd sprangen sie damit fort, und zwar in den gegenüberliegenden Laden hinein, in dem keineswegs Spirituosen feil gehalten wurden. Es dauerte auch gar nicht lange, so kehrten sie zurück und zeigten mir nun triumphirend jeder ein blaues Band, das sie sich da drüben gekauft und nun stolz genug um ihre alten Strohhüte knüpften.

Herr Vollmer bezweifelte allerdings, daß ich selbst mit diesem Paß die verschiedenen Banden, die auf dem Wege lagen, unbelästigt passiren könne, und meinte, mein Thier und meine Waffen würde ich wohl schwerlich nach San Fernando bringen. Ich hatte aber besseres Vertrauen. Bei großen Trupps befanden sich auch jedenfalls Officiere, die, zu welcher Partei sie auch gehörten, entweder den Paß des Präsidenten oder den des General Alvarado respectiren würden, und einzelne Streifzügler? — daß die meine gute Doppelbüchse und meinen Revolver nicht bekamen, davon war ich überzeugt, und so lange ich die behielt, mußten sie mir auch mein Packthier zufrieden lassen.

Die Schwierigkeit war in dieser Zeit, einen Führer zu be-

kommen, denn ein alter Mann hielt die beschwerliche Tour nicht so leicht aus. Herrn Vollmer aber, der sich wirklich in liebenswürdiger Weise die größte Mühe gab, gelang es, auch diese Schwierigkeit zu überwinden. Er fand nämlich einen einarmigen jungen Burschen — der in einer der früheren Revolutionen den Arm verloren hatte. Dieser war bereit, mich für einen peso fuerte (span. Dollar) den Tag zu begleiten und mein Thier zu treiben, und so wurde denn auf den nächsten Morgen die Abreise bestimmt.

Diesen Tag benutzte ich dann noch, um die Hacienda selber zu besichtigen, und das war um so lohnender, da sie für eine der besten im ganzen Lande galt.

Die Gebäude stammten noch zum großen Theil aus der altspanischen Zeit her, ebenso die massiv gebaute Wasserleitung, die nicht allein Haus- und Wirthschaftsräume, sondern auch einen großen Theil der Pflanzungen mit Wasser versah. Die Gebäude nahmen dabei einen ungeheuern Flächenraum ein, besonders die für Aufbewahrung und Reinigung des Kaffees bestimmten, die ein Quadrat bildeten und theils mit Cement ausgegossen, theils mit Platten belegt waren.

Die Kaffeeplantage selber — und der Kaffeebaum ist der Haupterwerbszweig aller dieser Hacienden — befand sich trotz der Kriegszeit in musterhafter Ordnung. Leider blühten nur erst hier und da einzelne Bäume, die in der Nähe von Wasser standen; so wie aber die Regenzeit beginnt, brechen sie alle auf, und ein solcher Kaffeegarten bietet dann einen reizenden Anblick.

Der junge Kaffeestrauch muß, wie schon erwähnt, im Schatten groß gezogen werden, und Bäume werden deshalb zwischen die Reihen gepflanzt; aber man kann nur solche dazu nehmen, die wieder nicht zu vielen Schatten geben, denn die Frucht braucht auch etwas Sonnenlicht und Wärme. Leider hat man noch keinen auch sonst nutzbaren Baum ausgefunden, der sich besonders dazu eignet. Zu der ersten Anpflanzung von Kaffee benutzt man aber meistentheils Bananen oder Platanos (Pisang), die rasch wachsen und mit ihren breiten Blättern die Pflanzen genugsam decken. Diese geben dann zugleich eine prachtvolle Frucht, und in manchen Ländern, z. B.

in Ecuador, leben ja die Eingeborenen fast ausschließlich von der Banane.

Venezuela ist besonders reich an diesen Früchten und liefert die verschiedensten und schmackhaftesten Sorten, von der Zwergbanane bis zu dem großen Platano — besonders gewürzhaft ist aber die kleinste Art.

Ein kleines Thier machte übrigens in der stillen Schwüle, die auf der Kaffeepflanzung lag, Spectakel genug und schien sich dennoch ganz vortrefflich darin zu befinden, und das war eine allerdings käferartig aussehende Grille mit langen, breiten, durchsichtigen Flügeln, einer großen, ungestalten Fliege nicht unähnlich, nur daß die Flügel weit länger sind, als der Körper.

Das kleine, etwa $1\frac{1}{4}$ Zoll lange Geschöpf, hier im Lande Chicharra genannt, macht wirklich einen für seine Größe ganz unverhältnißmäßigen Lärm, und man begreift gar nicht, auf welche Weise es diese gellenden, fast unerträglich lauten Töne herausbringt.

Die Chicharra, die oft in ganzen Colonien den Wipfel eines Baumes, und vorzüglich in Kaffeepflanzungen, inne hat, beginnt mit einem Tone, der genau so klingt wie das Gackern einer jungen Henne. Die Laute folgen sich aber immer rascher und rascher, bis sie zuletzt in eine Art von Pfeifen und endlich in einen so scharfen, langgezogenen Pfiff ausgehen, wie ihn nur noch der Dampf an einer Locomotive hervorbringt, und Einem dabei vollständig die Ohren gellen. Man behauptet sogar, daß sie sich oft so übermäßig dabei anstrengt, bis sie platzt und vom Baume herunterfällt; ich weiß aber nicht, ob das begründet ist. Eine Eigenthümlichkeit hat sie aber außerdem, nämlich die, daß sie beim Singen fortwährend eine Feuchtigkeit umherspritzt, die man deutlich auf der Haut fühlt, und sind viele in dem Wipfel, so sieht das sonst überall vertrocknete Laub unter dem Baume so naß aus, als ob es darauf geregnet hätte.

Hier in Herrn Vollmer's Haus hörte ich auch zum ersten Mal, oder wurde vielmehr zum ersten Mal aufmerksam gemacht auf die eigenthümliche Weise einer Melodie, den Natio-

naltanz des Landes und eine sogenannte Dansa, deren sonderbare Tacteintheilung mir auffallend war.

Sie geht nämlich in zwei Viertel Tact, und der erste Theil bietet nichts Außergewöhnliches, im zweiten aber spielt die linke Hand, während die rechte bei ihren zwei Vierteln bleibt — fünf Achtel, und zwar nicht etwa mit einer Triole und zwei Achteln, sondern die fünf Achtel regelmäßig im Tact vertheilt.

Die Venezolaner sind durchaus musikalisch, selbst die unteren Klassen, und Herr Vollmer erzählte mir z. B., daß er schon mehrere Male die Arbeiterinnen auf der Plantage belauscht habe, wie sie, vollkommen rein und correct, Passagen aus Beethoven'schen Sonaten nachsangen, die sie nur oben im Haus ein paar Mal gehört.

Der Viehstand der Hacienda, der früher sehr bedeutend gewesen, war durch die Raubbanden der Amarillos, wenn auch noch nicht total ruinirt, doch beinahe zerstört worden. Nur ein paar Milchkühe hatte man bis jetzt noch vor den verschiedenen Streifpartien versteckt gehalten, und dann war noch einiges junge Vieh übrig geblieben. Ebenso war es den Maulthieren ergangen, und als mir Herr Vollmer in freundlichster Weise anbot, mir ein Maulthier für mein Gepäck zu borgen, das mein Führer dann wieder zurückreiten konnte, und ich es nicht annehmen wollte, denn ich konnte ihm keine Garantie bieten, daß es der Bursche glücklich wieder zurückbrächte, sagte er:

„Und habe ich hier eine Garantie dafür? Wir sind dahin gelangt, daß jeden Augenblick ein Soldatentrupp der einen oder andern Partei einbricht und mitnimmt was er findet, und vielleicht ist mein Maulthier sicherer unterwegs, als auf der Hacienda."

So waren die Zustände im Frühjahr von 1868 in Venezuela, und so kehren sie wieder bei jeder neuen Revolution, wenn es den Venezolanern nicht gelingt, einen tüchtigen — und, was die Hauptsache ist, ehrlichen Mann zum Präsidenten zu bekommen.

Und giebt es keinen solchen Mann in Venezuela? — Sonderbarer Weise hörte ich, sowohl schon in Laguayra wie

auch in Caracas, und jetzt ebenso wieder hier, nur einen Namen, nur einen einzigen Mann nennen, den man aller Orten als den dazu passenden bezeichnete, und das war der jetzige Präsident einer entlegenen Provinz — wenn auch der größten des Landes: Guyana, und der Mann hieß Dalla Costa.

Und weshalb kam er da nicht nach dem Norden, wo das Land so viele Sympathien für ihn hatte? — Die Sache war sehr einfach — er befand sich in Guyana, von dem Volk dort geliebt und geachtet, so wohl, daß er bis jetzt noch nicht die geringste Lust zeigte, sich in die wirren Händel des Nordens zu mischen. Er sollte erklärt haben, daß er vielleicht die Präsidentschaft annehme, wenn er allgemein gewählt werde, für jetzt aber halte er sich noch fern und dulde nicht einmal, daß sich Guyana an dem Kampf betheilige.

Dalla Costa, aus einer italienischen Familie stammend, aber im Lande geboren, galt als einer der wackersten und — was ebenfalls schwer in's Gewicht fiel, als einer der ehrlichsten Männer des Landes. Er war dabei vollkommen unabhängig und reich und hatte, wenn er einen solchen Ehrenposten einnahm — einen guten Namen zu verlieren — was nur Wenige der übrigen Herren von sich sagen konnten. — Auf ihn bauten sich deshalb die meisten Hoffnungen, und auch hier im Thal von Aragua, und besonders unter der Partei der Blauen, hörte ich seinen Namen oft mit Achtung nennen.

Die Zeit muß jetzt freilich lehren, wie sich Alles in dem armen zerrissenen und mißhandelten Reich gestalten wird. Nur den einen Trost hat es, wenn das ein Trost genannt werden mag — daß es nie schlechter werden kann, als es jetzt ist.

Doch es wurde jetzt Zeit, an meine Reise zu denken, denn Ruhe giebt es ja nun einmal für mich nicht unterwegs — und Gott weiß es, ich bin fast den größten Theil meines Lebens unterwegs gewesen.

Am andern Tag Morgens packte ich denn mein weniges Reisegepäck, das ich so knapp als möglich eingerichtet hatte, auf das Maulthier, ich selber schulterte meine Büchse, und nach herzlichem Abschied von der liebenswürdigen Vollmer'schen Familie, wanderte ich durch das reizende Thal hin meinem fernen Ziel, dem breiten Strom Apure wohlgemuth entgegen.

30.

Durch die Llanos.

Die Gegend selber, durch welche ich von jetzt ab wanderte, war noch auf eine lange Strecke hinaus — wenigstens theilweis — der Cultur gewonnen. Man sah dann und wann Felder am Wege, fand einzelne Häuser und erreichte in nicht zu großen Entfernungen kleine Städtchen mit leidlichen Posaden (Hotels), aber überall zeigten sich Spuren dieser verderblichen Revolution in den geschlossenen Läden der Städtchen, in den verlassenen Hütten, die am Wege standen. Rinder und Kühe waren eben so wenig unterwegs mehr zu finden. Milch gehörte zu den alten lieben Erinnerungen vergangener Zeiten, und von Zug- und Reitthieren waren nur noch ein paar armselige Esel mit übermäßig wund gescheuertem Rücken übrig geblieben, die sich jetzt vergebens bemühten, unter den ihrer Blätter beraubten Bäumen einen schattigen Platz zum Nachdenken — und Heilung zu finden.

Da ich mich aber nicht gleich am ersten Tag zu sehr anstrengen wollte, übernachtete ich schon in einem kleinen, allerliebsten Städtchen: Villa de Cura, das wir etwa um zwei Uhr Nachmittags und ziemlich in der größten Hitze erreichten, und wo ich noch eine ganz vortreffliche Posada fand.

An dem Tag hatte ich auch noch meine europäischen Stiefel getragen, fand sie aber zu heiß, und da ich mir von Caracas zur Vorsorge die Sandalen des Landes, die sogenannten Alpargates mitgenommen, beschloß ich am nächsten Tag einen Versuch mit diesen zu machen.

Die Alpargates — eine Ledersohle mit gewirktem Fußhalt, der aber überall offen ist, sind allerdings sehr leicht und sitzen außerordentlich bequem am Fuß, aber sie haben den großen Nachtheil, daß man gleich beim ersten Schritt kleine Steine und grobkörnigen Sand hineinbekommt. Die Eingeborenen scheint das nun gar nicht zu geniren, und sie haben sich einen Gang angewöhnt, bei dem sie auch bei jedem Schritt das eben

Eingenommene wieder ausschütteln, für den Europäer ist es aber eine mißliche Tracht auf solcher Bahn, und ich kehrte denn auch schon am nächsten Tag wieder zu meinen, wenn auch heißeren, doch dichteren Schuhen zurück.

Von hier ab veränderte sich auch der Charakter des Landes ganz entschieden und wurde mehr bergig und steinig.

Es war wirklich schmählich heiß. Die Regenzeit schien noch nicht einsetzen zu wollen. Der Himmel blieb klar und die Sonne brannte auf das ausgetrocknete Gestein derartig nieder, daß mir die durchwandernden Leguas manchmal entsetzlich lang vorkamen. Aber es half nichts. Morgens in aller Frühe brach ich mit meinem Führer auf, um elf Uhr etwa, wenn die Sonne zu heiß wurde, rasteten wir einige Stunden und setzten dann unsern Marsch um halb drei oder drei Uhr, in der kühleren Zeit, wieder fort.

In dem kleinen Städtchen Ortiz, wo wieder Regierungstruppen lagen und fast alle Läden geschlossen waren, machte ich einen Rasttag. Die Hitze hatte mich zu sehr erschöpft. Ich fing doch an, meine zweiundfünfzig Jahre zu fühlen, mit denen auf dem Rücken ich das nicht mehr leisten konnte, was mir vor dreißig Jahren Kinderspiel gewesen.

In Ortiz herrschte aber an dem Tag wirklich eine Art von Aufregung, denn bis jetzt hatte der Ort fast allein von den Leuten existirt, die aus dem Innern ihre Heerden hindurch nach Caracas trieben und nun natürlich, unter den gegenwärtigen unsicheren Verhältnissen, ausblieben wie Röhrwasser. Heute nun war zum ersten Mal wieder seit langer Zeit ein solcher Transport eingetroffen, und das erregte wirkliches Aufsehen. Der Eigenthümer wurde aber auch von allen Seiten gewarnt, nicht weiter damit zu gehen, denn bis Caracas brächte er sie doch nie im Leben. — Ein solches Vertrauen hatte man zu den Regierungstruppen!

Von Ortiz aus war das Land durchaus gebrochen und zerklüftet, rechts und links auch von höheren Gebirgszügen eingeschlossen, die aber augenscheinlich niederer wurden, je weiter wir nach Süden vorrückten. Einen ganz eigenthümlichen Charakter nahmen aber die Contouren der Berge an, als wir das kleine Städtchen San Juan erreichten und den Morro oder Berg,

el morro de San Juan genannt, selber schon von Weitem in seiner wunderlichen Form erkennen konnten.

Noch Leguas entfernt, sah er aus wie ein langer Rücken, aus dem man einige Stücke mit einem scharfen Messer herausgeschnitten hatte, als wir uns aber darunter befanden, konnte man deutlich sehen, wie diese sonderbare Form entstanden. Es war früher einmal ein fester, solider Berg mit ziemlich spitz zulaufender Kuppe gewesen, als ihn ein Erdbeben aus allen Fugen brach. Die furchtbare Gewalt muß ihn gerade an der Wurzel und im Mittelpunkt gefaßt und emporgehoben haben, und wenn auch das alte Gestein fest zusammenhielt, so konnte es doch ein solches Gewicht nicht binden. Wie ein kleiner zugespitzter Haufen nassen Sandes auseinander brechen würde, wenn man ihn gerade in seinem Mittelpunkt emporDrücken wollte, so spaltete der riesige Berg in drei Theile, die dann auseinander klafften, aber doch noch deutlich genug erkennen lassen, wie sie früher einmal zusammengehört.

Es soll sich auch eine höchst merkwürdige Höhle hier im Berg befinden, die ich gern besucht haben würde, aber es hätte mich wenigstens um zwei, vielleicht drei Tage aufgehalten, und die konnte und wollte ich nicht daran wenden.

Wie heiß die Sonne auf dem Boden lag, von dem sie ihre Gluth wiederstrahlte, und wie weh das den Augen that! Welch ein Unterschied zwischen einer Fußtour hier und einem Frühlingsmarsch durch den wundervollen deutschen Wald. Auch wenig Thierleben zeigte sich. Nur wo sich ein kleiner Bergbach aus der nassen Jahreszeit noch ein paar Eimer Wasser aufgehoben, sah ich ein paar Vögel oder hörte sie in den Zweigen zwitschern — bis zum Singen schienen sie es in der Hitze nicht zu bringen. Einmal fand ich auch einen Hirsch links vom Wege am Wasser stehen und hatte böse Absichten. Visir und Korn flimmerte mir aber in der vom Boden aufsteigenden Gluth vor den Augen, und ehe ich beides zusammenbrachte, bekam das Wild unsere Witterung und war mit einem Satz im Dickicht drin. Ich hatte auch wirklich keine rechte Lust zum Schießen gehabt, es lag eine gar zu dumpfe, stille Schwüle auf der ganzen Natur.

Und dort fingen die Berge an, kleiner und niedriger zu

werden. Wenige Leguas hinter der kleinen Stadt Ortiz öffneten sich schon ihre Ausläufer dem Blick und zeigten den freien Horizont, der sich meeresgleich im Süden ausdehnte.

Und dort breiteten sich die Llanos — streckten sich jene Ebenen vor mir aus, nach denen ich mich so lange gesehnt, und die ich nun zum ersten Mal in meinem Leben betreten sollte, wie eine neue, fremde Welt.

Und das war es auch in der That, denn als wir jetzt den letzten Berghang hinabstiegen, der uns allmälig in die Ebene führte, fanden wir nicht allein eine verschiedene Scenerie, nein auch eine andere Vegetation, andere Thiere, ja ich möchte sagen andere Luft. Es war hier allerdings eben so heiß, ja vielleicht noch heißer als oben in den Bergen, aber es kam mir fast so vor, als ob man hier freier athmen könne, weil eben der Blick so frei und unbeengt in die Weite schweifen konnte.

Das Gras da unten sah freilich gelb aus, und das frische Grün fehlte der Landschaft; hatte es doch so lange nicht geregnet, daß der Boden keine Feuchtigkeit bewahrt haben konnte. Aber dort unten lag gleich eine Lagune, und Palmen, von denen ich keine mehr gesehen, seit ich das Aragua-Thal verlassen, standen darum her, aber meist in Vertiefungen des Bodens, die ihnen doch mehr Nahrung boten als die Höhen.

Es ist dies die sogenannte Palma sombrero, eine Mauritia, mit jenen breiten, ausgefiederten Blättern, wie sie von den Chinesen zu ihren ordinären Fächern benutzt werden. Sie wachsen übrigens nicht sehr hoch und standen dabei noch ziemlich vereinzelt über die Ebene zerstreut. In der Lagune badete sich ein kleiner Trupp Pferde, und eine Menge verschiedener Wasservögel, von Becassinen bis zum Löffelreiher und außerdem eine ziemlich große Reiherart, standen überall am Rande.

Die Nacht blieben wir in einem einzelnen Hato, in früherer Zeit eine Art Milchwirthschaft, jetzt aber ohne Kühe. Es gab aber auch wenig Wasser dicht an den Häusern, und für unser Maulthier mußten wir das, was es brauchte, aus einer brunnenartigen Grube in einer großen Calabasse herauftragen. Und Bequemlichkeiten für die Nacht? Wer die nicht mit sich führt, ist verloren; es fällt aber auch keinem Reisenden in

Venezuela ein, selbst nur die kleinste Tour zu unternehmen, ohne sein eigenes Bett, d. h. seine Hängematte, mit sich zu führen; und Lebensmittel? Du lieber Gott, das Herz thut Einem ordentlich weh, wenn man sieht, wie und von was die Leute hier, die mit der leichtesten Mühe in jedem Ueberfluß schwelgen könnten, leben, seit die Revolutionen das Land und auch ihren Wohlstand ruinirt haben.

Häuser habe ich betreten, die auch nicht das Geringste in ihren vier gelben Lehmmauern umschlossen, als ein altes irdenes Gefäß mit etwas schmutziggelbem Trinkwasser und einer kleinen Calabasse darin zum Ausschöpfen. Ob sie das Uebrige aus Furcht, daß man ihnen das Letzte nehmen könnte, versteckt, ob das schon geschehen war? — ich weiß es nicht; aber etwas Traurigeres läßt sich auf der Welt nicht denken, als eine solche armselige Hütte in den von der Sonne verdorrten und ausgetrockneten Llanos.

Am nächsten Tage erreichte ich, wie ich glaubte, die Palmengrenze. Diese hochstämmigen und immerhin hübschen Bäume verschwanden, und dafür trat eine kleine verkrüppelte Baumart auf, die, besonders in der Ferne, täuschende Aehnlichkeit mit unseren Apfelbäumen hatte. Es sind die sogenannten Chaparros, mit trotz der Dürre hell und lebendig grünen, wenn auch sehr trockenen Blättern, und dabei so rauh-scharf, daß sie in den südlicher gelegenen Städten von den Tischlern wie Chagrin zum Abreiben von Hölzern benutzt werden. Der Baum hat übrigens eine ganz reizende kleine Samenkapsel, die ich später, denn jetzt war sie noch nicht gereift, weiter südlich fand.

Wir machten Mittag in einer einzeln stehenden Hütte, neben der sich aber auch etwas Feld und ein kleiner Wald fand. Unter den Bäumen wuchs der Drachenblutbaum besonders häufig, schien aber hier noch nie angezapft zu sein. Was für Schätze in jeder Hinsicht birgt überhaupt Venezuela — von solchen Kleinigkeiten gar nicht zu reden, die man bis jetzt kaum dem Namen nach kennt, weil sie hier doch nicht zur Geltung kommen können! Wer soll hier etwas unternehmen und Geld in ein Experiment stecken, da es ihm selbst auch im günstigen Falle des Gelingens doch keinen Nutzen bringen würde? Irgend eine neue Revolution fegt es hinweg, und die

Bewohner eines solchen Landes lassen endlich lieber Alles zu Grunde gehen, ehe sie sich wieder und wieder der Früchte ihrer Arbeit beraubt sehen wollen.

Während ich noch in der Hängematte lag, um die ärgste Tageshitze vorübergehen zu lassen, wurde plötzlich draußen Pferdegetrappel laut. Wir befanden uns dort nur eine kurze Strecke von der Llanosstadt Calabozo, in der viel Regierungsmilitär lag, und ich glaubte nicht anders, als daß eine Truppe der Amarillos dort vorbeikäme; es waren aber im Gegentheil die Blauen.

Draußen vor der Hütte warfen sie sich von ihren Thieren, ein Officier, an der blauen Cocarde und an dem Säbel und Revolver kenntlich, die Soldaten mit nichts bewaffnet als einem alten Carabiner, für den bei uns der Eisenhändler wahrlich nicht mehr als den Werth des Eisengewichts bezahlt haben würde. Nur noch Messer trugen sie an der Seite, und zwar zwei von ihnen statt des eigentlichen Messers eine zweischneidige, scharfgeschliffene Lanzenspitze, die in einer Scheide stak und dann leicht an einer kurzen Stange befestigt werden konnte. Die Burschen sahen aber prächtig aus; sie waren freilich nicht uniformirt und unterschieden sich in nichts als dem blauen Band um den Hut von den übrigen Llaneros, aber es stak Mark und Leben in ihnen. Man sah es ihnen an, daß sie sich auf einer etwas gefährlichen Tour befanden und daß sie Freude daran hatten; das läßt dann schon kein schläfrig Wesen zu.

Mit welcher Freude wurden aber die „blauen" Gäste von der jungen Wirthin und einigen Hausleuten empfangen, und wie viel hatte man anfangs zusammen zu flüstern, was der Fremde gar nicht zu hören brauchte; aber hungrig waren sie auch, und was das Haus noch bot, — es war freilich wenig genug — wurde aufgetragen. Der Officier setzte sich dabei mit Dreien seiner Leute zu Tisch, die übrigens auch ihre kurzen Gewehre zwischen den Knieen behielten, während der Jüngste an der Thür stehen blieb und Wache hielt. Nach Süden und Norden, wie der Weg lief, konnte man die Llanos auf eine weite Strecke überschauen, und es war deshalb keine Gefahr vorhanden, daß sie so leicht überrascht werden konnten.

Erst als die Ersten abgegessen hatten und einer von ihnen an die Thür trat, setzte sich der Letzte ebenfalls und aß die landesübliche Sancoche, eine Suppe mit Fleisch, Kartoffeln und Kürbis.

Meine Doppelbüchse lehnte an der Wand, und der Officier betrachtete sie sich genau; sie schien ihm ungemein zu gefallen und seine Soldaten hätten wahrlich solche Gewehre gebrauchen können; aber er setzte sie ruhig wieder fort, erkundigte sich nicht mehr, wohin ich wolle, wie es jeder andere Reisende auch gethan haben würde, und gab dann das Zeichen zum Aufsitzen.

„Morgen früh kommen wir zum Kaffee wieder," nickte er der Wirthin zu, als er sich im Sattel zurechtrückte — das war die ganze Bezahlung, die er bot, oder die sie forderte, und über die Ebene sprengte der kleine Trupp mit verhängten Zügeln.

Es war eine Recognoscirung gewesen, die der Officier gegen das feindliche Lager zu unternommen, und leicht konnte er das, denn jeder Llanero, den er unterwegs fand, war sein Freund. Zwei Tage später rückte denn auch richtig ein Corps von etwa 1000 Mann gegen Calabozo vor, wo die Amarillos standen, und lagerte, etwa eine halbe Legua von der Stadt entfernt, auf einer Mission.

Allerdings hatte ich in Caracas, als ich dort meinen Reiseplan machte, gehört, daß der Fluß bei Calabozo, der Huarico, schiffbar sei, und deshalb geglaubt, ich würde mir nachher ein Canoe kaufen und den Strom darin bis in den Apure hinabgehen können, also bis Calabozo selber meine Fußtour beendet haben. Hier hörte ich aber, daß dem keineswegs so sei — der Huarico hatte nicht Wasser genug selbst für ein Canoe, und ich fing an, das Marschiren in der furchtbaren Hitze satt zu bekommen. Ich hätte auch keinen Genuß von der Reise gehabt, wenn ich mich so übermäßig anstrengte, und da ich zufällig einen alten Sattel fand, der feil war, kaufte ich mir einen Esel dazu, lud auf diesen mein weniges Gepäck, setzte mich selber auf das Maulthier und konnte nun die übrige Strecke mit mehr Bequemlichkeit zurücklegen.

Man darf sich übrigens die Llanos keineswegs als eine

vollkommen baumlose, kahle Ebene denken, wie z. B. die Prairien in Nordamerika oder die Pampas in der Argentinischen Republik häufig solche Flächen zeigen. Es giebt allerdings Stellen, wo auf Leguas Entfernung kein Baum oder Strauch steht und der Blick weit, wie über den Ocean schweift, aber diese können nicht für die Regel in den Llanos gelten, ja sind sogar nicht einmal häufig. Fast immer sind Palmen oder, nach der Gegend, Laubbäume in Sicht, und an kleinen, jetzt allerdings vertrockneten Wassercoursen stehen auch starke Dickichte, die Wäldern gleichen und durch die man sich nur mühsam eine Bahn erzwingen könnte.

Die Chaparrobüsche, die hier ziemlich dicht standen, wachsen etwa bis 18, ja hier und da bis 20 Fuß hoch, und bilden fast kleine Wälder — mit Lichtung jedoch genug dazwischen, um überall durchzukommen, wie denn auch schon eine breite Straße durch die früheren Viehheerden gebrochen und frei gehalten war. Nur dann und wann wichen sie einmal auseinander und zeigten eine weite, parkähnliche Fläche.

Jetzt aber wurde das Gebüsch dichter — der Boden, mit dicken Kieseln überstreut, zeigte, daß der Huarico in der Nähe sein müsse und welche enorme Breite er in der Regenzeit beanspruche.

„Da sind wir am Fluß!" sagte mein Führer, und als wir eine kleine Erhöhung überritten, mußte ich laut auflachen, denn ich sah plötzlich den Huarico — oder vielmehr sein Bett zu meinen Füßen, das auch nicht einen einzigen Tropfen Wasser enthielt.

Und auf dem Fluß hatte ich wollen in einem Canoe meine Reise fortsetzen? — Es lag Humor in der Sache. Daß ich mich aber wirklich am richtigen Fluß befand, darüber konnte ich nicht im Zweifel bleiben, denn erstens zeigten das die hohen Uferbänke, und dann schimmerten auch schon an der andern Seite die Häuser von Calabozo durch die Büsche.

Unmittelbar an unserem Ufer stand ein kleines Haus — eine der gewöhnlichen Pulperien, mit der verhängnißvollen Inschrift:

Peage — Wegegeld.

Eine Anzahl von Arrieros, von denen wir übrigens nur

wenige unterwegs getroffen, hielten vor dem Haus, und ich mußte hier in der That fünf Real Wegegeld erlegen. Für was, weiß ich freilich bis auf den heutigen Tag nicht, denn von einem Pfad durch die Llanos hatte ich wohl die bald hier-, bald dahin führenden Spuren gesehen, aber von einem Weg wahrhaftig nichts. — Aber was konnte es helfen? Der Staat erhob hier mit demselben Recht etwa, wie wir bei uns daheim zuweilen Pflastergeld bezahlen, sein Wegegeld, und ein „armer Reisender" mußte sich dem natürlich fügen.

Die Pulperia hatte übrigens das Gute, daß wir dort einige vortreffliche Wassermelonen fanden und uns daran erfrischen konnten. Es war das erste Labsal wieder nach langer Zeit und nach einem bitter heißen Marsch.

Und jetzt ritten wir durch den Huarico und mußten wenigstens hundert Schritt in dem Strombett hinabgehen, um nur zu einem kleinen Wasserloch zu kommen, wo wir unsere Thiere tränken konnten. Das Flußbett war total ausgetrocknet, und nur noch an den tiefsten Stellen hatte sich etwas Wasser gehalten, das aber kaum dem Esel schmeckte. Das Maulthier roch nur daran und drehte sich dann wieder ab.

Calabozo, der alte Handelsplatz der Llanos, ist eine nicht unbedeutende Stadt, durchgängig aber mit niederen Häusern und — wie alle diese Ortschaften des Innern — Ziegeldächern. In guten alten Zeiten herrschte auch hier ein bedeutender Verkehr, denn die Bewohner von Calabozo gerade trieben einen starken Vieh- und Pferdehandel mit dem Süden und schafften die Thiere dann nach Caracas, um von dort, für den Erlös, wieder europäische Waaren in die Llanos zu bringen und zu verwerthen.

Das Alles war jetzt unterbrochen. Die Viehzüchter südlich vom Apure, wohin der Bürgerkrieg noch nicht gedrungen war, hüteten sich wohl, ihre Thiere dem Feind — oder hier der Regierung, was gleichbedeutend war, in die Hände zu liefern, sondern blieben zu Hause, und eben so wenig konnte man in jetziger Zeit Waaren von Caracas herunterbringen, wo man unterwegs jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt war, mit Waaren sowohl wie Packthieren einem der verschiedenen Streifcorps in die Hände zu fallen.

Außerdem sollte in dem, kurz vorher von dem Negergeneral genommenen Calabozo der Zustand so unerträglich geworden sein, daß fast alle reichen oder der Regierung etwas verdächtigen Leute die Stadt verlassen hatten, um nicht den ewigen Contributionen ausgesetzt zu sein.

Wie öde und leer sah aber die Stadt aus, als ich am 24. April Mittags zwei Uhr durch die vollkommen menschenleeren, sonngebrannten Straßen ritt; denn wenn man auch in dieser Tageszeit in den Tropen nicht gern sein Haus verläßt, so bleiben doch, in ruhigen Jahren, wenigstens die Läden offen und man sieht Menschen in diesen und an den Fenstern der Schattenseite. Hier aber traf ich Niemanden, ja, sah keine Seele — keinen Laden geöffnet, selbst die Pulperien verschlossen, und wenn mein Bursche nicht die Posada gewußt hätte, in der Straße trafen wir Niemanden, um ihn danach zu fragen. — Und selbst die Posada lag verödet da.

Sonst schwärmte sie von Gästen, wie mir später der Wirth sagte — jetzt war ich der einzige Gast in dem ganzen weiten Raum.

Kaum war ich übrigens aus dem Sattel gestiegen und glücklich genug gewesen, ein wirkliches Waschbecken zu bekommen, um mich nach dem heißen und staubigen Ritt zu reinigen, als ein Soldat der Amarillos — ein großer, derbknochiger brauner Bursche, seine Muskete in der Hand, zu mir in's Zimmer trat und mich aufforderte, ihm in das Gouvernementsgebäude zu folgen. Ich wusch mich gerade und bat ihn deshalb, einen Augenblick zu warten und sich zu setzen. Natürlich war kein einziger Stuhl in dem ganzen öden Zimmer, nur ein dreibeiniger Tisch und eine venezolanische Bettstelle — d. h. in jeder Wand ein eiserner Haken, wo dann der Reisende seine Hängematte oder Chinchorra aufhängen kann.

Er sah sich etwas mißtrauisch im Zimmer um, blieb aber dann, bis ich fertig war, geduldig an der Thür stehen und lud mich darauf sehr freundlich ein, ihm zu folgen. Unterwegs trafen wir auf eine Anzahl Straßenjungen, und da diese wohl glauben mochten, daß ich jetzt abgeführt würde, um wahrscheinlich erschossen zu werden, folgten sie uns natürlich, um sich den Spaß mit anzusehen, und zogen dadurch andere

Menschen nach. Glücklicher Weise war das Gouvernementsgebäude nicht sehr weit entfernt, aber dort davor blieben sie auch stehen, der Dinge wartend, die da kommen sollten.

Der Gouverneur, oder welchen Posten der Herr auch bekleidete, empfing mich übrigens sehr artig, erkundigte sich, ob ich unterwegs nicht belästigt worden wäre — von Revolutionstruppen natürlich, und fragte dann nach dem Stand der Verhältnisse auf der Straße, von der er gar nichts zu wissen schien, da sich seine Soldaten ja nicht einzeln hinauswagen durften. Ich sagte ihm auch ganz offen, daß die „Blauen" überall umherschwärmten, sich aber sehr anständig betrügen und ich nirgends Klagen über sie gehört hätte.

„Ob ich keine Zeitungen mit aus Caracas brächte?"

„Nein; nur zwei alte, den Federalista vom 8. und 11. April (in welchen Nummern die Ernennung der damalig neuen Minister stand). Er würde aber jedenfalls schon neuere Nachrichten haben." — Es war ja auch der 24. des Monats.

„Nein," erwiderte der Beamte, „wir haben lange nichts von Caracas gehört; kann ich die Zeitungen zu sehen bekommen?"

„Mit Vergnügen, aber ich habe sie nicht bei mir, sie sind in der Posada."

„Der Mann kann mit Ihnen gehen und sie holen."

Es war fast unglaublich, aber wahr, daß die Beamten hier mit einer Truppe Soldaten mitten im Lande saßen und so ohne jede Nachricht von der Centralregierung in Caracas gelassen wurden, daß ihnen die erst ein Fußwanderer mitbringen mußte.

Als mich jetzt übrigens der Soldat mit seinem Gewehr wieder zurückbegleitete, fühlten sich die draußen harrenden Straßenjungen fest überzeugt, daß Alles in Richtigkeit sei. Jetzt war ich abgeurtheilt worden, und nun mußte ich erschossen werden. Ich war jedenfalls als Spion aufgegriffen und hatte deshalb bald bis zur Posada einen ganzen Menschenschwarm hinter mir. Dort fanden sich die guten Leute aber leider getäuscht, und als die bewaffnete Macht mit den Zeitungen fortging und mich allein zurückließ, unterhielten sie sich wohl

noch eine Zeit lang auf der Straße, zerstreuten sich dann aber ebenfalls.

Die Posada war ein trauriges, ödes Gebäude und schien mir völlig leer — ich sah wenigstens keinen Menschen als den Wirth, der aus einer Seitenthür — wenn der Tisch gedeckt war, erschien, um mir Gesellschaft zu leisten, um dann eben so geheimnißvoll wieder dahinter zu verschwinden. Eine junge Mulattin, die ein allerliebstes Kind bei sich hatte, besorgte die Küche, und ein Eseljunge, der Wasser holte — woher er es kriegte weiß ich nicht — und dann auch Futter für seinen eigenen Esel brachte, waren die einzigen lebenden Personen außer dem Wirth.

Das Haus selber nahm einen Flächenraum ein, auf dem in Wien z. B. wenigstens tausend Personen — und vielleicht noch mehr gewohnt hätten. Vorn lagen weite öde Zimmer, mit geschlossenen Läden und vollkommen leer — rechts hin lief eine Gallerie, die sich in drei oder vier dumpfige und fensterlose Kammern öffnete — eine von diesen bildete mein Quartier, aber ich konnte natürlich die Nacht nicht darin schlafen und zog mir mein Feldbett, das ich dort vorfand, auf den offenen Hof hinaus. Gereinigt war das Zimmer aber wahrscheinlich nicht seit der Zeit, als der Maurer, der es gebaut und inwendig weiß getüncht, den Schutt hinausgefegt hatte. Aber ich benutzte es ja doch zu weiter nichts, als eben mein weniges Gepäck und meinen Sattel unterzubringen, und da ich schon am nächsten Nachmittag wieder aufbrechen wollte, genügte es vollkommen.

Zu Mittag frug mich mein Wirth, ob ich keine Zeitung mitgebracht hätte, und als ich ihm sagte, daß ich Alles, was ich bei mir führte, dem Gouverneur oder Bürgermeister oder wer es sonst sei gegeben, war er außer sich und bat mich auch, sie augenblicklich wieder zu holen. Ich dachte aber gar nicht daran, mich deshalb zu bemühen, und sagte ihm einfach, wenn ihm so viel daran läge, möchte er es selber thun — ich hätte nichts dagegen, und gegen Abend hatte er sie sich denn auch richtig erbeutet, und er und ein anderer ältlicher Herr, den er mitbrachte und der etwas schwer hörte, studirten und debattirten nachher auf das Eifrigste darüber.

Als ich meine Siesta hielt, amüsirte ich mich über ein Fresco-Wandgemälde höchst eigenthümlicher Art. In der einen Hofwand lief nämlich eine dünne Röhre nach dem Hof hinaus, die wahrscheinlich einen kleinen Theil des Regenwassers in den Hof selber leiten sollte. Um diese herum nun hatte irgend ein Künstler der Llanos einen schauerlichen Mulattenkopf gemalt, dem diese Röhre, wie eine Cigarre, etwas schräg im Mund steckte. Das war ihm aber immer noch nicht schön genug gewesen, und er hatte deshalb dem Mulattenkopf — nach Art der Engel auf den Raphael'schen Bildern — aber nicht ganz so gut ausgeführt — ein Paar Flügel gegeben, die rechts und links hinausstanden. Ich konnte mich wirklich nicht satt daran sehen.

Als es endlich kühl wurde, beschloß ich einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, und eben als ich fort wollte, kam die Kleine der Köchin und guckte halb scheu, halb schelmisch zu mir in die Stube. Es war ein gar niedliches Kind, und da ich eine Anzahl von Glasperlen mit mir führte, um hier und da ein kleines Geschenk machen zu können, gab ich ihr eine Schnur blauer Perlen, mit der sie jubelnd zu ihrer Mutter lief.

Ich wanderte jetzt hinaus in's Freie und vor allen Dingen der nicht fernen Plaza zu, die stets von dem Militär dieser südamerikanischen Republiken bei irgend einer Revolution inne gehalten und vertheidigt wird. Ist die Plaza von einem angreifenden Trupp genommen, so betrachtet man den Ort als nicht mehr haltbar, und zieht ab.

Eine solche Plaza hat gewöhnlich nur vier Ecken, denn selten kommt es vor, daß noch in der Mitte der vier Häuserfronten eine Straße einmündet. An diesen vier Ecken standen jetzt sogar am hellen Tag Posten, und überhaupt waren die Soldaten fast alle unter Waffen und mußten jedenfalls durch ihre Kundschafter erfahren haben, daß ihnen die Blauen wieder näher gerückt seien. Ebenso wußte ja auch kein Mensch, ob der vor kurzer Zeit mit den Revolutionären abgeschlossene und gerade jetzt abgelaufene Waffenstillstand wieder verlängert sei oder nicht. Falcon regierte eben in Caracas und kümmerte sich den Henker um die kleinen Truppentheile, die zerstreut im

Land umherlagen. Die mochten sehen, wie sie selber fertig wurden.

Und was für eine Bande von Soldaten lag hier in Garnison! Wie sahen die Burschen aus. Nur uniform zerlumpt waren sie, weiter nichts und mit allen Schattirungen der Hautfarbe — weiß aber fast gar nicht — vertreten, und dann sehr schmutzig. Mit allen Farben von Kleidern, die sie selber aber gar nicht abgetragen haben konnten, liefen sie auf das Aeußerste abgerissen umher und hatten nicht einmal gleiche Waffen.

Vor dem einen Gebäude an der Plaza, das früher einmal ganz stattlich ausgesehen haben mochte, jetzt aber wie eine Art Ruine dastand und wohinein das Hauptquartier verlegt war, hatte sich ein Haupttrupp gesammelt und stand dort aufmarschirt, und rechts und links flankten die Uebrigen aus. Von diesen aber lagerten die Meisten auf dem Pflaster, oder saßen und kauerten zerstreut umher, während eine eben so ruppige Trompeterbande in der Mitte des Halbkreises soviel Lärm als möglich mit ihren Instrumenten machte.

Schon mit der Abenddämmerung wurden übrigens die verschiedenen Ecken der Plaza durch Piquets besetzt, und ebensolche, als es vollständig dunkelte, bis an die zweite Ecke vorgeschoben. Es war augenscheinlich, daß sie sich nicht sicher vor einem Angriff fühlten, und sie wußten dabei, daß sie die ganze Stadt selber gegen sich hatten.

Und was konnten nun solche vorgeschobene Truppenkörper von vielleicht 300 oder 400 Mann der Regierung in Caracas nützen, denn vollständig von jeder Verbindung mit der Hauptmacht abgeschnitten, sogar ohne die geringste Nachricht von draußen und während die revolutionären Schwärme mit jedem Tag wuchsen, konnten sie auf der Gottes Welt nichts thun, als da, wo sie gerade lagen, das Land aussaugen. So wie aber der Kampf begann, waren sie von allen Seiten eingeschlossen und mußten sich entweder ergeben — worauf übrigens auch die Meisten warteten, oder sich einzeln todtschlagen lassen.

Als ich wieder nach Haus zurückkam — denn in den Straßen wurde man schon von den Soldaten angeschrieen,

stand der Wirth in der Thür und schien mich erwartet zu haben. Er frug mich auch, etwas verlegen, ob ich noch vielleicht von den blauen Perlen hätte, von denen ich dem Kind heute eine Schnur gegeben.

„Ja — weshalb? —"

„Ob ich ihm wohl einige davon verkaufen möchte?"

„Lieber Herr," sagte ich ihm, „derlei Dinge führe ich nur zum Verschenken bei mir; verkaufen thue ich nichts davon — aber was wollen Sie damit? —"

„Ach," sagte er — und wurde noch verlegener — „meine Töchter haben die Perlen gesehen, und mich so gequält, ich möchte ihnen doch einige verschaffen — und sie sind hier in der Stadt gar nicht zu haben."

„Sind Sie denn verheirathet? —"

„Gewiß — ich wohne hier gleich nebenan."

„Du lieber Gott," lachte ich, „wenn ich Ihren Töchtern damit eine solche Freude machen kann, so steht ihnen ein Theil von dem, was ich noch habe, gern zu Diensten."

„Also Sie wollen mir welche verkaufen."

„Nein, aber ich werde mir erlauben, ihnen ein Geschenk damit zu machen."

Der kleine Mann schien darüber doppelt erfreut, und so sorgfältig er bis jetzt seine Thür verschlossen gehalten, so bat er mich doch jetzt, zu den Damen mit hinüber zu kommen.

Nun hatte ich schon vorher in Caracas, und später auch in Victoria gehört, daß Calabozo in der ganzen Republik seiner hübschen Mädchen und Frauen wegen berühmt wäre, an dem ganzen Tag aber auch noch nicht eine einzige von ihnen zu Gesicht bekommen, denn die Damen hielten sich bei dieser Militärwirthschaft und der Bande natürlich fest in ihren Häusern verschlossen, und ließen sich noch weniger auf der Straße — nicht einmal an ihren Fenstern sehen. Ich war aber hier wirklich überrascht, denn zwei so bildhübsche Mädchen hatte ich sicher nicht erwartet zu finden, als sie der alte Bursche hier wohlweislich hinter verschlossenen Thüren hielt. Aber ein Schmuck hat schon manche Thür geöffnet, ob das nun Diamanten oder Glasperlen sind — die Sache bleibt sich gleich — es kommt nur auf die Gegend an.

Ich hatte noch etwa drei oder vier Pfund der verschiedensten Perlen bei mir, und es war wirklich ein Vergnügen, zu sehen, mit welchem augenscheinlichen Entzücken die jungen Damen, von denen die Jüngste höchstens sechzehn, die Andere vielleicht ein oder zwei Jahr mehr zählen mochte, den Schatz von bunten Perlen vor sich ausgebreitet fanden — denn da kein Tisch im Zimmer war, setzten wir uns Alle — die Mutter ebenfalls — ganz behaglich auf die Matte nieder.

Die beiden jungen Damen hatten, wie fast alle Südamerikanerinnen, prachtvolles schwarzes Haar und große dunkle Augen, wie ebenfalls einen prachtvollen Teint — und wie die Augen jetzt in Vergnügen blitzten! Es war wohl ein paar Händevoll Glasperlen werth, das wirklich wunderhübsche Bild zu beobachten.

Zuerst griffen sie übrigens nach den blauen Perlen, und als ich ihnen bemerkte, daß das ja die Farbe der Revolution sei, betrachteten sie mich so schelmisch von der Seite, als ob sie hätte sagen wollen — und ihre Augen sagten das auch — „ja eben deshalb.“

Im Anfang suchten sie aber nur sehr schüchtern aus. Jede eine oder zwei Schnuren, und als ich ihnen sagte, daß sie nur mehr wählen möchten, sahen sie ihre Mutter fragend an, und diese erkundigte sich vor allen Dingen nach dem Preis. Als ich ihnen aber wiederholte, daß die Perlen überhaupt keinen Werth hätten und sie davon nehmen möchten, was sie freue, blitzte es über die lieben Gesichter und sie griffen jetzt herzhaft zu — aber immer noch bescheiden, bis ich denn ausfand, welche ihnen am besten gefielen und dann reichlich selber gab.

Ich habe wenigstens das Bewußtsein, die beiden jungen Wesen an dem Tag glücklich gemacht zu haben — und es ist ja schon ein Glück, sich nur über eine solche Kleinigkeit freuen zu können.

Ich verbrachte wohl eine Stunde in der Familie und bekam bald heraus, daß sie vollkommen revolutionär gesinnt und mit einem Wort ächt blau seien. Die Mutter versicherte mir sogar, daß ich durch die ganze Stadt gehen und in jedem Haus das Nämliche finden könne.

Am nächsten Morgen sah ich ein Exercitium der Soldaten, die langsam durch die Stadt marschirten, und ich muß gestehen, daß mir eine zerlumptere Bande solcher armen Teufel noch im ganzen Leben nicht vorgekommen. Keiner von Allen hatte Schuhe an, Jacken eben so wenig. Einigen schien es selbst an einem Hemd zu fehlen, denn sie trugen ihre alten, zerlumpten Cobijas, trotz der Wärme, über die Schultern geworfen. — Und wie waren sie bewaffnet! Unter der ganzen Truppe sah ich nur zwei Musketen, die ich aber nicht um alles Geld der Welt hätte abfeuern mögen. Drei Andere trugen noch Carabiner, und die Uebrigen führten allein Lanzen — jedenfalls eine bessere Wehr, als die Carabiner, die höchstens zum Dreinschlagen dienen und dann hinten losgehen konnten.

Alle diese Leute waren zu Soldaten gepreßt worden. Keiner von Allen bekam den versprochenen Sold, und zu essen? — wenn sie selber etwas fanden, ja, sonst aber waren in Calabozo schon alle Thiere aufgezehrt und die Fouragirtrupps von der Umgegend ebenfalls abgeschnitten. Und diese Leute sollten ein ganzes, im Aufstand begriffenes Land bekämpfen? Wer sie nur sah, konnte über das Resultat auch keinen Moment im Zweifel sein.

Als ich diese traurige Truppe — und die Leute sahen außerdem niedergeschlagen genug aus — hatte an mir vorbeidefiliren lassen, machte ich mit einem jungen Deutschen, der ebenfalls von Caracas erst kürzlich nach Calabozo gekommen war, um hier Gelder einzukassiren, aber total unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußte, — denn wer besaß in der jetzigen Zeit Geld — einen Spaziergang vor die Stadt, und hatte wahrlich nicht erwartet, eine so reizende Scenerie zu finden.

Dies Calabozo muß in friedlichen Zeiten ein wirklich reizender Ort sein, und hat auch in dem südlichen Theile Venezuelas, schon seiner Bäder wegen, einen Namen. Wenn es aber in den Llanos überhaupt einen schönen Fernblick geben kann, so darf ihn dieses Städtchen beanspruchen.

Dicht am Huarico und auf dem hohen Ufer desselben gebaut, überschaut es die weite, durch nichts unterbrochene Ebene nach allen Seiten, und da dieselbe dort ziemlich dicht mit

grünen Büschen und einzelnen zerstreuten Palmen bedeckt ist, bietet sie auch einen freundlichen Anblick. Ganz prachtvoll aber liegt die Stelle, an welcher sich die Bäder — kalte wie warme — befinden. Dort ist überhaupt Wasser genug, und prachtvolle Mangobäume ragen mit ihren dichtbelaubten und riesigen Wipfeln selbst über die Hügel hinauf und beschatten die unten angebrachten und ausgemauerten Badeplätze. Aber das nichtsnutzige Soldatenvolk hat auch diese friedliche Einsamkeit gestört und für den Augenblick sogar zerstört. Dort unten hinein haben sie nicht allein ihre Thiere getrieben und den Platz vollkommen abweiden lassen — das möchte noch seine Entschuldigung finden — nein, auch in die Bäder selbst trieben sie Pferde und Maulthiere, bis die Eigenthümer die kleinen Schleusen öffneten und das Wasser total ausströmen ließen. Den Damen von Calabozo wurden alle die schönen Bäder entzogen, und es hätte dessen in der That nicht bedurft, um sie noch gegen die Regierung und ihre Truppen zu erbittern. —

Aber meines Bleibens war nicht länger in Calabozo, und nachdem ich an dem Tag noch die größte Hitze abgewartet und im Schatten des Hauses verbracht, sattelte ich mir, etwa drei Uhr Nachmittags, wieder mein Maulthier, um meine Reise fortzusetzen und nun in den eigentlichen wilden und selten besuchten District der Llanos einzutauchen.

Ehe ich aber aus dem Hof hinausritt, wurde mir noch eine Ueberraschung. Die beiden jungen Damen, die ich heute gar nicht gesehen und denen ich mich nur durch ihren Papa hatte empfehlen lassen, kamen heraus, um mir noch zum Abschied die Hand zu reichen — aus Dankbarkeit für die Glasperlen. Gott segne ihre lieben Gesichter — sie sahen wieder bildhübsch heute Morgen aus.

Von Calabozo aus behielten wir allerdings noch anfangs die bisherigen Chaparrobüsche, welche die Gegend ein wenig monoton machen; bald aber traten die kleinen eigenthümlichen Palmen wieder auf, und zwar immer häufiger, bis sie zuletzt einen einzigen, wirklich malerisch schönen Wald bildeten, der uns auch einigen so sehr herbeigesehnten Schatten gab.

Weit ab vom Wege sahen wir einzelne Hirsche, aber sie

gingen flüchtig fort. Sie waren jedenfalls durch irgend etwas verscheucht worden, und als wir bald darauf eine etwas größere Waldblöße erreichten, die sich nach Osten zu öffnete, entdeckten wir eine kleine Gruppe von Soldaten, die dort ihre Thiere weiden ließen. Sobald sie uns übrigens bemerkten, sprang Einer von ihnen in den Sattel, griff seine im Boden steckende Lanze auf und sprengte auf uns zu, um sich zu vergewissern, wer wir wären. Nur an meinen Peon richtete er aber ein paar Fragen — dem gelben Band nach gehörte er zu den Regierungstruppen — und schloß sich dann gleich darauf wieder den Uebrigen an.

Etwa eine Stunde später überholten sie uns, galoppirten aber vorüber, ohne sich aufzuhalten. Wie wir an dem Abend noch erfuhren, waren sie ausgeritten, um eine Schaar der Ihrigen anzutreffen, die vom Apure her erwartet wurde.

Die Scenerie war hier wirklich wunderbar hübsch, ein vollkommener Palmenwald, und etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir auch eine kleine Hacienda mit einem Zuckerfeld, aber es gab kein Wasser für unsere Thiere, und wir durften deshalb hier nicht übernachten. Unmittelbar fast hinter der Hacienda aber und kaum eine halbe Legua davon entfernt, mit einbrechendem Abend, trafen wir ein Rudel Rothwild — denselben virginischen Hirsch, der im Norden bis zu der kalten Zone hinaufreicht, nur hier mit vielleicht durchschnittlich etwas geringerem Geweih — und ich schoß einen davon, um wenigstens ein gutes Stück Wildpret für unser Abendessen zu haben.

Gerade als ich noch damit beschäftigt war, ihn aufzubrechen, sahen wir eine Staubwolke uns entgegenkommen, und bald darauf unterschieden wir auch den ankommenden Soldatentrupp, dem sich unsere Bekannten von heute Morgen angeschlossen hatten. Nur die Officiere waren natürlich zu Pferde, die Soldaten hatten aber den ganzen Tag in der bösen Hitze marschirt. Sie sahen auch erschöpft genug aus, ohne übrigens durch das geringste Gepäck belästigt zu sein — Einzelne nur hatten ein Stück frisches Kuhfleisch auf ihr Bajonnet gespießt — dabei lachten und plauderten sie aber lustig zusammen und wollten mit einem Gruß vorüber, als ich den

Officier anrief und ihn fragte, ob er nicht seinen Soldaten wolle das Wildpret mitnehmen lassen, da ich und mein Peon natürlich sehr wenig davon brauchten. Das wurde denn auch mit Dank angenommen; an Lebensmitteln fehlte es den armen Teufeln ja immer. Uebrigens ging ihnen das Zerwirken trefflich von der Hand, und in wenigen Minuten war mein Hirsch derartig beseitigt, daß die Aasgeier für den nächsten Morgen kaum noch ein dürftiges Frühstück an den Eingeweiden übrig behielten.

Die Nacht trafen wir kein Haus mehr, sondern mußten, da kein Mondschein war, unter einer kleinen Palmengruppe lagern, ohne daß wir oder unsere Thiere auch nur einen Tropfen Wasser gehabt hätten. Mein Führer versicherte mir übrigens, daß wir nicht mehr weit von einer kleinen Lagune entfernt wären, wo wir wenigstens die beiden Thiere ganz früh am Morgen tränken könnten.

Wasser! Es ist das ein böses Hinderniß für die Cultur dieser Strecken, und wie muß man sich behelfen, wenn man wirklich einmal zu einem Brunnen kommt. Wir sollten das am nächsten Tag erfahren.

Morgens erreichten wir nach kaum einstündigem Ritt die kleine Lagune, von da ab ritten wir aber den ganzen Tag bis Nachmittags drei Uhr, ohne auch nur noch einem einzigen Tropfen zu begegnen, und wie entsetzlich trostlos lag das Land!

Es war ein verzweifelter Marsch, die Sonne brannte mit einer wahren Gluth auf die dürre, in der Trockenheit überall aufgesprungene Ebene nieder — und doch wuchsen noch Blumen in den verschiedensten Farben darauf, besonders viele sensitive Pflanzen, die noli me tangeres, die sich hier auf dem trocknen Boden vollkommen wohl zu befinden schienen.

Das war auch Wildniß, wie man sie sich nicht öder denken kann, und doch hatten es Menschen, jedenfalls Viehzüchter, früher einmal versucht, sich hier nieder zu lassen, aber in dieser Dürre mit ihrem Vieh flüchten müssen, um den Portugese-Strom oder Apure aufzusuchen.

Das erste Haus, was wir anritten, lag auf einer kleinen Erhöhung, und dicht daneben befand sich ein früher gegrabener

Brunnen — aber ein Brunnen, wie ihn diese Art Leute gewöhnlich graben — kaum mehr als eine weite, etwa 12 Fuß tiefe Kuhle, zu der man bequem hinabsteigen konnte, die aber jetzt auch natürlich nicht die Spur einer Feuchtigkeit mehr zeigte.

Und immer heißer brannte die Sonne, und die Zunge klebte uns am Gaumen. Da endlich sahen wir links vom Wege ab wieder eine Wohnung liegen. Ich traute freilich nicht mehr und wollte vorbeireiten, mein Führer aber bat, ich möchte doch einmal zusehen — es wäre ja möglich, daß wir dort einen Becher voll Wasser fänden, um uns wenigstens einen Schluck Kaffee zu machen.

Ich trabte hinüber, und als ich die niedergebrochene Umzäunung erreichte, rief ich das Haus an — Niemand antwortete, aber im Innern hörte ich eine Katze miauen — dort mußten also doch Menschen sein, und wo wir Menschen fanden, fanden wir auch Wasser.

Ich ritt an die Thür hinan und sah in das Haus. Es war vollkommen leer, eine kleine gelbe Katze ausgenommen, die auf einer Art von Lehmbank lag und kläglich miaute, als sie meiner ansichtig wurde. Das arme Thier war hier jedenfalls halb verdurstet und halb verhungert und mußte da elend krepiren — aber wie konnten wir ihr helfen? Wieder hielten wir hinaus in die Llanos, und mein Maulthier schien so erschöpft, daß es kaum von der Stelle wollte. Es konnte nichts helfen; hier gab es keine Rast für uns, und in die senkrecht niederbrennende Sonne drängten wir auf's Neue hinein.

Als wir endlich, etwa um drei Uhr Nachmittags, einen Brunnen erreichten, war es ein Brunnen in der Wüste, von der gewöhnlichen Tiefe, nicht zum Heraufziehen des Wassers, sondern zum Hinabsteigen eingerichtet, und mit eben genug fließendem Wasser darin, um vielleicht jede Minute einen Trinkbecher zu füllen. Dort wuschen Frauen, die sich das Trinkwasser in einer Calabasse (hier Totuma genannt) heraufholten. Dort stand eine andere Frau mit einem Esel und zwei kleinen Fässern darauf, die sie hier ebenfalls füllen wollte. Dorthin kam ein Bursche mit zwei Zugstieren, die er zu tränken gedachte, aber die Waschfrauen ließen es nicht zu, und

er mußte wieder abziehen. Dort langten wir ebenfalls an zu demselben durstigen Zweck, und so trostlos der Platz aussah, da nicht einmal ein Schattenbaum, sondern nur eine dürftige Akazie an dem Brunnen stand, hielten wir doch eine kurze Rast, gaben den Thieren etwas zu saufen und marschirten dann noch eine kurze Strecke weiter, um dort zu übernachten.

Ein wunderbarer Unterschied muß hier aber in der That zwischen der nassen und trockenen Jahreszeit herrschen, denn während jetzt die ganze Natur wie ausgetrocknet und verdorrt schien, zeigte mir mein Führer unterwegs Stellen, wo wenigstens 12 Fuß über dem Boden, von einer höheren Stelle bis zu einer andern, eine Art von Steg aus Holzstämmen gemacht war, damit dort oben die Arrieros mit den Ladungen trocken überpassiren konnten, während die Thiere hier unten durchschwammen. Die ganze Llano soll in der Zeit unter Wasser stehen, und viele von diesen Plätzen sind dann wirklich nur mit Lebensgefahr zu passiren. Wo waren aber jetzt die Fluthen, die sonst hier hindurchströmten, und welchen Segen würde nur ein kleiner, unbedeutender Theil derselben dem Boden gebracht haben? Dieses von einem Extrem zum andern Uebergehen herrscht aber in vielen tropischen Himmelsstrichen, und während in einem Theile des Jahres das Land fast ersäuft, reißt es in dem andern die furchtbare Dürre so von einander, daß man sogar das Maulthier vorsichtig zwischen diesen Rissen hindurchleiten muß. Und wie soll es hier regnen, wenn es einmal beginnt — so, daß sich ganze Lagunen in wenigen Stunden anfüllen und der Wanderer sich hüten muß, an einer tiefgelegenen Stelle Halt zu machen.

Wieder ein langer öder Tagesmarsch mit nur hier und da einem Rudel Wild, die entsetzliche Einsamkeit zu unterbrechen. Frisches Wildpret hatten wir wenigstens die Zeit über. Merkwürdig war übrigens die Gier, ja Frechheit der Aasgeier, wenn ich ein Stück geschossen hatte. Man wußte manchmal wahrlich nicht, wo sie so plötzlich herkamen, wenn sie nicht versteckt in den Palmenwipfeln gesessen hatten. Wie eine schwarze Wolke bedeckten sie auch schon, nach kaum einer Viertelstunde, die Llano neben dem erlegten Stück, und wenn ich nur Miene machte, davon zurück zu treten, warfen sie sich mit

dem unheimlichen Rauschen der Flügel und mit heiserem Krächzen darüber her. Warf man aber ein Stück zwischen sie hinein, so ballte sich auch in dem nämlichen Moment die ganze Masse zu einem widerlichen Knäuel zusammen, und mit Krächzen und Kreischen und Flügelschlagen rissen sie es in Stücke.

Der Palmenwald hatte hier schon lange aufgehört, Palmen kamen noch immer im Einzelnen vor, und merkwürdiger Weise gerade in dieser Gegend fast immer mit einem Laubbaum, der aber nur aus einer Schlingpflanze entstand, eng verwachsen.

Diese Sombrero-Palme, eine kleine Fächerpalme, aber unähnlich den in Afrika wachsenden Fächerbäumen mit Aesten, da sie nur allein palmartig wächst, trägt kleine schwarze Früchte, die, wenn reif (und gerade in dieser Zeit fanden wir schon einige gereifte), schwarz aussehen, von der Größe eines kleinen Taubeneies sind und fast wie Johannisbrod, aber ziemlich trocken schmecken. Der Wipfel derselben bildet sich rasch aus, und auch der Stamm bekommt fast gleich im Anfang seine spätere Stärke und wächst nur mit den Jahren höher, wobei der Wipfel dann die unteren Blätter, wie der Stamm emporsteigt, fallen läßt. Die Stumpfen dieser Blätter bleiben aber noch lange stehen, und wie sie in ihren Höhlungen Feuchtigkeit halten, weht auch dort der Same einer besondern Schlingpflanze hinein, die darin wächst, nach und nach den ganzen Stamm umspannt und zuletzt die Form eines Baumes annimmt, ohne je die umschlossene Palme zu schädigen oder zu erdrücken.

Nur eine einzige Palme fand ich in einer solchen Umarmung abgestorben — aber auch der Baum war todt, der sie umschlossen hielt.

Gegen Abend erreichten wir endlich das nicht gerade kleine Städtchen Kamahua, das an dem Portugese-Fluß liegt und einen sehr bedeutenden Stromhandel mit dem Apure und selbst dem Orinoco treibt. Außerdem ist der Ort auch noch ziemlich bedeutend in der Fabrikation von Hängematten.

Von hier aus hätte ich nun in der That meine Reise zu Wasser beenden können, aber San Fernando sollte, wie mir

mein Führer sagte, ein viel besserer Platz sein, um mich einzuschiffen, und da ich diese Stadt von da aus in einem Tag bequem erreichen konnte, beschloß ich, mich hier nicht aufzuhalten. Aber wieder lag unsere Bahn durch eine furchtbar trockene Wüste, die, nur hier und da mit Palmen bestanden, die Augen schmerzte, während sie ihnen nicht die geringste Abwechselung bot. Kein Tropfen Wasser war auf dem ganzen Weg zu finden, bis dicht vor San Fernando selber und schon unmittelbar an dem Waldstreifen, der den Apurestrom begleitete.

Nicht weit von einer dort stehenden kleinen Hütte entfernt und reichlich noch eine halbe Legua in gerader Richtung von dem Fluß selber, trafen wir einen Kaiman oder Alligator, der auf vollkommen trockenem, ja ausgedörrtem Boden in der Sonne briet und uns, ohne auch nur eine Bewegung zu machen, dicht an sich vorbeireiten ließ. Wir belästigten ihn auch nicht weiter. Es war dort viel zu heiß, um sich mit dem faulen Burschen einzulassen.

Uebrigens bekam ich dadurch Gelegenheit, ihn ziemlich genau zu beobachten. Er mochte etwa neun oder zehn Fuß lang sein, hatte einen viel kürzeren Schwanz als die nordamerikanischen Alligatoren, und auch eine grünliche, in's Graue spielende Färbung — sonst aber dasselbe nichtswürdige, malitiöse Gesicht und die nämliche, nichts weniger als schöne Gestalt.

Jetzt hatten wir die Bäume erreicht, aber Schatten gab es deshalb noch immer nicht, denn der Weg führte breit hindurch, und die Sonne brannte wie Feuer auf den gedörrten Boden nieder. Weiter und weiter! Wenn ich glaubte, jetzt müsse sich der Wald lichten und uns die heißerstrebte Stadt zeigen, war es nur immer wieder eine Waldblöße, die wir erreichten, bis wir am Ende plötzlich vor dem Apure selber standen und jetzt auch, am andern Ufer, San Fernando de Apure in seiner ganzen Breite vor uns sahen.

Aber alle Wetter! welch ein Strom! So groß und breit hatte ich mir den Apure wahrlich nicht gedacht, der dort, wo die Stadt lag, dem Mississippi selber wenig nachgab. Und wie frisch der Wind über seine Fläche strich, aber was für

tüchtige Wellen er dabei auch aufwühlte! Und das war dabei erst der Apure, der sich in den noch weit größeren Orinoco ergoß! Aber ich machte mir jetzt wahrlich keine Sorgen, wie ich diese ziemlich hochgehenden Wellen mit einem schwanken Canoe befahren sollte. Hier endlich hatte ich das Wasser, nach dem ich mich so lange gesehnt, erreicht — da, zu meinen Füßen, lag der Strom, dort drüben das Ziel einer langen, mühseligen Wanderung, und damit war ja auch der weiteste Punkt gewonnen, der mich noch von der Heimath abzog. Von hier konnte ich rechnen, daß ich mich auf dem Heimweg befand, und alles Andere schwand in dem einen Gedanken zu Nichts zusammen.

31.

San Fernando de Apure.

Unmittelbar am diesseitigen Stromesufer standen ein paar Gebäude mit einem langen Schuppen daran gebaut, in welchem eine Unmasse von Packsätteln und anderem Reitgeschirr aufgestapelt lag. Auch ein paar Tische mit Bänken waren darin angebracht, und Leute saßen dort, die theils Karten spielten, theils über die jetzigen Zustände politisirten — aber Alle im revolutionären Sinn — und hier erfuhr ich auch, daß in San Fernando der letzte Vorposten — ich weiß nicht wie viel hundert Mann — der Amarillos oder Regierungstruppen lagen, über welche Don Pedro Manuel Rojas — ein strenger Anhänger des Präsidenten Falcon — commandire.

Dicht dabei war eine Art Pulperia oder Branntweinschank, und in der That da auch gar nichts zu haben, als eben nur ein sträflicher Branntwein, der unserem Kartoffelfusel um gar nichts nachstand — und doch war es, auf den heißen Ritt, eine Erquickung, ja sogar ein Luxus, nur etwas Derartiges zu bekommen.

Der Ausschenker in diesem, nichts weniger als brillanten

Hotel war sonderbarer Weise ein Deutscher, der aber erst kürzlich vom Orinoco hier heraufgekommen war und gar nichts vom Land und seinen Verhältnissen kannte. Er konnte mir also auch keine Auskunft geben, ob ich in San Fernando Schiffsgelegenheit zu Thal finden würde. Er sprach überhaupt erst sehr mittelmäßig Spanisch und schien Einer von den Leuten, die sich vollkommen ziellos in der Welt umhertreiben — jede Schiffsgelegenheit, die ihnen billig oder umsonst geboten wird, — wohin bleibt sich gleich — benutzen, und an irgend einem Punkt angelangt, sich um weiter nichts bemühen, als nur so rasch als möglich wieder wegzukommen.

Etwa eine halbe Stunde später hielt das Fährboot, das zwischen San Fernando und dem diesseitigen Ufer lief, von zwei Mann gerudert, über den Strom herüber. Es war eine ziemlich große Pirogue — canoeartig gebaut und breit genug, auch selbst dem aufgewühlten Strom, ohne besondere Gefahr, die Stirn zu bieten.

Hier war es nun nöthig, ein Arrangement mit meinem Führer zu treffen, der von da ab wieder nach Hause zurückkehrte und das Maulthier an Herrn Vollmer zurückbringen mußte. Er hatte sich auf dem ganzen Marsch als ein zuverlässiger und braver Bursche gezeigt, und da ich doch nicht Lust hatte, in San Fernando herum zu laufen, um einen Esel mit seinem Packsattel zum Verkauf auszubieten, so schenkte ich ihm Alles: den Esel, den gekauften Reitsattel und den Packsattel so wie noch mehrere andere Gegenstände, und nahm ihn nur mit nach San Fernando hinüber, um ihn dort auszuzahlen.

Schon auf der Ueberfahrt, im Strom selber, hörten wir aber den militärischen Lärm, der da drüben vollführt wurde. Das trommelte und pfiff und blies und marschirte nach Herzenslust am Ufer herum. — Aber was kümmerte mich der Lärm, oder die ganze künstliche Soldatenwirthschaft — mir war zu wohl zu Muthe, daß ich wieder einmal auf Wasser schaukelte und die frische, fast kühle Brise fühlte, die den Strom heraufkam, als daß ich auch nur einen Gedanken hätte auf die Truppen von Don Pedro Manuel Rojas wenden können, und als wir das gegenüberliegende Ufer endlich erreichten, sprang ich mit

einer wahren Wonne die steile Sandbank hinauf, die jetzt, bei dem niedern Wasserstand, unter der Stadt lag.

Nun hatte ich schon in Caracas gehört, daß ich in San Fernando wenigstens einen Deutschen, und zwar den üblichen deutschen Hutmacher, der nirgends fehlt, finden würde. Den suchte ich mir vor allen Dingen auf, um wenigstens von ihm eine gute Posada zu erfragen, und dann weiter mit ihm zu besprechen, wie ich später meine Reise am besten stromab fortsetzen könne, denn kurze Zeit mußte ich mich jedenfalls erst in San Fernando nach dem langen, mühevollen Marsch ausruhen.

Den Deutschen fand ich auch — einen alten komischen Kauz und zwar aus Westfalen stammend, der aber anfangs seine Nationalität vollständig verleugnete und sich für einen Holländer ausgab, weil er — wie er mir später gestand, bis jetzt noch wenig Freude an den hier eintreffenden Landsleuten gehabt hätte.

Da er aber wohl merkte, daß ich nichts von ihm haben wollte als seinen guten Rath, und auch sonst „keine Arbeit suche", wie das wohl gewöhnlich bis jetzt der Fall gewesen, so wurde er freundlich und opferte mir später wirklich auf die sorglichste Weise seine Zeit, um mir Alles, was ich brauchte, einrichten zu helfen.

Vor allen Dingen brachte er mich in die Posada des Ortes, wo ich ohne Weiteres meine in Kamahua gekaufte Hängematte aufhing — denn Betten gab es hier nirgends, und mich hineinwarf, um ein wenig auszuruhen. Mein Bursche war indessen ausgegangen, um noch etwas zu besorgen und einige Briefe abzugeben, die er in Calabozo bekommen, und als er zurückkehrte, rechnete ich mit ihm ab, zahlte ihm reichlich — was ich nicht einmal gebraucht hätte, auch für den Heimweg, und ging dann selber wieder aus, um mir die Stadt ein wenig anzusehen.

Als ich in die Posada zurückkam, hatte sich mein Führer schon wieder übersetzen lassen, um seine Heimreise anzutreten, vorher aber noch sich auf meine Rechnung von der Wirthin Extra-Provisionen geben lassen und mir außerdem aus dem Bergsack meine beiden letzten baumwollenen Tücher mitgenommen.

Sonderbares Volk! Die Venezolaner sind wirklich im Ganzen brave und ehrliche Leute, und was z. B. in Mexiko zu den Alltäglichkeiten gehört: Straßenraub und Mord — würde hier mit Entrüstung von den Bewohnern des Landes betrachtet und augenblicklich selber bestraft werden — aber solche Kleinigkeiten — ich glaube, der Bursche hätte eine Gemüthskrankheit bekommen, wenn er sich zu dem Allen, was ich ihm schon gegeben, nicht noch einen kleinen Ueberverdienst hätte machen können.

Dagegen muß ich jedoch erwähnen, daß ich während meiner mehrtägigen Anwesenheit in San Fernando meine sämmtlichen Sachen in dem offenen Bergsack in einer Stube liegen hatte, an der sich nicht einmal eine Thür befand, und daß mir nicht die geringste Kleinigkeit weiter abhanden gekommen ist.

San Fernando de Apure — der Name klingt hochtrabend genug, aber dem entspricht die Stadt selber nicht, wenn man sie wirklich betritt. Von über dem Fluß drüben sieht sie allerdings ziemlich bedeutend aus, denn eine lange Häuserreihe, die auf der hohen Uferbank dicht am Rand des Stromes liegt, bildet ihre Front, und man erwartet natürlich, mehr dahinter zu finden. Der ganze Handel beschränkt sich aber in der That nur auf diese eine Reihe von noch dazu sehr einfachen und niedrigen Häusern, und doch ist gerade dieser kleine, unscheinbare Ort — in ruhigen Jahren einer der bedeutendsten Handelsplätze Venezuelas und hat nur das zu seinem Nachtheil, daß es in Venezuela seit den letzten zehn Jahren kaum eine ruhige Stunde, geschweige denn ein ruhiges Jahr gegeben hat.

Allerdings liegt es im Mittelpunkt des gewaltigen Reiches — wenn man dasselbe auf einer Landkarte betrachtet, den Strom ausgenommen kann man aber kaum sagen, daß eine wirkliche Straße von irgend einer Richtung her dahin führt, und auf den ersten Blick erscheint es Einem auch wirklich fast nur wie ein etwas weitläufiges Dorf, wie ein Sammelpunkt von Menschen in der Wildniß, mit ein paar kleinen Händlern zwischen ihnen lebend, um ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse zuzuführen. Aber der Schein trügt, denn die meisten dieser „kleinen Händler“ sind Commanditháuser großer, weit-

auszweigender Geschäfte, besonders aus Angostura (Bolivar), und was sie importiren, versieht den Bedarf der ganzen Llanos, während sie alle in ihren Bereich kommenden Producte des Landes ausführen und auch zum großen Theil den ungeheuern Viehhandel mit dem Süden und Westen vermitteln. Zu gleicher Zeit laufen ihre Fahrzeuge nicht allein in den Orinoco hinein und bis Angostura herab, dann in den Portugese und die anderen Nebenströme, sondern sie senden dieselben auch Hunderte von Leguas weiter den Strom hinauf in den Meta und alle die gewaltigen Zuflüsse des Orinoco hinein, wo sie mit den dort herum hausenden Indianern selber einen nicht unwichtigen Handel treiben.

Das Städtchen sieht gar nicht danach aus, aber es sind schon sehr bedeutende Vermögen darin gewonnen worden.

Die Bauart ist ähnlich wie bei allen übrigen Städten in Venezuela, die der oft sehr heftigen Regengüsse wegen von den flachen Dächern absehen und schräge Ziegeldeckung vorziehen — aber nur die besseren Häuser sind in San Fernando mit diesem, hier etwas theuern Material gedeckt, eigentlich fast nur die Kaufläden, während die Wohnungen der ärmeren Klasse mit den Blättern der, diesem Himmelsstrich eigenen, Sombrero-Palme überdacht stehen.

Die Häuser haben alle nur einen Stock, d. h. Parterrewohnung.

Allerdings glaube ich nicht, daß San Fernando auf seinem angeschwemmten Boden und in der ganz flachen Lage je etwas von Erdbeben zu fürchten hätte, aber es fehlt ja nicht an Raum, und man hat außerdem das Angenehme, keine Treppen zu steigen.

Nur ein einziges zweistöckiges Haus stand in San Fernando, und zwar an der Plaza. Dort war auch das Hauptquartier der Regierungstruppen, denn oben im ersten Stock wohnte General Don Pedro Manuel Rojas — wie gesagt, ein eifriger Anhänger Falcon's. — Kaum aber drang bald danach die Kunde von dem Sieg der Revolution nach San Fernando, als er auch augenblicklich mit seiner ganzen Armee zu dem Feind überging, und ich glaube schwerlich, daß er die Soldaten auch nur vorher deshalb gefragt hat.

Hätte er es früher gethan, so wäre ihm vielleicht eine

größere Rolle im Staate vorbehalten gewesen, denn er galt für einen tüchtigen Mann, gehörte aber leider zu jener Klasse von Politikern, welche die Nordamerikaner sehr bezeichnend Fencerider nennen — d. h. Leute, die oben auf einer Fenz oder Umzäunung sitzen und noch nicht genau wissen, nach welcher Seite sie einen Sprung riskiren sollen. Er sprang auch, als ihm keine Wahl mehr blieb, zu den Blauen hinunter, aber es half ihm das nichts weiter, als daß er seine eigene Person in Sicherheit brachte — eine politische Rolle in Venezuela wird er aber erst dann wohl wieder spielen, wenn die Sache ein wenig vergessen ist — und das dauert in den südamerikanischen Republiken nicht lange. Leute mit einer fleckenreinen Vergangenheit sind überhaupt zu rar, um die Anderen ganz entbehren zu können.

General Don Pedro Manuel Rojas mag übrigens ein sehr gescheiter und tüchtiger General sein — ich weiß nichts zum Gegentheil — aber Gehör kann er unter keiner Bedingung haben, denn dicht und unmittelbar unter seinem Fenster vollführten die Soldaten den ganzen ausgeschlagenen Tag einen solchen Heidenlärm mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten, und dann auch noch Nachts mit Guitarrespielen und Singen — und was für ein Gesang! — daß jeder Andere davon taub geworden wäre und es selbst die Nachbarschaft zur Verzweiflung trieb. Ihn selber schien es aber gar nicht zu geniren, und so lange ich mich in San Fernando aufhielt, wurde es hartnäckig und unverdrossen fortgesetzt.

San Fernando hat in der That eine ungemein günstige Lage, ja so günstig, wie sie nur eine Binnenstadt haben kann, und wäre ein anderes Volk im Besitz des Landes — oder hätte es selbst nur eine ehrliche Regierung, so würde es seine Einwohner nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden zählen. So aber wächst es nur langsam und allmälig fort, ja fristet in solchen Zeiten, wie die jetzigen, kaum sein Dasein.

Der Apure-District ist seiner prachtvollen Weidegründe wegen berühmt, und das sämmtliche Vieh, das da heraus nach dem nördlichen Markt getrieben wird, muß hier bei San Fernando den Strom kreuzen. Außerdem ist die Wasserverbindung, fast mit allen Himmelsgegenden — natürlich nicht

in der allertrockensten Jahreszeit, eine außerordentliche, denn wenn wir eine Karte von Venezuela ansehen und darauf Wassercourse angegeben finden, die wir gewöhnlich für kleine Flüsse halten, so zeigt die Wirklichkeit da mächtige Ströme, von denen viele, selbst im Sommer, durchaus schiffbar bleiben und die Fahrzeuge, nicht etwa durch ihre seichten Stellen, sondern durch ihren zu Zeiten so hohen Wellenschlag, sogar gefährden.

Es ist nämlich eine fast wunderbare Naturerscheinung, wie tief die Passatwinde in den nördlichen Theil des südamerikanischen Continents hineinreichen. Nicht allein bis zu dem etwa 120 geographische Meilen von der Küste entfernten San Fernando streichen die scharfen Ostwinde — die nie wechseln — herauf, nein auch in den Meta hinein, und mehr als 100 deutsche Meilen dringen sie sowohl hier, als auch auf dem Amazonenstrom, und ermöglichen so eine Schifffahrt auf diesen ungeheuern Strömen, indem die zu Berg gehenden Fahrzeuge mit diesem Passat allein die gewaltige Strömung des Orinoco sowohl, wie des Amazonenstroms stemmen können.

Diese Wasserverbindung des innern Landes findet in der That erst an den Cordilleren ihre Grenze, denn selbst von Bogota in Neu-Granada nieder, wenigstens nur eine kurze Strecke von dort entfernt, kommen den Meta herab große, dort gebaute Fahrzeuge, die nachher nach dem Hunderte von Meilen entfernten Bolivar — wenn man die Krümmungen des Stromes rechnet, geschafft und dort aufgetakelt und vervollkommt werden.

Selbst die Indianer des Rio Negro — eines Tributars, ja man könnte sagen eines Arms des Amazonenstroms, schaffen ihre Producte in den Apure, und nehmen ihre Canoes dann, mit Waaren beladen und von dem Ostwind getrieben, wieder in ihre Heimath zurück.

Ein Hauptarm des Orinoco — der Casiquiare — steht ja auch mit dem Rio Negro in so genauer Verbindung, daß fast gar keine Wasserscheide zwischen beiden zu liegen scheint und die Canoes der Eingeborenen, mit vielleicht nur einem kurzen Trageplatz dazwischen, aus einem in den andern Strom passiren können. Wohl das einzige derartige Beispiel in der Welt, zwischen zwei so gewaltigen Wasserbecken!

Von all' diesem Handel zieht aber San Fernando, in der jetzigen unruhigen Zeit, sehr wenig Nutzen, und da noch dazu die Viehtreiber ausbleiben und nicht daran denken, den Regierungstruppen ihre Heerden in die Hände zu liefern, für die sie dann nie einen Centavo erhielten, hat das eigentliche Geschäft ganz aufgehört, und selbst der Detailhandel ging seinem Ende entgegen.

An der Ecke der Plaza befand sich eine kleine Pulperia, die ein Italiener hielt, und als ich dort hineinkam, standen im ganzen Laden herum fast nichts als kleine geöffnete Fäßchen mit den verschiedensten Arten von Nägeln, dann einige Schleifsteine und verschiedene Säcke mit Mais. Ich frug ihn nun, ob so viel Nägel hier in San Fernando gebraucht würden, daß er sie so zur Auswahl bereit stelle, er erwiderte aber fluchend: die hätte er den verdammten Soldaten hingesetzt, denn er verkaufe manchmal in der ganzen Woche kein Pfund Nägel, aber wenn er irgend etwas Anderes — Eßbares dastehen habe, dann kämen sie fortwährend herein und holten es ihm weg und dächten natürlich gar nicht an's Bezahlen. Mit den Nägeln aber könnten sie nichts anfangen, und die ließen sie zufrieden.

Höchst interessant soll es in früheren Zeiten gewesen sein, zu sehen, wie die Viehtransporte, die für den nördlichen Markt bestimmt waren, den breiten Strom kreuzten, denn ein richtiges Fährboot für dieselben existirte gar nicht.

Dicht am Ufer war nämlich ein großer Corral oder eine starke Umzäunung — und zwar nach dem Strom zu offen — gebaut. Dort hinein wurden die angekommenen Thiere getrieben, und hatten sie sich dann ausgeruht und war Alles vorbereitet, so begann das Experiment.

Die Treiber bekamen alle ihren bestimmten Platz in der Umzäunung und zwar die Thiere einkreisend, um auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig auf sie einzudrängen. Einer der Llaneros und ein geübter Schwimmer hat es indessen übernommen, die Heerde zu leiten. Sobald Alles bereit ist, sprengt er mitten in die Thiere hinein, hält mitten zwischen ihnen und giebt das Zeichen zum Beginn. Darauf haben aber die Uebrigen nur gewartet; jetzt brechen sie auf einmal mit

Schreien, Hetzen und Kreischen auf die verdutzten Thiere, die das Wasser gar nicht gern annehmen, ein und drängen sie mit aller Gewalt und Anstrengung dem Stromrand zu.

Diesen Moment muß der Llanero rasch benutzen. — Jetzt galoppirt er hinab bis zum Wasserrand, und während ihm die Kühe folgen, sprengt er mit seinem Pferd in den Strom hinein, läßt sich aber dort, um sein Thier nicht zu erschöpfen, vom Rücken desselben gleiten und schwimmt nun, es nur am Zügel führend, neben demselben her, dem andern Ufer zu.

Jetzt folgen auch die Rinder — zuerst einige der keckſten — oder vielleicht auch furchtsamsten, wie man es gerade nehmen will, solche nämlich, die sich durch das Schreien und Hetzen am meisten einschüchtern lassen — dann die ganze Heerde, und selten soll dabei — trotz der Breite und starken Fluth des Stromes, ein Unfall vorkommen.

Merkwürdig ist aber, daß sich diese Llaneros noch in den Strom hineinwagen und hindurchschwimmen, denn nie in meinem Leben habe ich so furchtbare Geschichten von irgend einem Fluß erzählen hören, wie gerade hier in San Fernando von diesem nämlichen Apure.

Kaimans giebt es ja darin in großer Zahl, wie ich selber bald darauf mit eigenen Augen gesehen habe, und daß sie sich besonders in der Nähe der Stadt halten, weil sie dort von allen den Abfällen reichlicher Nahrung finden, ist ebenfalls natürlich. Wahre Mordgeschichten wurden aber von diesen Thieren erzählt, so daß man, wenn man das Alles glauben wollte, gar nicht wagen dürfte, sich selber die Füße in dem Strom zu waschen, aus Furcht, von einer der Bestien erfaßt und unter Wasser gezogen zu werden — gerade wie sie saufende Kühe bei der Nase packen und hineinziehen sollen — eine Sache, die schon an und für sich unmöglich, oder wenigstens äußerst schwierig wäre.

Dann kamen die Geschichten von dem Zitteraal, die Humboldt ebenfalls — sicher auf solche Berichte gestützt — in seinen Natur-Bildern ein wenig romantisch ausgeschmückt. Aber damit sind wir noch nicht fertig — nun giebt es auch noch die Stachelfische und die Caraiben (kleine Fische, auf die ich später zurückkommen werde), die alle dem Menschen Verderben drohen

sollen, wenn er tollkühn genug wäre, sich der Fluth anzuvertrauen. Diese Llaneros durchschwimmen aber den ganzen Strom, und wenn ich auch nicht leugnen will, daß es unter den Kaimans — eben so gut wie unter den Krokodilen, einige sogenannte „Menschenfresser" giebt und einzelne Unglücksfälle vorkommen mögen, so ist das Ganze doch jedenfalls so übertrieben, daß ich mich wenigstens nie habe abhalten lassen, zu baden, wenn mich die Lust dazu überkam — und das war ziemlich alle Tage, ohne je durch irgend eins dieser entsetzlichen Geschöpfe gefährdet zu werden.

Fremde sind wenige in San Fernando — Spanier ausgenommen, in deren Händen sich auch der größte Theil des Handels befindet. Einige Italiener hatten verschiedene Ecken zu ihren Pulperien eingenommen, wie man das fast durchgehends in Südamerika findet. (In Lima z. B. giebt es, glaub' ich, nicht eine einzige Ecke, an der nicht ein Italiener einen Laden und Schenkstand hat — die Kirchen ausgenommen.) Sonst war noch mein deutscher Hutmacher dort, aber weder ein Franzose noch ein Engländer oder Amerikaner — nicht einmal ein deutscher Consul.

Die Nacht schlief ich in meiner Hängematte zwischen einem Esel und einem Kalb — aber sonst vortrefflich, und es lohnt vielleicht der Mühe, eine solche Posada zu beschreiben.

Das etwa vierfenstrige Haus (dem Verhältniß des Raumes nach, denn wirkliche Fenster hatte es gar nicht) war in zwei Hälften getheilt. Die linke nahm eine Pulperia oder Materialwaaren-Handlung ein, wo eben Alles verkauft wurde, was man nur irgend in diesen einfachen Verhältnissen braucht — in der rechten war das Parlour oder Speisezimmer — d. h. ohne jedes weitere Ameublement, einen Tisch, zwei Bänke und einige Stühle ausgenommen — rechts im Hofe war die Küche und Vorrathskammer, hinten quervor und links einige Ställe und ein kleiner offener Verschlag, in dem ich meine Sachen liegen hatte.

Und wo schliefen die Gäste? —

Wo sie Lust hatten oder Platz fanden, denn eiserne Haken waren überall in den Wänden eingeschlagen, und im Hof oder an der Gallerie entlang standen auch einige Holzsäulen, um

daran eine Hängematte oder Chinchorra aufzuhängen, denn auf der Erde schläft hier kein Mensch, schon des Ungeziefers wegen. San Fernando ist nämlich seiner niguas oder Sandflöhe wegen berüchtigt — von denen ich mir ebenfalls einen in einem Zehen des linken Fußes mit auf die Reise nahm.

Im Hof nun, vor dem Parlour und der Pulperia hinlaufend, befand sich eine Art von Veranda oder Gallerie, und in dieser, da ich nur gezwungen in einem geschlossenen Raume schlafe, hing ich mir meine Chinchorra auf und lag dort kühl und angenehm. Die Sache hatte nur einen Haken, und das waren die verschiedenen Hausthiere, die man dort ebenfalls Nachts unterbrachte, und wo ich mich in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem vorerwähnten Esel und Kalb befand.

Mit Ausnahme einzelner Maulthiere (Pferde habe ich gar keine in San Fernando gesehen, da man sie wahrscheinlich schon vorher aus dem Bereich der Soldaten geschafft) gab es nur Esel im Ort, die zu den verschiedensten Lebenszwecken, als: Wasser oder Futter holen, Güter oder Häute transportiren ꝛc. verwandt wurden. Diese Esel waren natürlich durch die ganze Stadt vertheilt, und gnade Gott den Schläfern, wenn es einem von allen, wo auch immer — und was jede Nacht regelmäßig wenigstens zweimal geschah — einfallen sollte, seine Stimme ertönen zu lassen, die dann jedesmal in ein klägliches Geschrei ausartete. Vielleicht rief er die Geliebte, die zwei oder drei Cuadras von ihm entfernt in einem andern Stadttheil angebunden stand, aber sie vernahm seinen Ruf und antwortete ihm, daß sie ja nicht fortkönne und es sehr bedauere, und nun hatte plötzlich die ganze Familie ebenfalls noch ein Wort mit drein zu reden.

Und das nicht allein — die Maulthiere nahmen Theil an dem unglücklichen Schicksal der Liebenden. Die Hähne fingen dann an zu krähen, die Hunde zu bellen, und es war für etwa eine Viertelstunde ein wahrer Heidenlärm.

Arme Esel! Sie haben ein Recht zu schreien, denn wenn irgend ein Thier auf der weiten Gotteswelt nichtswürdig behandelt wird, so ist es jedenfalls ein südamerikanischer Esel. Das Maulthier muß wohl auch schwere Lasten tragen, aber ein gutes Maulthier kostet auch von 200 bis 300 Pesos, und

man verwendet deshalb mehr Sorge auf sie; einen Esel kann man aber schon für 10 bis 12 Pesos erhalten, es lohnt sich also nicht der Mühe, ihn zu schonen.

Dem wird deshalb aufgeladen, was er eben schleppen kann. Sein Rücken ist wund gerieben, und nimmt der Treiber ja einmal den Packsattel ab, so zeigen sich handgroße, blutig gescheuerte, oft eiternde Stellen, auf die sich augenblicklich die Fliegen setzen. Aber was thut das? Sobald man ihm die gewöhnliche Zeit zum Fressen gelassen hat, — ob er da draußen in der dürren Llano etwas gefunden oder nicht, bleibt sich gleich — so wird ihm der Packsattel wieder aufgelegt und unbarmherzig festgeschnürt, und macht man den Leuten deshalb Vorstellungen, so ist die einzige Antwort, die man bekommt: — „Warum ist es ein Esel geworden!"

Anti-Thierquälerei-Vereine mit weiblichen Mitgliedern, die kleine unangenehme Hunde halten, und sie tausendmal besser füttern und betten, als manche Kinder armer Leute gefüttert und gebettet werden — hier solltet Ihr Eure Wirksamkeit entfalten — hier wäre ein Feld dafür. Aber es ist das gerade so wie mit den Missionären, nur eben umgekehrt. Diese, die zu Hause bleiben sollten, wo sie genug zu thun hätten, anstatt glückliche und zufriedene Heiden mit Drohungen von schrecklichen Höllenstrafen zu beunruhigen, bleiben nicht, sondern suchen sich irgendwo eine hübsche Insel aus, wo sie sich in Ruhe hinsetzen; die weiblichen Mitglieder der Thierschutz-Vereine dagegen, anstatt auszuziehen und jenem Elend zu steuern, leisten zu Hause ihren fetten Pintschern Gesellschaft. — Wunderliche Welt das!

Den südamerikanischen Eseln ist aber in der That nicht zu helfen, und mir thaten nur immer die jungen Eselein leid, die so vergnügt am Wege standen, und mit den schon völlig ausgewachsenen Ohren und dem dicken wolligen Kopf gar so putzig und verschmitzt aussahen. Sie kennen das Leben ja bis jetzt nur von der glücklichen Seite, aber ihre Stunde kommt ebenfalls, wo ihnen zuerst ein Packsattel aufgepaßt wird, und dann sind ihre frohen Tage vorbei. — Glückliche Jugendzeit!

Was das Militär von San Fernando angeht, so befand

sich diese Truppe genau in einem so verwahrlosten Zustand, wie die von Calabozo, und wenn das überhaupt möglich gewesen wäre, hätte sie auch vielleicht noch wilder ausgesehen. Das ging aber nicht an. Jedoch Sinn für Musik schien die Bande zu haben. Während sich über Tag ein Theil der Soldaten in der Stadt herumtrieb, und was sie zum Leben brauchten entweder erbettelten oder erborgten — und beides kam auf Eins heraus, denn wer ihnen borgte, konnte sich fest darauf verlassen, daß er auch nie einen Centavo bezahlt bekam, exercirte die andere Hälfte unter ihres Generals Fenster und machte einen Hauptskandal mit der Musik. Abends aber lagen sie auf der nämlichen Stelle auf Kuhhäuten, spielten mit den niegewaschenen Fingern Guitarre und brüllten dazu einige Lieder ab.

Es sah wirklich originell aus, wenn man dort Abends vorüberging und die Burschen da, Jeder seine alte Muskete — und ich glaube sogar noch dazu scharf geladen neben sich, auf den Kuhhäuten und ihren Cobijen ausgestreckt liegen sah. Sie waren auch nicht stolz und verschmähten es sogar nicht, auch einen Civilisten um einen „realito“ anzugehen. Im Ganzen muß ich aber doch eingestehen, daß ich hier in dem wilden Land, und von der viel elender aussehenden Truppe, lange nicht so viel angebettelt worden bin, als in Caracas selber von der regulären Armee.

Am zweiten Tag wurden indessen plötzlich die Kuhhäute, auf denen sich die Armee so wohl gefühlt, von dem Eigenthümer abgeholt und wo anders untergebracht. Wie er erzählte, waren ihm schon zwei davon verloren gegangen, und da er den „glücklichen Finder“ nicht wieder auftreiben konnte, mochte er wohl für den Rest besorgt werden. Die Soldaten mußten sich jetzt mit ihren Cobijen behelfen — die übrigens, beiläufig gesagt, merkwürdige Aehnlichkeit mit den argentinischen dunkelblauen und rothgefütterten Ponchos haben. Uebrigens blieb es noch immer trocken, obgleich man die Regenzeit schon seit fast vierzehn Tagen erwartete.

Unter der Hand erkundigte ich mich jetzt, und nacheinander fast bei allen Kaufleuten, ob nicht in den nächsten Tagen wohl eine Lancha (eins der gewöhnlichen Fahrzeuge, die vielleicht

von 20 bis 30 Tonnen Gehalt — auch manchmal mehr — in guten Zeiten fast regelmäßig zwischen Angostura und San Fernando laufen) den Strom hinab ginge, erhielt aber nirgends eine befriedigende Antwort. Man erwartete allerdings eine oder zwei von unten, und es war möglich, daß diese dann im Lauf des Monat Mai expedirt werden konnten — keinesfalls aber vor dem 25. oder 30., und das half mir entschieden nichts, denn gerade in den Tagen ging der Dampfer von Bolivar (Angostura) ab, der Anschluß an die französische Linie in Trinidad hatte, und die wollte ich jedenfalls zu meiner Heimkehr benutzen.

So ging ich denn daran, ein Canoe zu suchen, und selbst das schien in dieser Zeit nicht so leicht, denn ich brauchte dazu besonders einen zuverlässigen und mit dem Strom genau bekannten Mann, denn mir wurde von allen Seiten gesagt, daß der Orinoco ein ziemlich gefährliches Wasser und zu manchen Tagen gar nicht mit ihm zu spaßen sei. — Allerdings keine übertriebenen Angaben, wie ich später auch selber fand.

Hierbei half mir aber mein in's Holländische übersetzter Landsmann, der deutsche Hutmacher, denn mit allen Leuten hier auf das Genaueste schon seit Jahrzehnten bekannt, hatte er bald einen Neger ausgefunden, der, wie er mir versicherte, ein ganz ausgezeichneter „marinero" wäre, und seine Sache aus dem Grund verstände.

Die Sache war aber nicht billig. Der Mann verlangte für sich selber 30 Pesos — ein Peso etwa so viel wie ein preußischer Thaler — für einen Piloten 25 Pesos und für Canoemiethe 15 Pesos — also zusammen 70 Pesos, und außerdem mußte ich Provisionen für die Reise einlegen, die sich, wie sich später herausstellte, ebenfalls über 10 Pesos beliefen — keine Kleinigkeit also für eine Canoefahrt, die in circa 10 Tagen beendet sein konnte. In früheren Jahren hätte ich sie auch billiger gemacht, aber — ich bin doch mit den Jahren etwas bequemer geworden, und da mir eigentlich gar keine andere Wahl blieb, so nahm ich das Gebotene an.

Komisch war, daß sich auch hier in San Fernando der General Rojas meine alten Zeitungen aus Caracas ausbitten

ließ. Auch hier wußten sie nichts aus der Hauptstadt und hatten schon seit über einen Monat keine Nachricht von dort.

32.

Canoefahrt auf dem Apure.

Wie es in dem kleinen Ort bekannt geworden war, daß ich wirklich mit einem Canoe in den Orinoco hinein wolle — und bekannt wurde es augenblicklich, denn die Leute hatten ja gar nichts Anderes zu reden —, kamen besonders die Fremden, aber selbst auch einige Venezolaner herbei, um mir abzurathen und mir die mir drohenden Gefahren zu schildern — unter anderen auch die, daß ich mich ja in einer furchtbaren Wildniß einigen Menschen anvertrauen müsse, die ich gar nicht kenne, und die nachher mit mir anfangen könnten, was sie wollten.

Darin irrten sich nun die guten Leute, aber ich habe das Nämliche auf allen meinen Reisen gefunden, denn wo ich auch immer mich nach einer neuen und etwas außergewöhnlichen Tour erkundigte, wurden mir Gefahren geschildert, die entweder gar nicht existirten, oder doch — wie sich später jedesmal herausstellte — auf das Unerhörteste übertrieben waren.

Ich bin aber nicht sehr ängstlicher Natur, habe mich wenigstens noch nie zurückschrecken lassen, und brachte denn auch Alles so rasch in Ordnung, daß ich schon am 1. Mai früh Morgens bereit war, meine Reise anzutreten.

Das Einlegen von Provisionen war dabei die Hauptsache, denn um meinen Bergsack zu schnüren, brauchte ich keine fünf Minuten.

Der Hauptgegenstand der Provisionen — wenigstens für die Venezolaner, ist frischgeschlachtetes und dann gesalzenes Fleisch, das von den Rippen abgelöst und in der Sonne zum Trocknen aufgehangen oder ausgebreitet wird. Wenn es aber etwas Unappetitliches auf der weiten Welt giebt, so ist es

dieses Fleisch, das schwarz und ekelhaft aussieht, fortwährend von schmutzigen Kerlen mit schmutzigen Fingern hin- und hergezerrt wird und dabei einen solch' unangenehmen Geruch hat, ohne gerade direct zu stinken, um alle Aasgeier aus der ganzen Nachbarschaft herbei zu ziehen. Um die Fleischstände sitzen diese eklen Thiere den ganzen geschlagenen Tag herum, und ihnen unter den Schnäbeln weg muß man den kaum noch zur Nahrung möglichen Stoff kaufen. Die Eingeborenen hier sind aber so genügsamer Natur, und solche geborene Schweinigel, daß ihnen dieses Fleisch nicht allein jeden Zweck erfüllt, sondern sogar — was das Unglaubliche ist — schmeckt, und Niemand wahrlich wird es ihnen mißgönnen.

Nach dem Fleisch kommt das sogenannte Casavebrod, eine Art Tortilla oder flacher Kuchen oder Matzen, aus dem groben Mehl der giftigen Maniocpflanze, der vorher der schädliche Saft entzogen wird, gebacken.

Diese sehr dünnen und leicht zerbrechlichen, aber nicht unschmackhaften Brode sind gewöhnlich zwei Fuß und oft noch mehr im Durchmesser und halten sich sehr lange gut und brauchbar.

Nach dem Fleisch und Casavebrod kommt aber unmittelbar, als eben so nöthiges Bedürfniß, der Papelonzucker — d. h. der ordinäre braune Zucker, wie er als Saft eingekocht und in Formen gegossen ist. Sie genießen ihn theils so, theils in Papelonwasser, das sie guarapo fresco nennen, und das nicht allein ein erfrischendes, sondern auch zugleich nahrhaftes Getränk ist.

Dazu kam dann noch gemahlener Kaffee, als Luxusgegenstand etwas Käse, und für mich selber hatte ich mir noch einige Bananentrauben eingelegt, denn von der Banane allein kann man, ich wenigstens, vollständig leben.

Wirklich komisch war es aber, wie kurz vor meiner Abfahrt von allen Seiten Briefe — oft in ganzen Paketen — für die Hauptstadt von Guyana eintrafen, und sehr natürlich, denn die Gelegenheit, dort in der jetzigen Jahreszeit Nachricht hinab zu senden, war so selten, daß man es den Leuten nicht verdenken konnte, wenn sie dieselbe benutzten. Selbst von der Regierung bekam ich zwei Depeschen mit und hatte meine kleine Ledertasche bald voll von versiegelten Briefen, ohne dabei

von der „Postverwaltung" im Geringsten behelligt zu werden. Postverwaltung! Du lieber Gott, die Leute hier kannten ein solches Institut kaum dem Namen nach, und es gab nicht einmal eine Botenfrau.

Wenn ich aber auch, bald genug, zu meiner Fahrt gerüstet war, mit meinen Leuten ging das nicht so rasch, und das ist in allen südamerikanischen Ländern das Nämliche, da diese glücklichen Menschen auch nicht den entferntesten Begriff von einem Werth der Zeit haben. Was ist ihnen ein Tag! und wem wirklich daran liegt, rasch von der Stelle zu kommen oder in irgend einer andern Art etwas von ihnen bald gethan zu bekommen, darf sie keinen Augenblick aus den Augen lassen, sondern muß nur immer stet und unablässig an ihnen bohren und drängen. Das wird ihnen zuletzt unbequem. Hätten sie ihre Ruhe gehabt, so ist nicht abzusehen, wann sie diese freiwillig gebrochen; werden sie in dieser aber nicht gelassen, nun, so können sie auch eben so gut an die Arbeit gehen. Gegen Abend brachte ich denn auch die meinigen wirklich so weit, daß ich sie wenigstens vom Ufer ab und ein Stück den Strom hinab bekam, die Hauptsache bei allen solchen Touren, denn die Abfahrt ist gewöhnlich das Schwerste.

So war denn auch der 2. Mai herangekommen und es etwa fünf Uhr Abends geworden, als ich endlich die Leute zur Abfahrt bereit hatte. Herr Becker, der deutsche Hutmacher, schaffte mir meine Sachen mit sämmtlichem Provisionsvorrath an den Flußrand hinab, wir nahmen unsere Sitze ein, wobei ich fand, daß der Neger-Marinero außer seinem „Mann" noch einen andern Gehülfen engagirt hatte (engagirt insofern, als er umsonst mit nach Bolivar fuhr und seine Passage abarbeitete), und wenige Minuten später stießen wir vom Ufer ab und glitten den jetzt vollkommen ruhigen und spiegelglatten Strom hinab.

Es war ein wunderliches Leben daran. Oben marschirte schon wieder das Militär und machte Exercitien, um die Revolutionäre zu bekämpfen, denen sie sich kaum drei Wochen später auf Commando ihres eigenen Generals anschließen mußten (das heißt Alles: Republik), unten am Strande lagen noch verspätete Boote, die Casavebrod, Papelonzucker oder Bananen

den Fluß herabgebracht, und etwas weiter unten wurde das Bild noch viel lebendiger. Ein ganzer Trupp Frauen saß dort am Wasser und wusch, Kinder badeten sich in der Fluth trotz Zitteraalen und Kaimans, Soldaten plauderten mit jungen Mädchen, die Wasser aus dem Strom holten, und Kinder spielten und jauchzten an der steilen Uferbank und hetzten sich und warfen sich einander in den Sand.

Unser Canoe wollte vorbeigleiten, als wir plötzlich von einer Schildwache angeschrieen wurden, die sich bis dahin lebhaft mit einer jungen Dame beschäftigt hatte, jetzt aber, wie in der größten Gefahr, eine Muskete vom Boden emporriß und auf uns anlegte. Da der Bursche zielte, hatte ich keine besondere Angst, daß er uns treffen würde, mein alter Negermatrose steuerte aber gehorsam der Stelle zu, und hier stellte sich denn heraus, daß er nichts Geringeres als eine Legitimation verlangte, ehe er uns erlaubte, den Strom hinab zu ziehen. Diese hatte der Neger nun allerdings, und zwar einen richtigen Paß vom Gobierno, aber — die Schildwache konnte nicht lesen und der „General" mußte erst herbeigerufen werden, um die Sache zu untersuchen.

Der General kam auch gleich darauf die Uferbank herunter, aber er war ohne Epauletten, auch ohne Schuhe und Strümpfe und Hut oder Weste, und trug nur Hemd und Hose, und ersteres zwar ungesetzlich über der letzteren. In Bolivar wurde nämlich neulich wieder ein altes Gesetz in Erinnerung gebracht, das uns in Europa allerdings merkwürdig klingen würde. Dasselbe lautet, „daß es streng und bei bestimmten Strafen den Männern verboten sei, das Hemd über der Hose zu tragen, und zwar nicht allein aus Schicklichkeitsrücksichten, sondern auch der öffentlichen Sicherheit wegen". In unruhigen Zeiten haben die Männer nämlich Messer darunter getragen. Doch das Militär hier befand sich in einem Ausnahmezustand, und ausnahmsweise trug deshalb auch wahrscheinlich der General keinen Degen, sondern nur ein großes bloßes Schlachtmesser in der Hand, mit dem er herunterkam, daß es gerade so aussah, als ob er Einen von uns damit abstechen wolle.

Der Paß wurde ihm gereicht, und nachdem er sehr lange Zeit gebraucht hatte, um ihn durchzustudiren, gab er ihn

endlich zurück, warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu — weshalb, weiß ich nicht, denn ich bekümmerte mich gar nicht um den ganzen Vorgang, lehnte nur behaglich im Canoe und rauchte — und ließ uns dann endlich ungehindert passiren; der Posten schoß nicht, und das war das letzte Mal, daß mir die Soldaten der gelben Partei zu Gesicht kamen — ein paar Schildwachen in Bolivar ausgenommen, die aber auch gleich darauf „in die Minen" geschickt wurden.

Leise glitten wir den stillen Strom nieder, aber nicht lange, denn kaum hatten wir die letzten, hier einzeln liegenden Häuser erreicht, als mein Patron vom Boote das Canoe wieder dem Ufer zulenkte und ich einen andern Neger bemerkte, der mit einem Bündel unter dem Arm die Uferbank herabsprang.

Nun muß ich hier bemerken, daß mir mein Don Pedro, wie der Neger hieß, schon in San Fernando hatte ein paar Mitpassagiere aufhängen wollen, unter dem Vorwand, dann noch einen Marinero zu engagiren, damit wir rascher von der Stelle kämen. Er erwähnte dabei nicht einmal, daß eine solche Last die geringste Preisermäßigung für mich mit sich führen würde. Ich wies ihn denn auch ganz kurz ab und erklärte ihm, ich habe das Canoe für mich selber gemiethet und verbitte mir jeden Mitpassagier; ich wollte keinen Gesellschafter.

„Wer ist der Bursche?" fragte ich deshalb Don Pedro eben nicht besonders freundlich.

„Oh, noch ein Marinero!"

„Aber zum Henker, für so viele Menschen habe ich gar nicht genug Provisionen."

„Wir kommen ja jetzt auch so viel schneller nach Bolivar," sagte der Alte, und ehe ich nur eigentlich recht wußte, was ich dabei thun sollte, saß mein Neger — Serafino mit Namen und mit einer entsetzlich äthiopischen Ausdünstung — vorn auf der Ruderbank und arbeitete mit einem solchen Eifer, als ob er nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren hätte, um nach der Hauptstadt Guyanas zu gelangen.

Wenn der Bursche so fortarbeitete, hatte ich nichts gegen seine sonst eben nicht angenehme Gesellschaft, und überdies

beschäftigte mich auch in diesem Augenblick der Strom selber zu sehr, um weiter auf ihn zu achten.

Was für ein wundervoller Abend war es! Nur eine leise Brise strich über den Strom, gerade frisch genug, um die Luft abzukühlen, ohne unsere Fahrt auch nur im Geringsten bei der ohnedies sehr starken Strömung aufzuhalten — und wie rasch dabei das schlanke Canoe am Ufer hinschoß! Mit scharfem Flügelschlage schwirrte dabei eine Kette Enten nach der andern an uns vorüber, und in den Uferbäumen klagte die Nachtschwalbe ihr melancholisches Lied.

Ich hatte mir eine Partie Cigarren von San Fernando, wo sie sehr billig waren, mitgenommen und meinen Tabaksgeschmack schon so gründlich in Venezuela verdorben, daß ich selbst dieses Kraut genießbar fand. So, im Canoe zurückgelegt und den blauen Rauch derselben behaglich in die Luft blasend (der Rauch glich wenigstens in der Farbe dem einer Havanna-Cigarre), gab ich mich ganz dem angenehmen Gefühl hin, endlich, nach langer Anstrengung und Beschwerde, zu einer Art von Ruhepunkt gekommen zu sein, während ich zugleich wieder nach Osten und der lang entbehrten Heimath entgegenfuhr.

Heute Abend fuhren wir aber nicht weit; die Leute behaupteten, daß sie sehr müde seien, weil sie so viel hatten herumlaufen müssen, und ich wollte sie nicht gleich von Anfang an treiben, hatte auch wirklich mit meinem eigenen Fahrzeug gar keine solche große Eile und ließ sie ruhig an die nächste Sandbank rudern. Dort wurde von angetriebenem Holz ein gutes Feuer angezündet und ein Topf Kaffee gekocht, der mit etwas Casavebrod gar nicht so schlecht schmeckte, und nachher streckten wir uns auf unsere Decken, mitten im vollen Mondschein, und schliefen die Nacht prächtig.

Die Sandbänke, oder playas wie man sie hier nennt, eignen sich aber auch vortrefflich zu einem Nachtquartier in diesem Klima, denn da der Wind frei über sie hinstreicht, können sich keine Sandfliegen darauf halten, und niguas oder Sandflöhe giebt es dort eben so wenig. Lange vor Tag waren wir übrigens schon wieder munter, schoben das Canoe aus dem seichten Wasser in den Strom und nahmen unsere Fahrt wieder auf.

Aber was gab es hier für Kaimans! Schon im Dunkeln, als wir die Sandbank verließen, hörten wir sie überall in dem Wasser plätschern, und als der Tag anbrach, sahen wir ihre großen, ungeschlachten Köpfe, wohin der Blick auch fiel, auf dem Wasser schwimmen, wo sie, wenn wir näher kamen, langsam untertauchten und erst weiter enfernt wieder zum Vorschein kamen. Uebrigens schienen sie nur friedlicher oder eigentlich gar keiner Beschäftigung nachzugehen und sich eben so sehr an dem schönen kühlen Morgen zu erfreuen, wie wir selber. Ich störte sie denn auch nicht und feuerte meine Büchse auf keinen einzigen ab, obgleich wir sie manchmal schlafend am Ufer und dann auf kaum 15 Schritt Entfernung überraschten.

Schon als wir uns wieder einschifften und, um das Canoe flott zu bekommen, etwa bis an die Kniee in's Wasser mußten, bemerkte ich, daß meine Leute Jeder ein Ruder nahmen und es fortwährend vor sich auf den Sand stießen. Sie forderten mich auf, ein Gleiches zu thun, und es hat dies einen ganz bestimmten Zweck.

Es giebt nämlich in diesen Wassern einen kleinen, flachen Fisch mit einem Stachel am Schwanz, der sich gern auf seichte Sandbänke oder Uferstellen legt, und allerdings Niemanden angreift. Berührt man ihn aber, so sticht er zu, und wenn die Wunde auch nicht tödtlich ist, so macht sie doch den verletzten Theil, Arm oder Bein, furchtbar anschwellen und soll ganz außerordentlich schmerzhaft sein, wie auch viele Tage anhalten. Durch das Ruder verscheucht man aber etwa dort liegende Fische.

Auch von den caraibs — ganz kleine Fische, die aber in Schwärmen umherschwimmen — erzählten mir die Leute. Sie sind entsetzlich gefräßig, und fällt es einem von ihnen ein, nach dem Beine eines Schwimmenden zu schnappen, wo sie ein kleines Stück herausreißen, so stürmen nach dem Blut alle die übrigen hinzu, und wenn man nicht macht, daß man an's Ufer kommt, ist man verloren.

Von den Kaimans, die den Menschen, in einem etwas summarischen Verfahren, ganz fressen sollen, wußte mein alter Neger, Don Pedro, ebenfalls entsetzliche Geschichten zu er-

zählen — aber ich wußte, was ich von denen zu halten hatte, und ließ ihn eben schwatzen.

Lange waren wir übrigens nicht gefahren, als wir rechts am Ufer eine Wohnung und eine Anpflanzung von Bananen bemerkten, auf die mein „Patron" auch ohne Weiteres zuhielt.

„Landen?"

„Nada mas que un cafecito."

Also Kaffeetrinken! Dagegen hatte ich selber nichts. In der Hütte fanden wir auch schon Feuer, und in zehn Minuten konnten wir wieder unterwegs sein. Aber darin hatte ich mich geirrt, denn mein alter Neger war ein so schauerlicher Schwätzer, daß er, wo er einmal einen Menschen fand, mit dem er sich unterhalten konnte, gar nicht wieder wegzubringen war. Endlich, halb mit Gewalt, bekam ich ihn in's Boot und litt von da ab nicht mehr, daß er je wieder an einer Ansiedelung halten durfte.

Unsere Fahrt sollte aber heute nicht weit gehen, denn wir mußten ein kleines Dach über die Mitte unseres Canoe bauen, um den Regen, den wir in dieser Jahreszeit jede Stunde erwarten durften, von unseren Sachen abzuhalten. An einer Stelle, wo einige palmas sombrero standen, nahmen wir deshalb eine Quantität Blätter mit und legten dann, etwa zehn Uhr Morgens, als es schon anfing tüchtig heiß zu werden, an einem schattigen Platz an, um dieses Dach, das in Ecuador Rancho, hier aber Carosa genannt wird, zu „componiren", wie die Leute sagten.

Das geschah auf sehr einfache und praktische Weise. Ein paar biegsame Schlingpflanzen wurden über das Canoe gebogen, dann in der Mitte eine große und vorher eingeweichte Kuhhaut gelegt, die Seiten nun mit den Blättern so besteckt, daß jeder darauf fallende Tropfen ab- und über den Bootrand geleitet wurde, und die Carosa war fertig. Ich selber bemühte mich aber nicht viel dabei. Am Ufer trafen wir eine Unmasse von Kühen, so daß ich nicht erwarten durfte, Wild in der Nähe zu finden, und meine Hängematte deshalb zwischen ein paar Bäumen im Schatten festigend, setzte ich meine Ruhezeit dort oben fort, bis, etwa Nachmittags drei Uhr, die Leute ihre Mahlzeit gekocht hatten und wieder zum Aufbruch bereit

waren. Ich selber hatte mir etwas zu essen von San Fernando mitgenommen und brauchte deshalb das gesalzene und den Aasgeiern entzogene Fleisch nicht anzurühren.

Uebrigens war mit dem Neger, den wir unterhalb San Fernando als Marinero so gewissermaßen heimlich oder geheimnißvoll an Bord genommen, eine allmälige Veränderung vorgegangen. Anfangs arbeitete er, als ob er sich die Arme ausrudern wolle, dann schonte er sich etwas für seine Familie, und zuletzt saß er Stunden lang im Boot, ohne mehr als das Ruder dann und wann naß zu machen, und zupfte sich nur fortwährend an der Nase.

Ich erwähnte es gegen den Patron und fragte ihn, als was er den Mann mitgenommen. Er antwortete: „Als Marinero.“ — „Aber er arbeitet nicht.“ Don Pedro zuckte mit den Achseln, nichts weiter erwidernd, und ich wußte jetzt genau, woran ich war. Der Bursche hatte den unangenehm riechenden Landsmann, da er recht gut wußte, daß er von mir nie die Erlaubniß dazu bekommen würde, heimlich als Passagier mitgenommen und ihm dabei gesagt, daß er ihn als Marinero einschwärzen würde. Zu arbeiten brauche er dann nicht — höchstens so viel, als ihm nöthig schien, mich glauben zu machen, daß er das Canoe mit rudern helfe — und der Schlingel zog nicht einmal sein eigenes Gewicht.

Was wollte ich aber hier machen? In der Wildniß konnte ich ihn nicht aussetzen, trug daher Don Pedro auf, ihm zu sagen, daß er arbeiten müsse oder ich ihn nicht weiter mitnehmen würde, und ließ dann die Sache vor der Hand ihren Gang gehen. Don Pedro sagte natürlich nichts.

Heute fanden wir das Ufer merkwürdig von Vögeln belebt, und dies aus dem sehr erklärlichen Grunde, daß sich hier, in der immer noch anhaltenden Dürre, wohl auf weite Entfernung hin das einzige Wasser befand und die Thiere deshalb an den Strom trieb. Besonders zahlreich vertreten war aber ein Vogel, der übrigens stets am Wasserrande seinen Wohnsitz hat und den wir am Apure in ganz unglaublicher Menge fanden.

Es ist dies der Guacheraca de agua, ein Vogel von der Größe eines Haushuhns etwa, von Farbe rostbraun mit hübscher schwarz und weißer Zeichnung und in seinem ganzen

Wesen und Bewegen unserem Wiedehopf ähnlich, dessen Krone er ebenfalls auf dem Kopfe trägt. Uebrigens muß er, seinem Fliegen nach, außerordentlich leicht und soll auch ungenießbar sein, während mir mein alter Don Pedro versicherte, er würde bei gewissen Curen mit Erfolg angewandt. Wie? wußte er freilich nicht, und ich konnte auch von Niemandem weiter etwas Genaueres darüber erfahren. Uebrigens fanden wir sie in großen Völkern zusammen. Es muß ein ungemein geselliger Vogel sein, denn wo wir zwanzig oder dreißig von ihnen beieinander trafen, konnten wir auch sicher darauf rechnen, dicht unterhalb wieder eine neue Colonie und dann noch eine und noch eine anzutreffen. Ich bin fest überzeugt, daß wir mehrere Male, in Zeit von kaum einer Viertelstunde, an vier- bis fünfhundert dieser Vögel vorüberfuhren, die dicht am Wasserrande einen nicht unerheblichen Spectakel vollführten.

Wasservögel giebt es in großer Menge, Reiher, Königsfischer, Enten und anderes kleineres Zeug. Ich schoß einmal Abends mit der Kugel drei Enten, die in der Kette am Ufer saßen, auf einen Schuß. Außerdem kamen aber auch andere Vögel, wie z. B. Pauchis, manchmal zum Trinken an's Wasser, besonders Abends, und die Ufer waren sehr belebt.

Hier sah ich auch ein Beispiel von der so viel beschriebenen Gefährlichkeit des Kaimans. Den zweiten Abend fanden wir eine kleine Heerde Rinder an einer Sandbank saufen, Ochsen, Kühe und Kälber bunt zusammengemischt, und als wir näher kamen, sah ich einen großen Kaiman auf kaum vier Schritt von ihnen entfernt an der Sandbank liegen, ohne die geringste Notiz selbst von den fast neben ihm befindlichen Kälbern zu nehmen. Die Kühe liefen fort, als wir ihnen dicht gegenüber waren, der Kaiman blieb aber noch liegen, bis wir vorüber waren, dann glitt er ebenfalls in die Fluth hinein.

Bis jetzt hatten wir nur sehr langsamen Fortgang gehabt, und meine Burschen schienen keine Lust zu haben, sich übermäßig anzustrengen. Dem machte ich aber ein Ende, denn als sie am nächsten Abend beim herrlichsten Mondenschein wieder beilegen und dann wahrscheinlich die ganze Nacht auf der Sandbank schlafen wollten, sprach ich ein Machtwort und erklärte ihnen, daß wir nicht vor zwei Uhr Morgens anhalten

würden. Don Pedro that auch nicht den geringsten Einspruch, und wir rückten dadurch ein tüchtiges Stück von der Stelle.

Im Mondenschein geschah es uns aber verschiedene Male, daß wir einen an der Oberfläche des Wassers schlafenden Kaiman für einen festgeschwemmten Baumstamm hielten und ihm ängstlich auswichen, bis wir dann herankamen und der faule Bursche wegsank.

Am nächsten Tage gegen zehn Uhr Morgens hielten wir wieder an. Die Sonne brannte an einem vollkommen wolkenreinen Himmel wie Feuer nieder, und wir suchten am Ufer einen schattigen Platz. Mir selber aber kam es insofern gelegen, als ich gar keine Privatprovisionen mehr hatte und nothgedrungen Wild schießen mußte, und außerdem trieb es mich selber schon hinein in den Wald. Kaum war denn auch unser Canoe gelandet, als ich die Uferbank emporkletterte, mir den Platz und das gegenüberliegende Ufer genau merkte, um die Stelle auch wiederzufinden, und dann in das Dickicht eindrang, was nicht etwa so leicht war, als man sich wohl denken mag.

In einem hohen Walde hat man weniger Schwierigkeiten und eigentlich nur das Hinderniß größerer Schlingpflanzen zu überwinden, da der dichte Schatten Dornranken und anderes dichtes Gebüsch nicht so leicht aufkommen läßt. Unmittelbar am Ufer jedoch, wo das Unkraut Luft und Licht genug hatte, wuchert es auch lustig empor, und da die dann und wann abbröckelnde Bank auch vielen Bäumen den Boden unter den Füßen wegzieht, daß sie durcheinander stürzen, bildet sich oft ein solches Gewirr, daß es kaum möglich ist, hindurch zu dringen. Hat man aber diesen ersten Wall einmal überwunden, so kommt man auch gewöhnlich in hohes und offenes Holz und findet dann immer lichte Stellen, in denen man fort kann.

So war es auch hier. Als ich den ersten Waldrand durchbrochen, sah ich schon das Licht durch die Bäume schimmern, und fand mich hier gerade an der Stelle, wo die Llanos ganz dicht an das Ufer heranliefen.

Das ist überhaupt hier der Charakter des ganzen Stromgebietes; an beiden Ufern die ungeheure Steppe, die, wenn

sie nicht in Zeiten abgebrannt wurde, ein dichtes Gewirr von hohem gelben Gras bildet, im andern Fall aber eine freundliche grüne Fläche zeigt, während dicht am Ufer ein oft nur schmaler, oft breiterer Streifen Wald liegt, in dem sich dann gewöhnlich sehr viel Wild aufhält.

Meine Bootsleute warnten mich übrigens vor dieser Gegend und baten mich, vorsichtig zu sein, und nicht etwa der Tiger wegen, von denen sich hier nur selten einer zeigte, sondern weil sich eine Bande Gesindels gerade in dieser Gegend herumtreiben sollte, die mehr vom Viehdiebstahl als irgend einer andern Beschäftigung lebte. Sie gehörte auch keiner bestimmten politischen Partei an — die alte Geschichte —, sondern neigte sich bald auf die, bald auf jene Seite, wie es ihr gerade unter Umständen paßte. Ich schnallte wenigstens meinen Revolver um und brauchte mich — außerdem mit meiner Doppelbüchse und meinem Messer — wohl kaum vor ihnen zu fürchten.

Die Llanos — ganz ähnlich wie die amerikanischen Prairien — boten einen gar freundlichen Anblick. Ueberall darin zerstreut lagen kleine Gruppen von Bäumen, oft kleine Wälder, und zwischen ihnen, da und dort — grasten Rinder, oder lagen auch auf dem grünen Plan im Grase. Wild sah ich übrigens hier draußen nirgends, beschloß aber doch, nach einer der Baumgruppen hinüber zu gehen, wo es sich vielleicht im Schatten niedergethan. Nachher konnte ich auch wieder in einem weiten Bogen am Strome hinab und gegen den Wind aufbürschen.

Zwischen den Bäumen fand ich kein einziges Stück Wild, zog aber doch quer hindurch und betrat auf der andern Seite kaum wieder den offenen Boden, als ich mich auch zwei Reitern gegenüber fand, die in voller Carrière an den Waldrand — und auf dem weichen Boden unhörbar — herangesprengt kamen. Bewaffnet waren sie ebenfalls. Der eine trug eine Lanze, der andere einen Revolver im Gürtel und beide Degen, wie man das sehr häufig findet. Als sie mich sahen, parirten sie rasch und plötzlich ihre Pferde, und einer von ihnen trabte gegen mich an, war aber sehr freundlich, als er sah, daß ich ruhig meine Büchse von der Schulter genommen und gespannt hatte, und fragte nur, wo ich herkäme und wo

ich hinwollte. Ich weiß nicht, weshalb es ihn interessirte, sagte ihm aber gerade so viel, als er zu wissen brauchte, und nur als er sich noch erkundigte, wo mein Fahrzeug läge, erwiderte ich ihm kurz, daß ihn das wohl nicht kümmere. Er schien die Antwort auch gar nicht übel zu nehmen, sondern eher natürlich zu finden, lachte und drehte sich nach seinem Gefährten, der hinter ihm hielt, um. Ich gefiel ihnen aber wahrscheinlich nicht. Daß ich ein Fremder war, konnten sie leicht hören; den Feuerwaffen gegenüber, mit denen sie selber nicht besonders umzugehen wissen, sind sie ebenfalls schüchtern, und dann blieb es außerdem noch die Frage, ob sie überhaupt etwas Böses im Schilde führten. Wenige Minuten später verfolgten sie wieder ihren Weg den Strom hinab und an dem Waldstreifen hin, den man deutlich auf Leguas entfernt erkennen konnte. Vielleicht habe ich ihnen in Gedanken Unrecht gethan, aber draußen in einer solchen Wildniß ist man lieber zu vorsichtig, als zu vertrauensvoll, denn Burschen, die wirklich böse Hintergedanken haben, sind überhaupt gegen den ehrlichen Menschen stets im Vortheil, da sie angreifen, wenn ihnen die Zeit passend erscheint.

Ich setzte indessen meine Jagd fort, kreuzte etwa eine Legua die Llanos in der brennend heißen Sonne, ohne irgend etwas Lebendiges zu finden, als eine jener Landschildkröten, die allerdings gegessen werden, mit der ich mich aber nicht schleppen wollte, und betrat dann wieder den dichten Wald, in dem ich mit gutem Winde nach der Stelle zurückbürschen konnte, wo das Canoe lag.

Hier gab es Wild. Ich war kaum 50 Schritt darin gegangen, wobei ich in dem dürren Laube mehr Geräusch machte, als sich mit einem Bürschgang verträgt, da sprangen schon zwei Stück Wild vor mir auf, aber allerdings so im Dickicht drin, daß ich sie nicht zum Schuß bekommen konnte. Von da ab ging ich vorsichtiger, und nach kaum einer Viertelstunde hatte ich einen prächtigen jungen Bock erlegt, von dem ich aber nur die besten Theile ausschnitt und mit zum Boote nahm. Das Wildpret hielt sich ja doch nicht so lange in der Hitze, und ich sah wohl, daß ich in dieser Gegend mit leichter Mühe erlegen konnte, was wir brauchten. Ich hätte auch noch recht

gut, bis ich das Canoe erreichte, ein zweites Stück schießen können, obgleich ich jetzt nichts weniger als vorsichtig ging, aber muthwillig todtschießen mochte ich auch nicht und begnügte mich deshalb mit dem, was ich hatte.

Den nächsten Tag schoß ich wieder einen Hirsch, fand auch diesmal schon Tigerfährten im Walde, und zwar von einer alten Tigerin mit ihrem Jungen, die mir freilich leider nicht zu Gesicht kamen. Uebrigens war der Wald dort ungemein belebt, und wenn ich auch nicht darauf ausging, nur todtzuschießen, wozu ich hier die beste Gelegenheit gehabt, sah ich doch eine Masse verschiedener Thiere. Hier fand ich auch zum ersten Mal den weniger schönen als prächtigen Arras in kleinen Schwärmen, denn einzeln hatte ich sie auch schon in den Llanos angetroffen, Papageien in Masse, ebenso verschiedene Trupps Affen, und als ich mich eine Weile unter einen Baum setzte, um auszuruhen, spazierte ein Leguan, eine jener großen Eidechsen, ohne mich zu sehen oder zu wittern, ganz vertraulich an mir vorüber.

Schlangen, von denen ich viel reden gehört, traf ich gar nicht an, obgleich ich ihre gewundenen Spuren manchmal im Sande fand. Auch die Boa constrictor kommt hier vor, ist aber wohl nur sehr selten. Kleine Eidechsen, Chamäleons und dergleichen giebt es aber in einer wahren Unmasse, und für den Jäger sind besonders diese gerade störend, weil sie alle Augenblicke im Laube rascheln und hin- und wiederfahren, so daß man stets glaubt, es stände dort ein größeres Wild.

Am vierten Tage endlich, nachdem wir eigentlich mehr Zeit auf den Apure gewandt, als ich früher für nöthig gehalten, näherten wir uns der Mündung, und diese sollte gerade der Hauptplatz für Tiger sein. Ich ließ auch deshalb mein Canoe etwa um zwei Uhr Mittags anlegen, um den ganzen Nachmittag und Abend für die Jagd zu haben.

Zeichen, daß sich dort Tiger aufhielten, fanden wir, so wie wir nur die Playa oder Sandbank betraten, denn gleich dort, wo unser Canoe anlief, lagen die Ueberreste einer ziemlich großen Schildkröte, die ein Tiger überrascht, voneinander gerissen und dann verzehrt hatte. Selbst die Eindrücke von dessen Tatzen im weichen Sande, in den sie sich tief eingebohrt

hatten, waren noch deutlich zu erkennen, und als ich nur über die Sandbank hinweg nach dem Ufer ging, fand ich noch die Spuren eines etwas kleineren, der wahrscheinlich scheu um den Platz herumgegangen war, als der größere seine Beute verschlang.

Ich habe wirklich Unglück mit Tigerjagden, denn obgleich ich mich auf diesen Platz besonders vorbereitet, meine beiden Büchsenläufe vorher abgeschossen und wieder frisch geladen hatte, meinen Revolver dazu umgeschnallt und mein langes, schweres Messer im Gürtel trug, kam ich an dem ganzen Tage nicht ein einziges Mal, wenigstens auf keinen Tiger, zum Schuß. Der Wald war hier allerdings auch entsetzlich verwachsen, so daß ich an vielen Orten Mühe hatte, nur durch zu kommen. Aber Tiger gab es hier, das ließ sich nicht leugnen. Keine einzige offene Stelle fand ich auf dem ganzen Terrain, auf dem sich nicht große und kleine Tigerfährten gezeigt hätten. An einer schmalen Lagune traf ich sogar ein Lager, das sich ein ziemlich großer Bursche mitten in einer Art von Rohrbruch gemacht, denn eine Menge von Knochen mit einem Hirschkopf, der ein ziemlich kräftiges Geweih trug, lag darin. Aber wo war der Tiger?

Oft hörte ich etwas bald rechts, bald links durch die Büsche brechen, konnte aber nie genau erkennen, was es eigentlich war, noch viel weniger schießen. Selbst auf dem Anstand blieb ich, bis es stockdunkel geworden, am Rande einer kleinen Schlucht, wo ich einen ziemlich offenen Raum übersehen konnte, und durch welche überhaupt ein Wechsel dieser Raubthiere lief — Alles vergebens. Nicht einmal einen Hirsch sah ich hier, die sich eben auch nicht besonders wohl in der Nachbarschaft so vieler Tiger fühlen mochten und die Gegend sicher verlassen hatten.

Erst bei Mondenschein, als ich drinnen im Dickicht doch kein Büchsenlicht mehr hatte, verließ ich den Platz, um nach dem Ufer zurückzukehren. Ich kannte genau die Richtung, die ich zu nehmen hatte, muß aber gestehen, daß ich meinen Revolver dabei in die Hand nahm, denn ich traute doch nicht ganz, ob nicht eine oder die andere dieser blutgierigen Bestien — wenn ich auch fest überzeugt bin, daß sie es nicht thun —

auf mich einspringen möchte. Was für schreckliche Geschichten hatte mir dabei mein alter Neger von diesen Thieren erzählt, wie denn überhaupt die ganze Schiffsmannschaft, wenn sie einmal davon anfing, gar nicht wieder aufhören konnte, denn Einer wußte noch immer haarsträubendere Thatsachen anzugeben als der Andere. Es geschieht das aber immer von solchen Leuten, die sich selber nicht allein in den Wald hineingetrauen, und gerade so viel Mordanfälle wußten sie in Chile damals von dem sogenannten Leon oder Puma zu berichten, und doch giebt es kaum ein furchtsameres Raubthier als eben diesen.

Es existiren allerdings Beispiele, wo Tiger Menschen angefallen haben; auch sogenannte Menschenfresser unter ihnen, denen der Mensch vielleicht eine Delicatesse ist. Aber im Ganzen, und besonders in diesen wilden, kaum je von einem Jäger durchstreiften Ländern bin ich fest überzeugt, daß man Tag für Tag im Wald umherstreifen könnte, ohne von einer solchen Bestie auch nur im Geringsten belästigt zu werden. Ja, man bekommt sie nicht einmal zu Gesicht, denn der Tiger ist zu scheu, und wo er den Schritt eines Menschen hört, zieht er sich in solche Dickichte zurück, daß eine Verfolgung ganz unmöglich wäre.

Ich fühlte mich aber trotzdem auf dem Weg bis zum Strand nicht ganz behaglich, noch dazu, da ich alle Augenblicke in irgend einer Schlingpflanze oder dornigen Ranke hängen blieb und dann für Momente nicht einmal den freien Gebrauch meiner Arme hatte. Der Weg nahm dabei kein Ende, denn mehrmals mußte ich Dickichte umgehen, die ich in der Nacht nicht hätte kreuzen können und mögen, und es war wenigstens acht Uhr, bis ich endlich, etwa 200 Schritt unter dem Canoe, die Uferbank wieder erreichte und jetzt mein Fahrzeug anrufen mußte, denn ich wußte nicht mehr, ob ich mich oberhalb oder unterhalb desselben befände. Glücklicher Weise konnte ich, als sie mir von dort endlich antworteten, wenigstens über die Playa hin zu dem Platze hinüberkommen, denn dem Ufer folgend wäre es, noch dazu im Dunkeln, eine böse Arbeit gewesen, und Don Pedro, mein alter Neger, machte mir hier die zärtlichsten Vorwürfe. Er sagte, er hätte sich meinetwegen

schon entsetzlich geängstigt und sei fest überzeugt gewesen, daß mich ein Tiger gefressen habe. Er betheuerte auch, daß er mich unter keiner Bedingung wieder allein in den Wald lassen wolle — „noch dazu bei Mondenschein". — Er selber ging aber auch nicht mit, und ich blieb von da ab doch auf meine eigene Gesellschaft angewiesen.

Als ich zum Canoe zurückkam, gingen wir wieder unterwegs, um die Mündung des Orinoco noch zu erreichen und dort dann zu schlafen. Als wir aber an jener Stelle, wo ein paar Hütten standen, etwa um vier Uhr Morgens anlangten, trafen wir eine stromauf kommende Lancha, mit einem Verwandten Don Pedro's darauf, und dieser gab uns den guten Rath, die ruhige Nachtzeit ja nicht zu versäumen, sondern ohne Weiteres in den Hauptstrom hinein zu halten. Thäten wir es nicht, so könnten wir vielleicht gezwungen sein, den ganzen nächsten Tag hier liegen zu bleiben und zu warten, bis sich der bald nach Sonnenaufgang eintretende Wind gelegt habe — denn hier, über das weite niedere Land und die ungeheure Wasserfläche der beiden Ströme, wehte es oft einen halben Sturm herüber.

Wir konnten deshalb nichts Besseres thun, als diesen sehr vernünftigen Rath befolgen.

33.
Im Orinoco.

Die Scenerie hatte hier etwas furchtbar Bewältigendes — Oedes, was die Nacht nur natürlich noch vermehrte. Das Ufer war nur in einem schmalen, dunkeln Streifen zu erkennen, sonst lag die Mündung des Apure wie eine weite wilde Wasserwüste, einem Ocean gleich, vor uns, und es schien fast tollkühn, sich in einem so schmalen schwankenden Canoe, wie das unsere war, hinaus zu wagen.

Wir befanden uns übrigens noch weiter von der wirklichen

Mündung, als ich selber gedacht, und als wir etwas mehr in den Strom hinaushielten und die Ufer fast aus Sicht verschwanden, wurde die Fahrt so monoton, daß ich mich auf mein Lager zurücklehnte und endlich einschlief.

Es war noch dunkel, aber der Mond indessen aufgegangen, als mich mein alter Don Pedro plötzlich an der Schulter faßte und mich frug, ob ich nicht die Einmündung des Apure in den Orinoco sehen wollte. Es war das das Gescheidteste, was er auf unserer ganzen Reise gethan.

Wir befanden uns gerade in der Mündung und in vollem Mondenschein. Rechts und links von uns lagen die ziemlich entfernten, niederen Ufer des hier breiten Apure; vor uns aber breitete es sich wie ein weites Meer dunkler Fluthen aus, die nur am Horizont durch einen niedern schwarzen Streifen begrenzt wurden und an ein paar Stellen (etwas lange nicht Gesehenes) Hügel zeigten.

Das war der Orinoco, der sich da vorüber gewaltig und großartig dem Meer entgegenwälzte und seine Wogen manchmal im Sturme aufwühlte, wie der von der Windsbraut gepeitschte Ocean. Und da hinaus wollten wir uns jetzt mit unserem schlanken Fahrzeug wagen? Da hinaus in Nacht und Ungewißheit, die selbst Gefahren schuf, wo keine existirten. Das Gefühl aber, das mich dabei erfaßte, war mehr ein aufregendes, als niederdrückendes: das Bewußtsein, daß ich auch im Stande sei, Allem, was uns da draußen bedrohen könne, zu begegnen und es zu überwinden. Die Einfahrt in den Orinoco war mir nicht mehr, als eine neue Station meiner Reise, und ich genoß in vollen Zügen die Lust dieses Augenblicks.

Hätte ich selber aber in dieser Nacht unser Canoe gesteuert, so wäre ich wirklich kaum im Stande gewesen, eine Richtung zu bestimmen, denn wahrlich, wie ein Meer lag die ungeheure Wasserfläche vor uns. Mein alter Neger schien dabei eben so wenig von der Sache zu wissen, denn er fragte fortwährend den vorn im Bug sitzenden „Marinero", den er auch manchmal Piloto nannte, um die zu nehmende Richtung. Der Alte steuerte auch, nebenbei gesagt, und dem Sprüchworte nach, „wie ein Schneider", und hatte uns den ganzen Apure im Zickzack

heruntergefahren. Wie sich aber später herausstellte, war er, seiner eigenen Aussage nach, dazu vollkommen berechtigt, denn seinem Gewerke nach gehörte er wirklich der Schneiderzunft an und war nichts weniger als ein „Marinero", zu dem ihn mein holländischer Landsmann in San Fernando gemacht. Auch nicht aus Leidenschaft hatte er sich jetzt ein kühneres Geschäft erwählt, sondern nur deshalb, wie er mir erzählte, weil seine Augen so schlecht geworden und er irgend etwas Anderes ergreifen mußte, um sein Leben zu erhalten. Lieber Gott, es wird ja so Mancher nur gezwungen ein Held!

Der „Piloto" kannte übrigens den Fluß ganz genau, und seiner Anweisung nach hielten wir jetzt links hinüber, einer aus der Dunkelheit vorspringenden Landspitze entgegen, die gar nicht so weit entfernt lag, als sie anfangs geschienen. Und hier waren Felsen, die ersten Steine wieder, die ich sah, seit ich die Berge des San Juan del Morro verlassen hatte, und in festen, gewaltigen Massen bildeten sie das Ufer. Jetzt mußten auch die Leute vorn im Boot ordentlich aufpassen, denn im Strome selber lagen Klippen, und die Strömung ging so reißend, daß unser schwankendes Fahrzeug wohl durch eine Unachtsamkeit des Steuernden gefährdet werden konnte. Ich legte mich deshalb auch nicht wieder zum Schlaf nieder, sondern blieb neben Don Pedro sitzen, daß er mir keine dummen Streiche machte.

Don Pedro paßte aber selber auf wie ein Heftelmacher, denn er hatte, wie er mir gegen Morgen eingestand, eine Heidenangst gehabt. Er konnte nämlich nicht schwimmen und dachte gar nicht daran, sein eigenes Leben leichtsinnig zu gefährden.

Der Morgen brach endlich an, und der Strom, der in dem täuschenden Mondenlicht noch viel breiter und gewaltiger geschienen hatte, als er wirklich war, ging zu seiner natürlichen Größe herab. Aber er bedurfte keiner künstlichen Vergrößerung; er war schon so gewaltig genug, und das bemerkte man am deutlichsten, wenn man von einem zum andern Ufer hinüber wollte — es schien das eine kleine Reise an sich selbst.

Was ich mir aber weit großartiger gedacht, als ich es in

Wirklichkeit fand, war die Vegetation an beiden Seiten des Stromes, die eher einen dürftigen Charakter zeigte. Mit Schlingpflanzen schienen die Gebüsche allerdings richtig durchwachsen, aber so recht riesige Bäume, wie ich sie eigentlich erwartet, sah ich nicht, ja der Wald an beiden Seiten des Stromes schien mir eher mehr niedrig und gedrückt, und ich fand bald die Ursache. Keine feuchten Niederungen begünstigten hier das Wachsthum der Pflanzen und Bäume, sondern die trockenen Llanos reichten auch hier bis ziemlich an den Strom, und den eigentlichen Orinocowald in seiner vollen Pracht und seinem ganzen Reichthum sollte ich erst später dort finden, wo die Sümpfe und mit diesen das Delta des Stromes beginnen.

Gegen acht Uhr sahen wir am linken Ufer ein kleines Städtchen vor uns, das wir anliefen, um einige Provisionen anzukaufen, Casavebrod wenigstens und Papelonzucker, der von den Ruderern wirklich roh zum Brode gegessen wurde und eins ihrer größten Lebensbedürfnisse ausmachte. Es war aber in dem Nest nichts zu bekommen, und wir mußten bald darauf weiter nach einem mehr unterhalb liegenden Ort an demselben Ufer fahren, um das Nöthige zu erhalten.

Dicht unter dem kleinen Städtchen fanden wir zwei Canoes, die auf dem Schildkrötenfang gewesen waren. Sie hatten das Oel der Thiere ausgekocht und auch wenigstens acht Körbe voll Schildkröteneier, die sie nach Bolivar zum Verkauf bringen wollten.

Es sind das eigentlich die richtigen Strombummler, Leute, die sich, wie die Backwoodsmen in Amerika im Urwald und auf der Jagd, so hier auf den Wassern des Orinoco und Apure herumtreiben, um nur eben zu existiren. Sie kennen fast kein anderes Bett als den harten Sand der Playa, keine andere Nahrung als Fische, Schildkröteneier und Casavebrod, und ihre ganze Heimath in der Regenzeit, wenn der Strom das niedere Land überfluthet, ist eine elende Reisighütte, mit Palmblättern bedeckt, wo sie die nassen Monate hindurch einen erbitterten Kampf gegen Mosquitos und anderes Ungeziefer führen.

Mein aufgedrungener Negerpassagier, der mit jedem Tage

fauler und unverschämter wurde, hatte mich indessen zur Genüge geärgert, und ich beschloß, mir die Sache nicht länger gefallen zu lassen. Umsonst hatte ich Don Pedro, meinen Schneider-Matrosen, schon mehrfach wieder aufgefordert, mit dem Mann zu sprechen und ihm seinen Standpunkt klar zu machen, aber er war nicht dazu zu bringen, und ich konnte mir auch recht gut denken, weshalb. Daher beschloß ich, ihn gar nicht weiter zu bemühen, schickte ihn, als wir an dem kleinen Platze, Cabruta genannt, anlangten, hinauf, um das Nöthige an Lebensmitteln zu besorgen, und überraschte meinen Serafino dann durch die ganz ruhige Weisung: seine Sachen zusammen zu packen und an Land zu gehen, da ich ihn nicht länger im Canoe haben wollte.

Serafino machte ein so dummes Gesicht, wie ich es je in meinem Leben an einem Menschen gesehen habe, und fragte mich dann endlich: „Weshalb?"

Ich antwortete ihm sehr gemessen, daß ich Don Pedro schon in San Fernando gesagt habe, ich würde unter keiner Bedingung einen Passagier mitnehmen. Don Pedro habe mir aber etwas vorgelogen, als er mir gesagt, daß er ihn, Serafino, als Marinero engagirt hätte. Bis dahin sei es nicht gegangen — ich wollte ihn nicht in der Wildniß absetzen. Hier fände sich ein passender Platz, und dort könne er warten, bis eine Lancha käme, um darauf Passage zu nehmen.

„Aber er wolle so gern jetzt nach Bolivar," sagte der Bursche kläglich. „Das mit der Lancha könne noch vier Wochen dauern, und er habe nicht so viel Geld, um hier seine Kost zu zahlen."

„Gut, Amigo," erwiderte ich ihm, „willst Du arbeiten, wie die Uebrigen, und Dich nicht den ganzen Tag an den Nasenhaaren zupfen, wie Du es bis jetzt gethan, so kannst Du mitfahren, und Du sollst nach wie vor Deine Kost haben — wo nicht, nimm Deine Sachen und geh an Land!"

Damit war die Sache, wenigstens zu meiner Zufriedenheit, erledigt. Der Neger ging allerdings nicht an Land, arbeitete aber von der Zeit an mehr als die Uebrigen.

Hier in Cabruta findet sich in höchst merkwürdiger Weise, und besonders nach heftigen Regengüssen, Quecksilber in voll-

kommen reinem Zustand in den Straßen der Stadt und benachbarten Schlammlöchern, und wird von den ärmeren Leuten gesammelt und verkauft.

Woher es kommt, weiß kein Mensch, und erst kürzlich ist der Platz von Amerikanern untersucht worden, die aber behaupteten, es könne kein reichhaltiger Quecksilberplatz dort möglicher Weise sein. Das Quecksilber wäre in früheren Jahren vielleicht durch die Spanier dorthin gebracht und vergeudet worden, und zeigte sich deshalb noch jetzt.

Das klingt nun freilich sehr unwahrscheinlich, und es kann recht gut sein, daß die Leute es selber später in Angriff nehmen wollen und durch solche Ausflüchte Andere nur davon abzuhalten gedenken, bis sie selber bereit sind, ihre Arbeiten zu beginnen. Jedenfalls verlohnte es sich der Mühe, es näher zu untersuchen.

Von hier ab tauchten wir so recht ordentlich in das Stromgebiet dieses Flusses ein und bekamen auch eine kleine Probe, wie er manchmal ärgerlich werden konnte, obgleich die noch lange nicht zu den schlimmsten gehören mochte.

Es hatte den ganzen Tag schon mit Regen gedroht, war aber nichts daraus geworden, und wir kümmerten uns zuletzt nicht mehr um den bewölkten Himmel, ja befanden uns gerade recht mitten im Strom, als wir plötzlich einen Regenschauer über dem andern Ufer bemerkten und gleich darauf der Wind unser Canoe traf. Wir hielten jetzt allerdings so rasch wir konnten der nächsten Sandbank zu, aber selbst die war wenigstens noch eine halbe Stunde Fahrt von uns entfernt, und plötzlich, mit dem Wind, fingen sich auch die Wellen schon an zu heben. Alle Wetter, wie das unser kleines, noch dazu unten rundes Fahrzeug tanzen und schwanken machte, und Einer mußte schon fortwährend mit der Calabasse (Totuma hier) die einspritzenden Wellen ausschöpfen, damit wir nicht zuviel überbekamen. Ich setzte mich aber jetzt selbst mit an's Steuer, denn der verwünschte Neger brachte uns ein paar Mal in wirkliche Gefahr, indem er das Canoe so ungeschickt hantierte, daß es die Wogen von der Seite trafen, und einmal glaubte ich gewiß, daß wir sinken würden, wobei ich dann natürlich wenigstens alle meine Sachen, meine Büchse ausge-

nommen, verloren hätte, denn diese hing ich mir zur Vorsicht um, aber es ging noch glücklich ab. Nach einer schweren halben Stunde, in der es, trotz rasender Arbeit, fast schien, als ob wir gar nicht von der Stelle rückten, so fern lag uns das Land, erreichten wir endlich die Sandbank, und es war ordentlich komisch, wie uns die Böe, fast wie ärgerlich darüber, daß wir ihr doch noch entgangen, mit einem letzten kräftigen Stoß seitwärts auf den Sand warf und dann augenblicklich aufhörte zu wehen.

Gleich darauf beruhigte sich auch das Wasser, denn geregnet hatte es fast gar nicht dabei — und nach einer Viertelstunde, die wir etwa gebrauchten, um unsere durcheinander geworfene Ladung und die Provisionen wieder in Ordnung zu bringen, gingen wir auf's Neue unterwegs.

An dem Abend passirten wir eine hohe Sandbank und landeten dort, um nach Schildkrötennestern zu suchen. Arme Thiere, die kaum noch wissen, wie sie ihre Eier verstecken sollen, um sie aus dem Bereich raublustiger Menschen und Thiere zu bringen, denn der Kaiman stellt ihnen noch häufiger und auch mit mehr Erfolg nach, als der „Herr der Schöpfung", dem also in natürlicher Reihenfolge auch die Schildkröten mit ihren Eiern gehören!

Die Schildkröte legt, wie bekannt, ihre Eier in den Sand; sie scharrt dazu ein Loch, schiebt sie zusammen, daß sie den möglich kleinsten Raum einnehmen, deckt sie dann etwa 6 Zoll hoch, manchmal etwas mehr, zu, und überläßt es der Sonne, sie auszubrüten. Aber wie selten wird der Sonne dazu Gelegenheit geboten, und es ist wirklich merkwürdig, daß es am Orinoco überhaupt noch Schildkröten giebt.

Das Thier ist so klug, sich zum Zweck des Eierlegens stets die höchsten Bänke auszusuchen, am liebsten solche, die frei im Strome liegen und ihrer Höhe wegen nicht gleich erreicht werden können, wenn das Wasser zu steigen anfängt, was gewöhnlich Mitte Mai geschieht.

Die Bootsleute nun, die den Strom auf- oder abfahren und schon entweder aus Erfahrung oder nach bestimmten Kennzeichen wissen, an welchen Bänken die Schildkröten am liebsten ihre Nester anlegen, steigen die Uferbank hinauf und

überschauen zuerst die obere Sanddecke, die sehr häufig schon durch eine kleine angewehte Erhöhung den Platz verräth. Ist dieser aber auf gar keine Weise erkenntlich, so nehmen sie ihr langes Messer oder einen spitzen Stock und stechen an allen ihnen verdächtig vorkommenden Orten, so tief sie können, in den Sand hinein. Treffen sie dabei ein Nest, so fühlen sie es den Augenblick, wenn Stock oder Messer durch die Schale geht, sehen es auch an der Spitze, an welcher der Dotter hängen bleibt. Der Sand wird dann vorsichtig oben abgenommen und das ganze Nest gründlich ausgeraubt.

Ziemlich ähnlich so macht es auch der Alligator oder Kaiman, dem möglicher Weise auch noch der Geruchsinn dabei zu Hülfe kommt. Findet er dann ein Nest, so scharrt er es mit den scharfen Vorderklauen auf und frißt, was er findet, an Ort und Stelle, wenn ihm auch ein paar Sandkörner dabei zwischen die Zähne kommen. Ja, man erzählt sich sogar weiter (ich weiß nicht, ob es wahr ist, denn wo wird nicht über Familienverhältnisse skandalisirt), daß der alte Kaiman manchmal seiner eigenen Frau über das Nest geriethe und sämmtliche junge Nachkommenschaft auf einem Sitz verzehre. Wenn das wirklich geschieht, so hat er gar keine Entschuldigung, denn aus Versehen kann er es nicht thun, da die Schildkröteneier rund und weich, die Kaimanseier dagegen lang und hartschalig sind. Selbst ein blinder Kaiman müßte deshalb den Unterschied gleich zwischen den Zähnen fühlen. Schlecht genug ist der Bursche aber, und es wäre ihm zuzutrauen, wenn man ihm auch nur ein einziges Mal in die kleinen tückischen Augen gesehen hätte. Außerdem sagt man ja aber auch seinem Vetter, dem Alligator in Nordamerika, noch Schlimmeres nach, daß er nämlich hinter der jungen Brut, sobald sie ausgekrochen, herschwimme und dann verschlinge, was er eben kriegen kann, bis ihm die wüthend herbeistürmende Frau Gemahlin das Handwerk legt.

Auf jeder Sandbank nun findet man geöffnete Schildkrötennester, kann aber augenblicklich erkennen, ob sie ausgekrochen, von Menschen ausgewühlt, oder von einem Kaiman herausgescharrt sind. Im ersteren Falle ist die Oeffnung ganz unbedeutend; die kleinen Schildkröten scheinen sich schon

selber durch den Sand zu arbeiten, wonach sie dann die Sandbank hinab in's Wasser rutschen. Kommt man bald danach hin, so kann man sogar noch deutlich ihre Spuren erkennen. Ebenfalls liegen sämmtliche Schalen im Neste.

Hat sie der Mensch gefunden, so sieht man den Sand nach allen Seiten vorsichtig auseinander geworfen, und zwar weiter, als nöthig ist, denn die Fischer wollen nicht gern Eier zurücklassen, auch findet man nirgends eine Schale. Ist aber der Kaiman darüber gerathen, dann hat er nur in der Mitte quer durchgescharrt, die Eier gierig herausgefressen, und während er kaute und schluckte, blieb noch eine Anzahl voneinander gerissener Schalen am Nest zurück.

Der Kaiman legt seine Nester ebenfalls auf hohen Sandbänken an, aber wählt dazu mehr solche, die dicht am Wald oder wenigstens nahe bei Buschwerk liegen — weshalb, weiß ich nicht, am häufigsten habe ich sie aber da gesehen, wo vom Strom aus eine kleine Lagune in den Wald hineinging und dann in der trockenen Jahreszeit die weißen, hohen Ufer, in der Sonne dörrend, zurückließ. Ob ihnen Jemand nachstellt, kann ich nicht sagen, keinenfalls werden sie von den Eingeborenen gegessen, obgleich sie eben so gut sein sollen als Schildkröteneier. Ich fand an der einen Sandbank vier solcher Kaimansnester nebeneinander, alle ausgekrochen, mit den langen, glänzenden Schalen danebenliegend; möglich ist es aber immerhin, daß auch der Tiger manchmal darüber geräth, denn Tiger und Kaiman sind die ärgsten Feinde, obgleich sie sich direct, schon ihrer verschiedenen Lebensweise nach, wohl nur wenig begegnen können.

Die Schildkröteneier schmecken, wenn abgekocht, vortrefflich, und besonders ist das sich nicht dickende Weiße ganz ausgezeichnet, wenn man die gekochten Eier erst kalt werden läßt. Aber man kann sie auch, wenn in der Sonne getrocknet, eine sehr lange Zeit aufbewahren, nur darf man sie nicht länger als nöthig den Sonnenstrahlen aussetzen, sonst werden sie gelb und thranig, und das Oel tritt zu viel heraus.

An diesem Tage, weiter den Strom ab, kam wieder ein Wetter auf, das uns aber kaum mit dem äußersten Rand seiner Wolke berührte und auch nur wenig Wind mitbrachte.

Interessant war es aber zu sehen, wie sich die Leute auf einen Regenguß vorbereiteten, und ein Glück, daß ich keine Damen an Bord hatte, denn geniren thun sie sich unter keinen Umständen.

Mein alter Don Pedro war der Anständigste. Er hing sich seine Cobija um und band sich den Hut mit seinem Halstuche auf dem Kopfe fest. Der Pilote zog die Hosen aus und schob sie unter die Kuhhaut, mit welcher die Provisionen bedeckt waren. Es schadete nichts, daß er sie über das Fleisch stopfte. Serafino entledigte sich beider Theile, Hemd und Hose, aber er trug Unterbeinkleider, die nur auf der Rückseite einen im Laufe der Tage immer bedenklicher werdenden Riß bekommen hatten. Dabei saß ihm auf den Schultern ein kleines kurzes Hemd, das ihm nicht weiter als bis zur Herzgrube ging und genau so aussah, wie ein kleines Kinderhemd. Es wurde auch hinten am Nacken zugeknöpft.

Der dritte Marinero, ein schmutziger, unangenehmer Bursche mit nicht mehr Scham als ein Affe, zog sich vollkommen nackt aus und behielt merkwürdiger Weise ein Paar Strumpfbänder an. Zu welchem Zweck, weiß ich wahrlich kaum zu sagen, denn er trug nicht einmal Schuhe, viel weniger Strümpfe — vielleicht aus Gesundheitsrücksichten, wie sich ja auch die australischen Wilden eine dünne Schnur scharf um den Kopf oder um die Taille binden. — So erwarteten sie denn den Regen, der diesmal jedoch glücklicher Weise ausblieb oder vielmehr nördlich von uns vorüberzog.

Einer Eigenthümlichkeit dieser Leute, die ich durch ganz Venezuela gefunden habe, muß ich noch Erwähnung thun, und zwar der Art, wie sie trinken. Es wird nämlich Keinem von ihnen weder im Flusse, noch in einem Bergstrom einfallen, sich zur Fluth nieder zu bücken, wie man es in anderen Ländern thut, wenn man keinen Becher hat. Sie werfen sich dagegen, indem sie nur leicht den Kopf vorneigen, mit der eingebogenen Hand das Wasser immer schluckweise auf wohl $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Entfernung in den geöffneten Mund, und das Merkwürdige ist dabei, daß sie sich nie dadurch naß machen, sondern es mit einer ganz besondern Geschicklichkeit durchführen.

Am 8. Mai fanden wir wieder eine große Anzahl von Schildkrötennestern auf einer langgestreckten Sandbank, alle aber der Reihe nach von ihren Feinden, den Kaimans, aufgewühlt und ausgefressen.

Die Schildkröten werden sich in der That genöthigt sehen, eine künstliche Brütung einzuführen, wenn sie überhaupt noch beabsichtigen, Kinder aufzuziehen.

Sobald das Boot oder Canoe anlegte, nahm ich natürlich jedesmal gleich meine Büchse und ging, oder hieb mich in den Wald hinein, um etwas zu schießen. Wir hatten schon, seit wir uns im Orinoco befanden, kein Wildpret mehr gehabt, und ich konnte mich nicht dazu entschließen, das entsetzliche Fleisch zu essen, das wir von San Fernando mitgebracht, das aber den Leuten selber ganz vortrefflich zu schmecken schien. Ich machte mehrfach den Versuch, ließ mich recht hungrig werden und dachte, ich würde es dann nachher schon essen, war es aber nicht im Stande. Wenn ich ein Stück davon in den Mund schob und zu kauen anfing, wurde es immer dicker, und mir kam es vor, als ob mir die Zähne darauf abstumpften. Aber was half das Alles, mit der Jagd war es vorbei! An zwei Stellen versuchte ich es, in den Wald hinein zu dringen, vermochte es aber nicht. Ich erzwang mir allerdings durch umgestürzte Bäume und dazwischen gewachsene Dornen einen Weg auf die Uferbank und arbeitete mich auch eine Strecke in die oben liegende Wildniß hinein — aber zu welchem Zweck? Ich war gezwungen, einen solchen Lärm dabei zu machen, daß ich gar nicht daran denken konnte, zum Schuß auf irgend etwas zu kommen. Das Terrain war hier außerdem so ungünstig als möglich; fast gar kein hoher Wald und niederes Strauchwerk oder kleine, buschige, von dornigen Schlinggewächsen aber total überwucherte Bäume, und dazwischen kleine, jetzt freilich trockene Niederungen, die das non plus ultra von jeder nur denkbaren vegetabilischen Confusion boten.

Dann und wann erreichte ich allerdings auch offenere Stellen, und sicher stets da, wo ich so hohen Wald antraf, aber ein wirklicher Bürschgang war doch nicht möglich. Erstlich raschelte der Schritt viel zu laut in dem dürren und dick

den Boden deckenden Laube, und dann konnte man auch den Fuß kaum vorwärts setzen, ohne in einer Rebe oder Wurzel hängen zu bleiben. Ich versuchte es allerdings, arbeitete mich eine Strecke in den Wald hinein und setzte mich dann an einer nur einigermaßen offenen Stelle an, aber umsonst; ich kam nicht wieder zum Schuß. Leguans gingen allerdings neben mir spazieren, Arras schaukelten sich in den nächsten Büschen, und ein Affenschwarm kam mir eines Morgens so nahe, daß ich ihn hätte mit meinem Hut werfen können. Das war aber Alles, und wenn ich auch Tigerfährten genug sah, die es hier in ziemlicher Menge zu geben schien, und wenn andere Raubthiere eben so wenig selten sind, wartete ich auf sie vergeblich und wurde dadurch so knapp mit Lebensmitteln, daß ich wirklich von Casavebrod und Kaffee leben mußte. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, das entsetzliche Salzfleisch zu essen.

Glücklicher Weise trafen wir noch einmal ein Schildkrötennest, das doch wenigstens eine Abwechselung in dieser traurigen Kost bot.

Am 9. Mai passirten wir eine Enge im Strome, den sogenannten Torno, wo er eine scharfe Biegung zurück nach Westen und dann wieder nach Osten macht. Die Einfahrt dazu, von oben kommend, heißt „die Hölle", und bei hohem Wasser soll hier in der That die Fluth zwischen und über den zahlreichen Felsklippen hin kochen und zischen. Jetzt, erst mit steigendem Wasser, war die Sache gar nicht gefährlich, wenn auch Don Pedro selber nicht die geringste Lust zu haben schien, die Hölle zu versuchen. Uebrigens schneidet man, während es noch einen breiteren und vollkommen gefahrlosen Canal giebt, mit dieser Durchfahrt ein bedeutendes Stück vom Wege ab. Man kann sich indessen denken, welche enorme Felsen dieser Strömung entgegengelegen haben müssen, um sie ganz aus ihrem Wege und gerade wieder zurück zu treiben.

Die Ufer nahmen hier einen andern Charakter an. Bis jetzt hatte man nur hier und da in der Entfernung einen einzelnen Hügel oder Berg gesehen, während die Llanos an beiden Seiten des Stromes lagen, dem der schmale Waldstreifen, ebenso wie am Apure, folgte. Jetzt wurde der ganze

Charakter der Landschaft gebirgig, und die ziemlich steilen, aber dicht bewaldeten Hänge traten oft bis zum Ufer heran. An diesem wuchsen auch Palmen, die wir bis dahin nur an wenigen Stellen und sehr einzeln bemerkt. Das Schreien ganzer Papageienschwärme schallte herüber, und deutlich konnten wir auch das Grunzen und Brüllen jener großen braunen Affen hören, deren es hier so viele giebt, und die, wenn man sie im Walde trifft, außerordentlich gravitätisch aussehen und auch ziemlich bösartig erscheinen. Nur selten aber sahen wir hier den kleinen, zierlichen, sehr langgeschwänzten grauen Affen, den wir häufig am Apure gefunden und beobachtet hatten, wie er zum Trinken an irgend einem niederhängenden Baum nach dem Wasser hinabkletterte. Der Strom war aber auch freilich hier zu breit; wir blieben, wenn wir uns scheinbar dem Ufer näherten, doch immer noch in Wirklichkeit zu weit davon entfernt, und leicht entgingen sie dann dem drüberhin schweifenden Blick.

Am 10. Mai, Abends, als wir diesmal nicht an einer Playa oder Sandbank, sondern unter dem Walduser anlegten, weil ich dort noch einen letzten Jagdversuch machen wollte, fanden wir dicht am Wasser unten die Fährte eines sehr starken Tigers, der hier jedenfalls vor gar nicht so vielen Stunden und in aller Ruhe spazieren gegangen. Hier war er bis zum Strom gekommen und hatte getrunken — man konnte noch deutlich die Stelle erkennen, wo er mit den Vordertatzen dicht am Wasserrand gestanden — dort war er dann wieder hinauf- und unter einem mit dem Wipfel am Boden liegenden Baumstamm weggeschritten, bis er das Ende der schmalen Uferbarre erreichte und dicht oberhalb der Stelle dann wieder in den Wald hinaufstieg. Meine Burschen, die eine ganz unbeschreibliche Angst vor diesen Thieren hatten, erschraken auch so sehr über die unwillkommene Nachbarschaft, daß sie augenblicklich wieder abstoßen und einen andern Schlafplatz suchen wollten. Das aber litt ich natürlich nicht und ließ ihnen überhaupt keine Zeit zu einer Widerrede. Die Tigerfährte war noch so frisch, daß es wohl der Mühe lohnte, ihr nachzugehen, und rasch hatte ich den Waldrand erstiegen und folgte der vorangegangenen Bestie in ein Dickicht, in dem

ich wenigstens 100 Schritt weit auf Händen und Füßen fortkriechen mußte, um nur dieses erste und schlimmste Pflanzengewirr zu passiren. Ich blieb wohl eine lange Weile auf der Fährte, in dem trockenen Laub aber, in dem das Raubthier noch außerdem hier unter einem Baumstamm durchgekrochen, dort zwischen die Dornen eingetaucht war, verlor ich endlich die Fährte und konnte auch bis Dunkelwerden nichts wieder von ihr zu Gesicht bekommen. Es war vorbei mit der Tigerjagd, das sah ich schon, und wer diese Thiere überhaupt schießen will, darf nicht darauf rechnen, ihnen in aller Schnelligkeit zu begegnen, sondern muß eine bestimmte und nicht etwa zu kurze Zeit darauf verwenden, um gleich dort an Ort und Stelle zu lagern. Dann ist es möglich, daß er einer der Bestien begegnet, sonst aber hätte er es nur dem Zufall zu verdanken.

Als ich etwas nach Dunkelwerden zu unserem Platz zurückkam, fand ich die ganze Uferbank in einem wahren Feuermeer glühend. Es lagen hier nämlich eine Anzahl von Bäumen, die, von dem höheren Land herabgestürzt, reiches Material zur Feuerung lieferten. Das aber hatten meine Leute an fünf verschiedenen Stellen angezündet, wodurch sie denn einen vollständigen Feuerkreis um sich her bildeten, in den sich wohl kein Tiger hineinwagen wollte. Hatte ich doch selber Mühe, einen Eingang zu finden. Trotzdem hielt aber Einer von ihnen noch außerdem stete Wache, und komisch war, es zu beobachten, wie sie sich, sobald sie glaubten, das unbeachtet thun zu können, immer von dem Außenplatz des Lagers fort und mehr der Mitte zuzudrücken suchten. Es war ihnen doch lieber, wenn der Tiger einen von ihren Reisegefährten holte, als sie selber. Die Nacht verging übrigens sehr ruhig, und der Tiger war wahrscheinlich schon viele Meilen weit entfernt, spielte mir übrigens, freilich indirect, einen bösen Streich.

Unser ganzes Lager war, wie vorher erwähnt, mit Feuern an dem Abend umgeben gewesen, und nur erst gegen Morgen waren die meisten vollständig niedergebrannt, denn nachgelegt schien Niemand zu haben. Da wir aber vor Tageslicht aufbrechen wollten, ließ ich noch vorher einen Becher Kaffee machen,

und wie ich meinen kleinen Topf nahm und zu einem der glühenden Stämme ging, trat ich, barfuß natürlich in dem kühlen Sand, auf einen noch glühenden, aber vom Sande leicht bedeckten Holzstumpfen und verbrannte mir den einen Fuß so schmerzlich, daß ich laut aufschreien mußte.

An diesem Tage konnte ich natürlich das Canoe gar nicht, oder doch nur in unmittelbarster Nähe verlassen, denn die Stelle hatte eine große Blase gezogen. Hier aber versäumte ich auch nicht viel, denn die Berge sahen nicht so aus, als ob sie viel Wild enthielten. Ueberdies that mir die Ruhe wohl, denn ich hatte mich die letzten Tage, wenn auch immer ohne Erfolg, zu sehr angestrengt, und war außerdem, da ich vor Ekel fast gar nichts mehr essen konnte, vollständig herunter und von Kräften gekommen. Ich lebte fast nur von Kaffee und einem Stückchen Casavebrod und entwöhnte meinen Magen derart vom Essen, daß ich zuletzt fast gar kein Bedürfniß mehr danach spürte.

Jetzt blieb mir dafür um so mehr Zeit, mich den Eindrücken der Reise hinzugeben, und lohnend war es genug, wenn ich auch mit etwas überspannten Hoffnungen hierher gekommen.

Ich hatte nämlich früher mit großem Entzücken Humboldt's „Nächtliches Thierleben im Urwald" gelesen und muß gestehen, daß gerade jene kleine Skizze einen solchen Reiz auf mich ausübte, daß ich Venezuela und den Orinoco immer in der Erinnerung behielt und zuletzt auch nicht ruhen konnte, bis ich ihn selber besucht hatte.

Ich muß leider gestehen, daß ich mich da in vieler Hinsicht entweder sehr enttäuscht fand, oder vielleicht auch nur noch meine Phantasie der Humboldt's hinzugefügt hatte, und dem entsprach die Wirklichkeit nicht.

Den Apure hinab bis aus dem Orinocodelta hinaus habe ich den gewaltigen Strom befahren. Humboldt sagt darüber in seinen „Ansichten der Natur", Band 1 Seite 333:

„Nach elf Uhr entstand ein solches Lärmen im nahen Walde, daß man die übrige Nacht auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtobte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur

die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winselnde, feine, flötende Ton der kleineren Sapijons, das schnarrende Murren der gestreiften Nachtaffen, das abgehetzte Geschrei des großen Tigers, Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pacari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Parraquas und anderer fasanenartiger Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei eines Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten."

Dieser Lärm soll am meisten bei mondhellen Nächten laut geworden sein. — Die Fahrt den Orinoco hinab in einem Canoe machte ich bei Vollmond — vielleicht in anderer Jahreszeit —, habe aber nichts gehört, als ein einziges Mal den kurzen Schrei eines Tigers, nach und vor eintretender Dämmerung den Ruf der Nachtschwalben, oft aber den Schrei von Wasservögeln, besonders eines großen Vogels, der in seinem Laut viel Aehnlichkeit mit einem Tiger hat und natürlich von den Bäumen herabruft.

Nur die Grillen zirpen und pfeifen die ganze Nacht, sonst aber lag der ungeheure Wald meist so still wie das Grab, und doch gab es gerade am Apure eine so große Menge von Tigern, daß ich drinnen im Dickicht sowohl als draußen an den Sandbänken an jeder Stelle fast ihre frischen Spuren fand. Gegen Morgen werden aber die Brüllaffen laut, und Arras wie Papageien beginnen ihr entsetzliches Geschrei.

Ebenso versuchte ich Humboldt's Anleitung zufolge in einer Hängematte auf der playa oder Sandbank zu schlafen. Er sagt darüber: „Wir schoben unsere Ruder in den Sand und hingen unsere Hängematten daran auf."

Ich glaube daß es möglich ist, an *sechs großen* Rudern — vorausgesetzt daß man eine Schaufel oder Spitzhacke bei sich hat, um Löcher in den steinharten Sand zu arbeiten — eine *einzige* Hängematte aufzuhängen. — Sonst weiß ich nicht recht, wie man es bewerkstelligen will.

Am 12. Morgens sahen wir endlich Bolivar vor uns liegen und kamen — mit der hier sehr stark gehenden Strömung — der Stadt, die aber von Weitem keinen besonders freundlichen Eindruck macht, rasch näher; man sieht nämlich, wohin auch das Auge streift, nichts Grünes, keinen Baum, keine Palme zwischen den einzelnen Gebäuden, nur den flachen Hügel, auf den sie gebaut ist, mit steinernen Häusern überdeckt, und dazwischen braune Felsblöcke mit hier und da einem grünen Busch. Aber es war unser Reiseziel und ich selber glücklich, endlich der Gesellschaft meiner bisherigen Reisegefährten — der schmutzigsten Bande, mit der ich lange zusammengetroffen — enthoben zu sein. Und wie lange hatte ich mich jetzt wieder unter solchem Volk herumgetrieben, wie ewig lange, so daß ich kaum noch wußte, wie es Einem in anständiger Gesellschaft zu Muthe sei! Jetzt wurde ich sie los, und schon deshalb begrüßte ich die vor uns ausgebreitete Stadt mit Jubel im Herzen.

34.

Angostura

oder Bolivar.

Mit so vielen deutschen Schiffscapitainen ich auch früher zusammentraf, sobald das Gespräch auf Reisen kam, blieb ihre stete Frage:

„Waren sie schon in Angostura? Nein? — ja da müssen Sie hin, Angostura müssen Sie sehen," — und nun ergingen sich die Seeleute, die selten oder nie vom Land erzählen, weil sie nur so wenig Zeit an Land verbringen, in den lebendigsten Beschreibungen dieser eigenthümlichen und fast noch wilden Region.

Sie hatten dazu auch vollen Grund, denn Segelschiffe sind in der Regenzeit und bei angeschwollenem Strom oft gezwungen, Wochen lang in dem engen Fahrwasser der Deltacanäle auf-

zukreuzen — besonders wenn sie noch dazu von Windstille befallen werden, und befinden sie sich dann gerade an einem einigermaßen trockenen Platz, so kennen die Seeleute natürlich keinen höheren Genuß, als im Wald umher zu kriechen und auf Alles zu schießen, was nur Leben hat — unterbricht es doch in piquanter Weise die Monotonie der langen Fahrt. — Das Wort Angostura hatte deshalb auch schon immer einen eigenthümlichen Reiz für mich, und außerdem mit Allem was ich darüber gelesen, würde ich den Staat Venezuela schon sicher auf einer meiner früheren Reisen besucht haben, wenn es sich eben hätte machen lassen. Jetzt endlich erreichte ich das längst ersehnte Ziel, und eigenthümlich genug sah der Platz in der That aus.

Wenn man nach langer mühseliger Fahrt in einem Canoe den Orinoco herunterschwimmt, und sich schon fast daran gewöhnt hat, an beiden Ufern nichts als undurchdringlichen Wald — eine Wildniß zu sehen, die fast ausschließlich vom Tapir und Tiger oder Hirsch begangen und von Schlangen und Eidechsen durchkrochen wird, bemerkt man plötzlich in der Ferne auf einem niedern, offenen und allmälig abdachenden Hügel dicht zusammengedrängte helle Häusermassen mit dunkeln räthselhaften Punkten dazwischen. Das ist Bolivar, die Hauptstadt von Guyana, früher und auch häufig noch bis auf den heutigen Tag Angostura oder die Enge genannt, weil der gewaltige Strom sich hier in der That verengt, aber trotzdem doch noch immer eine ganz ansehnliche Breite zeigt. — Es ist überhaupt schwer, den Namen einer Stadt, wenn sie einmal den alten lange geführt hat, umzuändern, und manchmal ganz unmöglich. So wollte man New-York wieder wie früher Manhattan nennen, und machte dazu die verzweifeltsten Versuche — aber es ging eben nicht und mußte wieder aufgegeben werden.

Bolivar selber macht von Weitem keinen besonders freundlichen Eindruck, denn es fehlt das Grüne zwischen den Häusern, es fehlen Bäume oder Palmen, um selbst nur eine südliche Stadt anzuzeigen. Kahl und in der Sonne röstend liegen die Gebäude, und zwischen ihnen bemerkt man, wenn man näher kommt, wild zerstreut eine Menge braunfarbiger Granit-

blöcke, die nach einem sonnigen Tag noch mitten in der Nacht eine wirkliche Gluthhitze ausströmen. So felsig ist aber der ganze Boden, auf dem die Stadt steht, daß einzelne Häuser ordentlich in die Steine hineingemeißelt werden mußten.

Uebrigens finden sich hier wieder, trotz der häufig fallenden und schweren Regen, die platten Dächer, wie weiter südlich in Buenos-Ayres und Montevideo — was den ganzen Ort vor den übrigen Städten Venezuelas auszeichnet.

In dem Canoe aber, mit der mächtigen Strömung und bei dem herrlichsten Wetter näher und näher treibend, vergißt man bald alles Andere in dem höchst interessanten und eigenthümlichen Anblick, den das Ufer bietet. Das ist auch der belebteste Platz der ganzen Stadt, und gleich oberhalb wird man davon gefesselt, und hat dann für all' das Andere kein Auge mehr.

Dort nämlich, unter riesigen und rund gewaschenen Felsmassen, die aber unten etwas schräg und flach auslaufen und von der Fluth bespült werden, haben sich die Waschfrauen Angosturas versammelt und sind bei ihrer Arbeit. Aber man muß wirklich Waschfrauen in Venezuela selber gesehen haben, um sich einen richtigen Begriff von ihnen zu machen. Es ist ein wahrer Genuß.

Diese nützlichen Wesen haben sich nämlich eine höchst praktische Tracht geschaffen, die man aber eigentlich mehr malerisch als schön, auf keinen Fall frauenhaft nennen könnte. Sie müssen fortwährend mit Füßen und Armen im Wasser sein, möchten sich aber auch nicht gern die Kleider naß machen und haben deshalb etwas erfunden, was sie nicht zwingt ohne Kleider zu erscheinen, aber auch zu gleicher Zeit Alles entfernt, was ihnen im Weg ist. Ihre Röcke stecken sie so zusammen, daß sie wie weitbauschige, oft sehr kurze Schwimmhosen aussehen, die Arme sind vollständig entblößt, und Halstücher fehlen gänzlich; so kommt es denn, daß man, wenn man sie von Weitem sieht, gar nicht recht weiß, ob es Männer oder Frauen sind, und nähert man sich ihnen und hört ihre Baßstimmen, so wird man erst recht irre. Man sieht oft zwanzig oder dreißig von ihnen auf den großen braunen Steinplatten unmittelbar am Wasserrand wirthschaften. Die Wäsche malträ-

tiren sie freilich auf das Grausamste; die feinsten Hemden werden auf eine Weise geschlagen und auf den Steinen abgerieben, daß es nur als ein Wunder erscheint, wenn sie eine einmalige derartige Behandlung aushalten, aber jedenfalls amüsiren sie sich vortrefflich dabei, denn das Lachen und Schwatzen, Schreien und Jubeln während ihrer Arbeit läßt sich kaum beschreiben.

Bunt genug sieht der Platz dabei ebenfalls aus, denn der braune, dunkle Stein bildet einen vortrefflichen Hintergrund zu dem lebendigen Bild, auf dem sich die ausgebreitete und hier und da aufgeschichtete Wäsche ganz hübsch macht. Dazwischen sieht man auch eine Anzahl badender Kinder und junger Mädchen, die sich vor einem vorbeitreibenden Canoe, in dem sie keinen Fremden, sondern nur Eingeborene vermuthen, nicht im Mindesten geniren.

Ein kleines Stück weiter unten hat ein großer indianischer Bungo (ein großes Canoe) angelegt, der Casave, Hängematten und Schildkröteneier den Strom herabgebracht. Es sind Caraiben, und zwischen den Steinen, umittelbar am Flusse, haben sie sich ihr Zelt aufgeschlagen, das heißt, nur eine Decke zwischen Stöcken schräg ausgespannt. Merkwürdiger Weise sind aber bei diesen die Männer weit mehr bekleidet, als die Frauen, und die jungen Mädchen besonders tragen nur eine Art von sehr kleinem Schurz und ein buntes Stück Zeug um die Taille, während die Indianer selber fast immer eine Art Poncho überhängen haben. Während diese aber ihre langen, dünnen Cigarren rauchen, kochen die Frauen vorn, dicht am Wasserrand, und hetzen sich die kleinen Kinder in und außer dem Wasser herum. Die Furcht vor Kaimans scheint hier lange nicht so groß zu sein, als weiter oben im Apure.

Noch weiter unterhalb liegt eine Menge von Canoes, die eine Ladung stromab gebracht haben, oder sich eben wieder fertig machen, in ihre Heimath aufzubrechen. Andere halten über den Strom hinüber, einem dort angelegten kleinen, sehr unbedeutenden Städtchen zu, das in der Provinz Barcelona liegt. Nur die Felsenmasse ist ihnen dabei etwas im Wege, die, Bolivar gerade gegenüber, mitten aus der Fluth empor-

ragt und sonderbarer Weise einen einzigen Baum auf ihrem Rücken trägt. Bei sehr hohem Wasserstande sollen jene jetzt ziemlich bedeutenden Felsmassen fast ganz von der Fluth bedeckt sein und dann eine furchtbare Strömung an ihnen vorbeirauschen. Jetzt fing die Regenzeit erst an, und der Fluß konnte kaum 4 bis 5 Fuß gewachsen sein.

Dort, gleich unter den Indianern, wo sich schon eine Masse von anderen Canoes gesammelt hatte, glitten wir zwischen die übrigen hinein, und meine mühselige Fahrt war beendet. Ja, ich glaubte damals, daß hier meine ganze Reise beendet sei, und ich nur auf den Dampfer zu warten und heimzufahren brauche. — Wie oft irrt sich der Mensch!

In dem Augenblick der Ladung durfte ich übrigens nicht an weitere Pläne denken, denn die Gegenwart nahm meine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch — und zwar nicht in Folge der neuen und fremdartigen Eindrücke, sondern in mehr prosaischer Weise — der landesüblichen Münzsorte wegen.

Als ich nach San Fernando kam, war meine Kasse nämlich so weit erschöpft, daß ich den hohen Passagepreis für das Canoe nicht dort gleich mehr vorausbezahlen konnte. Ich machte nur eine Anzahlung von 12 Pesos an meinen alten Don Pedro und versprach, ihm das Andere in Bolivar zu entrichten.

Womit? — ich hatte weder Geld dort zu ziehen, noch Briefe dahin, außer der Tasche voll, die mir die Kaufleute in San Fernando als Postboten mitgegeben, aber ich verließ mich auf mein gutes Glück und meine Landsleute, die mich bis jetzt noch nie im Stich gelassen, so daß ich Geld bekommen konnte, wo ich es brauchte, und dadurch nicht genöthigt war, so viel mit mir herum zu schleppen.

Das Blohm-Krohn'sche Geschäft — eins der bedeutendsten in Bolivar, lag unserem Landungsplatz gerade gegenüber und oben auf dem Hügel, und dort hinauf hinkte ich jetzt, denn von neulich Abends her hatte ich noch meine sehr fatale Brandblase am Fuß und mußte auch deshalb Alpargates tragen. — Ich sah überhaupt liebenswürdig aus nach meinem Marsch und Ritt durch die heißen Llanos und dieser letzten zehntägigen Fahrt in dem schmutzigen Canoe, während meine Kleider durch

das Durchkriechen der dornigen und verwachsenen Waldungen ebenfalls kaum noch zusammenhielten; meinen alten schmutzigen Panamahut dabei auf, die weißen Alpargates an den bloßen Füßen — in Deutschland hätte mich die Polizei augenblicklich aufgegriffen, hier aber, am Ufer des Orinoco, fiel das nicht besonders auf, während ich selber so daran gewöhnt war, mich immer dann und wann einmal in einem derartigen Zustand anzutreffen, daß ich gar nichts Außerordentliches darin fand.

Die jungen Leute in Herrn Krohn's Geschäft sahen mich allerdings ein wenig erstaunt an, als ich nach Herrn Krohn frug und ihn selber zu sprechen verlangte, riefen ihn aber doch herbei, und Herr Krohn lachte, als ich ihm einfach sagte, ich hieße so und so und bäte ihn, mich vor der Hand nur mit 58 Pesos bei meinem Don Pedro, der mir auf Schritt und Tritt gefolgt war — auszulösen.

Don Pedro bekam sein Geld augenblicklich, und ich selber wurde jetzt von den guten Menschen dort auf so herzliche und liebenswürdige Weise aufgenommen, als ob ich ihnen seit Jahren bekannt und befreundet gewesen wäre, und wohl hätte ich eine kurze Ruhezeit gebraucht, denn ich war wirklich wandermüde — ein Gefühl, das den Menschen nach großen und anstrengenden Touren gewöhnlich erfaßt, aber selten länger als drei oder vier Tage dauert.

Angostura selber ist regelmäßig gebaut, so viel es nämlich der mit Steinen und Felsblöcken übersäete Hügel, auf dem die Stadt liegt, erlaubt. Nur insofern hat sie eine ungünstige Lage, als dicht unter ihr eine Lagune in den Strom einmündet, die in der trockenen Jahreszeit ihr Wasser verdunstet und dadurch zuweilen Fieber erzeugt, wie zahlreichen Insectenschwärmen Vorschub leistet.

Der Platz hat übrigens einen bedeutenden Handel und Verkehr — wenn derselbe auch jetzt durch die Revolution nicht allein gestört, ja fast total sistirt wurde — aber ganz absterben konnte er doch nicht, und die in der Nachbarschaft entdeckten reichen Goldminen fingen sogar an, ihm wieder einen Aufschwung zu geben. Jedenfalls bildet es den Central- oder Ausgangspunkt für alle in Guyana selber, wie für die im ganzen Westen und auch theilweis im Norden gewonnenen

Rohproducte, bei denen besonders die Häute eine große Rolle spielen. Hirschhäute besonders, die in Schiffsladungen aus dem Apure und selbst den Meta herunterkommen, werden oft im Jahr bei hunderttausend verschifft. Außerdem bilden Balsam Copahu, Tongabohnen wie Cacao nicht unbedeutende Ausfuhrartikel.

In jetziger Zeit freilich kamen diese Gegenstände nur in sehr geringer Menge den Orinoco herunter, denn die durch das Innere streifenden Soldatenbanden haben die sonstigen Händler zurückgeschreckt, und selbst in Bolivar lagen ja Regierungstruppen.

Die Provinz oder der Staat Guyana, oder vielmehr Bolivar, das sie repräsentirte, befand sich aber gerade damals in einer höchst eigenthümlichen Lage, und wartete mit der größten Spannung auf neuere Nachrichten von Caracas, die der nächste Dampfer mitbringen mußte.

Diese einzelnen Staaten sind allerdings dem Namen nach unabhängig und nennen sich Estados Soberanos; die Regierung in Caracas behält sich aber doch immer gewisse Vorrechte vor, und so lag auch in Guyana eine fremde Militärmacht, d. h. anderen Staaten angehörige Soldaten, und zwar unter dem speciellen Befehl eines getreuen Anhängers Falcon's, dem General Briceño. Außerdem hatte Caracas (die Hauptsache in allen diesen Ländern, weil es gewöhnlich die einzigen Baargeld-Einnahmen sind) das Zollamt in Händen und seine eigenen Zollbeamten dort.

Von den Soldaten war nun allerdings schon eine ziemliche Anzahl desertirt, das ganze Verhältniß aber zwischen den Officieren und den Bewohnern von Bolivar ein sehr gespanntes geworden, da es jenen kein Geheimniß bleiben konnte, daß Guyana sich entschieden der Partei der Blauen zuneigte. Das Osterfest hätte denn auch beinahe die Sache zu einem Ausschlag gebracht, der allerdings von Seiten der Caracas-Beamten provocirt wurde und einige Menschenleben kostete, ohne jedoch das gewünschte Resultat herbei zu führen. Es ist nämlich kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß man bei der Gelegenheit Dalla Costa los zu werden hoffte, aber die Rechnung war diesmal ohne den Wirth gemacht.

In Venezuela wird am ersten Oster-Feiertage — wie es ähnlich in anderen amerikanischen Ländern ebenfalls geschieht — der Judas Ischarioth verbrannt, d. h. eine angekleidete Puppe in Lebensgröße mit Feuerwerk angefüllt, und dann Abends mit Dunkelwerden unter dem Jubel der Bevölkerung abgebrannt. Derartige Puppen, die das Verächtlichste vorstellen sollen, was man in der Christenheit kennt — den Verräther, der seinen Lehrer und Freund um elendes Geld verkauft — werden aber auch sehr häufig zu Demonstrationen benutzt, um irgend eine mißliebige Persönlichkeit gewissermaßen an den Pranger zu stellen, indem man ihre Eigenthümlichkeiten an solchen Judasbildern nachahmt. Einer der Regierungsbeamten von Caracas nun gab an dem ersten Oster-Feiertage dieser Puppe die blauen Bänder der Reconquistadores wie die Cocarde der Officiere, und hätte das nie wagen können, wenn er sich nicht des Schutzes der Soldaten sicher geglaubt.

Sollte diese Demonstration ein Fühler sein, wie man überhaupt in Guyana dachte, so erreichte sie vollkommen ihren Zweck. Kaum war nämlich die Puppe, wie das gewöhnlich geschieht, noch am hellen Tage, in die Straße hinausgehangen, als sich auch das Volk darum sammelte. Man erkannte augenblicklich die blauen Bänder, verstand den Sinn und drängte gegen die Puppe an, worauf übrigens der betreffende Herr vorbereitet sein mußte, denn er sprang mit einem Revolver auf die Straße und bestritt Jedem das Recht, sich um *seine* Puppe zu bekümmern, da er heraushängen könne, was er wolle; aber er kam damit nicht durch. Der Tumult wuchs, das Militär trat unter Gewehr, Schüsse fielen — wie man sich erzählt, zwei nach der Richtung hin, wo sich Dalla Costa zeigte —, aber es half Alles nichts. Der übereifrige Regierungsbeamte bekam Prügel, die Puppe wurde abgerissen und durfte nicht verbrannt werden, und nur der Ruhe des Präsidenten gelang es, einer wirklichen Revolution gegen die Caracas-Soldaten vorzubeugen, so erbittert zeigte sich die allgemeine Stimmung gegen sie.

Dieser Zustand bestand jetzt eigentlich noch fort, und man schien nur eben gegenseitig abzuwarten, welche Partei in Caracas siegen würde.

Aller Augen sahen aber dabei auf den Präsidenten, und man hatte das größte Vertrauen zu ihm — ja von den verschiedensten Seiten des Staates liefen schon Adressen ein, die ihre Zustimmung zu irgend einem Schritt, den er thun würde, erklärten — etwas Außerordentliches in einem südamerikanischen Reich.

Juan Bautista Dalla Costa (Sohn) ist aber auch ein außerordentlicher Mann — in Nordamerika und Deutschland erzogen und herangebildet, spricht er nicht allein seine Muttersprache, Spanisch, sondern auch noch Italienisch, Englisch, Französisch und Deutsch. Er ist ein tüchtiger Diplomat, aber dabei — wiederum eine außergewöhnliche Eigenschaft — ehrlich — und hat besonders für seinen Staat Guyana, dem er sich mit Vorliebe gewidmet, so viel gethan, daß er dort allgemein verehrt und geliebt wird.

Allerdings wünscht man in ganz Venezuela nichts sehnlicher, als ihn gerade an Falcon's Stelle zum Präsidenten über die ganze Republik zu haben, und wohin ich auch kam, wurde mir nur der Name genannt. Wollte er sich an die Spitze der Revolution stellen, die in diesem Augenblick keineswegs unterdrückt ist, sondern gerade jetzt das ganze Land erfaßt hat, und der es nur an einem richtigen Kopf fehlt, die ganze Sache wäre im Handumdrehen beseitigt. Aber Dalla Costa selber hatte keine Lust dazu — und verdenken kann es ihm wahrlich kein Mensch, der die Verhältnisse in Venezuela kennt. In diesem Augenblick möchte ich eben so gern Finanzminister von Griechenland oder Oesterreich, als Präsident in Venezuela sein.

Trotzdem versuchte die Revolution Alles, um ihn in die Bewegung hinein zu ziehen, und Depeschen auf Depeschen wurden ihm zu diesem Zweck nicht allein von den Blauen, nein auch von der Regierung in Caracas selber gesandt, die ihn aufforderte, zu ihr zu stehen.

Welche Antworten er darauf gab, weiß ich nicht, aber Thatsache ist, daß er sich ganz entschieden neutral verhielt und weder der einen noch der andern Partei einen Halt an sich gab, und das war jedenfalls sowohl für sein Volk als für sein Land das Beste, was er thun konnte. Was sollte er

sich — weit ab wie er von Allem lag — in die Streitigkeiten und Kämpfe mischen, bei denen er mit der schwachen Bevölkerung seines Staates doch keinen Ausschlag geben konnte.

Der Handel von Bolivar ist zum großen — ja vielleicht sogar zum größten Theil in den Händen von deutschen Kaufleuten. Diese importiren jedenfalls die meisten Waaren, und selbst deutsche Handwerker, wenn auch noch in geringem Maße, haben sich dort niedergelassen. Früher besuchten auch sehr viel deutsche, besonders Bremer Schiffe Angostura, was aber jetzt nachgelassen hat — theils wohl des durch die Revolutionen gestörten Handels wegen, theils auch, weil der Orinoco selber ein bösartiger Strom ist und in der Regenzeit, bei angeschwollenen Fluthen, Segelschiffe oft zwanzig bis dreißig Tage gebraucht haben, um die gewaltige Strömung zu stemmen. Kauffahrteischiffe müssen da schon eine sehr gute Ladung fest in Aussicht haben, wenn sie sich zu einer so langen Reise verstehen sollen, und gegenwärtig ist wenig oder gar keine Fracht zu bekommen.

Unter den Deutschen in Bolivar herrscht aber auch ein reges geselliges Leben, sie haben ein freundliches Clublocal mit vielen deutschen Zeitungen, und manche von ihnen hübsche Sommersitze in der Nähe der Stadt, um dort unter den fächerblätterigen Morichepalmen und prachtvollen Mangobäumen die Sonntage zu verbringen. Ich selber werde Bolivar immer als eine liebe Erinnerung im Herzen tragen, denn die guten Menschen dort haben mir die kurze Zeit meines Aufenthaltes zu einem Festtag gemacht und mich von allen Seiten mit Liebe überschüttet. Ich war ihnen kein Fremder, den der Zufall an ihre Küste geweht, und die Tage vergingen mir nur zu rasch.

Aber auch Präsident Dalla Costa nahm mich mit wahrer Herzlichkeit auf und war eigentlich die Veranlassung, daß ich Bolivar früher wieder verließ, als ich anfangs beabsichtigt hatte. Schon seit dem Jahre 1848 waren nämlich in Guyana, und etwa 60 Leguas von Bolivar entfernt, südlich vom Orinoco reiche Goldlager entdeckt und auch mit Erfolg bearbeitet worden, ohne daß aber bis jetzt ein wirklicher Zug in die Sache gekommen wäre. Einestheils nahm Californien die Aufmerk-

samkeit der Goldsucher zu sehr in Anspruch, und dann, bald danach, tauchte Australien mit seinen Schätzen auf, während das eben so reiche, wenn nicht reichere Venezuela unbeachtet blieb.

Die Reise dorthin war und ist auch etwas schwierig und kostspielig, und die reichen Quarzadern des Landes lockten ebenfalls nicht so an, als das Alluvialgold, das man gleich fix und fertig aus dem Boden waschen konnte.

Jetzt aber hatten die Amerikaner angefangen, die Sache in die Hand zu nehmen. Eine Compagnie mit bedeutenden Geldmitteln schaffte Maschinen dorthin, um den Quarz zu zerstampfen, und legte zugleich eine Farm wie andere nöthige Einrichtungen an. Von deren Erfolg hing es auch ab, wie sich die Bearbeitung der Minen gestalten würde, und der Präsident, der an Allem das lebhafteste Interesse nahm, was Guyana betraf — wünschte sehr, daß ich meine Reise noch bis dahin ausdehnen möge, um die Minen selber an Ort und Stelle zu sehen.

Allerdings lag für mich insofern eine Schwierigkeit vor, da ich nur ungefähr sechzehn Tage Zeit hatte, bis der Dampfer, der indessen nach Bolivar, und zwar nur einmal im Monat kam, von dort wieder zurück nach Trinidad ging, und den ich jedenfalls benutzen mußte. Ich hatte dabei eine Landreise von 50 Leguas hin und 50 zurück vor mir, und wußte nur zu gut, wie schwierig es manchmal in diesen Ländern ist, Reitthiere auf dem Fleck zu bekommen, wenn man sie gerade haben muß. Aber gerade über diese Schwierigkeit half mir der Präsident hinüber, indem er mir an alle Präfecten und Subpräfecten des Staates Briefe mitgab und es ihnen zur Pflicht machte, mir überall die nöthigen Reitthiere zu verschaffen und mich „als Gast des Staates" zu betrachten.

Jetzt konnte ich kein Bedenken weiter haben, denn genügend ausgeruht hatte ich mich schon indessen, und die alte Reiselust erwachte auch im Augenblick wieder, wo mir Gelegenheit geboten wurde, noch mehr und so Wichtiges von dem wunderbar schönen Land zu sehen.

In den letzten Nächten waren überdies starke Regenschauer gefallen; ich durfte erwarten, daß dies noch mehr in den süd-

licher liegenden Gebirgen der Fall gewesen, ich bekam also das bis dahin fast vertrocknete Land in frischem Grün zu sehen, und ohne mich lange zu besinnen, nahm ich dankbar das Erbieten an.

Nun durfte ich aber auch keinen Tag länger als nöthig in Bolivar mehr versäumen, wenn ich in den Minen noch Zeit behalten wollte, mich umzusehen. Um aber dahin zu gelangen, mußte ich mit einer sogenannten Balandra, einem kutterähnlichen Fahrzeug, den Strom eine Strecke hinabgehen, um dort den kleinen Hafen oder Anlegeplatz Puerto de las tablas zu erreichen. Von dort aus schnitt ich dann auf einem Maulthier quer durch das Land und konnte in etwa vier Tagen recht gut in den Minen sein.

Ich darf aber Angostura nicht verlassen, ohne eines Deutschen zu erwähnen, der so lange in Venezuela lebte, daß er dort nicht allein Kinder und Enkel, nein, sogar fünf Urenkel gezogen und außerdem jetzt den Namen Angostura in der ganzen Welt verbreitet hat. Ich meine den alten Herrn Doctor Siegert, einen der geachtetsten Leute in der Stadt und den Verfertiger des berühmten Angostura-Bittern, ohne den jetzt schon weder Dampfer noch Segelschiff mehr die See befährt. Er ist mit einer Dame aus Venezuela verheirathet, und diese soll eigentlich — wie denn die dortigen Frauen überhaupt die meiste Kenntniß von einheimischen Pflanzen und Kräutern besitzen — das Geheimniß der Zusammenstellung entdeckt haben. Im Anfang wurde der bald beliebte Bittere denn auch nur im Kleinen fabricirt. Wie er aber mehr und mehr bekannt wurde, stieg der Bedarf mit der Nachfrage derartig, daß Herr Doctor Siegert seine beiden Söhne mit in das Geschäft nehmen mußte und jetzt die ganze Fabrikation wie den Versand großartig betreibt. Die venezolanische Regierung wollte den Namen Angostura verwischen und den von Bolivar an seine Stelle bringen, aber unser deutscher Landsmann gab es nicht zu, sondern setzte dem alten, durch seinen Angostura-Bittern, ein wenn auch flüssiges, doch bleibendes Monument.

35.

Die Reise in die Minen.

Am 19. Mai — nachdem ich mich genau eine volle Woche in Bolivar aufgehalten, schiffte ich mich auf einer kleinen Balandra ein, mußte aber etwa anderthalb Stunden unten am Ufer liegen, um auf einen andern Passagier zu warten, der erst noch oben in der Stadt frühstückte. Die Zeit war indessen trotzdem nicht verloren, denn da unten lag ich, an Deck der Balandra auf meinem Poncho ausgestreckt, und betrachtete mit voller Muße die Gestalten, die hier herunter zum Wasser kamen und oft die wunderlichsten und interessantesten Gruppen bildeten.

Als Mittelpunkt konnte man jedenfalls die Wasserführer betrachten, die ihre mit leeren Fässern versehenen Esel zum Strom herabbrachten, um sie gefüllt wieder mit hinauf zu nehmen — appetitlich konnte man das Füllen derselben aber wahrlich nicht nennen. Hier wurde einem Maulthier, das bis zum Bauch im Wasser stand, der wunde Rücken abgewaschen — da weichte eine alte Negerin etwas schmutziges Leinenzeug ein — darüber badeten sich ein halb Dutzend Kinder, und einige Arrieros saßen dabei und wuschen sich die Füße. Mitten aber zwischen allem Möglichen, das nur im Wasser passiren kann, standen die Wasserführer, drückten ihre beiden Fässer zu gleicher Zeit unter die Oberfläche des Stromes, ließen sie volllaufen und luden sie wieder auf. Das also gewonnene Wasser kam aber in die Stadt und wurde dort vielleicht von einem der vornehmsten Häuser zu Küchenzwecken verwandt.

Ein junges Negermädchen war herab zum Strom gekommen, um sich einen Blecheimer zu füllen, aber die jungen Burschen dort neckten sie. Beim Herumhetzen trat sie in ein Stück Glas, und ärgerlich werdend, griff sie ein paar Steine auf und traf ihre galanten Necker mit einer solchen Kraft und Sicherheit, daß dem einen gleich das Blut am Kopf herunterlief, während der andere den Stein gerade gegen das Schienbein bekam und

ein Schmerzgeheul ausstieß. Die schwarze Schöne kümmerte sich aber wenig darum, setzte sich am Strom nieder, spülte sich den Fuß ab, riß einen Fetzen von ihrem Kleide herunter, mit dem sie sich die Wunde zuband, nahm dann ihren Eimer und stieg ruhig damit in die Stadt hinauf.

Von dort herab kam eine andere Schöne, und diese wirklich hätte ich unseren Damen daheim vorführen mögen — ich wenigstens konnte mich nicht satt an ihr sehen. Der Race nach mußte sie größtentheils Indianerin mit vielleicht etwas schwarzem Blut sein. Es war ein junges bildhübsches Weib von vielleicht zwanzig Jahren, voll und üppig gebaut, mit langem, lockigem und rabenschwarzem Haar und eben so dunkeln Augen, der die bronzefarbige Haut vortrefflich stand. Sie ging natürlich — wie alle die Leute — barfuß, und trug dazu ein roth und weiß gemustertes, schon oft gewaschenes Kattunkleid — aber die Schleppe! Wie sie die steile Uferbank damit herabkam, fegte der gemusterte Kattun wenigstens drei Ellen hinter ihr drein, und selbst unten, am ebenen Strand, hatte sie noch reichlich zwei Ellen nachhangen. Hier aber genirte es sie beim Gehen, denn sie mußte sich zwischen den Wasserträgern durchwinden, und jetzt nahm sie es hoch auf, daß die bronzefarbenen Knöchel vollständig sichtbar wurden. Aber wie eine Königin schwebte sie vorbei; sie war sich bewußt, die größtmögliche Quantität Zeug auf ihren Rock verwandt zu haben, was ihr die volle Achtung der Umgebung sichern mußte. Die Eseljungen grüßten sie auch ehrerbietig, und selbst der eine, der noch am Boden saß und sich das Schienbein hielt, zog den alten Strohhut vom Kopf herunter. Die Schöne ging aber zu einem der dort gelandeten Canoes, das mit Papelonzucker den Strom heraufgekommen war, erkundigte sich nach den Preisen und stieg dann wieder in die Stadt hinauf, wobei sie von hinten aussah, als ob sie zwölf Fuß hoch wäre.

Endlich kam unser erwarteter Passagier; wir hatten indessen schon in den Strom hinausgelegt, der Anker wurde heraufgehoben, und gleich darauf glitt das kleine Fahrzeug mit der starken Strömung den Orinoco hinab und an dem untern Theil der Stadt und der Lagunenbrücke vorüber.

Ade, Angostura — da hinten lag es mit seinen dichtgedrängten

Häusermassen, vom Grün der es umgebenden Bäume eingeschlossen, viel freundlicher und pittoresker, als es sich von oben herab kommend gezeigt. Ich habe eine kurze, aber freundliche Zeit dort verlebt, und besonders brave und wackere Deutsche dort gefunden. Sie leben da allerdings, weit von der Heimath entfernt und fast in der Wildniß, wie in einer Oase, aber ihr Herz haben sie trotzdem noch dem alten Vaterland zugewandt und nehmen das größte Interesse an seinen Fortschritten. Auch von ihnen gilt das Nämliche, wie von den übrigen Deutschen überall im Auslande: sie kennen keinen Particularismus — sie wollen ein einiges, großes, deutsches Vaterland und begrüßen mit Jubel jede Nachricht von daheim, die ihnen kündet, daß der norddeutsche — hoffentlich bald der deutsche — Bund wächst und sich kräftigt. Sie wissen am besten, daß nur dann unser Volk, unser Name auch im Ausland geachtet sein kann, wenn wir fest vereinigt stehen und dadurch den Rang unter den Nationen einnehmen, der uns gebührt.

Nun aber wandte ich meine Aufmerksamkeit auch erst dem kleinen Fahrzeug zu, das soviel als möglich selbst den Gegenwind zu benutzen suchte, um raschen Fortgang stromab zu machen.

Diese sogenannten Balandras sind fast alle sehr stark gebaute sogenannte Lichterfahrzeuge, wie man sie in größeren Häfen findet, die aber hier fast allein den Strom befahren, weil der Orinoco manchmal schon wirklich ein Seebot verlangt, um seinen hoch aufgewühlten und schweren Wellen zu trotzen. Die kleinen Dinger müssen dabei aber auch gut am Winde liegen, denn dieser kommt fast das ganze Jahr von Osten, also stromauf, und abwärts sind sie deshalb stets genöthigt, zu kreuzen oder zu laviren. Sie haben selbstverständlich nur einen kurzen Mast mit dem Schoonersegel, aber ein Mittelding zwischen Klüver und Stagsegel dabei, und fahren manchmal vortrefflich, selbst in einer tüchtigen „See“, ja gehen sogar bis nach Trinidad hinaus.

Wir bekamen in der That Gelegenheit, unser kleines Fahrzeug zu erproben, denn eine richtige Bö wühlte an demselben Nachmittag den Orinoco auf. Sie wehte dabei so scharf, daß wir das Hauptsegel erst reefen und dann ganz einnehmen

mußten, und ich hätte wahrlich kaum geglaubt, daß dieser Strom solche Wellen werfen könnte.

An Bord wurde zugleich gekocht, und schon bei der ersten Mahlzeit lud uns der Capitain freundlich ein, Theil daran zu nehmen; ich hatte aber zugesehen, wie die Speisen zubereitet wurden — selbst unter den günstigsten Umständen eine gefährliche Sache — und beschloß, mich lieber auf die Provisionen zu beschränken, die ich der Freundlichkeit der Frau Krohn in Bolivar verdankte und die mich auch vollkommen reichlich bis Puerto de las Tablas brachten. Mein Appetit war außerdem noch nicht sehr groß und hätte eines solchen Schiffskochs gar nicht bedurft, um ihn gründlich zu verderben.

Puerto de las Tablas — der Name klingt allerdings großartig genug, das läßt sich nicht leugnen, und man hat sogar schon den Vorschlag gemacht, ihn noch umzuändern und den Platz Puerto de Oro oder Goldhafen zu nennen, das Wachsthum des kleinen Ortes aber hat trotzdem nicht recht vorrücken wollen, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Bis jetzt ist dies der einzige Platz, von dem aus eine, selbst in der Regenzeit mögliche Straße nach den Minen führt, und man sollte eigentlich denken, daß sich ein solcher Hafenplatz, mit solchen Minen dahinter, in wenigen Monaten hätte zu einer bedeutenden Stadt emporschwingen müssen. Die eigenthümlichen Verhältnisse aber tragen die Schuld, daß er bis jetzt nichts als ein kleines Nest geblieben, mit einigen dürftigen Läden darin, nur um eben das Nothwendigste einzukaufen, ein paar Commissionsgeschäften und kaum einer mittelmäßigen Posada.

Viel trägt dazu die Ungewißheit bei, ob Puerto de las Tablas überhaupt der Hafenplatz der Minen bleiben wird, da es weiter oben eine noch günstigere Stelle geben soll, sie zu erreichen, und dann hat die Regierung von Bolivar auch noch nicht bewogen werden können, ihm eine Steuerstelle zu verleihen, so daß also alle für den Hafen bestimmten Waaren, die per Schiff oder Dampfboot den Strom heraufkommen, zuerst nach der Hauptstadt des Staates geschafft, dort versteuert und dann erst wieder verladen und hier heruntergebracht werden müssen. Sogar mit dem Dampfer von Trinidad kommend

Passagiere dürfen hier nicht an Land gehen und ihr Gepäck mitnehmen, sondern müssen erst den weiten und kostspieligen Umweg über Bolivar machen. Ja, man kann es nicht einmal Umweg nennen, da es einfach ein Hin- und Zurückfahren ist.

Freundlich sieht der kleine Ort aber trotzdem aus, da man dicht am Ufer eine Reihe von Cocospalmen und anderen Fruchtbäumen gepflanzt hat, wenn auch die niederen und nicht einmal auf Reinlichkeit Anspruch machenden Häuser etwas gedrückt dahinterliegen — und Deutsche giebt es ebenfalls dort, und zwar im Verhältniß ziemlich viel.

Aber auch von den dortigen Venezolanern wurde ich, durch das Einführungsschreiben des Präsidenten, wahrhaft herzlich aufgenommen. Dalla Costa war in ganz Guyana eine viel zu beliebte und verehrte Persönlichkeit, um nicht einem von ihm ausgesprochenen Wunsch auf das Bereitwilligste entgegen zu kommen. In wenigen Stunden schon hatte ich ein gutes Maulthier, das mich und mein weniges Gepäck mit Leichtigkeit tragen konnte; selbst der Wirth der Posada wollte kein Geld von mir nehmen, und noch an dem nämlichen Abend ritt ich, in Begleitung eines Deutschen, der eben in den Minen wohnte, in das Land hinein, um wenigstens erst einmal unterwegs zu sein und dann, am andern Morgen, mit Tagesgrauen aufbrechen zu können.

Allerdings befand ich mich schon eigentlich voll in der für die eintretenden Regentage bestimmten Zeit. In Bolivar hatte es auch schon ein paar Mal, während ich mich dort befand, wie mit Mulden niedergeschüttet, und die Voraussetzung war, daß ich auf dieser Tour, so trocken ich mich auf meiner bisherigen Reise gehalten, ganz gehörig würde eingeweicht werden. Uebrigens führte ich meinen alten Pehuenchen-Poncho mit, der, wenn erst einmal feucht, keinen Tropfen durchläßt, und war völlig darauf gefaßt, selbst den Regenschauern dieser Zone die Stirn zu bieten. Es konnte nun eben nichts helfen und mußte durchgemacht werden. Es regnete auch in der That schon, während wir aufsattelten, verzog sich aber wieder, und wir konnten wenigstens trocken aufsitzen — immer schon eine „Annehmlichkeit" auf der Reise — wenn auch eine bescheidene.

Die Gegend hier, unmittelbar am Flusse, bestand noch aus

wellenförmigem Land, sandigem Boden und vollständig mit jenen apfelbaumartigen verkrüppelten Bäumen, den Chaparros, bewachsen, die ich schon so häufig in den Llanos von Calabozo und dann auch später bei Bolivar angetroffen. Nur links erhob sich, nicht weit noch vom Hafen selbst entfernt, ein nicht sehr hoher Hügel, der aber dadurch merkwürdig ist, daß im sogenannten „Freiheitskriege“, als die Spanier aus dem Land geschlagen wurden, dies der letzte Platz war, an dem sie sich — aus dem nicht fernen San Feliz vertrieben — noch einmal hielten und verschanzten, bis sie sich endlich, zu arg bedrängt, auf dem Orinoco einschifften.

Die Nacht blieben wir, etwa zwei Leguas vom Hafen entfernt, in einer einzelnen Hütte oder Posada, hingen dort unsere Hängematten auf und waren am nächsten Morgen früh wieder unterwegs, um an dem Abend noch zeitig Upata, eine der bedeutendsten Städte von Guyana, zu erreichen.

Die Ebene, wie man dieses wellenförmige Land recht gut nennen kann, steigt dort bald zu einem bewaldeten Höhenzuge hinan, der sich bis dicht nach Upata hinstreckt, und wenn auch gerade keine hohen Berge, doch ganz tüchtige Hügel zeigt. Gleich oben aber auf dem ersten, wo sich ein Plateau öffnete, lag ein sehr interessanter Punkt, der noch außerdem eine prächtige Aussicht über die bewaldete und grüne Niederung nach dem Orinoco zu öffnete. Ueberhaupt that es dem Auge wohl, endlich wieder einmal einen grünen Wald und grüne Grasflächen zu sehen, denn bis jetzt hatte die trockene Jahreszeit Alles dürr und gelb gehalten.

Bis nach Bolivar hin fand ich auf meiner ganzen Tour durch das Land fast nur trockenes Gras, während die meisten, selbst am Ufer des Orinoco stehenden Waldbäume ohne Blätter, wie bei uns im Winter, standen. Zehn Tage waren seitdem verflossen, die ich mich in Bolivar und auf dem Flusse aufgehalten, zehn Tage, in denen es aber häufig geregnet und besonders Nachts seine Schauer niedergeschüttet hatte, und die Zeit schien völlig genügt zu haben, das junge Pflanzenleben mit Macht hervorzurufen. Die Ebene deckte junges, üppiges Gras und überall brachen die Blätter an den Bäumen heraus, ja hier oben standen einige derselben schon in voller Blüthe,

und sogar die Orchideen fingen an, ihre Blumen zu entwickeln. Es war Frühling geworden.

Dort oben hatte aber auch in der spanischen Zeit ein sehr bedeutender Ort, San Feliz, gelegen, der damals Tausende von Einwohnern gezählt, und einen schöneren Platz für eine Stadt der Tropen würde man auch in der That kaum haben finden können. Und jetzt? Jetzt war der Wald über der Stätte emporgewachsen, und hier und da in den Büschen drin verriethen nur noch einzelne Haufen verwitterter Backsteine, wo früher die Wohnung glücklicher und von der Natur so reich begünstigter Menschen gestanden.

Die ganze Stadt San Feliz existirt jetzt nur noch in der Erinnerung des Volkes oder den Ueberresten ihrer Häusermauern, oder selbst in den Bäumen, die sie in jener Zeit gepflanzt, und einen wunderlichen, fast unheimlichen Anblick gewährt eine frühere Hacienda, die vom Hafen aus links am Wege liegt und selbst jetzt noch, nach so vielen Jahren, deutlich zwischen dem indessen darin aufgeschossenen Wald erkennbar ist.

Da, von dem hindurchlaufenden Pfad ab, führt eine Allee von alten Orangenbäumen nach der Stelle, wo früher die Gebäude standen und jetzt kaum erkennbar unter der darüber hinwuchernden Vegetation ihre Trümmer liegen, in das Dickicht hinein, und rechts und links von ihnen stehen alte mächtige, hoch aufgeschossene Kaffeebäume und suchen ihre Wipfel dem Licht entgegen zu drängen.

Was aus ihrem Eigenthümer oder dessen Erben geworden — wer weiß es — wer kümmert sich darum? Die Spanier wurden aus dem Land hinausgejagt, die Völker frei, und wie sie ihre Freiheit benutzt haben, zeigen die zerrütteten Vermögensverhältnisse und verwüsteten Flächen, die liegen gebliebenen Arbeiten, zeigt der gestörte Handel und Verkehr, und das Blut, das überall geflossen. — Bolivar selbst hat noch vor seinem Tode eingesehen, daß er das Volk durch diese Freiheit nicht glücklich gemacht habe. Was würde er sagen, wenn er es jetzt sehen und Zeuge der Zustände sein könnte, in denen sich fast alle diese Republiken befinden?

Von hier ab hatten wir die Bergregion und dabei einen

Weg betreten, der es oft undenkbar erscheinen läßt, daß ihn Karren passiren können, und trotzdem sahen wir die Gleise im Wege; es muß aber eine schwere Arbeit für Thiere und Menschen sein, sich da hindurch zu quälen, und jener in den Minen gegenwärtig beschäftigten amerikanischen Gesellschaft wird es wohl vorbehalten bleiben, auch hier einzugreifen und Hülfe zu leisten.

Wild sah ich gar nicht auf dem Wege, obgleich es dort herum ziemlich viel Hirsche geben soll. Nur zwei Füchse traf ich an, die vor unseren Thieren hinein in die Büsche flüchteten, und zwar nicht wie unsere Füchse, die rasch seitab schnüren, sondern in einem langen Galopp, wie ihn die Wölfe zu eigen haben.

Die Vegetation hier in den Bergen ist ungemein üppig, Schlingpflanzen durchziehen den Wald nach allen Seiten, und und unter diesen tritt besonders die wunderlich geformte vehuco de la cadena oder Kettenliane häufig auf, die sich in dieser Form ⌒‿⌒‿ selbst in die Wipfel der höchsten Bäume hinaufzieht und außerdem ihrer medicinischen Kräfte wegen berühmt ist. Orchideen decken dazu fast alle Bäume, und mit dem frischen Grün, das der letzte Regen hervorgetrieben, prangten einzelne auch schon im vollen Blüthenschmuck und waren bedeckt mit weißen, lila oder rothen Dolden.

Der Blick blieb freilich ziemlich eingeengt, bis wir, schon gegen Abend, ein so freundliches Thal vor uns ausgebreitet sahen, wie man es sich nur denken konnte. Das Thal von Cocuisa ist wirklich einer der reizendsten Punkte auf dem ganzen Tagesmarsche, und was könnte es sein, wenn sich die Cultur erst seiner bemächtigte! Jetzt aber liegt es noch, wie es Gott der Herr dort in den Wald hineingedrückt, mit grünen saftigen Triften, mit freundlich bewachsenen Hängen und frischem, rieselndem Wasser. Ringsherum heben sich bewaldete Hügelketten, und einzelne kleine Heerden weiden in der Niederung. Selbst eine Hütte erhebt sich aus den Matten, das ist aber auch Alles. Was die Natur hier im reichsten Maß geboten, liegt noch unbenutzt, und trotzdem daß der Weg in die Minen hier hindurchführt, hat sich noch kein speculativer Kopf dazu eingefunden, der die hier in reichem Maße gebotenen Schätze ausbeuten möchte.

Der Südamerikaner ist überhaupt nichts weniger als speculativer Natur; er sorgt nicht einmal für den nächsten Tag, viel weniger denn für das nächste Jahr, und gerade dieser Minenstrich liefert dafür die besten Beweise.

Upata, das wir gegen Abend erreichten, ist ein allerliebstes kleines Städtchen, aber auch nicht altspanisch gebaut, sondern mit hohen, meist Ziegeldächern, sonst aber niederen Häusern und großen Hofräumen, in denen sich oft ein kleiner Garten befindet.

Upata hat außerdem den Vorzug vor allen anderen Städten des Innern, daß sich dort eine ganz ausgezeichnete Posada (Hotel), natürlich von einem Deutschen gehalten, befindet, und Meinhard's Hotel kann sich in der That selbst denen in Caracas und Laguayra getrost an die Seite stellen. Ich wurde dort mit einer unendlichen Liebenswürdigkeit aufgenommen, und Herr Meinhard selber drängte in mich, einen Tag bei ihm auszuruhen. Wie gern hätte ich das auch bei den guten Menschen gethan, aber für mich gab es keine Rast, als solche, die mir gezwungen auferlegt wurde, und schon am nächsten Tage saß ich wieder — von meiner freundlichen Wirthin noch mit reichlichen Lebensmitteln für die nächste Zeit versehen — im Sattel und trabte landein, um sobald als möglich die eigentlichen Minen zu erreichen.

Die folgende Nacht schliefen wir in einem offenen Schuppen, der ziemlich hoch liegen mußte, denn es war — für dieses Land und unsere leichte Kleidung — eine grimmige Kälte. Ich selbst wenigstens, fest in meinen Poncho eingewickelt, aber in einer luftigen, vom Winde geschaukelten Hängematte, fror bös und mußte mir gegen Morgen sogar noch eine Satteldecke holen, um mich nur etwas gegen den scharfen Zug zu schützen.

Wir trafen unterwegs einige Hacienden, aber im Ganzen waren sie doch so dünn gestreut, daß man das Land recht gut als unbesiedelt betrachten kann. Selbst auf den wenigen war aber nichts weiter als das Nothwendigste zu bekommen, ein Schluck spanischen Weins*) (sogenannten vino seco oder trocke-

*) Vino seco, d. h. solcher, welcher keinen Zusatz von zu Syrupsdicke eingedampftem frischen Most vor der Gährung erhalten hat.

nen Weins) vielleicht ausgenommen, den ich mir vortrefflich munden ließ. Die Leute sind eben auf nichts eingerichtet, und wenn sie sich ein paar Thaler erspart haben, kümmern sie sich den Henker um die Reisenden.

Je höher wir in die Berge hineinkamen, desto dichter wurde der Baumwuchs, und besonders stehen hier sehr zahlreich jene Bäume, die den Balsam Copahu liefern, sehr stark im Umfange werden und eine gelbliche glatte Rinde haben. Man sagt, daß der aus ihnen gewonnene Balsam nur in einer Ader, gewöhnlich an der Nordseite des Stammes liege. Die Sammler, die damit umzugehen wissen, kennen nach gewissen Merkmalen die Stelle, zapfen den Baum an, lassen den in der Medicin werthvollen Saft auslaufen und verstopfen die Oeffnung dann wieder, damit sich der angebohrte Baum nicht verblute.

Viele der Lianen haben außerdem heilkräftige Säfte, und die Frauen der Eingeborenen sind vortreffliche Doctoren, denen ich mich in allen Landeskrankheiten mit größter Zuversicht anvertrauen würde. Welche Schätze birgt überhaupt noch die vegetabilische wie mineralische Welt Venezuelas, und kaum in Angriff genommen, kaum berührt sind alle diese reichen Quellen, die hier fast zu Tage liegen, ja, kaum gekannt ist das Land selber, das sich hier noch in Tausenden von Quadratmeilen ausdehnt, kaum betreten von Weißen, die sich einzig und allein an einigen kleinen Stellen in die Wildniß hineingebohrt haben.

Hier erfuhr ich auch etwas, was ich bis dahin noch nicht gewußt, daß man nämlich in diesem Theil Venezuelas auch den giftigen Saft der Maniokwurzel durch Einkochen genießbar und unschädlich macht.

In Brasilien besonders, wo die giftige Yuka allgemein zu dem Maniokmehl verwandt wird, zerreibt man die Wurzeln und preßt den Saft sorgfältig aus, der dann in Gruben läuft, damit ihn das Vieh nicht etwa trinkt. Hier dagegen fängt man ihn auf, läßt ihn über einem starken Feuer bis zum dritten Theil einkochen und genießt ihn dann. Er soll ganz delicat schmecken und jede, sonst wirklich bösartige, giftige Eigenschaft völlig verloren haben.

Auf der Straße hinreitend, sahen wir links am Wege einen mächtigen Zeïbabaum. Von diesem wird eine vegetabilische Seide gewonnen, die derselbe, wenn reif, abschüttelt. Sie kommt auch schon im Handel vor, und die Engländer haben ihr den Namen „cotton silk“ oder Baumwollenseide gegeben.

Der Baum treibt einen sehr starken, hier vielleicht 3 Fuß im Durchmesser haltenden und vollkommen glatten Stamm, aber mit unverhältnißmäßig kleinem Wipfel. Er fiel uns aber besonders auf, denn in den noch ziemlich kahlen Zweigen hingen, an ihren dünnen Fäden, hoch in der Luft und aus dem Bereich jeder Gefahr, elf Nester der Schneidervögel und schaukelten in der Brise. Keine Schlange konnte dort hinauf, kein wildes Thier, selbst kein nach den Eiern lüsterner Affe durfte sich hinaus auf jene dünnen Zweigspitzen wagen, kein Raubvogel sogar konnte Halt an ihnen fassen, und gegen den Regen schützte die junge Brut der festgewobene, kuppelartige Deckel.

Hätten diese kleinen Vögel wohl je solche Arbeit und Anstrengung kostenden Nester gebaut, wenn sie nicht nach und nach durch die Zerstörung ihrer Nachkommenschaft dazu gezwungen gewesen wären? Jetzt sieht es freilich einer vom andern ab, aber welche Ueberlegung, welcher Scharfsinn gehörte dazu, ehe sie es zu dieser Vollkommenheit im Bau brachten, und vollkommen sind die Nester, das läßt sich nicht leugnen.

Verschiedene Flüsse hatten wir hier zu kreuzen, aber wir beachteten sie nicht, den Juruary ausgenommen, der ziemlich angeschwollen war. An dem Wege lag aber eine kleine Hacienda, und der Eigenthümer derselben hielt ein Canoe, so daß wir leicht und rasch hinüber konnten. An den anderen Flüssen war nichts Derartiges, und schwollen sie wirklich an, so mochten Reisende und Arrieros sehen, wie sie dieselben passirten, oder eben am Ufer liegen bleiben, bis sie von selber abliefen. Was lag auch an der Zeit, die sie dabei versäumten, Zeit hatte ja gar keinen Werth!

Ein kleines Städtchen, Guacipati, erreichten wir am vierten Abend, den ersten Abend, an dem wir nur noch zwei Leguas machen konnten, mitgerechnet, und blieben dort in einer sogenannten Posada, einem alten Kloster, in welchem allerdings

eine Küche, aber nichts zu essen war. In einem dumpfen Gemach, einer früheren Zelle, bekam ich mein Logis angewiesen, zog es aber vor, meine Hängematte auf die Veranda zwischen zwei Pfeiler zu hängen, und war nur froh, daß ich wenigstens eine Tasse Kaffee und etwas Brod bekommen konnte, damit ich doch nicht ganz hungrig zu Bett ging. Hier befand ich mich aber schon dicht an den Minen und hörte sogar, daß selbst von Guacipati aus alte Minenplätze, welche schon früher von den Spaniern bearbeitet worden, aufgefunden seien und in der allernächsten Zeit in Angriff genommen werden sollten.

Wieder die alte Geschichte, nur mit anderen Ausdrücken. Hier wurde von Quarzadern, filones, flor, barancas, gredas rc. gesprochen, lauter Ausdrücke, die ich noch nicht kannte, die mir aber gar nicht mehr so lange fremd bleiben sollten, denn ich stand ja eben im Begriff, in dieses Leben einzutauchen.

Dicht hinter Guacipati trafen wir noch einen kleinen Fluß, den Cunury, an dem wir aber kaum genug Wasser zum Trinken fanden, so niedrig war er gerade. Die Thiere näßten sich beim Hindurchreiten nur eben die Hufe, und auf dem Rückweg mußten wir ihn durchschwimmen.

Jetzt lag nur noch jener Fluß zwischen uns, an dem sich das Canoe befand, und dieser ist allerdings der bedeutendste des ganzen Landstrichs und läuft viele lange Leguas nach Süd-Südost bis in die englischen Besitzungen von Demerara oder Englisch-Guyana. An seinem Ufer sollen auch noch viele wilde Indianerstämme wohnen, und die Venezolaner erzählen sich von diesen — weil sie eben noch nicht selber hingekommen sind — die schrecklichsten Geschichten.

Der Fluß ist übrigens kaum noch befahren, keinenfalls schon untersucht und erforscht worden. Er zieht sich durch eine Wildniß, die der Weiße meidet, weil er weiß, daß er dort drinnen von Hunger und Insecten gepeinigt wird, und dabei fürchtet, daß ihm noch viel schlimmere Dinge von Indianern mit vergifteten Pfeilen und sonstigen häßlichen Angewohnheiten zustoßen könnten.

Selbst die Minen, nicht weit von Guacipati entfernt, wurden nur durch einen Zufall, und zwar durch Eingeborene

entdeckt, die sich in einer der verschiedenen Revolutionen einer Truppenaushebung entziehen wollten und deshalb hinein in diese Wildniß flüchteten. Dort entzündeten sie, zwischen den umhergestreuten Quarzblöcken, ein Feuer und fanden in den Steinen, die sie um ihren Lagerplatz zerstreut liegen sahen, das reiche Gold.

Caratal wurde jener Platz aber nach der Carata-Palme genannt, die dort in Masse wuchs und deren Blätter von den Venezolanern dieser Gegend allein zum Decken ihrer Häuser und Hütten gebraucht werden.

36.

Die Goldminen.

Der erste wirkliche Minenplatz, den wir jetzt erreichten, war Callao, und ich muß hier gleich eine Sonderbarkeit der venezolanischen Miner erwähnen, die sie trieb, den verschiedenen entdeckten goldhaltigen Plätzen eigentlich ganz absurde Namen zu geben. Die Hauptstellen heißen nämlich bis jetzt Callao, Chile, Panama, Peru, Potosi, andere haben die Namen Californien und Australien erhalten, und wenn das so fort geht, werden sie eine vollständige geographische Liste des Erdballs bieten.

Wie ich übrigens die Lichtung des in Arbeit begriffenen Callav durch die Bäume bemerkte und mir mein Führer sagte, daß das Callao und einer der bedeutendsten Minenplätze sei, fiel es mir auf, daß ich nicht das Mindeste von dem Schaukeln der sogenannten Wiegen oder rockers hörte, die in Australien wie Californien eine so bedeutende Rolle spielten. Die Ursache dazu liegt freilich in der wasserarmen Beschaffenheit des Bodens, denn zum Waschen des Goldes durch Schaukeln gehört ein kleiner Bergbach, und diese scheinen hier, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, vollständig zu fehlen.

Bald öffnete sich das Thal vor uns, und ich sah eine Art von Flat, wie man es in den englischen und amerikanischen Minen nennt, eine kleine, von Bergen eingeschlossene Bodenfläche, die aber auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit irgend einem vorher gesehenen Minenplatze, weder in Ecuador, Californien noch Australien hatte.

Die Flat mußte der Platz sein, in dem das reichste Gold gefunden wurde, denn gerade an solchen Stellen hat es sich in alten Zeiten — wer kann sagen, auf welche Weise — gesammelt, und doch war auch wieder gerade in dieser Flat nicht das Geringste von irgend einer Minenarbeit zu erkennen, sondern der Platz schien vollkommen von einer kleinen, mit Caratablättern gedeckten Stadt eingenommen, und zwar einer Stadt, in der sich nur an den äußersten Rändern Straßen unterscheiden ließen, während die kleinen Häuser oder Hütten in der Mitte wie wild zerstreut durcheinander standen.

Das schien aber nur von Weitem so, denn als wir bald darauf den steilen Pfad hinabstiegen und den eigentlichen Platz selber betraten, sah ich wohl, daß ich mich allerdings mitten in der Stadt, aber auch zugleich mitten in den Arbeitsplätzen der Goldsucher befand. Es gab nämlich gar keinen Hofraum im ganzen Orte, sondern diese Stellen waren alle — wenn man so sagen könnte — „mit Löchern ausgefüllt", welche die Arbeiter rings um ihre Wohnungen in den Boden gegraben, so daß es wirklich lebensgefährlich schien, zwischen diesen runden Abgründen hindurch zu reiten. Allerdings hatte man, was eine anscheinende Sicherheit gewährte, dünne Stangen um solche brunnenartige Gruben gesteckt, aber ein dagegen springendes Maulthier hätten diese doch nicht abgehalten, und es erforderte deshalb die äußerste Vorsicht, die Thiere hindurch zu lenken, noch dazu, da an einigen Stellen der Pfad fast versperrt war und mein überdies etwas scheues Maulthier an derartigen Hindernissen erst Schwierigkeiten machte, sie zu passiren, und sich dann, mit dem Sporn dazu getrieben, wie toll und blind mitten hindurch stürzte. Ich entging dabei einmal nur mit genauer Noth einer ernstlichen Beschädigung.

Der kleine Minenplatz würde auch mit seinen Häusern und unmittelbar daneben befindlichen Schächten fast an die Silber-

minenstadt Cerro de Pasco in Peru erinnert haben, wäre er nicht in anderer Art wieder so ganz von dieser verschieden gewesen, denn hübsche Wohnungen gab es hier durchaus nicht, nur ärmliche Hütten, und dann sah man es der Arbeit ebenfalls auf den ersten Blick an, daß die Leute nur wild und toll, ohne eine Idee von Eintheilung, über den Grund und Boden hergefallen waren und ihn förmlich aufgerissen hatten, nur um die darin verborgenen Schätze so rasch als irgend möglich zu Tag zu wühlen.

Schacht war neben Schacht gegraben, tief, tief in den Boden hinein, oft in wirklich gefährlicher Nähe, und viele Unglücksfälle durch Verschüttungen sollen denn auch hier in der That vorgekommen sein. Das aber konnte die Uebrigen wohl etwas ängstlich, aber nicht im Geringsten vorsichtiger machen, und da sich gerade Callao in goldburchzogenem Quarzgestein so außerordentlich reich zeigte, drängten mehr und mehr herbei, um des goldenen Segens theilhaftig zu werden.

Die ganze Arbeit schien aber eine vollkommen trockene zu sein, denn nicht einmal in den tiefsten Schächten bemerkte ich unten Wasser. Was mir aber gleich von allem Anfang auffiel, war, daß fast in jeder Hütte irgend ein menschliches Individuum des einen oder andern Geschlechts auf der Erde oder einem Holzklotz saß, einen großen eisernen Mörser zwischen den Knieen hielt und mit einer eisernen Keule unverdrossen darin herumarbeitete.

Es waren die Quarzstampfer, die hier den aus der Erde gewühlten Quarzstein, den man vorher auf einem großen Feuer gebrannt hatte, um ihn mürber zu machen, zu einem feinen Mehl zusammenstießen. Dieses wurde dann mit Quecksilber, aber auch in der rohesten, unbehülflichsten Weise, in einer hölzernen Pfanne amalgamirt und dies Amalgam nachher in der nämlichen Pfanne ausgeschwenkt.

Welch' schwere, mühevolle Arbeit, um die feinen, im Quarzgestein enthaltenen Goldtheile zu gewinnen! Aber so viel sah ich ein, der Quarz hier mußte in der That enorm reich sein, wenn er diese Arbeit bezahlen sollte, denn außerdem ist das Leben in diesen abgelegenen und von jeder Civilisation entfernten Minenplätzen enorm theuer, und etwas will der

Mensch doch erübrigen, wenn er sich einer solchen beschwerlichen Beschäftigung nicht allein unterzieht, sondern sich noch dazu fortwährend in den tiefen Löchern einer gar nicht zu gering anzuschlagenden Lebensgefahr ausgesetzt sieht.

Ich betrat verschiedene dieser Hütten, die zum größten Theil von Negern bewohnt wurden, und besah mir das Quarzmehl, das sie schon gewonnen und meistens auf einem Stück roher Haut vor sich ausgebreitet hatten. Gold ließ sich aber mit bloßen Augen nicht darin erkennen, und doch versicherten mir die Leute, daß die Steine reich seien und sie keinen zerstoßen hätten, in dem sie die kleinen Goldtheile nicht schon von außen bemerkt, sich also auch versichert hatten, daß die Arbeit lohne.

Hier in Callao hat man auch Waschgold, und zwar in sehr großen, vollständig massiven Stücken gefunden. Die Hauptarbeit ist aber doch immer die der sogenannten Barancas oder Quarzadern gewesen, die man in verschiedener Stärke oft tief im Boden, oft aber auch ganz dicht unter der Oberfläche antrifft. Ja, selbst die einzeln zerstreuten und lockeren Quarzsteine, die man ausgrub, waren nicht selten außerordentlich goldhaltig und zahlten jede an sie verwandte Arbeit so reich, daß es sich selbst der Mühe lohnte, die einzelnen Steine zuerst zu brennen, dann mit einem großen Hammer zu zerschlagen und zuletzt in einem alten Mörser zu zerstoßen, wonach dann noch die gar nicht so leichte und jedenfalls zeitraubende Amalgamation übrig bleibt.

In Callao selber war schon eine große Anzahl von Kaufläden entstanden, sogar eine Bäckerei befand sich in dem Ort, aber man sah eigentlich nicht recht, was der Platz enthielt, da man sich fortwährend durch die aufgebrochenen Barancas und Schächte hindurcharbeiten mußte und nur immer hier und da ein freies Stück Straße antraf. Aber schon hier bemerkte ich auch, wie furchtbar leichtsinnig und ohne auch nur die geringste Berechnung oder Vorsorge man überall gearbeitet, oder vielmehr die Arbeit in Angriff genommen hatte. Da dachte Keiner daran, so einzugraben, daß die Nachbarstellen auch noch möglicher Weise untersucht werden konnten — nein, wo es sich gerade machte, grub er den Schacht nieder und häufte

die Erde um sich her, unterminte auch, so weit es ihm das dort eingeführte Gesetz oder seine eigene Sicherheit erlaubte, und verließ die Grube wieder, sobald sie ihn „nicht mehr zahlte".

Dasselbe ist noch auf vielen anderen Orten der Fall gewesen, und daher kommt es denn auch, daß man an den reichsten Stellen oft solche Plätze für ausgearbeitet liegen ließ, die noch Gold in Masse bergen. Wer aber soll es finden, oder jetzt nur noch in erhöhtem Maße sein Leben wagen, um es zwischen diese, überall drohenden Höhlen einzubohren, deren Wände überdies schon durch später eintretende Regengüsse so unterwaschen wurden, daß oft vier und fünf in einer Nacht einstürzten?

Doch ich komme auf die einzelnen Arbeiten später zurück. Callao war nur der Eintritt in die Minen, und ich muß gestehen, daß mich dort im Anfang die wunderlichen kleinen Häuser mit ihren Bewohnern von allen erdenklichen Farben und Schattirungen viel mehr interessirten, als das Gold selber.

Neger schienen übrigens, wie schon gesagt, die vorherrschende Race, und die Stimmen von alten und jungen Negerweibern überschrieen Alles, wohin man auch hörte. Es ist das überhaupt eine nicht gerade angenehme Eigenthümlichkeit dieses ganzen Stammes: übermäßig laut und geräuschvoll bei jeder Gelegenheit aufzutreten, während der Indianer dagegen stets zurückgezogen und still vor sich hin lebt. Ich erinnere mich nicht, von einem Indianer — im trunkenen Zustand ausgenommen — je gehört zu haben, daß er laut lache, und einen merkwürdigen Gegensatz bilden deshalb auch indianische Dörfer, wo Alles schweigsam zugeht, gegen Wohnplätze der Neger, in denen ununterbrochen und fast Tag und Nacht geschrieen, gelacht, gesungen und selbst geräuschvolle Musik gemacht wird. Ein altes Negerweib mit einer andern Generation um sich — Matriarch, wie sie der Missionär Bingham nennen würde — ist das Schlimmste, was sich auf der Welt denken läßt, denn mit ihrer tiefen Baßstimme übertönt sie Alles.

In Callao hielten wir uns nur kurze Zeit auf, denn ich wollte gern den Hauptsitz Caratal erreichen. Wir frühstückten nur dort, und zwar in dem Laden zweier Deutschen, die sich

daselbst auf dem untergrabenen Boden niedergelassen hatten, aber vorsichtiger Weise nicht selber Gold gruben. Es ist immer eine schwere und dabei gewagte und unsichere Arbeit, denn wie mancher Schacht wird selbst in den reichsten Stellen vergebens gegraben, während die Händler zwischen den Goldwäschern, von denen sie auch zugleich das Gold aufkaufen, nie fehlgehen und mit viel leichterer Mühe einen sichern und lohnenden Ertrag haben.

Und selbst hier oben in der venezolanischen Wildniß war ich den Deutschen dort ein alter Bekannter, und als sie im Gespräch meinen Namen hörten, weigerten sie sich auf das Entschiedenste, Geld von mir zu nehmen, ja luden mich sogar ein, so lange bei ihnen zu bleiben, wie es mir irgend gefalle. Natürlich konnte ich ihr freundliches Erbieten nicht annehmen, denn meine Bahn lag weiter, aber es that mir doch wohl, selbst hier, an der äußersten Grenze der Civilisation, Freunde zu finden.

Von Callao nach Caratal ist nur ein kurzer Weg, der über einen Hügel führt; hier aber, in jedenfalls eben so goldhaltigem Boden, wurde noch keine Spitzhacke eingeschlagen, und man scheint zuerst die kleinen Flats aufzusuchen, wo allerdings auch wohl das schwerste Gold liegt! Wie aber wird diese Gegend durchwühlt werden, wenn sich erst einmal die Einwanderung hierher gewandt! Und daß dies mit der Zeit geschehen muß, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Jetzt erreichten wir Caratal, jene zuerst entdeckte und so unendlich reiche Stelle, an der früher ein Wald von Carata-Palmen gestanden und den jetzt eine bunte Häusermasse deckt.

Caratal bedeutet eben einen Wald von Carata-Palmen, aber kein einziger dieser nützlichen Bäume ist stehen geblieben, da die Venezolaner (gerade so wie es die Ecuadorianer mit den Gummi-Elasticum-Bäumen machen) diese einfach umhauen, wenn sie sich der Blätter bemächtigen wollen. Sie haben ja dadurch weniger Mühe, als wenn sie hinaufklettern und die Blätter abhauen müssen. Daß dann der Baum selber verloren ist und ihnen im nächsten Jahr keine weitere Ernte geben kann — was kümmert sie das! Wer weiß, ob sie das

nächste Jahr noch leben, und für eine Nachkommenschaft klettert Keiner eine Palme hinauf!

Merkwürdig ist übrigens die Hast, mit der an dieser Stelle, wo das Städtchen Caratal steht, dasselbe aufgebaut wurde, ehe man den goldhaltigen Boden nur erst ausgearbeitet und ausgebeutet hatte. Aber man fand reiche Minen ringsumher, und als hier oben der Wald gelichtet wurde, errichtete man auch ohne Weiteres die Wohnungen und setzte dabei Laden neben Laden. Bald aber stellte sich heraus, daß man damit ein wenig zu voreilig gewesen.

Die Hauptstraßen in Caratal sind mit Quarzsteinen gepflastert, da man in dem lehmigen Boden bei dem geringsten Verkehr nicht mehr fortkonnte, sobald die ersten Regengüsse fielen. Aber jeder dieser Pflastersteine enthält Gold — in vielen ist es selbst mit bloßem Auge sichtbar — und das nicht allein: nach einem heftigen Regengusse werden kleine Stückchen Gold überall in den Straßen gefunden, und man kann dann besonders alle Kinder im ganzen Ort gebückt herumsuchen sehen, um sie aufzulesen.

Außerdem kommt es bis auf den heutigen Tag noch vor, daß wirklich bedeutende Stücke (so weiß ich von einem von 6 und einem selbst von 33 Pesos Werth) in den Hofräumen oder unter den Dachtraufen gefunden wurden, und sogar in der Erde, aus der die Wände zusammengeschlagen sind, haben sich dann und wann kleine Stückchen Gold gezeigt.

Der ganze Boden ist jedenfalls von Gold durchzogen, und selbst während ich in Caratal war, wurde an zwei verschiedenen Stellen die gepflasterte Straße noch von den Eigenthümern der dortigen Häuser unterwühlt, um die Quarzadern, die man dort wußte, heraus zu brechen und zu verarbeiten. In dem Hofe neben uns an, wo ein neues Haus gebaut werden sollte, schlug man ebenfalls einen Schacht ein, um den Boden vorher genau zu untersuchen.

Die eigentlichen Flats um Caratal her sind, wie man hier sagt, ausgearbeitet und sogar schon wieder mit Bäumen überwachsen, da man diese Minen im Jahr 1848 entdeckte. Was man aber hier ausgearbeitet nennt, heißt nur, man kann nicht mehr hinein, ohne verschüttet zu werden, man müßte

denn vorher die ganze obere Erde wegfahren. Der Boden dort ist aber so leichtsinnig bearbeitet und in der That nur der Rahm oben abgeschöpft worden, daß er sicher in gar nicht so langer Zeit auf's Neue in Angriff genommen wird und ohne Zweifel jede neue Arbeit zahlt.

In Caratal selber machte ich meine Hauptstation, und zwar in dem Geschäftshause eines Deutschen und Venezolaners. Der erstere war allerdings nicht hier, sondern in Bolivar; ich hatte ihn aber in Upata getroffen und er mich an sein Haus gewiesen, wo ich auch noch einen jungen Deutschen fand. Aber nicht allein dieser, sondern auch der Venezolaner, ein Señor Paez, nahmen mich auf das Herzlichste auf, und wenn es überhaupt möglich wäre, sich in einem Minenplatze heimisch zu fühlen, so hätten das die guten Menschen dort bei mir erreicht. Sie thaten wenigstens dazu ihr Aeußerstes.

Mein Entrée in Caratal machte übrigens einen sehr lebendigen Eindruck auf mich, denn die kleine Stadt schwärmte von Menschen, und das war ein Jubeln und Lärmen, ein Singen und Schreien überall, daß Einem wirklich die Ohren gellten; Callao war dagegen stumm und still gewesen. Ich erfuhr aber von meinem Führer, daß erstlich Sonntag sei (unterwegs verliert man stets die Zeitrechnung), und daß ferner eine vom Präsidenten von Guyana angeordnete „Musterung des ganzen Districts stattgefunden habe, um zu wissen, auf wie viel waffenfähige Mannschaft man rechnen könne, wenn der Staat von revolutionären Banden (wozu in diesem Falle die Caracas-Regierungspartei gerechnet wurde) angegriffen werden sollte. Dalla Costa, der Präsident, dachte nicht daran, seine Soldaten außer Landes zu schicken, oder gar selber Einfälle in die Nachbarprovinzen zu machen, denn dazu hatte er seinen eigenen Staat zu lieb, aber schon deshalb, und um nicht gezwungen zu werden, Theil an dem Revolutionskampf zu nehmen, wie sich auch die fremden Truppen vom Halse zu halten, rüstete er, oder bereitete sich wenigstens auf eine Rüstung vor.

Hier hatte sich auch recht deutlich der Unterschied zwischen Guyana und den übrigen, von der Falcon'schen Regierung mißhandelten Staaten gezeigt, denn dort mußten die Leute, die man zum Soldaten haben wollte, manchmal im wahren

Sinne des Worts eingefangen werden, und wer dem durch die Flucht entgehen konnte, that es gewiß. Hier dagegen stellte sich das junge Volk freiwillig und mit Lust. Als einige Zeit früher der Präsident eine ähnliche Ordre gegeben hatte, aber nur wollte, daß die Mannschaft an Ort und Stelle gemustert würde, um ihre Zahl zu erfahren, rückten sie augenblicklich aus, gegen Bolivar zu, und mußten zurückbeordert werden.

Bei der Musterung war es nun wohl sehr ruhig und ordentlich hergegangen, als die Sache aber vorüber war, zerstreuten sich die Leute natürlich in die benachbarten und überall vorhandenen Trinkstuben, und mit den Spirituosen im Kopf entstand bald unter den Negern eine ganz richtige Prügelei — aber da kam der Alcalde.

Die Straße herab schritt ein alter, sehr achtbar aussehender Neger, der einen ebensolchen gelben Stock in der Hand trug, und langte gerade zur rechten Zeit an, um Zeuge einer sehr interessanten Scene zu sein.

Sein Untergebener nämlich, der Polizeidiener des Ortes, hatte einen sehr robusten Neger — den Hauptanstifter des ganzen Skandals — verhaften und fortführen wollen, als sich dieser von ihm losriß und einen richtigen Boxerstoß mit solcher Gewalt gegen sein Gesicht führte, daß er ihm im Fall des Gelingens sicherlich die ganze Physiognomie verdorben hätte. Der Polizeidiener dachte aber gar nicht daran, einen solchen wuchtigen Stoß zu pariren, sondern bückte sich einfach und mit merkwürdiger Geschicklichkeit darunter durch, wonach er zum zweiten Mal anfassen wollte. Der Neger holte aber noch einmal, und zwar mit dem nämlichen Resultat aus, und gerade in diesem Moment, wie ein Deus ex machina, sprang der alte Alcalde dazwischen und hieb seinem Landsmann einen solchen Schlag über den Schädel, daß er jedem andern Christenmenschen — nur keinem Neger — die Hirnschale eingeschlagen hätte.

Domingo Leon, der Präfect, war aber eine zu geachtete und auch wohl gefürchtete Persönlichkeit in Caratal, um sich ihr thätlich zu widersetzen. Der schlagfertige Neger wußte auch wohl, daß er in einem solchen Fall augenblicklich die ganze schwarze Bevölkerung — also etwa zwei Drittheile der

Stadt — gegen sich gehabt hätte, und verließ sich jetzt auf seine Hacken. Im Nu war er um die nächste Ecke verschwunden und damit der ganze Streit dermaßen beendet, daß ein anderer Neger, der schon sein Hemd zum Kampf abgeworfen, dasselbe wieder anziehen mußte.

In Caratal waren verschiedene Deutsche, in den Minen arbeitete aber, so viel ich weiß, nur ein Einziger, und auch dieser nicht selber, sondern mit gemietheten Leuten, die für ihn den Quarz ausgruben und zerstampften, wobei er sich blos mit dem Amalgamiren und der Leitung des Ganzen beschäftigte. Diesen, einen Herrn Zeiler und früheren Photographen, suchte ich auf und fand ihn mit der größten Freude bereit, mir Alles in den Minen genau zu zeigen und zu erklären, und einen besseren Führer hätte ich mir in der Welt nicht wünschen können. Er war — was die Hauptsache bei allen solchen Unternehmungen ist — ein praktischer Mann und konnte mir deshalb, mit einer mehrjährigen Erfahrung an der Seite, auch jedenfalls die beste und zuverlässigste Auskunft geben, wie er mir ebenfalls, höchst liebenswürdig, seine ganze Zeit während meines kurzen Aufenthalts zur Verfügung stellte.

Schon am nächsten Morgen, nachdem ich mich an dem Tag erst soviel als möglich in Caratal selber umgesehen, ging ich deshalb mit ihm in seine eigene Mine, die den vielversprechenden Namen Potosi führte, hinauf, um dort die Arbeit selber, gleich vom ersten Beginn des Eingrabens an, bis zu ihrem vollständigen Schluß, dem geschmolzenen Gold, beobachten zu können.

Wir befanden uns auf dem ganzen, über eine halbe Stunde dauernden Weg in dem wirklichen und reichsten Golddistrict, und an wie wenig Stellen war trotzdem der Wald in Angriff genommen, und wie reich hatte er doch, wo es wirklich geschehen, die Arbeit gelohnt! Aber Wasser, Wasser! Das Wasser fehlt diesem Boden, das Hauptelement für alle derartigen Ausgrabungen, und das kann freilich nicht durch menschlichen Fleiß in genügender Menge herbeigeschafft werden.

Der Boden ist so reich an Gold, wie kaum ein anderer in der Welt, selbst Californien und Australien nicht aus-

genommen, aber wie ist das Gold von der Erde zu scheiden ohne Wasser? Nur durch die mühsamste Manipulation, und dann lohnen an vielen Stellen selbst die Minen von Venezuela nicht die darauf gewandte Arbeit.

Anders ist es mit dem Quarz, wo blos das Amalgam Wasser und dann noch in geringerer Quantität verlangt. Das läßt sich schaffen, und fast in allen Minenplätzen fängt man jetzt schon an, passende Stellen auszusuchen, um dort das in der Regenzeit niederströmende Wasser aufzufangen und dann eine Zeit lang, selbst in der Trockenheit, zu benutzen. Berge giebt es ja genug mit kleinen Thälern und Einschnitte ebenfalls in genügender Menge, und in einem wasserreichen Lande würden hier überall Bäche laufen. Das ist aber nicht der Fall. Nach einem Regenguß, ja, dann füllen sich alle diese Einschnitte und werfen auch eine gewaltige Wassermenge in das Thal hinab, so daß die kleinsten Flüsse selbst oft schon in einer Stunde unpassirbar sind. Kaum aber ist der Regen ein paar Stunden vorüber, so trocknen sie wieder aus, und am andern Morgen erkennt man nur noch an den hochangeschwemmten Blättern und kleinen Zweigen, daß sich hier eine Fluth ergossen.

Wir passirten an einem kleinen Flusse, dem einzigen, der wirklich Wasser hielt, eine Hacienda, die, wenn sie in Californien läge, schon um und um gewühlt wäre und, wie ich keinen Augenblick zweifle, auf dem reichsten Goldboden steht; aber kein Spatenstich scheint dort noch gethan, im Felde wächst kräftiges Zuckerrohr, und weiter oben weidet Vieh ganz friedlich auf einer gewiß außerordentlich goldhaltigen Flat.

Von diesem Flusse an, der nicht weit von Caratal vorbeiläuft, steigt man in die Berge hinein, und wir erreichten nach etwa einer guten halben Stunde den Minenplatz Potosi, den sich Herr Zeiler durch die von der Regierung ausgestellten Papiere gesichert hatte, und auf dem er jetzt ungestört und von Niemandem belästigt arbeiten kann.

Das ganze Potosi ist eigentlich nur ein enges, ziemlich steiles Thal, in dem aber eine Menge von sogenannten Filones oder Quarzadern zusammenlaufen. Die meisten von diesen

hat Zeiler auch schon aufgefunden und einige sogar tief in den Berg hinein verfolgt, seine Arbeit aber auch vortrefflich belohnt gesehen und so viel Gold gefunden, daß er seinen Compagnon auskaufen konnte, wonach er denn alleiniger Besitzer der ganzen, ziemlich beträchtlichen Strecke geblieben ist.

Am besten wird es übrigens sein, wenn ich den ganzen Proceß dieser „Goldarbeiten" hier gleich mit kurzen Worten beschreibe. Der Leser macht sich dann am leichtesten ein Bild davon.

Die eigentlichen Wäschereien sind schon zu oft geschildert worden und bleiben sich auch überall gleich, und deshalb haben wir es hier nur mit den Quarzgräbereien zu thun, denn der Quarz scheint in Venezuela reicher zu sein, als in irgend einem andern Theil der Welt, wobei das Gold außerdem noch feiner als selbst das californische ist, das 22 und ich glaube $^1/_8$ Karat hatte, während dieses voll 23 hält.

In Californien gab außerdem die Tonne Quarz (von 2000 Pfund) etwa 60—80 Dollars oder etwa 5 Unzen; man bearbeitete dort aber auch geringe Stellen bis zu 40, ja sogar 30 Dollars auf die Tonne herunter und fand seinen Gewinn dabei. In Venezuela aber haben die hier arbeitenden Amerikaner nach verschiedenen Versuchen erklärt, daß sie aus 125 Pfund Quarz schon 4—5 Unzen gewonnen.

Als die ersten Amerikaner hierher kamen, um die Minen zu untersuchen, bekümmerten sie sich gar nicht um die oft sehr reichhaltigen Quarzstücke, die ihnen von allen Seiten gebracht wurden, sondern sammelten vor allen Dingen eine bedeutende Quantität der Quarzstücke, die von den Minern bei Seite geworfen waren, weil sich mit bloßem Auge kein Gold daran erkennen ließ. Diese ergaben bei genauer Untersuchung 94 Dollars auf die Tonne von 2000 Pfund, und danach erst bildete sich eine Gesellschaft in Amerika, die mit einem sehr bedeutenden Capital eine große Stampfmaschine hier herüber schickte und, nachdem sie sich eine weite Bodenfläche von der Regierung gesichert, in diesem Augenblick noch die großartigsten Vorbereitungen zu gründlichen Arbeiten trifft; doch auf diese komme ich später zurück.

Die Oberfläche des gebirgigen oder hügeligen Landes hier

hat eine eigenthümliche Form und besteht eigentlich aus einer großen Masse kleiner, zu Thal sinkender Ausläufer (im Englischen spurs genannt), die sich gewöhnlich, ehe sie die untere Thalsohle erreichen, spalten. Ziemlich allgemein kann man dabei annehmen, daß auf all' diesen Rücken eine Quarzader hinläuft und nur wo sich dieselbe senkt oft noch 40 und mehr Ellen in den Boden hineinsinkt. Sie bilden dadurch ein förmliches Gerippe der Berge, das man sich recht gut nackt denken kann, während der durch Verwitterung und spätere Vegetation entstandene Erdboden nachher sich drum ansammelte und den Quarz nothwendig brauchte, um nicht von der Höhe in das Thal gewaschen zu werden.

Allerdings geschah das trotzdem im Lauf der Jahre, und deshalb sind auch die unteren Quarzschichten so hoch mit Erde bedeckt, während die oberen oft zu Tage liegen. Etwas hielt sich aber doch immer, und nur hier und da, an einigen besonders exponirten Stellen, liegt die Quarzader offen zu Tage und zeigt dann auch nicht selten, wie z. B. hier in Potosi, gleich oben dem bloßen Auge erkennbar — Gold.

So war dicht über der Wohnung Zeiler's ein solcher Hügel mit zu Tage liegendem Quarz, und als wir den Platz besuchten und ich die freiliegenden Steine an mehreren Stellen zerschlagen fand, sagte er mir, daß seine Arbeiter hier Sonntags oder in ihren Feierstunden heraufgingen, sich Quarz abschlügen und denselben als einen kleinen Nebenverdienst bearbeiteten. Er gestattete ihnen das auch gern, denn er hoffte, daß sich derselbe Quarz nach unten nur desto reicher zeigen solle; aber auch das beweist, wie viel Gold diese zu Tage liegenden Steine enthalten mußten, die von den Arbeitern doch gewiß nicht in Angriff genommen wären, wenn sie sich nicht bezahlt hätten.

Diese Quarzadern oder Filones, wie man sie in der Minensprache nennt, werden verfolgt und ausgegraben, sobald man nur hier und da in ihnen Gold entdecken kann. Die Steine zerschlägt man mit einem großen und schweren Hammer und brennt sie nachher auf einem Holzstoße, auf den erstlich eine Schicht Holz, dann Quarz und zuletzt wieder Holz kommt, aus, damit sie mürbe und leichter bröckelig werden.

Ist das geschehen, so kommen sie in das Haus oder einen dazu hergerichteten Schuppen, der hinreichenden Schutz gegen Sonne und Regen bietet. Dort sitzen dann die Arbeiter und haben einen großen, am liebsten etwas ausgehöhlten Stein vor sich, um den ein Strohseil liegt, damit der Quarz und mit ihm das Gold nicht zu weit umherspritzt, und jetzt werden die Steine untersucht.

Das ist das Zeitraubendste bei dem ganzen Geschäft, denn sowie die Arbeiter einen Stein zerklopft haben, begnügen sie sich gewöhnlich nicht damit, daß sie nur eine Spur Gold daran entdecken, nein, sie begucken ihn auch von allen Seiten und zeigen es besonders Einer dem Andern, wenn sie etwas reichhaltigere Stellen finden.

Solche Stücke, an denen nicht gleich Gold sichtbar ist, werden einfach zur Seite und von den gewöhnlichen Minern auch vollständig weggeworfen, denn sie halten wohl Gold, aber es würde mit der Handarbeit nicht lohnen. Nur das Sichtbare kommt zum Verbrauch und wird dann auf eine große Ochsenhaut geschüttet, um später im eisernen Mörser zu einem feinen Mehl gestoßen zu werden.

Herr Zeiler warf übrigens den jetzt nicht brauchbaren Quarz keineswegs fort, sondern schichtete ihn auf seinem Grundstück auf, denn er beabsichtigte, sich, sobald als irgend möglich, eine Stampfmaschine aufzustellen, und dann war Alles zu gebrauchen. Aus solchem Quarz gerade hatten die Amerikaner noch so reiches Gold gewonnen.

Sind nun die Quarzsteine von den Aussuchern so weit zerschlagen, daß sie etwa nußgroße Stücke bilden, so kommen sie in den Mörser, und diese Arbeit ist die härteste, weil eben monoton und rein mechanisch. Der Quarz muß vollständig zu Mehl zermalmt werden, oder das Quecksilber könnte sonst das noch mit Quarz verbundene Gold nicht fassen und halten, und nach diesem erst kommt die interessantere Arbeit des Amalgamirens, was aber noch in höchst primitiver Weise in einer hölzernen Pfanne und mit der Hand geschieht.

Man nimmt das Quarzmehl, zu dem ein Theil Quecksilber geschüttet wird, in die Pfanne, rührt die Mischung tüchtig mit den Händen um, während die Pfanne häufig ge-

schüttelt wird, damit sich das schwerere Metall zu Boden setzt, und wäscht dann den obern leichten Quarzsand so lange ab, bis die geringere schwere Masse zurückbleibt und nun leichter gerührt werden kann. Zu der Mischung kommt etwas Salz.

Wie viel aber bei dieser Behandlungsweise verloren geht — und man braucht nur einmal zuzusehen, um sich die Gewißheit zu verschaffen — beweist schon das, daß sich zahlreiche Menschen, sogenannte Recortadores, in den Minen herumtreiben, die weiter nichts thun, als den schon einmal ausgewaschenen Sand noch einmal durch zu arbeiten, und reiche Rechnung sollen sie dabei finden.

Hat man nun das Gold-Amalgam, das aber bis dahin noch genau wie Quecksilber aussieht, so wird es in ein festes Tuch gethan und durchgepreßt. Das reine Quecksilber drückt sich hindurch, das mit Gold gesättigte bleibt zurück und wird dann in einen kleinen Destillirkolben gethan. Dieser, auf ein starkes Feuer gesetzt, hat eine in ein danebenstehendes Gefäß mit Wasser geleitete Röhre, und völlig erhitzt treibt das Quecksilber in Dämpfen heraus und setzt sich dann, durch das Wasser wieder abgekühlt und in seine vorige Gestalt zurückgeführt, am Boden ab. Aber selbst dahin haben es die meisten Goldwäscher noch nicht einmal gebracht, sich zu der Höhe eines solchen Destillirkolbens zu versteigen. Das Quecksilber, das mit dem Golde vermischt ist, lassen sie einfach in einer offenen Pfanne verdampfen und verlieren es natürlich dadurch total.

Dieses also gewonnene Gold kaufen die Händler auf, und es bildet jetzt schon einen bedeutenden Ausfuhrartikel aus Venezuela. Der Preis wechselt in den Minen von 21—21½ Pesos die Unze, was etwa 22 Thaler preuß. Cour. ausmachen würde. Dabei versteht es sich übrigens von selbst, daß alles Waschgold einen höhern Preis hält, als das durch Amalgamiren gewonnene, besonders wenn es von den Eingeborenen ausgebrannt ist. Diese bewirken das nur höchst unvollkommen, und es bleibt dann noch immer ein Theil Quecksilber in dem Gold zurück.

Das ist der ungefähre Hergang der Quarzarbeiten, wie sie jetzt in den Minen betrieben werden. Denen steht übrigens

eine sehr große Veränderung bevor, da die neue amerikanische Compagnie eine ziemlich mächtige Dampf-Stampfmühle und einen ebenfalls durch Dampf getriebenen Amalgamir-Apparat aufstellen will. Nur durch die schlechten und ungenügenden Communicationsmittel war sie bis dahin verhindert, die einzelnen, besonders schweren Theile in die Berge hinauf zu schaffen. Eine kleinere Maschine, von einer venezolanischen Gesellschaft dorthin gebracht, aber nicht kräftig genug, den harten Quarz zu zermalmen, ohne selber Schaden dabei zu leiden, wird jetzt vor der Hand, im Einverständniß mit der früheren Compagnie, von dieser hergestellt und verbessert, und man hofft schon im Juli die Versuchsarbeiten damit beginnen zu können.

Diese müssen aber fast gut ausfallen, denn der Reichthum jener Quarzadern ist bekannt, und man erspart bei dem Zermalmen der Stücke eine Menge Arbeit, indem man weder den Quarz brennt, noch die nachher auseinander geschlagenen Stücke untersucht. Es wird Alles zermalmt, wie es vorkommt — Alles gewaschen und durch die Maschine amalgamirt, und ich zweifle keinen Augenblick, daß sich die ausgelegten, sehr bedeutenden Kosten mit überreichen Zinsen wieder lohnen werden.

Volles Vertrauen hat man auch zu jenem dort gefundenen Quarz, weil er besonders viel blaue Adern zeigt, und vorzugsweise in diesen findet sich das meiste Gold, obgleich es auch in völlig weißem Quarz vorkommt. Diese blauen Adern sind aber merkwürdiger Weise weiter nichts, als mit dem Quarz zusammengeschmolzener schwarzer Eisensand, fast wie Eisenfeilspähne, der sich auch überall im Boden, in allen Bächen und Flüssen, ja selbst am Orinoco in reichem Maße findet. Bei dem körnigen und kleinen Blattgold, das durch Waschen aus lehmiger Erde und von den unteren Felsen gewonnen wird, hier greda genannt, findet sich stets zuletzt dieser schwarze Sand, der seiner Schwere wegen mit dem Gold in der Pfanne bleibt. Es ist fast unmöglich, ihn durch Ausschwenken von den ganz feinen Goldkörnern zu scheiden, ohne auch einen Theil des werthvollen Metalls mit über Bord zu schwenken.

Hier kann ich gleich noch ein paar Kunstausdrücke der

Miner erwähnen, die dem Leser sonst unverständlich bleiben, wenn er sie irgendwo anders findet.

Cascajogold heißt das, was zuweilen in einer äußern, wie versteinerten Erdrinde, die den Quarz umgiebt und leicht zu zerstoßen ist, gefunden wird, und besonders in „Chile" hat sich dieses Cascajo an einigen Stellen sehr reich gezeigt.

Flor wird das Gold genannt, das sich ganz oben in der Oberfläche der Erde, aber doch nicht so häufig, findet.

37.

Die Goldminen.

(Fortsetzung.)

Zu bewundern ist, daß diese goldhaltigen Districte noch im Verhältniß so wenig bearbeitet werden, denn wenn man annimmt, daß die Minen schon seit dem Jahre 1848 entdeckt sind, so ist die jetzige Goldwäscher-Bevölkerung eine sehr geringe. Die Ursache ist eine doppelte.

Zuerst tauchte das Gerücht über in Venezuela neu entdeckte reiche Minen im Jahre 1849 oder gar 1850 auf, wo man aller Orten und Enden Gold entdeckt haben wollte. Die Arbeiter aber, die nach den verschiedenen anderen neuen Minenplätzen strömten, fanden sich meist getäuscht, und es ist natürlich, daß sie sich nachher nicht gern noch einmal nach den so entlegenen und eigentlich aus dem Bereich jeder Verbindung liegenden venezolanischen Districten wollten locken lassen.

Die zweite Ursache ist der Ruf, den diese Berge als sehr ungesundes Terrain besitzen, aber nur zum Theil mit Recht. Es ist allerdings ein tropisches Klima, und dem Nordländer kann in solchen heißen Ländern die schwere Erdarbeit nicht sehr gut bekommen. Außerdem liegt in der Art, wie die Arbeit betrieben wurde, schon der Keim zu vielen Krankheiten, selbst ohne die Hitze, denn besonders in der Regenzeit mühten sich

die Leute den Tag über in Schweiß und Nässe, und lagen dann des Nachts in offenen Hütten, vielleicht auf dem feuchten Boden, während fortwährend eine Masse aufgewühlter Erde ihre Miasmen umhersandte.

Die Gegend selber dort ist gar nicht ungesund, nur im November und December sollen Fieber auftreten, und die einzelnen dort lebenden Leute, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, leiden sehr wenig von Krankheiten, in keinem Falle mehr als in anderen tropischen Ländern, wo sie von Wald umgeben leben. Aber selbst bei den Minenarbeiten läßt sich durch Vorsicht und etwas Fleiß viel gegen mögliche Krankheiten thun, und die jetzt dort arbeitenden Amerikaner zeigen den Leuten wenigstens, was darin gethan werden kann, obgleich man kaum hoffen darf, daß die Venezolaner ihr Beispiel nachahmen. Sie haben nämlich, wo ihre Häuser stehen, den Wald vollkommen gelichtet, um nicht allein der Sonne, sondern auch dem Luftzug freien Zutritt zu gestatten; sie haben gute und regendichte Blockhäuser gebaut und überdachen jeden Schacht, in dem gearbeitet wird, mit Caratablättern, um von ihren Leuten Sonne und Regen abzuhalten. Allerdings ist die Zeit, in der sie sich in diesen Wäldern befinden, noch keine sehr große, aber bis jetzt haben sie wenigstens die Genugthuung gehabt, daß noch keine ernstlichen Krankheiten unter ihnen vorgekommen sind, und ihr kleines Hospital wird nur von solchen der Eingeborenen benutzt, die sich einmal eine kurze Zeit bei guter Kost ausruhen wollen. — Der nächste November muß freilich erst zeigen, ob sie auch die schlimmeren Tage gut überstehen.

Eine andere Ursache, die Arbeiter wohl abgehalten haben kann, die venezolanischen Minen zu besuchen, ist die Schwierigkeit, dorthin zu gelangen, und die Kostspieligkeit der langen Reise. Früher wurde besonders von Bremen aus ein sehr lebhafter Handel mit dem Orinoco durch Segelschiffe betrieben. Dieser hat aber in letzter Zeit sehr abgenommen, denn die ewigen Revolutionen haben das Land, wenn auch nicht ruinirt, doch so heruntergebracht, daß es, im Besitz aller nur erdenklichen Hülfsmittel doch nicht Producte genug liefert, um Fahrzeuge zu befrachten. So lag, während ich in Bolivar war,

ein amerikanisches Schiff dort, das einzige im ganzen Hafen, das, wie mir gesagt wurde, mit halber Ladung in See gehen mußte, weil es nicht mehr Fracht bekommen konnte. Die Dampferverbindung mit Trinidad und dem Norden der Republik fällt aber nur einmal im Monat und war jetzt sogar ganz in Frage gestellt, weil der Eigenthümer dieses Privatunternehmens bedeutende Subsidien verlangte, um die sonst nicht sehr einträgliche Reise bezahlt zu bekommen.

Trinidad steht allerdings durch französische und englische Dampfer mit der ganzen Welt in steter Verbindung, aber die Reise ist theuer, und wenn selbst die Reisenden Puerto de las Tablas am Orinoco erreicht haben, so liegt immer noch eine viertägige Landreise zwischen ihnen und den Minen, die besonders mit Gepäck nicht unbedeutende Kosten verursacht.

Aber die Minen sind so reich, daß sie sich trotzdem mit Goldwäschern füllen werden, sobald nur erst einmal die Erfolge der Amerikaner bekannt werden, auf die man, selbst in Venezuela, mit Spannung wartet. Und welches ungeheure Terrain bietet sich dabei einer solchen Arbeit, ein Terrain, das bis jetzt kaum erst berührt worden und sich, wahrscheinlich noch Hunderte von Leguas diesem Gebirgszuge nach Südosten folgend, in die Wildniß hineinzieht und wohl erst in Britisch-Guyana sein Ende erreicht! Hier in Venezuela finden freilich ganz andere Verhältnisse statt als in Californien, ja selbst Australien, wo, als nur erst einmal der Thatbestand festgestellt war, daß Gold in den Bergen liege, Hunderte von Menschen sich nach allen Richtungen hin zerstreuten und bald da, bald dort, oft sogar in sehr großen Entfernungen andere reiche Stellen entdeckten. Hier in diesen Wäldern und Bergen ist das unmöglich, denn schon der einzelne Mann findet es schwer, in die Dickichte einzudringen, und muß sich dazu oft mit dem Messer oder der Macheta Bahn hauen; aber er wäre gar nicht im Stande, auf Wochen und Monate hin Provisionen genug mitzuschleppen, und selbst Trinkwasser trifft er nur an wenigen Stellen.

Das sogenannte Prospecting, wie es in jenen Minen genannt wird, verbietet sich also hier von selbst, und ein Vordringen in die Wildniß kann in Venezuela nur langsam und

von einem festen Punkt aus, der die Existenz der Miner sichert, vorgenommen werden. Sie müssen einen Ort in der Nähe haben, von dem sie Lebensmittel erhalten können, und mit diesem durch eine Straße in Verbindung bleiben, und so werden sich auch diese Minen, langsam freilich, aber sicher, in die Wildniß hineinbohren, denn ihre Schätze können kaum in einem Jahrhundert erschöpft werden.

Bis jetzt sind, wie gesagt, erst nur sehr wenig Stellen in Angriff genommen, und diese liegen so dicht beieinander, daß man sie sämmtlich in einem einzigen Tag besuchen kann. Zuerst, als Mittelpunkt kann Caratal gelten, wo Waschgold gefunden wurde, dann aber auch der Quarz sich an manchen Stellen außerordentlich reich erwies.

Callao, wie schon erwähnt, hat ebenfalls außerordentlich reiche Minen in Quarz und Waschgold.

Chile, etwa eine Legua von Caratal entfernt und in den Bergen, ist bis jetzt nur seines überreichen Quarzes wegen ausgebeutet worden.

Potosi zeigte bis jetzt nur Quarz, besitzt aber auch jedenfalls Waschgold.

Iguana nur Waschgold, aber in besonders großen Stücken.

Panama Quarz- und Waschgold.

Peru ebenso.

Corina nur Quarz.

Tigre als letzter Platz desgleichen. Tigre besonders zeichnete sich aber vor den übrigen nicht allein durch die schwierige Bearbeitung des Bodens, sondern auch durch den Goldreichthum seines Quarzes aus, denn man fand dort in der That Stücke, die weniger Quarz mit Gold, als umgekehrt Gold mit Quarz zu sein schienen. Zu bewundern ist nur, daß die Arbeiter sich nicht durch fast unüberwindbare Hindernisse abschrecken ließen, sondern diese wirklich in Angriff nahmen, bis sie auf den gesuchten Quarz trafen.

Zuerst mußten sie 36—40 Varas (die Vara zu 3 Fuß) durch den Boden graben, und dann trafen sie plötzlich auf eine solide Porphyrschicht, die Einzelne vollkommen abschreckte, weil sie sich nicht denken konnten, daß unter diesem Gestein

noch Gold liege. Andere aber ließen nicht nach und hatten in den ersten Stellen durch 20 Fuß — und später noch durch eine weit dickere Schicht — dieses harten Steines zu brechen, bis sie wieder weichen Boden erreichten. Dort aber fanden sie selbst diese schwere und kostspielige Arbeit reich belohnt, denn unter dem Porphyr lag der reiche Quarz, der ganz unglaubliche Resultate lieferte.

Und trotzdem sind gerade diese Minen noch lange nicht ausgearbeitet, ja, meist wieder verlassen, als bald danach das ebenfalls ungeheuer reiche Callao entdeckt wurde, wo man das Gold mit viel weniger Arbeit erreichen und gewinnen konnte. Aber sie blieben nur liegen, um später jedenfalls wieder in Angriff genommen zu werden, denn man hofft noch bedeutende Schätze in jenem District zu finden.

Und trotzdem findet hier in diesen Minen etwas Statt, das in Californien nach der ersten Entdeckung des Goldes kaum möglich gewesen wäre, nämlich zu einem mäßigen Preise (er steht jetzt etwa auf 2 Pesos oder eine Kleinigkeit mehr als 2 preußische Thaler) Arbeiter zu bekommen, um Minenplätze in Angriff zu nehmen. Es gab damals derartige Tagelöhner in Californien, aber um 8 Dollars pro Tag waren sie nicht zu bekommen, und anscheinend sollte das gegen den Reichthum der hiesigen Minen sprechen. In Californien wurde aber damals nur allein nach Waschgold gesucht, und da man das Gold stets oder doch fast immer in 8 bis 12 Fuß — selten tiefer — unter der Erde fand und außerdem überall genügend Wasser hatte, so blieb selbst den einzelnen Goldwäschern immer die Hoffnung, einen reichen Ertrag mit verhältnißmäßig weniger Arbeit für sich selber zu erzielen. Außerdem ist der amerikanische Charakter auch viel unabhängiger und verläßt sich lieber auf sich selbst als auf Andere.

Hier herrschen von jenen ganz verschiedene Verhältnisse. Der Venezolaner will sich für den Tag, an dem er gerade lebt, gedeckt sehen, aber nicht große Arbeiten mit ungewissem Erfolg beginnen, die ihn nachher mit einem Gewinn im Stiche lassen. So zuverlässig sind Minenarbeiten ja überhaupt nicht, und mancher tiefe Schacht wurde auch in Venezuela gegraben — besonders da, wo man nach Waschgold

suchte — ohne irgend welches Gold zu liefern, so daß die Arbeit umsonst verrichtet war.

Außerdem sind die Schwierigkeiten für den einzelnen und unbemittelten Arbeiter hier weit größer, als sie in Californien waren. Für das Auswaschen des Alluvialgoldes fehlt, wie schon erwähnt, an den meisten Stellen das Wasser, und die Bearbeitung des Quarzes, wenn man nicht gerade auf sehr reiche Stellen trifft, ist eine sehr schwierige und erfordert daneben nicht unbedeutende Auslagen. Da muß ein großer schwerer eiserner Mörser angeschafft werden, dessen Transport in die Minen allein schon theuer ist; da muß der Miner Quecksilber kaufen und einen Ausbrennkolben, wenn er nicht viel daran verlieren will, und das Leben ist ebenfalls theuer genug, der Erfolg aber keineswegs gesichert.

Einem deutschen Arbeiter, frisch aus der alten Heimath fort, möchte ich deshalb auch kaum rathen, in den dortigen Minen sein Glück zu suchen. Er ist das Klima nicht gewöhnt und eben so wenig die Kost, mit der sich die dortigen Eingeborenen begnügen — und oft begnügen müssen; er kann vielleicht mehr hier verdienen als anderswo, wenigstens in kürzerer Zeit, aber er riskirt auch seine Gesundheit und setzt sich ungewohnten und großen Strapazen aus. Aber ein Feld sind diese Minen jedenfalls für Speculanten, die im Stande wären, ein Capital hinein zu werfen, und die jetzt darin beschäftigten Amerikaner werden die Bahn dazu öffnen. Wo der dort so reiche Quarz in richtiger Weise und mit Maschinen in Angriff genommen wird, muß er ein günstiges Resultat liefern, und ich möchte deshalb die Aufmerksamkeit auch deutscher Capitalisten dahin gelenkt haben.

Natürlich besuchte ich die kleine amerikanische Colonie selber, da ich noch dazu mit zweien ihrer Ingenieure bekannt geworden war, mit denen ich von St. Thomas nach Laguayra überfuhr und mit ihnen zusammen siebzehn Tage in Quarantaine lag.

Die Leitung der ganzen Angelegenheiten dort liegt in den Händen eines Doctor Stevens, eines sehr tüchtigen Geologen und sonst ausgezeichneten Mannes, der auch noch außerdem Arzt ist. Ihm sind die besten Kräfte beigegeben, und mit bedeutenden, ihm zu Gebote stehenden Mitteln und dem ächt

praktischen amerikanischen Sinn ist auf dem dortigen, der amerikanischen Compagnie jetzt gehörenden Terrain in der kurzen Zeit schon fast Unglaubliches geleistet.

Zuerst hatte man den Platz, wohin die Wohnungen verlegt wurden, gelichtet und der Sonne und dem Luftzuge geöffnet, gute Blockhäuser wurden gebaut und reichlich Provisionen eingelegt, um selbst in der Regenzeit und bei unpassirbaren Wegen nicht in Verlegenheit zu kommen. Dann aber, während die Ingenieure emsig daran gingen, die alte, hier schon vorhandene Maschine in Stand und so rasch als möglich in Thätigkeit zu setzen, wurden eine Masse von Leuten engagirt (die Compagnie beschäftigt in diesem Augenblick, Alles gerechnet, etwa hundert Menschen), die an verschiedenen Orten zugleich aufgefundene Quarzadern bloßlegten und Material zu den bald in Gang befindlichen Maschinen bereit machten. An dreizehn Stellen geschah das, an elfen wurde noch gearbeitet während ich dort war, und zwar theils in Schächten, theils in Stolln, theils auch an der Oberfläche, wo es schon genügte, den fast zu Tage liegenden Quarz von der noch daran haftenden Erde zu befreien, obgleich auch diese manchmal goldhaltig ist. Mit solcher Erde konnte man sich aber nicht aufhalten und mußte das auf die Zeit hinausschieben, wo die einsetzende Regenzeit hinlänglich Wasser lieferte, um die sogenannten rockers und long toms für Waschgold zu probiren.

Aber dabei allein bleiben sie nicht stehen. Die Preise sämmtlicher Lebensmittel und Bedürfnisse waren hier zu einer solchen Höhe hinaufgeschraubt, daß man Alles hätte, trotz der bedeutenden Transportkosten, billiger von den Vereinigten Staaten beziehen können. Es galt also, sich vor allen Dingen unabhängig von den hiesigen Händlern zu stellen, und dazu besaßen sie nicht allein die Mittel, sondern auch die nöthigen praktischen Kenntnisse.

Eine kleine Farm oder Canuco, wie es hier genannt wird, hatten sie schon gekauft, worauf sie jetzt eifrig daran gingen, Mais, süße Kartoffeln, Yuka und andere passende Lebensbedürfnisse zu ziehen. Unten am Juruaryflusse wurde ein anderer großer Platz gelichtet und eine Backsteinbrennerei in Angriff genommen, wozu sich dort vortrefflicher Lehm fand. Aber das gefällte

Holz rollte man nicht auf Haufen und verbrannte es, um es aus dem Weg zu haben, wie es die gedankenlosen Venezolaner machen, sondern man schlug und spaltete es gleich an Ort und Stelle zu Klafterholz, und setzte es solcher Art auf, daß es zugleich eine Einfriedigung um das Ganze und die einzelnen Abtheilungen der Felder bildete. — Meiler zum Kohlenbrennen wurden ebenfalls aufgestellt, während auch schon eine Sägemühle im Bau begriffen ist, um allen Bedürfnissen zu genügen.

Die Venezolaner sehen das staunend an und stehlen vor der Hand das ihnen bequem liegende Klafterholz, um sich selber Arbeit zu sparen. Aber sie werden jedenfalls von den praktischen Amerikanern viel Nützliches lernen — besonders Bedürfnisse zu einem behaglicheren und mehr gesicherten Leben, und das allein schon wird und muß einen großen und wohlthätigen Einfluß auf sie ausüben.

Sobald nun die erste Maschine aufgestellt ist, denn zu der von Amerika mitgebrachten müssen noch verschiedene große Stücke von Puerto de las Tablas hinaufgeschafft werden, sollen die eigentlichen Probearbeiten beginnen, bei denen man zunächst das dem Anschein nach am wenigsten versprechende Quarzgestein benutzen wird. Dann zeigt sich augenblicklich, wie viel — selbst im ungünstigen Falle — die Maschine lohnt, und erst mit den geprüften Erfolgen will die Gesellschaft vor das Publikum treten, um wahrscheinlich Actien auszugeben.

Nachdem ich mir die Minen um Caratal genügend angesehen und einen vollkommen klaren Begriff über die Arbeiten gewonnen, machte ich mich am fünften Tage wieder auf die Heimreise und durfte da in der That nicht länger zögern. Die Regen hatten begonnen, und besonders zwei Nächte hintereinander hatte es dermaßen vom Himmel niedergeschüttet, daß ich eine Verzögerung fürchten mußte, wenn ich mich länger hier oben aufhielt. Diese aber konnte insofern verhängnißvoll werden, daß ich dadurch den nur einmal monatlich gehenden Dampfer versäumte und nachher noch vier Wochen länger in Venezuela zurückgehalten wäre.

Fast that es mir leid, aus den Minen zu scheiden, so herzlich war ich dort nicht allein von allen Deutschen, nein selbst von den verschiedenen Venezolanern aufgenommen, aber es konnte nichts helfen. Mein Glück wollte ich außerdem nicht

selber in den Goldbergen versuchen, denn seit Californien habe ich das Goldwaschen verschworen, und ich suchte deshalb Caratal wieder auf, um von dem Präfecten ein Maulthier zu erhalten und meine Reise beenden zu können.

In Caratal hatte ich am nächsten Morgen, nachdem es die Nacht wie mit Mulden niedergeschüttet, den interessanten Anblick der Goldsucher in den Straßen. Kinder und Erwachsene schlichen gebückt darin umher, und eine Anzahl gefundener kleiner Stücke, von denen ich selbst noch einige besitze, wurden zum Einwechseln in den Laden gebracht, in dem ich mich befand. Ich selber fand eins und wusch auch noch etwas Sand von der Straße aus, in dem ich allerdings keine Stücke, aber eine Menge feines Gold fand.

An dem Morgen hatte ich auch noch Zeit, mir die Bevölkerung von Caratal ein wenig genauer anzusehen, und gemischt ist sie genug, das kann man nicht leugnen. Besonders auffallend sind dabei eine große Anzahl von Franzosen, die aber gerade nicht zu dem Glanzpunkt der Arbeiter gehören. Allerdings giebt es auch unter ihnen viele brave, rechtliche Leute, aber es hat sich eine Anzahl von Cayenne-Flüchtlingen zwischen sie gemischt, die ihnen so wenig wie den übrigen Ansiedlern angenehm und vortheilhaft sein kann.

Man weiß, daß schon seit langer Zeit in Cayenne selber keine politischen „Verbrecher" mehr internirt werden, was also von daher kommt, hat Anderes verübt, und wenn die Herren auch romantische Erzählungen erfinden, um ihre Verurtheilung an eine so verdächtige Stelle zu entschuldigen (so wollte der eine seine Frau erschossen haben, die er auf einer Untreue ertappt), so sieht man den meisten doch ihre frühere Lebensbahn an der Stirn an.

Einige von diesen waren vor noch nicht so langer Zeit in Bolivar verhaftet worden, und zwar weil sie in sehr starkem Verdacht standen, sich an einem Einbruch und Raub betheiligt zu haben. Merkwürdiger Weise nahm aber gerade der französische Consul ihre Partei — worüber damals viel gesprochen wurde — und sie wurden, da thatsächliche Beweise fehlten, wieder auf freien Fuß gesetzt. Jetzt treiben sie sich hier in den Minen herum. Wie aber Fortuna bekanntermaßen blind

ist, haben einige von ihnen gerade die reichsten Stellen getroffen und ein Vermögen erworben, das sie jetzt wieder so rasch als möglich durchzubringen suchten — wunderliche Welt!

Deutsche giebt es hier ebenfalls in Caratal, und sie gehören zu den geachtetsten Bewohnern der Stadt, deren eigentlichen Kern zwar eine Anzahl Weiße, doch in der Mehrzahl Neger bilden. Diese letzteren sind hier auch ganz fleißige Arbeiter, betreiben den Goldgewinn aber natürlich in der primitivsten und rohesten Weise, so daß man recht gut annehmen kann, sie verschleudern beim Auswaschen und Amalgamiren eben so viel, als sie erbeuten. Was sie aber gewinnen, ist vollständig ausreichend zu ihrem Leben, denn es giebt kaum ein genügsameres Volk als die Venezolaner. Ein Stück gesalzenes Fleisch und Casavebrod aus Yuka gemacht, mit etwas Papelon — dem rohen braunen Zucker — scheint Alles zu sein, was sie verlangen, und dabei bleibt ihnen denn immer noch Geld genug zu einer gelegentlichen Flasche Aguardiente oder einem neuen Kleid für die Señora. Jeder von ihnen hat natürlich seine Hängematte, in der er in der Hütte schläft, und weiteres Meublement wird nicht verlangt. Wozu auch, es verstellte nur den überdies beschränkten Raum. Aber der eiserne Mörser und ein paar hölzerne Pfannen, ebenso wie Spitzhacke, Spaten und ein großer Hammer dürfen nicht fehlen, und damit ist er auch als Miner vollkommen genügend ausgerüstet.

Die kleine Stadt Caratal bietet übrigens einen ganz eigenthümlichen Anblick und gleicht auch in keiner Hinsicht irgend einer der anderen Minenstädte, die ich je besucht. Die Häuser sind niedrig, aus Lehm gebaut und alle mit den vergilbten Blättern der Caratapalme gedeckt; die Straßen gerade ausgelegt, in regelmäßigen Cuadras und verhältnißmäßig ziemlich breit, zum Theil auch — wie schon vorher erwähnt — mit Quarzsteinen gepflastert. Läden giebt es natürlich in Masse, und selbst Luxusartikel und Quincailleriewaaren haben ihren Weg hierher gefunden, da auch manche Familien heraufgezogen sind. Das Nöthige aber — Handwerkszeug, Lebensmittel und zum Hausstand gehörige Dinge mit Spirituosen bilden noch die Hauptbestandtheile der Waaren und werden zu nicht über-

mäßigen Preisen bezahlt. Die Fracht hierher ist ziemlich theuer, und der Centner wird sich, von Puerto de las Tablas bis Caratal allein — eine Entfernung von 46 Leguas — auf etwa 10 bis 12½ Pesos stellen — bei Eisenwaaren und anderen schweren Dingen schon immer ein Gegenstand, da auch noch die Fracht von Bolivar hinzukommt. Im Ganzen ist es aber doch viel billiger hier, als es anfangs in den californischen und australischen Minen war, denn erstlich ist die Concurrenz außerordentlich, und der Venezolaner außerdem kein richtiger Speculant.

Die Transporte werden bis jetzt nur noch einfach auf Eseln oder Maulthieren bewirkt. Bis Upata, von Puerto de las Tablas aus, ist aber jetzt ein abgekürzter Karrenweg fahrbar gemacht, und man spricht überhaupt davon, in nächster Zeit ganz ernstlich eine hier allerdings sehr nöthige Wegeverbesserung vorzunehmen. Es hält aber immer schwer, die Südamerikaner zu so etwas zu bringen. Die amerikanische Gesellschaft wird jedoch schon drängen und im schlimmsten Fall die Sache selber in die Hand nehmen. Vierrädrige Karren haben die Amerikaner auch schon mitgebracht, und wie mir Doctor Stevens selber sagte, beabsichtigen sie über die kleineren Flüsse Brücken zu schlagen, wie auf dem größeren Juruary eine ordentliche Fähre herzustellen.

Brücken existirten aber jetzt leider noch nicht, und als ich auf dem Rückweg wieder an den sonst ganz unbedeutenden Cunury kam, war er durch Regen in den Gebirgen dermaßen angeschwollen, daß wir sowohl als unsere Thiere hindurchschwimmen mußten.

Um das Gepäck trocken hinüber zu schaffen, bedient man sich eines sehr einfachen Mittels. Die Seile, die ein jeder Reiter bei sich haben muß, um sein Thier Nachts anzubinden und ihm weiten Raum zu seiner Weide zu geben, werden an den überhangenden Aesten von Baum zu Baum über den schmalen Strom gespannt, dann bindet man, was man hat, in kleine Bündel fest zusammen und zieht es so über den Strom hinüber. Diese Art, einen Fluß zu kreuzen, ist allerdings sehr zeitraubend, aber sie erfüllt vollkommen ihren Zweck.

Den dritten Tag langte ich, allerdings ziemlich ermüdet,

in Upata an und wurde von Herrn Meinhard wieder auf das Herzlichste empfangen. Ja, er gab sogar nicht nach und ich mußte, da mir diesmal wirklich noch Zeit blieb, einen Rasttag bei ihm machen. Ich werde ihm wie seiner liebenswürdigen Frau, einer Venezolanerin, die aber vollkommen gut Deutsch spricht und auch fünf Jahre in Deutschland zugebracht hat, nie die freundliche Aufnahme vergessen.

Hier sollte ich noch Zeuge einer ganz merkwürdigen und dem Lande eigenthümlichen Krankheit wie deren Heilung sein, und ich muß gestehen, daß ich etwas Aehnliches bis dahin gar nicht für möglich gehalten, wenn ich auch oft schon davon gehört hatte.

Schon auf der Barke „Tamaupilas" war ich, wie vorher erwähnt, mit einem amerikanischen Ingenieur zusammengetroffen, dessen Ziel hier in den Minen lag. Wir hatten uns aber, nachdem wir mitsammen die lange Zeit in Quarantaine gelegen und dann noch den Ritt nach Caracas gemeinschaftlich gemacht, getrennt. Mr. Washburn, der Amerikaner, war nach Laguayra zurückgekehrt, um von dort ab per Dampfer nach Bolivar zu gehen, während ich durch das Land gen Süden wanderte und später ebenfalls die Minen besuchte. Dort trafen wir uns wieder, und der Amerikaner war so gesund wie ich selber. Noch hatte ihm kein Finger weh gethan. Uebrigens war er eben im Begriff, nach Puerto de las Tablas zu reiten und sich von dort nach Bolivar einzuschiffen, um aus den dort lagernden Maschinentheilen die zu bestimmen und auszusuchen, die hier bald und nothwendig gebraucht wurden. — Ich blieb noch zwei Tage länger in den Minen, und wir nahmen, als er in den Sattel stieg, Abschied von einander.

In Upata fand ich den armen Teufel aber schwer krank im Bett. Ein furchtbares Fieber hatte ihn erfaßt, und ein paar Aerzte waren um ihn beschäftigt, aber trotzdem nicht im Stande, ihm Linderung zu bringen.

An dem Tag, an dem ich in Upata blieb, wurde es immer schlimmer mit ihm, und Señora Meinhard ward endlich gebeten, ihn einmal anzusehen. Allen Respect vor den Damen in Venezuela, denn sie verstehen fast alle die Kräuterkunde ihres darin so reichen Landes aus dem Grunde, wie ebenfalls die

Behandlung der dort vorkommenden Krankheiten. — Señora Meinhard war überdies eine der am besten mit der Sache Vertrauten und schien rasch genug über die Krankheit im Klaren.

„Curir' ihn auf „bicho", sagte sie zu ihrem Mann, als sie kaum fünf Minuten bei dem Leidenden gewesen war — „es ist nichts weiter."

Bicho heißt nun eigentlich im Spanischen ein „kleines Thier", aber auch diese Krankheit wird hier so genannt, von der aber die Leute, trotz dem Namen, nur behaupten, daß es eine einfache — freilich lebensgefährliche Entzündung des Afters wäre. Sonderbarer Weise sind aber in den Goldminen und Bergen von Neu-Granada ganz ähnliche Fälle vorgekommen, die auf genau dieselbe Weise curirt werden, denn es giebt überhaupt nur ein Mittel dagegen, und dort behauptet man gerade, daß die Krankheit von Infusorien herrühre, die man bekomme, wenn man sich in den bergigen Waldungen auf Steine setze. In beiden Ländern ist aber die Behandlungsart die nämliche und gleich einfach und wirksam: ein ausgeschältes Stück Citrone wird nämlich in den kranken Theil geschoben, wobei der Patient oft vor wüthenden Schmerzen laut aufschreit. Aber fast stets ist die Krankheit dadurch nicht allein gebrochen, sondern der Patient auch fast eben so rasch vollständig geheilt — und hier hatte ich davon ein wirklich merkwürdiges Beispiel.

Der Amerikaner ließ Alles mit sich geschehen; ich hörte ihn allerdings vor Schmerzen stöhnen und die Nacht war er sehr unruhig, am nächsten Morgen aber, wo ich sehr früh aufbrach, um im Hafen den schon erwarteten Dampfer noch zu erreichen, fühlte er sich etwas erleichtert und das Fieber schien gewichen zu sein.

Im Hafen mußte ich allerdings zwei Tage liegen bleiben, denn der Dampfer hatte sich verspätet, war aber zum Aeußersten erstaunt, als ich am zweiten Morgen noch vor Tag den todkrank geglaubten Washburn mit seinem Begleiter und Krankenpfleger, einem wackern Amerikaner, der wie ein Bruder für ihn gesorgt, anreiten sah. Er war so vollständig geheilt, daß er die Strecke von reichlich 14 Leguas in einem Strich hatte

zurücklegen können, und verdankte allein der Señora Meinhard sein Leben.

Der Ritt von Upata nach Puerto de las Tablas bot nichts Bemerkenswerthes weiter; nur einer Eigenthümlichkeit der dort wachsenden Chaparro-Bäume möchte ich erwähnen, die mir schon von verschiedenen Seiten genannt war, die ich aber nicht hatte glauben wollen, bis sie mir auch mein jetziger Führer bestätigte. Wir trafen nämlich Arrieros, die ihre Hängematten zwischen einigen dieser wunderlich knorrigen Bäume aufgehangen hatten, und mein Führer (selber ein Arriero oder Maulthiertreiber) versicherte mir nun, daß dieser Baum eine ihnen ganz unerklärliche Eigenschaft besitze, nämlich die: nur gegen Morgen zu brechen.

Wenn man sich Abends seine Hängematte befestige, starke Aeste dazu aussuche und sie auch vorher, durch Daranreißen, probire, so könne man sich fest darauf verlassen, daß sie den Schläfer, ob er sich auch in seiner Hängematte umherwerfe, die ganze Nacht sicher hielten. Gegen Tagesanbruch aber, wenn der Ast nicht außergewöhnlich stark sei, knicke er plötzlich ab, und der Schläfer werde auf solche Art sehr rauh geweckt.

Verbürgen kann ich es nicht, aber mein Führer war ein sehr ordentlicher, braver Bursche und kein Aufschneider, und wie gesagt, hatte ich das Nämliche schon vorher von vielen Anderen versichern hören.

Am 2. Juni war ich im Hafen eingetroffen, wo denn auch gewöhnlich der an diesem Tag jeden Monats fällige Dampfer erwartet wurde. An diesem Tag soll er Bolivar etwa um zehn oder elf Uhr verlassen, Nachmittags zwischen vier und sechs Uhr in Puerto de las Tablas anlangen, und dann den Orinoco hinab Trinidad anlaufen, um dort die Verbindung theils mit Europa, theils mit der Nordküste von Venezuela herzustellen. Diese Dampferlinie ist aber reine Privatsache — das Fahrzeug gehört dem Capitain, der nicht die geringste Verbindlichkeit für irgend einen Post- oder Passagieranschluß übernommen hat, und es bleibt deshalb immer nur Glückssache, wenn man mit ihm die bestimmte Stelle auch zu einer bestimmten Zeit erreicht.

Diesmal traf er, anstatt am 2., am 4. und zwar elf Uhr Nachts ein, und hielt sich nur so lange auf, um einige Passagiere an Land zu setzen. Ich selber brauchte aber keine lange Vorbereitung, sondern sprang nur, als ich die dröhnende Pfeife hörte, aus meiner Hängematte, hakte diese ab und wickelte sie zusammen, und ging dann mit dem rückkehrenden Boot an Bord.

Heimwärts! — Alle die letztüberstandenen Mühseligkeiten und Beschwerden waren vergessen, und mit Jubel im Herzen war ich mir bewußt, wieder einmal, nach langer Pilgerfahrt, dem Vaterland entgegen zu fahren.

38.

Rückblick auf Venezuela und das deutsche Consulatswesen.

Das weite große Land liegt hinter mir, und mit meiner Erinnerung zurückschweifend, kommt es mir fast so vor, als ob ich vor den runden Gläsern eines Meßpanoramas stände, und nur in das eine oder andere derselben hinein zu schauen brauche, um bald die ölsprudelnden Quellen Pennsylvaniens, bald die Council Lodge am Nordplatte, bald die wilden Wälder von Arkansas, die Riesen-Vulkane in Mexiko, die stillen Baien in Ecuador, die weiten Llanos von Venezuela oder die fast undurchdringlichen Dickichte des Orinoco vor mir auftauchen zu sehen. Wenn ich zuweilen Morgens aufwache, weiß ich auch wahrlich nicht gleich, wo ich mich befinde, im Schlafcoupé einer Eisenbahn, an Bord eines Dampfers oder Segelschiffes, am Lagerfeuer, oder im Hotel, und hätte ich überhaupt Nerven, so wäre dieser stete Wechsel wohl im Stande, mich nervös zu machen. — Aber endlich gewinnt die ruhige Ueberlegung doch die Oberhand, und die dem Geist zuletzt eingeprägten Bilder treten am schärfsten und deutlichsten hervor. Und das sind die Zustände Venezuelas, von denen

an Bord außerdem überall gesprochen wurde, während der Dampfer ebenso die letzten Neuigkeiten aus Bolivar sowohl, wie selbst aus Caracas mitgebracht.

Venezuela! was für ein reiches, glückliches Land könnte es sein, und was ist es — nach den ewigen Revolutionen und Parteikämpfen und unter dem Raub- und Plünderungssystem seiner Beamten jetzt? Daß eben das ganze Land von Soldatenbanden überstreut sei, wußte ich ja gut genug, und eben so wenig konnte ich mir auch verhehlen, daß die Revolution am stärksten im Land vertreten sei und von allen Klassen, fast ohne Parteiunterschied, begünstigt werde. Aber es war keine Ordnung in der ganzen Sache, keine Organisation, und das Schlimmste: die Revolutionspartei — wenn sie überhaupt so genannt werden kann, hatte keinen einzigen bestimmten Führer, keinen einzigen hervorragenden Namen, für den sich das Volk, wenn auch nur momentan, hätte begeistern lassen.

Die Parteileidenschaft war aber glücklicher Weise auch gar nicht so schlimm aufgestachelt, als in früheren Jahren. Es galt diesmal keinen Kampf um ein Princip, wie in der letzten Revolution zwischen den Godos (Aristokraten oder vielmehr Besitzenden) und den Föderalen oder Demokraten, der besonders die letzteren zu den furchtbarsten Grausamkeiten trieb, sondern es war mehr ein ärgerlicher Schrei aller Parteien, die dem Raubsystem Falcon's und seiner Creaturen ein Ende gemacht haben wollten. Die Godos hüteten sich indessen diesmal, wieder als Partei aufzutreten. Sie verlangten auch in der That nicht das Geringste für sich selber, sondern sie boten den früheren Feinden, den Föderalen, willig die Hand und stifteten die „Union".

Die Constitution Venezuelas sagt allerdings, daß kein Bürger zum Militärdienst gezwungen werden kann; aber Du lieber Gott, was sagen diese südamerikanischen Constitutionen nicht Alles, und wer sich immer daran kehren wollte, könnte nur sehr unbequem regieren! Beide Parteien haben denn auch, von diesem Grundsatz ausgehend, sehr wenig Umstände mit den „Landeskindern" oder Republikanern gemacht, sobald sie dieselben gebrauchten. Sie steckten sie allerdings in keine Uniform, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine

hatten, aber sie drückten ihnen einen Spieß oder eine alte Muskete in die Hand, und der neugebackene Soldat war fertig. Sie bekamen auch keinen Sold, den blieb ihnen die Regierung schuldig; und Lebensunterhalt? ei, so lange es noch eine Kuh oder ein Kalb im Lande gab, brauchten sie nicht zu fürchten, daß sie Hunger litten.

Die Kühe nahmen aber doch ein Ende. Was es im Lande gab, wurde auf das Erbarmungsloseste, besonders von den Regierungstruppen, beigetrieben, und neue Zufuhr vom Apure-Fluß und aus den Llanos blieb aus, denn wer wollte Vieh zum Markte bringen, wo er fast die Gewißheit hatte, daß es ihm unterwegs confiscirt wurde? Es dachte Keiner daran.

Die Partei der Blauen oder Reconquistadores war indeß im Lande mit jedem Tag gewachsen. Das Volk fing an, den Druck der Regierung unerträglich zu finden, und ein Ausbruch mußte in nächster Zeit stattfinden. Das sah ich schon, als ich durch das Land ging, wo die Trupps der Blauen den Regierungstruppen immer näher rückten und nur auf einen Befehl zu warten schienen, um den ersten Angriff zu wagen — und diese Stunde blieb denn auch nicht aus.

General Colina in Caracas — seiner Grausamkeit wegen el Colera genannt — fand die Stadt so eingeschlossen, daß er seine kleine Armee auf die Hauptstadt selber zurückzog, und rückte erst wieder in geschlossenen Colonnen aus, als das erste Corps der Blauen wirklich Caracas bedrohte; aber es bekam ihm schlecht. Die Truppen unter seinem speciellen Befehle waren am besten gekleidet und bewaffnet, aber trotzdem konnten sie den Reconquistadores nicht Stand halten. Er wurde zurückgeschlagen, und vom Präsidenten selber verlassen, sah er sich endlich nach einem blutigen und vier Tage in den Straßen von Caracas dauernden Gefecht genöthigt, zu capituliren.

Die Regierungstruppen waren dabei, als letzten Zufluchtsort, in die erst neu restaurirte und einfach, aber würdig hergestellte Kathedrale geworfen worden. Die Reconquistadores wollten das Gebäude schonen und boten dem Feind an, die Kathedrale als neutral zu erklären. Der Negergeneral Colina wies es jedoch zurück, und die Folge war, daß der schöne

Bau wieder auf das Grausamste zerstört wurde. Aber die Gelben konnten sich auch da nicht halten, und hier — nach einem vollständigen Sieg — machte die Revolutionspartei den großen Fehler, Falcon's Generale in der Stadt und die Regierung noch gewissermaßen in ihren Händen zu lassen. Der Congreß sollte allerdings den endgültigen Ausschlag geben, aber wo war der Congreß? In der Verwirrung hatte er sich aufgelöst, und es bedurfte später eines neuen Kampfes, um der Revolution den vollständigen Sieg zu sichern.

General Bruzual, ein getreuer Anhänger des geflüchteten Falcon, war indessen mit einem ebenfalls Falcon'schen Ministerium zum Vicepräsidenten oder Designado ernannt worden. Falcon hatte die drei Kriegsschiffe der Regierung mit fortgenommen, und die Reconquistadores standen noch unter Waffen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Niemand wußte in der That, wer Koch oder Kellner war, und die Confusion zeigte sich so versprechend, daß der frühere Präsident von seiner Insel her — nachdem er zwei Kriegsdampfer zurückgeschickt, den größten aber, den „Bolivar", für sich und zu weiterem Gebrauch behalten — einen Protest gegen das Geschehene und zugleich die Erklärung erließ, daß er sich keineswegs als hinausgeworfen betrachte.

Dieses letztere war nun allerdings mehr komisch, als irgend Gefahr drohend, denn von allen Venezolanern hat gerade Falcon die wenigste Aussicht, den mißhandelten Präsidentenstuhl je wieder einzunehmen. Aber es beweist doch deutlich, daß seine Creaturen ihre Sache noch lange nicht so verzweifelt ansahen, oder gar verloren gegeben hatten.

Bei einem solchen Zustand der Dinge hielt es denn Señor Dalla Costa, der Präsident von Guyana, gerathen, seinen eigenen Staat solchen Wirren zu entziehen, und ihn so lange für unabhängig von der Centralregierung zu erklären, bis sich die verschiedenen feindlichen Behörden oder das Volk über ein neues Oberhaupt verständigt hätten. Er stand überhaupt schon seit längerer Zeit mit Falcon auf einem sehr gespannten Fuße, denn der Präsident haßte und — fürchtete ihn. Falcon brauchte überhaupt Leute, die nicht dem Vaterland, sondern ihm dienten, und der Präsident von Guyana hatte ihm

schon ein paar Mal bewiesen, daß er sich eben nicht besonders um seine Gunst bewerbe. So erst neulich, als von Caracas ein Schreibebrief kam, worin er ersucht wurde, einem der zahllosen Generale, „dem das Land zu besonderem Dank verpflichtet sei", obgleich das Land gar nichts davon wußte, eine Anzahl von Quadratleguas in der Provinz, die er sich selber aussuchen würde, zur Verfügung zu stellen.

Dalla Costa antwortete artig: es thäte ihm sehr leid, keinen Grund und Boden zur Verfügung zu haben, da er von dem, was dem Staat gehöre, nichts verschenken dürfe, während das andere schon allenthalben seine festen Besitzer habe. Der verdienstvolle General mußte sehen, daß er sich wo anders unterbrachte.

Rasch im Handeln, ließ er es auch hier nicht lange bei der einfachen Unabhängigkeits-Erklärung, sondern unternahm ohne Weiteres die anderen nöthigen Schritte. General Briceño, der die in Bolivar stehenden Falcon'schen Truppen commandirte, erhielt augenblicklich den Befehl, sein Commando nieder zu legen und nach Caracas zurückzukehren, oder, wenn er das vorzöge, als Privatmann in Bolivar zu leben, und die wenigen noch vorhandenen Truppen wurden ebenfalls ihres Dienstes, und zwar in höchst charakteristischer Weise, enthoben. Dalla Costa ließ ihnen nämlich sagen, daß es in ihrem eigenen Interesse liegen würde, wenn sie in die Minen gingen, was auch von ihnen mit Vergnügen angenommen wurde. Sie bekamen dann Jeder Lebensmittel für den Weg, und ich glaube, auch etwas Geld, und verließen in Frieden die Stadt, ja, es sollen sich ihnen sogar einige Officiere angeschlossen haben.

Der nächste Schritt war, die Douane mit Beschlag zu belegen, die vorläufig allerdings nur 80,000 Pesos Schulden hatte. In Venezuela giebt nämlich die Regierung stets, wenn sie sich in Verlegenheit befindet (ein Zustand, der hier permanent ist), Anweisung an das Zollamt auf so und so viel Procent, und erläßt gleich danach, da sie natürlich das Geld selber braucht, einen Befehl, der die Zahlungen an Privatpersonen sistirt. Diese behalten dann die Zettel und müssen zusehen, wie sie in späterer Zeit einmal ihr Geld bekommen.

So hatte die Regierung in Caracas auch etwa 80,000

Pesos Werth (ein Peso eine Kleinigkeit mehr als unser preußischer Thaler) Anweisungen auf das Zollamt zu Bolivar ausgestellt; immerhin sind aber die Einnahmen nicht unbedeutend, und da man in Caracas von jetzt an nicht weiter darauf abgeben kann, ist auch die Hoffnung da, daß der Staat Guyana wieder in kurzer Zeit zu Geld kommt.

Die Zollbeamten wurden einfach nach Caracas zurückgeschickt und Guyanesen an ihrer Statt genommen.

So standen die Verhältnisse damals in Venezuela, und es war nicht abzusehen, wie sich dieser Zustand in Bälde ändern könnte. Im Land selber sprach man allerdings davon, Dalla Costa zum Präsidenten über die ganze Republik zu wählen, aber er selber schien wenig Lust zu haben. Er liebt seinen Staat Guyana am meisten und weiß dabei recht gut, welchen Augiasstall ein Mann zu reinigen bekommt, der in diesem Augenblick an die Spitze der Regierung treten wollte.

Falcon hat die Staatskasse nicht allein bis auf den letzten Centavo geleert, sondern auch eine Schuldenlast hinterlassen, die man wahrscheinlich noch nicht einmal in ihrem ganzen Umfang kennt. Schlimmer aber noch als das ist das von ihm geschaffene Wespennest der zweitausend Generale, die alle fort besoldet werden wollen, oder sonst jedenfalls augenblicklich in die Reihen der Unzufriedenen treten und die neue Regierung zu unterwühlen suchen. Natürlich! wovon sollen sie sonst leben? Aber das ganze Volk kann eben nicht besoldet werden, und wenn auch Falcon's Anhänger, indem sie ihm beistanden, nur für ihren eigenen Lebensunterhalt kämpften, so konnten sie doch der allgemeinen Volksstimme nicht die Stirn bieten, und ihr Beschützer, der von ihnen — aber auch nur von ihnen allein — den Beinamen des Großmüthigen erhielt, wurde weggefegt. „Großmüthige" — aber ich will über den Zunamen nichts sagen, denn man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man selber in einem Glashause wohnt. Wir haben bei uns in Europa eben so schöne und mit ebensolchem Rechte erworbene Titel, von ebensolchen Leuten ausgestellt; deshalb braucht man keine Reise nach Südamerika zu machen.

Venezuela hat außerdem in der ganzen Zeit nicht einmal

die Zinsen seiner auswärtigen Schulden bezahlt; das Land selber ist auf viele Jahre hin ruinirt, das Vertrauen zu dem ganzen Staat vollständig erschüttert. Wen könnte es unter solchen Umständen gelüsten, ein derartig leckes Schiff in den Ocean hinaus zu steuern?

So lange aber dieser Zustand dauert, bleibt Guyana unabhängig, sein Präsident decretirt indessen eine Masse von Verbesserungen für diesen Staat, natürlich auf allgemeine Staatskosten (so war Dalla Costa's erstes Decret, nach der Unabhängigkeits-Erklärung, die Gründung einer höchst nöthigen Mädchenschule), und kommt nachher die venezolanische Union wieder zu Stande, so schließt er sich derselben — wie das schon früher einmal geschehen — nur unter der Bedingung an, daß die Central-Regierung alle in dem Ausnahmezustand erlassenen Gesetze anerkennt und sanctionirt.

Und ist es denn gar nicht möglich, diesem schönen Lande den Frieden zu geben und eine dauernde Sicherheit herzustellen?

Man hat, besonders in den niedergeworfenen Südstaaten Nordamerikas, viel von einer Monarchie gesprochen, die diesen ewigen Unruhen ein Ende machen könnte. Ebenso ist der Gedanke in den altspanischen Republiken aufgetaucht, und ich selber muß gestehen, daß ich fest überzeugt bin, das Volk dieser Länder würde unter einer tüchtigen und festen Monarchie glücklicher sein und die Reichthümer seines Landes besser ausbeuten und genießen können, als in seiner jetzigen, in Hohn und Spott sogenannten Freiheit. Aber ist eine Monarchie wirklich unumgänglich nöthig, und würde sie auch nicht wieder eine Masse von Unsinn und Firlefanz zwischen Völker bringen, die wie die Kinder von solchen Neuerungen nur immer zuerst und am leichtesten das Schlechte und Ueberflüssige annehmen und den eigentlichen Kern unbeachtet lassen? Es wäre das jedenfalls ein etwas gefährlicher Versuch, denn mit einer Monarchie, die allerdings die vierjährigen Stellenjäger beseitigte, würde auch wieder eine neue und höchst unnöthige Menschenklasse geschaffen werden: das Geschlecht der Kammerjunker ꝛc., das sich, wenn einmal in die Welt gesetzt, nur außerordentlich schwer wieder ausrotten läßt, ohne —

wie jedes andere Unkraut — auch irgend Jemandem außer sich selbst den geringsten Nutzen oder Vortheil zu bringen.

Nein, es giebt ein anderes, besseres Mittel, das über kurz oder lang auch angewandt werden muß, wenn diese Republiken nicht gänzlich zu Grunde gehen sollen. Ja, selbst die Vereinigten Staaten werden ihre Constitution dahin abändern müssen, und die Südstaaten dort hatten diese Abänderung schon auf ihrem Programme.

Es ist das die Unabsetzbarkeit der Beamten, die allein den Ländern Rettung bringen kann, denn sie hebt mit Einem Schlage den Grund der Revolution, die ewigen Wühlereien gewissenloser Stellenjäger auf, weil sie dieselben vollkommen zwecklos macht.

Ein einmal eingesetzter Beamter darf nicht abgesetzt werden, wenn nicht ein vollgültiger Grund, wie z. B. Defraudation, dabei vorliegt, dann aber muß ihm auch der Wiedereintritt in den Staatsdienst ohne Erbarmen für immer abgeschnitten sein.

Einmal ist es eine anerkannte Thatsache, daß ein Mann, der sich in seinen Beruf erst ordentlich eingearbeitet hat, demselben auch viel tüchtiger vorstehen und rascher arbeiten und mehr leisten kann, als ein Neuling, der eben erst hineintritt, während er schon vielleicht gleich vom ersten Beginn an die Aussicht oder gar Gewißheit hat, in vier Jahren doch wieder an die Luft gesetzt zu werden. Wäre er selbst der ehrlichste Mensch von der Welt, er könnte das nicht leisten, was sich ein Anderer zu seinem Lebensberuf gestellt, und wollte man dagegen einwenden, daß man dem Staat dadurch eine neue Last in den Pensionen aufbürden müßte, so antworte ich darauf, daß das Doppelte der Pensionen dem Lande noch nicht die Hälfte von dem kosten würde, was ihm jetzt betrügerische Beamte aus der Tasche stehlen.

Und der Diebstahl gereicht ihnen dabei noch nicht einmal zur Schande, denn sie haben dadurch, wie z. B. jetzt in Venezuela, weiter nichts gethan, als daß sie dem Beispiel ihres edlen Präsidenten gefolgt sind. Wer will sie nachher über das Geschehene zur Rechenschaft ziehen, wie sind sie im Stande, das Oberhaupt des Staates selbst eines Vergehens zu be-

zichtigen, das sie vier Jahre hindurch jeden Tag selber begehen?

Wir haben in Europa im Verhältniß durchschnittlich ehrliche Beamte. Der jetzige Beamte einer dieser Republiken dagegen stiehlt seine Zeit durch und zieht sich dann in die Stille des Privatlebens zurück; sollte er aber wirklich entdeckt oder vielmehr angeklagt werden, denn er kann die Sache gewöhnlich gar nicht so geheim betreiben, und wurde er wirklich, wenn es nicht mehr zu verhindern ist, abgesetzt, nun, so ändert er einfach seine Politik, arbeitet für die Gegenpartei, um diese an's Ruder zu bringen, und sucht dann wieder einen fetten Posten wegzuschnappen.

Vollkommen über den Haufen geworfen ist aber dieses ganze unglückselige System, wenn der einmal von einer Regierung eingesetzte Beamte, der aber in diesem Falle auch von der Pike an dienen muß, um seinen Beruf richtig zu studiren, nicht mehr bei einem Regierungswechsel abgesetzt werden kann und darf. Nicht allein daß dadurch, wie schon vorher erwähnt, dem Staat viel bessere Beamte erzogen werden, nein, die Creaturen der Gegenpartei haben auch keine Aussicht mehr, selber etwas für sich zu verdienen, und müssen deshalb anfangen, auf einen ehrlichen Erwerb zu denken.

Ehrgeizige Leute wird es allerdings immer geben, die gern Präsident werden möchten, aber wer soll sie unterstützen? So viel baares Geld können Wenige — vielleicht Keiner — daran wenden, und Versprechungen, von denen man gleich von vornherein weiß, daß sie unmöglich erfüllt werden können, fallen nicht mehr in's Gewicht. Das Heer der Stellenjäger, für welche kein Platz mehr offen bleibt, ist gesprengt, und ein nöthiges Staats-Examen macht ihre ganze, jetzt so verderbliche Sippschaft vollkommen harmlos und ungefährlich.

Der Congreß Amerikas, der im Stande ist, ein solches Gesetz durchzuführen, wird mehr, viel mehr für diese Länder thun, als je Bolivar gethan hat, als er sie vom spanischen Joche befreite. Ich verkenne auch die Schwierigkeiten nicht, die es haben wird, ein solches Ziel zu erreichen; es werden sich die Stimmen aller Derer dagegen erheben, welche die Tragweite einer solchen Maßregel für sich einsehen und ihre

Existenz als Blutegel des Staates dadurch bedroht wissen. Die aber, die es wirklich gut mit ihrem Vaterland meinen, müssen desto kräftiger darauf hinarbeiten, um das eigentliche Volk über den Nutzen und die Wohlthat einer solchen Maßregel aufzuklären.

Monate sind seitdem verflossen und die Anhänger Falcon's entweder aus dem Land gejagt oder unterworfen — noch aber ist das Schicksal des Landes nicht geklärt, und man spricht jetzt davon, einen früheren Präsidenten, der zu seiner Zeit die Staaten ebenfalls bis auf das Letzte ausgesogen, aber jetzt gute Besserung versprochen hat — Monagas*), auf's Neue an's Staatsruder zu stellen. Er scheint sich wenigstens in der letzten Revolution vortrefflich benommen zu haben, und man kann es jedenfalls einmal mit ihm versuchen.

Und wie stellen sich indessen die Verhältnisse unserer deutschen Landsleute in Venezuela, wie in allen übrigen südamerikanischen Republiken? — Es lohnt wahrlich der Mühe, einen Blick darauf zu werfen, und auch zu erfahren, was unsere Deutschen da drüben thun und wie sie über Deutschland selber denken.

Die Deutschen waren bis jetzt diesen südamerikanischen Regierungen die liebsten Ansiedler, und weshalb? — weil sie, wie man es hier ganz naiv überall aussprechen hört, durch ihre Consuln nie Ansprüche gemacht und die Regierungen belästigt haben. Daß sie aber trotzdem nur zu häufig geplündert wurden, versteht sich von selbst.

Früher war das freilich nicht zu ändern. Der Bundestag — mit Respect zu melden — war eine hohle, machtlose Puppe und einer der Kleinstaaten eifersüchtig auf den andern. Das hat sich jetzt Gott sei Dank geändert, Deutschland ist, durch das energische Handeln des Mannes, zu dem wir früher das wenigste Vertrauen hatten, in den Rang eingetreten, den es seiner Größe und Macht nach verdient, und wir müssen jetzt dafür Sorge tragen, daß es sich und seinen Landeskindern

---

*) Kürzlich gestorben.

auch die Achtung im Auslande sichert, die wir nun mit Recht beanspruchen können.

Es wird wohl Niemand leugnen, daß das Jahr 1866 für Deutschland einen gewichtigen und mächtigen Umschwung gebracht hat, obgleich es leider Gottes selbst in Deutschland noch eine große Partei giebt, die das Segensreiche desselben für unser großes und schönes Vaterland leugnen und in kleinlichem Particularismus die frühere Misère zurückverlangen möchte. Den Leuten wäre es zu wünschen, daß sie einmal eine Reise nach den verschiedenen Ländern Amerikas oder irgend einem andern Theil der Erde, wo Deutsche leben, machen könnten, um sich selber zu überzeugen, wie alle die Deutschen, denen wenig daran liegt, ob Hessen oder Nassau eigene Fürstenthümer bilden, und die sich nur stets nach einem einigen großen Vaterland gesehnt, über die jetzige Umgestaltung denken.

Und weshalb war das so? Weshalb war bei ihnen Allen diese Sehnsucht nach einem einigen Deutschland viel stärker ausgeprägt und betont, als bei uns selber daheim, die wir doch ein größeres und directeres Interesse dabei zu haben schienen? Es geschah dies nicht allein, weil jene Landsleute einen weiteren und größeren Horizont haben, als wir daheim in unserem engen Dunstkreise, mit einer Masse einzelner Interessen dabei, mit dieser verwünschten deutschen Gemüthlichkeit, die lieber selber Unrecht leidet, ehe sie einem Andern das geringste zufügt — unsere ganz bodenlose Geduld ja nicht zu vergessen — sondern es geschah vorzüglich deshalb, weil Niemand besser, als sie da draußen, die unter fremden Menschen und Nationen lebten, verstehen und hören konnten, was man früher im Ausland über uns dachte und sprach, und wie man jetzt dagegen denkt und spricht.

Und wollt' ich sie Alle zusammen schmeißen,
Ich könnte sie doch nicht Lügner heißen! —

mußten sie sich heimlich sagen, aber in der Seele hat es ihnen — und mir selber, oft gebrannt, wenn wir uns draußen nicht etwa schimpfen hörten — das hätte sich ertragen lassen, denn man konnte es einer andern Ursache zuschreiben — nein, als man uns verlachte, wie der Bundestag zu einem Kinderspott geworden, und es eigentlich nichts Lustigeres in der

politischen Welt gebe, als unsere erbärmliche Kleinstaaterei, als die Noten des Herrn von Beust und das vollkommen übermüthig gewordene preußische Junkerthum.

Es soll um Gottes willen Niemand glauben, daß die Deutschen im Ausland auf den damaligen Herrn von Bismarck weniger geschimpft und ihn für den Unterdrücker unseres Vaterlandes gehalten haben, als wir selber daheim. Wir hatten auch noch nicht den geringsten Grund, zu glauben, daß das preußische Säbelrasseln — nachgerade eine permanente Musik in Deutschland — einen andern als den bisherigen Ausgang nehmen würde, nämlich: rüsten und mobil machen, dann klein beigeben und nachher das Geld aus der Staatskasse nehmen, wo man es gerade fand. Da wurde auf einmal wirklich zugeschlagen, was bis jetzt kein Mensch für möglich gehalten, da wurde der Kurfürst von Hessen ein- und der König von Hannover hinausgesteckt. Nassau verschwand, Deutschland bekam in Holstein gute Häfen für seine Flotte, und Napoleon III., anstatt wieder großartige und bedeutungsvolle Neujahrsreden zu halten, schrie alle Welt um Hülfe an, daß Preußen zu gefährlich würde, daß es das Gleichgewicht störe und nächstens überkippen müsse. Der Sinn der ganzen Sache war aber der, daß er Verbündete nothwendig gebrauchte, weil er seine Zeit verpaßt hatte und sich jetzt fürchtete, mit Preußen (oder was jetzt gleichviel sagen wollte, mit dem ganzen Deutschland) allein anzubinden.

Die Nachricht der ungeheuren Siege, die Preußen — und Preußen allein durch die Intelligenz seiner Führer und den Muth seiner Soldaten — erfochten, flog dabei mit Hülfe der Elektricität und des Dampfes gleichzeitig nach allen Richtungen, und wie sie so Schlag auf Schlag einander folgten und jeder Dampfer neue Siegesbotschaften brachte, wie bald darauf die Kunde kam, daß Oesterreich und Preußen Frieden geschlossen, daß Baiern und Würtemberg, im Fall eines Krieges mit dem Ausland, Preußen den Oberbefehl über ihre Armeen zugeständen, da begann zuerst die Times, wohl das weitverbreitetste, aber auch das perfideste Blatt der Erde, achtungsvoll von Preußen und Deutschland zu reden, die Allgemeine Zeitung hörte auf ironisch zu sein, und alle auswärtigen Blätter

erzählten ihren erstaunten Lesern die Wundermär des sieben-tägigen Krieges. In allen Welttheilen aber, wo Deutsche leben, ging ein Jubelgeschrei von Stadt zu Stadt. Das unmöglich Geglaubte war nicht allein möglich, sondern in ununterbrochener Reihenfolge Thatsache geworden, und der Mann, der es allein entworfen und durchgeführt — Graf Bismarck — wurde der Held des Tages.

Und finden wir nun da draußen in fremden Welttheilen die eben so getheilte Ansicht, daß sich Baiern und Würtemberg nicht dürfe an Preußen anschließen, sondern beide Länder gezwungen seien, ihre Selbstständigkeit zu bewahren? Es fällt keinem Deutschen im Auslande ein, einen solchen Unsinn zu behaupten, denn da draußen wissen sie es viel besser, als es in Baiern der Fall zu sein scheint, daß im Fall eines Krieges mit Frankreich Baiern den ersten Anprall auszuhalten hätte und Preußen doch zuspringen müsse, um den Feind wieder über die Grenze zu werfen. Ein einiges Deutschland wollten sie, ein großes und mächtiges Reich, eine Flagge, und als dieser Wunsch der Verwirklichung nahe trat, da sahen sie, daß sie sich nicht in ihren Hoffnungen geirrt. Die Deutschen waren plötzlich eine Nation geworden, Graf Bismarck, der glücklicher Weise einen Namen hat, den die Spanier und Engländer aussprechen können, was ihnen nicht mit allen Namen gelingt, ward der populärste Mann der Welt, ja, in den südamerikanischen Llanos und den nordamerikanischen Wäldern hörte ich sogar seinen Namen, während sein lebensgroßes Papierbild in vielen Exemplaren in Venezuela verkauft wurde.

Was wußte man früher in ganz Amerika von deutscher oder gar preußischer Politik, wo man kaum den Namen des Landes kannte und keinen Begriff von seinem Umfang hatte! In Peru galt Hamburg für Deutschland — Deutschland liege in Hamburg, das war die ganze Geographie, die man sich davon gemacht. Das hat sich ganz urplötzlich geändert. Karten von Europa sind vorgesucht, und man hat zu allgemeinem Erstaunen gefunden, daß Deutschland nicht allein wirklich existire, sondern auch wahrscheinlicher Weise fast so viel Einwohner habe, als ganz Südamerika zusammen.

Auch Achtung vor unserer Flotte werden sie bekommen.

Sonst kamen Hamburger und Bremer, Oldenburger und Preußische Schiffe ein, alle mit verschiedenen Landesfarben. Die Schleswig-Holsteiner sogar unter dänischer, die Hannoveraner unter einer andern Flagge, die man sehr natürlich für die englische hielt. Jetzt kommen sie alle unter schwarz, weiß und roth, eins nach dem andern, die Häfen mit derselben Flagge füllend, und höchstens die Amerikaner werden mit uns an Zahl noch concurriren können.

Es wäre ein Glück für Deutschland, wenn von dem Süden unseres schönen Reiches viele, recht viele Söhne hinaus in die Fremde ziehen und sich dort ein wenig umsehen wollten. Sie würden nachher sicher andere und größere Ideen mit nach Hause bringen, als sie jetzt daheim hegen und aussprechen. Sie würden fühlen, daß sie nur selber im ganzen Deutschland etwas gelten können, ebenso wie auch Preußen schon jetzt in dem großen Norddeutschland anfängt aufzugehen — allein aber und, wie sie es nennen, unabhängig nur von dem übrigen Europa geduldet wurden, weil sich die Nachbarländer, und besonders Frankreich, durch ihre Unbedeutendheit sicher wußten. In Deutschland gab es damals kein Gleichgewicht, denn es schwankte nach allen Seiten, und so wollte man es haben — jetzt, da sich das geändert und wir den Schwerpunkt gefunden haben, der uns zusammenhält, schreit Frankreich, daß wir das Gleichgewicht stören, und die Particularisten stimmen lustig mit ein.

Dort draußen in der Welt aber giebt es keine Baiern, Preußen, Hannoveraner oder sonstige Einzelstaatler mehr; es sind lauter Deutsche, und nicht ein Beispiel ist mir auf meiner ganzen Reise vorgekommen, nicht ein einziges Mal habe ich von irgend einem Deutschen, welchem Stamm er auch daheim angehörte, nur die hingeworfene Aeußerung vernommen, daß Preußen doch vielleicht ein wenig zu scharf voranginge. Nein, im Gegentheil wurde überall die Frage aufgeworfen: „Ja, aber weshalb um des Himmels willen hat es denn nur nicht eingesteckt, was es schon in der Hand hielt? Wir müssen ein Reich werden, oder sonst zerfällt die ganze Geschichte wieder!"

Die Deutschen im Auslande haben es aber auch nicht bei bloßen Redensarten und Wünschen bewenden lassen, sondern

wo ihre Hülfe in Anspruch genommen wurde, oder sie überhaupt aus so weiter Ferne helfen konnten, wacker eingegriffen und reiche Sammlungen für fast jeden nationalen oder wohlthätigen Zweck veranstaltet. Sie sind mit einem Worte brave, wackere Deutsche geblieben, und es ist deshalb zu hoffen, daß endlich einmal auch Deutschland einsehen wird, daß uns daheim die ausgewanderten Landeskinder ebenfalls noch angehören, und eine Aenderung in dem alten kleinlichen System eintreten muß, das früher von sämmtlichen deutschen Regierungen, und am schlimmsten von Preußen selber, beobachtet wurde.

Es ist nämlich eben so komisch als unbegreiflich, daß deutsche Regierungen die Auswanderung aus ihren Ländern gewissermaßen als eine persönliche Beleidigung betrachteten. Sie schienen darin die Erklärung zu sehen, daß der Auswanderer mit ihrer väterlichen Fürsorge für sein Wohl nicht zufrieden — also unverschämt sei, und wollten von einem so undankbaren Menschen nichts weiter wissen.

Ganz in diesem Sinne war deshalb auch das Consulatswesen beschaffen, das fast nur als Ehrenposten an Kaufleute übergeben wurde, und fast allein den Zweck und die Bestimmung hatte und haben konnte, den in solchen Häfen einlaufenden Schiffen den Verkehr mit den dortigen Regierungen zu erleichtern, indem sie, mit den üblichen Formen und Geschäftswegen des Landes bekannt, den Capitainen besser an die Hand gehen konnten. Daß der ausgewanderte Deutsche noch als unter deutschem Schutz stehend betrachtet werden sollte, würde als eine lächerliche Anmaßung zurück zu weisen sein, und wurde zurückgewiesen, wie ich manche Beispiele aufzählen könnte.

Eigentlich war das auch kaum anders möglich, denn welchen Schutz hätten ihm die verschiedenen deutschen Kleinstaaten auch wohl leisten können? Hätte Baiern die Flotte auf seinem Ludwigskanal bemannen oder Schleiz und Lobenstein seine Armee in einem Omnibus herüberschicken sollen? Deutschland war vollkommen machtlos dem Ausland gegenüber, und in Venezuela z. B. werden die Deutschen deshalb besonders von der Regierung gelobt und „hochgeachtet", weil sie allein in den zahlreichen Revolutionen des Landes nie eine Reclamation

wegen erlittener Schäden gemacht, während die Franzosen, Engländer, Amerikaner, ja selbst die Spanier fortwährend bei der Hand waren und Venezuela zwangen, das auch wieder — gewöhnlich mit Zinsen — zurück zu zahlen, was Venezuela ihren Landeskindern abgepreßt oder geraubt.

Und haben die Deutschen wirklich keinen Schaden gelitten oder nicht reclamirt? Beides war der Fall. Oft genug sind sie geplündert, ja manchmal sogar unter das Militär gesteckt worden, und haben nachher ihren Consuln mit Klagen und Beschwerden das Leben schwer genug gemacht — aber freilich ohne Erfolg. Was hätten die Herren auch thun wollen? Fordern? Daß sie nichts bekamen, war gewiß. Drohen? Es wäre lächerlich gewesen, denn sie wußten gut genug, daß sie keine Macht hinter sich hatten, ihrer Drohung Kraft zu geben, und das Schlimmste: die fremden Regierungen wußten das ebenfalls.

In Mexiko wurden die angesehensten Kaufleute, selbst die Consuln, von den verschiedenen Befehlshabern der Parteien gebrandschatzt, in Chile ihre Waarenhäuser zusammengeschossen, in Venezuela machte man mit ihnen, was man gerade wollte, in Lima wurden die Deutschen auf dem Marktplatz öffentlich verkauft, und was geschah nach alle dem? — Nichts und wieder nichts. Kein Deutscher erhielt auch nur eines Cents Werth Vergütung durch sein Consulat, und in Chile sagte ihnen der preußische Gesandte im Jahre 1860 oder 1861 bei einem besondern Falle ganz offen und geradezu: „Die Deutschen, welche sich durch Auswanderung von ihrem Vaterlande losgesagt, und namentlich alle solche, die nicht noch fortwährend ihren Reisepaß verlängern ließen, gingen ihn gar nichts an, und sie möchten sich an die Regierung wenden, der sie jetzt unterthan seien.“

Der einzige deutsche Gesandte, der wirklich etwas für Deutsche in einem überseeischen Lande ausrichtete, war der preußische, Herr von Meusebach — aber auch unschuldig; denn im delirium tremens führte er eine so maßlose Sprache gegen das brasilianische Ministerium, daß die Herren, welche wahrscheinlich verwünscht wenig von Deutschland und deutschen Verhältnissen wußten, wirklich eingeschüchtert wurden und da=

mals viel Parcerie-Arbeiter freigaben. Leider mußte der Herr bald darauf als geisteskrank nach Deutschland zurückgeschickt werden, und es liegt eine eigene Ironie darin, daß der einzige Gesandte, der bis jetzt im Auslande wirklich etwas für Deutsche gethan, wahnsinnig sein mußte, um es durchzusetzen.

Das muß jetzt und wird anders werden, denn ganz Norddeutschland hat sich schon dahin geeinigt, eine einige Vertretung im Auslande zu haben, hinter der von jetzt an eine Macht steht, während die paar süddeutschen Staaten ihm beitreten müssen, oder sie können sich darauf verlassen, daß in fremden Ländern kein Baier oder Würtemberger seinen Gesandten in irgend einem Falle bemühen, sondern sich stets unter den Schutz des norddeutschen stellen wird, der allein im Stande sein kann, ihm irgend etwas zu nützen.

Man wird also jetzt Gesandte des Norddeutschen Bundes in fremden Ländern ernennen oder sie dorthin senden, aber wie das geschieht, welche Leute man dazu ernennt, ist die Frage, und mag es mir erlaubt sein, der ich die Verhältnisse der Deutschen fast in allen überseeischen Ländern habe kennen lernen, meine einfache Meinung darüber auszusprechen.

Bis jetzt bemühten sich deutsche Kaufleute im Ausland ganz besonders darum, irgend ein deutsches Consulat, und wenn es noch so klein gewesen wäre, zu bekommen, und nicht etwa aus irgend einem kleinlichen Ehrgeiz (wenn dies auch vielleicht in einzelnen Fällen geschehen sein mag), sondern weil sie, vorzüglich in den südamerikanischen Republiken mit ihren ewigen Revolutionen, doch immer etwas durch die Flagge, besonders für ihre Waarenlager, geschützt waren. Revolutionäre Haufen, die recht gut wissen, was eine solche Flagge bedeutet, ohne immer unterscheiden zu können, welche Macht eigentlich dahintersteht, respectirten gewöhnlich die ausgesteckten Banner, und damit war denn auch Alles erreicht, was die Consulate zu erwarten schienen.

Bis jetzt waren diese deutschen Consuln auch einzig und allein darauf angewiesen, in schwierigen Fällen unter allen Umständen eine gütliche Vermittelung mit den respectiven Regierungen anzubahnen. Aber selbst das wurde ihnen manchmal unbequem (wie ich verschiedene Beispiele nennen könnte),

weil sie gewöhnlich durch ihre Geschäfte mit der betreffenden Regierung in Verbindung standen und derselben natürlich nicht mißliebig werden wollten.

Ich will gern zugeben, daß die Deutschen durch dieses Sichfügen in manchen Ländern materiell besser gefahren sind, als wenn sie in dem Augenblick eine Macht hinter sich gehabt hätten. Manche Regierung that wirklich von selber Alles, um die ihrem Lande so werthvollen fleißigen Deutschen zufrieden zu stellen und zu große Ungerechtigkeiten auszugleichen. Unsere Landsleute waren aber immer nur von dem guten Willen des jeweiligen Präsidenten abhängig, und eben so gut konnte er das Gegentheil verfügen, ohne daß die Deutschen eine andere Waffe als einen nutzlosen Protest gehabt.

Die Interessen unserer deutschen Landsleute im Auslande berühren uns aber in der That weit tiefer, als deutsche Regierungen bis jetzt einsehen oder wenigstens eingestehen wollten, und man würde sie wahrscheinlich nicht nur als „unzufriedene Demokraten" betrachten, wenn man ihrem Wirken weiter nachforschte und sähe, wie viel Nutzen und Segen sie noch von da drüben aus dem Vaterlande bringen.

Jeder ausgewanderte Deutsche, besonders in Südamerika, denn in den Vereinigten Staaten haben wir uns schon durch diese kurzsichtige Politik eine zu bedeutende Concurrenz selber geschaffen, bleibt indirect dem Vaterlande noch immer steuerpflichtig, denn schon aus alter Gewohnheit bezieht er vorzugsweise und am liebsten deutsche Fabrikate, die ihm bereitwillig von deutschen Kaufleuten zugeführt werden. Eben diese Kaufleute aber haben solchen deutschen Waaren, durch ihre Ausdauer eben unter den schwierigsten Verhältnissen, einen bedeutenden Markt geschaffen, der sich natürlich mit jedem Jahr erweitert und Millionen nach Deutschland zurückgeführt hat.

Was gab England seine weiten und herrlichen Colonien, mit denen es einen freien Austausch seiner Producte unterhalten konnte und unbeschränkten Absatz für seine Waaren schuf? Was anders, als jene große Politik, jeden Engländer, wohin er auch den Fuß setzte, als Schutzbefohlenen fort zu betrachten und seine Rechte überall zu vertheidigen.

Bis jetzt kannten wir das freilich nicht; wir hatten eben

keine Macht dazu. Wir waren als Einwanderer überall gern gesehen — aber nicht gefürchtet, und deshalb auch nicht geachtet. Jetzt hat sich das glücklicher Weise geändert — ja gebessert, wie wir die Versicherung aus Graf Bismarck's eigenem Munde haben. „Meinerseits erachte ich es für eine wesentliche Aufgabe der Bundesgewalt," lauteten seine Worte im Reichstage, „durch Gewährung kräftigen Schutzes der Deutschen im Auslande das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erhalten und zu fördern."

Graf Bismarck hat sich damit von der bisher eingehaltenen faulen Politik losgesagt und den richtigen Weg betreten, und ich zweifle keinen Moment daran, daß er auch den besten Willen hat, das Gesagte und Versprochene durchzuführen, wie ihm ja ebenfalls glücklicher Weise die Macht zu Gebote steht. Viel, sehr viel kommt aber immer darauf an, auch die richtigen Persönlichkeiten für solche Stellungen zu wählen, und darüber möchte ich mich hier aussprechen.

Meiner Ansicht nach muß der Vertreter Deutschlands in allen solchen Ländern, die eine bedeutende deutsche Einwanderung gehabt oder vorwiegend deutsche Elemente im Handelsstande aufweisen, eine vollkommen unabhängige und gut besoldete Stellung einnehmen, um würdig einer großen Macht und anständig auftreten zu können.

Zu den Ländern rechne ich hauptsächlich Nordamerika, San Francisco, Brasilien, Venezuela, Peru, Chile, Argentina, Australien und jetzt auch Java, China und Japan. In Mexiko existiren keine fremden Gesandten mehr, den amerikanischen ausgenommen, und es ist eben so wenig Hoffnung vorhanden, daß Juarez' Regierung, mit der eine neue Anknüpfung unmöglich geworden, so bald in andere Hände übergehen wird, und doch liegt in Mexiko, wie auch fast ebenso in Venezuela, der ganze Importhandel des Landes in den Händen unserer deutschen Landsleute.

Wackere Männer sind es wohl, die bis jetzt dem höchst undankbaren Geschäft einer Vertretung Deutschlands im Ausland vorstanden, aber sie alle waren Kaufleute, und ich weiß nicht, ob es gerathen wäre, gerade ihren Händen ein jetzt so wichtig gewordenes Amt zu überlassen. Sie haben eigene

Interessen, die zuweilen nicht mit denen ihres Vaterlandes oder ihrer Schutzbefohlenen einem einzigen und bestimmten Punkte entgegenstreben, so ächt deutsch gesinnte und so brave Leute sie auch immer sein mögen. Es sind — und etwa gar nicht so seltene — Fälle vorgekommen, wo der Consul gar nicht daran denken konnte, gegen die Regierung in irgend einer andern Angelegenheit eine entschiedene Stellung einzunehmen, weil er gerade im Begriff stand, einen sehr bedeutenden Contract für sein eigenes Haus abzuschließen. Stieß er sie jetzt vor den Kopf, so gab sie das brillante Geschäft jedenfalls einem Concurrenten.

Ich will gar nicht behaupten, daß solche Fälle häufig vorkommen, aber sie können jeden Augenblick eintreten und müssen deshalb schon vollständig unmöglich gemacht werden.

Eben so wenig darf man zu einem solchen Vertreter des Norddeutschen Bundes einen Geheimen Rath wählen, und der vernünftige Leser wird schon verstehen, was ich darunter meine; ich will mich aber doch noch lieber deutlicher ausdrücken. Es darf zu einem solchen Vertreter des Norddeutschen Bundes kein Formenmensch genommen werden, der nicht aus den Glacéhandschuhen herauskommt und vor lauter Tact und Höflichkeit nie zum Ziele gelangt. Er tritt in Südamerika und in den spanischen Ländern zwischen ganz andere Menschen und Sitten, als er sie daheim gewohnt war, und wenn er dort hinüber auch seine alten Ansichten und Ideen mitbringt, ist er rettungslos betrogen.

Wenn wir — um nur ein Beispiel anzuführen — in Deutschland von einem Manne — sagen wir einem Minister, etwas fordern, und er verspricht uns die Erfüllung oder Erledigung der Sache mit Hand und Wort auf höchstens heute über acht Tage, so sind wir damit zufrieden, denn wir wissen, daß die Sache erledigt ist. Der Mann kann und wird sein Wort nicht brechen. Aber in Südamerika? — Lieber Gott! Der Señor hat in der nächsten Stunde schon vergessen, was er versprochen, und würde es außerordentlich sonderbar finden, wenn man auf ein „flüchtig hingeworfenes Wort" ein solches Gewicht legen wollte. Er verspricht mit dem größten Vergnügen Alles, was man von ihm verlangt, aber nicht etwa

auch nur mit dem Gedanken, es möglicher Weise zu halten, sondern einzig und allein, um in dem Augenblick Ruhe zu haben und nicht länger mit einer ihm gleichgültigen oder fatalen Sache belästigt zu werden. Hat der es dann mit einem deutschen Geheimen Rath zu thun, der bis über die Halsbinde in Rücksichtsnahme und Devotion steckt, so ist er vollkommen geborgen. So lange sein Ministerium dauert, hält er den Fremden hin, und sein Nachfolger mag dann das Geschäft fortsetzen.

Schon vor langen Jahren habe ich über die früher so traurige Besetzung überseeischer Gesandtschaftsposten (unter der sich jedoch natürlich auch Ausnahmen finden) gesprochen. Ich will gern zugestehen, daß die Herren, mit keiner Macht hinter sich, einen schwierigen Stand hatten, aber sie machten sich die Sache auch zu bequem und betrachteten eine solche Anstellung fast durchschnittlich als den Urlaub zu einer sehr gut bezahlten Erholungsreise, mit keinem weiteren Zweck, als ihre schätzbare Gesundheit durch Klimaveränderung zu kräftigen. Die deutschen Unterthanen konnte der Teufel holen, weshalb waren sie nicht zu Hause geblieben! Ich halte deshalb auch das noch aufrecht, was ich schon damals über die Sache sagte, daß nämlich die Regierungen viel lieber einen flotten Husaren-Lieutenant als einen Geheimen Rath (wenn sich nämlich kein Mittelweg fände) hier herüberschicken sollten, der Allem, was er zu thun hat, frisch auf den Leib rückt und sich nicht ewig mit Ausflüchten abspeisen läßt. Jedenfalls aber darf es kein abhängiger Mann sein, und ebenso würde ich es für ein Unglück halten — wie der Vorschlag oder Anschlag schon im Reichstage gemacht ist —, einen Advocaten hier herüber zu senden.

Das ist es gerade, was die hiesigen Regierungen wollen. Spitzfindigkeiten sind ihnen das Liebste, was ihnen begegnen kann, denn sie zögern den Gegenstand hinaus, und von dem Werthe der Zeit hat ja keine Seele hier auch nur den allerentferntesten Begriff.

Eben deshalb darf er aber auch nichts, was er zu erledigen hat, brieflich abzumachen suchen — er würde nur für den Papierkorb schreiben. Was er ausrichten will, muß er mündlich thun, direct, und keine Ausflucht zulassend,

und nur in dem einzigen Fall kann er auf einen Erfolg rechnen.

Ich weiß vielleicht so gut wie irgend Jemand, daß es für die Regierung des Norddeutschen Bundes nicht so leicht sein wird, wirklich passende Männer für eine würdige Vertretung im Ausland zu finden, und ein Mißgriff wird dabei jedesmal mit der Schädigung deutscher Interessen bezahlt; aber gerade die südamerikanischen Staaten mit ihren ewigen Revolutionen verlangen die möglichst rasche Berücksichtigung, und eine Spazierfahrt von ein oder zwei deutschen Kriegsschiffen dorthin würde, gerade diesen Ländern gegenüber, ebenfalls von wesentlichem Nutzen sein.

Doch ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, die mich jedenfalls zu weit führen würden. Sobald der Norddeutsche Bund nur erst einmal jene kleinliche geheime Polizeiansicht fallen läßt, daß die Auswanderer nur als unzufriedene und dadurch schon verdächtige Menschen zu betrachten sind; sobald er der allein richtigen Ansicht beistimmt, daß das „Bewußtsein der Zusammengehörigkeit“ zwischen den überseeischen und daheimgebliebenen Deutschen erhalten bleibt, dann ist schon der erste und größte Schritt zu einer Besserung der jetzigen Zustände in diesem Fach gethan.

Sind die Landsleute denn auch wirklich ausgewandert? Wie Wenige im Auslande giebt es, die nicht doch noch in ihrem Herzen am alten Vaterlande hangen, und wenn sie dort draußen arbeiten und sich mühen und der Heimath entsagen, so geschieht es meistens nur mit dem einen, hartnäckig festgehaltenen Gedanken, hier mit eisernem Fleiß eine Zeit, und wenn es sein muß lange Jahre, zu schaffen, um sich dann endlich in der Heimath ihre Belohnung zu holen und dort nach allen überstandenen Entbehrungen und Beschwerden auszuruhen.

Und solche Leute wurden von früheren deutschen Regierungen (und werden es gewiß von einzelnen noch bis auf diese Stunde) als unzufriedene Auswanderer betrachtet, und soll ich nur ein Beispiel aufzählen, wie diese unzufriedenen Auswanderer für das Vaterland daheim in ihrer eigenen Weise wirkten?

Ich will den alten Herrn Doormann, den hamburgischen Generalconsul in Mexiko, nennen, der dort hinüberging, ein Geschäft gründete und sich nach und nach, als es sich vergrößerte, Commis nach Commis hinüberkommen ließ. Diese blieben Jahre lang bei ihm und wurden erst von anderen ersetzt, wenn sie sich selber etablirten, so daß durch den einen Herrn eine ganze kleine Colonie von tüchtigen Kaufleuten dahin gebracht wurde, wo gerade die Deutschen jetzt den alleinigen Importhandel in Händen haben und jährlich für Millionen deutsche Fabrikate hinüberschaffen und umsetzen.

Solcher Beispiele könnte ich manche anführen. Aber die Kaufleute nützen nicht allein dem Vaterland, selbst der deutsche Bauer und Handwerker im Ausland arbeitet rückwirkend doch immer auch wieder indirect für Deutschland, indem er deutsche Gebräuche in fremde Länder trägt und deutsche Fabrikate verbraucht und verbreiten hilft. Alle diese Leute sind mit ihrem Herzen auch noch daheim — alle diese Leute haben unseren letzten großen Erfolgen in Deutschland, ohne engherzige Sonderinteressen, zugejauchzt, alle folgen unserer Weiterentwickelung mit dem gespanntesten Interesse, und wer z. B. da draußen im Auslande jene altbaierische Politik predigen wollte, „lieber den Franzosen als den Preußen" zum Verbündeten zu haben, könnte auch fest darauf rechnen, wohin er sich immer wendete, permanente Prügel zu bekommen.

Deshalb dürfen aber auch wir uns nicht unseren Landsleuten da draußen entfremdet halten. Sie haben sich nicht von uns losgesagt, es ist nicht wahr; sie sind noch die Unseren mit Leib und Seele, und wie wir uns daheim einigen und kräftigen, drücken sie nur weiter nach außen und tragen den deutschen Christbaum und deutsche Gesinnungen unter Eukalypten und Palmen.

39.

Heimfahrt und Schluß.

Aber die Räder fangen an zu arbeiten; das Wasser rauscht unter ihnen und vor dem Bug, der sich den Strom abwärts wendet. Fort! — Die Ufer verschwinden schon in den dunkeln Schatten der Nacht, oder liegen nur wie niedere schwarze Streifen auf dem Wasser, und „zu Thal" keucht das wackere Boot seine Bahn — zu Thal über den heut Abend ruhenden und still dahingleitenden Spiegel des Stromes, und wir an Bord gekommenen Passagiere wurden, bei der Beleuchtung einer miserablen Oellampe, indessen „untergebracht", d. h. man wies uns in einem hohen dunkeln Raum — der ersten Kajüte des Fahrzeuges, die etwa dem der dritten Kajüte auf einem andern Dampfer gleich stand, unsere verschiedenen Kojen oder Schlafstellen an, denn mehr als eine Schlafstelle war es nicht. Für die zwei Tage Fahrt durften wir dann 30 Pesos Passagegeld zahlen. Dagegen ließ sich indessen nichts sagen. Es war der einzige Dampfer, der gegenwärtig den Orinoco befuhr, und wir hätten 50 Pesos bezahlen müssen, wenn es der Capitain für gut befunden, sie uns abzufordern. Die Kost war jedoch leidlich — oder ich selber auch vielleicht zu sehr entwöhnt, um irgend etwas Auffälliges darin zu finden. Die Passagiere bestanden theils aus Venezolanern, die von Bolivar nach der Nordküste zurückkehrten, theils aus Italienern, die in den Minen gearbeitet hatten und mit dem ersparten Gelde wieder nach Hause gingen.

Angenehme Begleiter sind die Italiener übrigens nicht — sie spucken wie die Amerikaner und lassen überhaupt an Reinlichkeit Alles zu wünschen übrig; doch auf Reisen muß man sich ja so Vielem fügen.

Desto wundervoller war die Fahrt selber, und wie nur erst der Tag dämmerte, denn an Schreiben in dem dunkeln Loch war doch kein Gedanke, saß ich vorn am Bug und schaute auf die herrliche Scenerie hinaus, zwischen der wir mit ziemlich rascher Fahrt hinliefen.

Sobald wir nämlich den eigentlichen Hauptstrom — der zu breit ist, um Einzelheiten an seinen Ufern zu erkennen — verlassen und das Delta des Orinoco erreicht hatten, liefen wir in den schmalen Nordarm ein, und etwas Herrlicheres von Vegetation läßt sich kaum auf der Welt denken, als es die nahen Ufer hier an beiden Seiten boten.

Weiter oben hatten wir noch hier und da Ansiedelungen gefunden mit Cocospalmen sowohl, als ausgedehnten, aber immer von der Waldung dicht umschlossenen Plantagen. Hier hörte das Alles auf — das niedere sumpfige Land duldete keine Menschen in der Heimath der Kaimans und Ochsenfrösche, aber desto mächtiger wucherte die Pflanzenwelt empor, desto bunter wiegten sich in den Wipfeln der gewaltigen Bäume die buntgefiederten Schreier (Sänger kann man nicht gut sagen) des Waldes, und desto lauter rauschte das breitblättrige Rohr in der frischen Brise.

Ich glaube nicht, daß es auf der Welt eine schönere Fahrt für einen Dampfer geben kann, und ich war gar nicht im Stande, mich von dem Anblick loszureißen.

Manchmal sah es so aus, als ob es hinter dem niedern Ufer oder vielmehr der Wand von Lianen, Rohr und ineinander verwachsenen Büschen, denn eigentliches Ufer konnte man nirgends erkennen, höheren Boden geben müsse, aber es war eine Täuschung. Nur die Sumpfbäume wuchsen dort höher und bildeten gewissermaßen den Hintergrund zu den etwas niederen Gruppen von jungen Palmen und wilden Bananen. Wahrhaft zauberisch aber wurde der Anblick, wenn irgend eine kleine Bucht, vielleicht die Mündung eines dort in den Strom laufenden Sumpfwassers, einen geringen Einschnitt in das Ufer machte. Dort lag es dann wie ein riesiges Theater, eine, wie man glauben sollte, unmögliche Waldgegend vorstellend. Rechts und links standen die Coulissen, und nicht etwa einzelne Bäume mit auszweigenden Aesten, sondern wie bei den wirklichen Theatern auf die Leinwand gemalt, mit vollkommen gerade abgeschnittenen und undurchsichtigen Massen, wie mit der Schere beschnittene grüne Wände bildend, Coulissen wie von Menschenhand dahingestellt, aber weit über von Menschen zu erschaffende Form und Schönheit hinaus mit

dem sammetartigen Grün und den goldenen Sonnenstrahlen, die schräg hindurchfielen, während der Hintergrund mit helleren Palmenwipfeln, dazwischen das tief dunkelgrüne, noch nie von dem Werkzeug eines Menschen berührte Laubmeer einen festen, undurchdringlichen Wall bildete.

Darunter lag freilich der düstere, schleimige Sumpf, von Gewürm belebt, von ekeln Schlangen und Kaimans, von giftigen Insecten angefüllt, und verloren wäre der Unglückliche gewesen, der dort hinein seine Bahn gesucht. Aber das Alles verschwand in der Ferne — selbst die Schatten dieses Bildes waren entzückend schön, und ich hätte bedauert, so rasch an solchen Scenen vorbei zu fahren, wenn uns nicht das Boot ohne Unterbrechung immer neuen, immer noch wieder fast schöneren Bildern entgegengeführt hätte.

Und in dem Gewirr der Wipfel, die oft durch zahllose Schmarotzerpflanzen eine ganz barocke Form annahmen, wiegten sich Schwärme von Arras und Papageien und kreischten und flatterten und schienen ungemein geschäftig. Große Raubvögel zogen vorüber, einzelne setzten sich manchmal auf die Spitze eines Baumes und schauten verwundert nach dem Dampfer hinüber, ließen ihn vorbei und eilten ihm dann nach und voraus, um ihn noch einmal passiren zu lassen. Prachtvolle blaue und weiße Reiher saßen ebenfalls auf den Büschen oder fuhren auch eine kleine Strecke auf kleinen schwimmenden Inseln von aneinander geflochtenem Schilf.

Im Flusse selber tauchte dann und wann eine Schildkröte auf, hob den klugen Kopf, sah den Dampfer und verschwand wieder in der gelblichen Fluth. Hier und da konnten wir auch die breite Nase und die tückisch blitzenden Augen eines Kaimans an der Oberfläche erkennen, der uns wahrscheinlich mißtrauisch betrachtete, aber sich nicht weiter stören ließ, als er sah, daß wir vorübertrieben.

Reges Leben, wohin der Blick fiel, und wunderbar fast wechselte die Scenerie, als die Nacht endlich anbrach und zuerst mit ihrer bleigrauen Dämmerung den Strom deckte, während bald darauf der Mond über dem dunkeln, aber jetzt viel niedriger erscheinenden Waldrand emporstieg und sein mattes Licht über diese „fremde Welt" goß.

Uebrigens hätten wir noch über Tag fast ein Unglück mit dem Dampfer gehabt, denn gerade während ich neben dem nach vorn zu angebrachten Steuerrad stand und unser Boot mit großer Schnelle am rechten Ufer hinabschoß, brach die Kette, die das Rad mit dem Steuerruder in Verbindung setzte, und damit war dem Steuernden jede Möglichkeit genommen, das im vollen Gang befindliche Fahrzeug zu regieren. Anstatt aber augenblicklich das Boot anzuhalten und mit der Maschine zurückarbeiten zu lassen, um die Kraft zu brechen, verlor der Mann den Kopf und schickte erst Jemanden ab, um zu sehen, was gerissen wäre und wo. Und als er zuletzt doch das Einzige that, was zu thun war, befanden wir uns schon fast mit dem Bug vor dem Ufer und vor einem recht häßlichen, aus der Fluth aufragenden Baumstamm, der uns ernstlich hätte beschädigen können.

Es war ein eigenthümlicher und eben nicht sehr tröstlicher Anblick, wie das scharfgebaute Boot mit einer Schnelle, die allerdings gefährlich aussah, direct in das Ufer hineinlief. Die Maschine hielt jetzt, aber konnte noch nicht zurückarbeiten, und schon im nächsten Moment mußte der Stoß erfolgen. Glücklicher Weise mied das Boot selber, als ob es sich der Gefahr bewußt gewesen wäre, den im Wasser stehenden Baumstumpf. Es bog rechts davon ab — wahrscheinlich stand das Ruder noch etwas schräg — und jetzt rauschten und brachen wir in Schilf und Buschwerk mit furchtbarer Gewalt hinein. Aber kein heftiger Stoß erfolgte; die üppige Vegetation hier war so elastisch und der Boden unten wohl auch nur Schlamm, daß wir allerdings auf- und festsaßen, aber nicht den geringsten Schaden litten, ja sogar ganz sicher dort vor Anker lagen, bis die Steuerkette wieder reparirt war. Dann wurde hinten ein Tau ausgebracht und an einem der Uferbäume befestigt, was nur den Leuten Mühe kostete, sich zu dem Baume durchzuarbeiten, und als das geschehen, zogen wir uns mit dem Gangspill leicht wieder aus dem Schlamm heraus.

Dieser Arm des Delta war hier so eng, daß der Dampfer, als er herumschwang, nur mit großen Umständen wieder gedreht werden konnte und wir wohl eine halbe englische Meile rückwärts den Fluß hinab trieben.

Und wie wunderbar, fast beängstigend, war der Anblick, als die Nacht endlich einbrach und ihre Schatten über den Wald legte, der hier so eng zusammen zu pressen schien, als ob man von Bord aus, nach beiden Seiten hin, einen Stein hätte an Land werfen können. — Und wie todtenstill lag es dort drüben — die Grillen zirpten fast allein, und als der Mond über die Bäume stieg, hörte ich manchmal das dumpfe Krächzen eines Reihers, der, von dem dicht am Ufer hinfahrenden Dampfer aufgescheucht, einen ruhigeren Schlafplatz suchte.

Gegen Morgen, wo der Strom wieder eine mächtige Breite, nahe der Mündung einnahm, passirten wir die Barre, die an diesem Arme allerdings nur 12 Fuß Wasser halten soll. Wir fanden aber nicht einmal diese tiefste Stelle, sondern passirten sie bei 10 Fuß und berührten auch einmal den Grund, kamen aber glücklich darüber hinweg und schon mit Tagesanbruch in Sicht der herrlichen Insel Trinidad, die an Naturschönheit und Fruchtbarkeit wohl sicher keiner andern der Antillen nachsteht. So groß ist sie dabei, daß wir, ihre westliche Bucht passirend, fast wieder aus Sicht des Landes kamen. Zwischen zehn und elf Uhr aber erreichten wir ihre nordwestlichste Spitze, und der prächtige Hafenplatz Port of Spain lag vor uns ausgebreitet.

Und der französische Dampfer — lag nicht dort im Hafen. Konnte er schon wieder fort sein? denn daß er noch gar nicht angekommen, ließ sich kaum denken, da wir selber zwei Tage nach unserer Zeit eintrafen. Das war aber trotzdem der Fall, und ich bekam dadurch den ganzen noch übrigen Tag wenigstens Zeit und Gelegenheit, doch wenigstens etwas von der schönen Insel, der ich gern eine ganze Woche geschenkt hätte, zu sehen.

Trinidad bietet unendlich viel des Interessanten, aber mich zog es nach der Heimath zurück. Ich hatte so viel, so unendlich viel des Schönen und Wunderbaren gesehen, ich durfte auch nicht unverschämt sein und mußte mich mit dem begnügen, was mir die kurze Frist noch erlaubte. Trinidad war für mich aber auch insofern ein ersehnter Punkt, als ich hier wieder meine vorausgeschickten Sachen — meinen alten Koffer fand, der mich nun schon seit 1849 auf meinen Reisen be-

gleitet. Durch die Llanos hindurch und den Orinoco hinab war ich so furchtbar abgerissen, daß ich mir schon in Bolivar hatte Wäsche und einige Kleidungsstücke kaufen müssen, um wenigstens das Nothdürftigste zu haben.

Herr Wuppermann, an dessen Haus meine Sachen von Laguayra aus adressirt waren, empfing mich auf das Freundlichste und that wirklich alles Mögliche, damit ich in der doch jedenfalls sehr kurzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes wenigstens etwas von der Insel sah. Der französische Dampfer war in der That über seine Zeit ausgeblieben, wurde aber jeden Augenblick erwartet und hielt sich dann nur, wenn er kam, noch sechs Stunden auf, um Fracht und Passagiere an Bord zu nehmen.

Und was für ein herrliches Land ist Trinidad! Wir machten eine Spazierfahrt in der Nähe der Stadt, und ich konnte mich kaum satt sehen an den grünen bewaldeten Hängen, den üppigen Feldern und wirklich pittoresken Thälern, die sich in die Berge hineinzogen. Schon die Stadt selber zeichnet sich vor allen übrigen, die ich bis dahin auf den Antillen gesehen — wie St. Thomas und Kingston auf Jamaica — auf das Vortheilhafteste aus. Große, elegante, allerdings nur zweistöckige Häuser sieht man überall, die Straßen sind breit und reinlich gehalten, mit guten Trottoirs, und die Hauptstraßen, mit freundlichen Rasenplätzen und prachtvollen alten Bäumen bewachsen, zu parkähnlichen Spaziergängen umgewandelt. Hübsche Brunnen verzieren zugleich dieselben, und überall sieht man den behäbigen Reichthum der Insel, ein doppelt wohlthuendes Gefühl, wenn man den Platz, erst frisch von Venezuela kommend, betritt.

Unsere Fahrt war reizend, denn sie führte uns gleich anfangs, noch in Sicht der See, am Ufer hinauf zwischen jung angelegten Cocospalm-Anpflanzungen zu den von den eingeführten Culis besiedelten Plätzen, und diese boten allerdings einen höchst interessanten Anblick.

Die ganze Straße entlang, auf der wir schon vielen der von Indien eingeführten Arbeiter begegneten, stehen kleine freundliche Häuser, jedes mit einem bald kleineren, bald größeren Garten, dabei ziemlich reinlich gehalten und genau

abgegrenzt, als eigenes Besitzthum. Die Culis werden auf Trinidad gut behandelt und scheinen sich auch vollkommen wohl zu befinden. Sie bekommen einen festen Lohn, um den sie sieben Jahre dienen müssen. Nach dieser Zeit giebt man ihnen, wenn sie es wünschen, kostenfreie Passage, um in ihre Heimath zurückzukehren, wohin allemal nach Ablauf dieser Zeit ein nur für sie bestimmtes Schiff abgeht. Die meisten ziehen es aber vor, noch eine Zeit lang auf Trinidad zu bleiben, um mit dem kleinen, bis dahin gewonnenen Capital zu speculiren und etwas dazu zu verdienen, und haben sie das erreicht und 4- oder 600 Pfd. St. im Vermögen, dann schiffen sie sich wieder nach Indien ein und gelten dort unter ihren Landsleuten für Rentiers.

Merkwürdig ist, wie sie dabei zusammenhalten, und besonders gar nicht daran denken, ihre Familien mit Negerblut zu mischen. Davor bewahrt sie noch der alte Kastengeist, und sie heirathen entweder unter sich selber oder gar nicht. Hübsche, ja schöne und edle Gestalten sieht man auch unter ihnen, schlank gewachsen, mit der dunkeln bronzefarbenen Haut und den fast kaukasischen Gesichtszügen — eine Race, die Blumenbach mit unter die Malayen warf, die aber jedenfalls einen Urstamm unseres Menschengeschlechts in ihrer besondern Centralstelle einnehmen, während gerade der Malaye eine Mischlingsrace von allen Volksstämmen des indischen Oceans und seiner Buchten ist, und auch ihnen mit seine Abstammung verdankt.

Die Culis hier gehen alle in ihrer ursprünglichen oder vielmehr heimischen Tracht, und besonders malerisch machen sich die bunten Kopftücher über den dunkeln, ausdrucksvollen, aber meist ernsten Physiognomien. —

Wundervolle Partien mit großen Cocospalm-Anpflanzungen sollen noch an der andern Seite liegen, und weiter entfernt, wohin zweimal wöchentlich ein Dampfer abgeht, befindet sich auch der berühmte Erdpechsee, der gegenwärtig ausgebeutet wird und wohl einen Besuch verdient hätte — aber meine Zeit war leider abgelaufen. Nur noch den botanischen Garten betraten wir, der höchst interessante Pflanzen liefert und vorzugsweise das Meiste zieht, was in Venezuela, dieser botanischen Schatzkammer, wild auftritt, und als wir dann, schon mit

einbrechender Dunkelheit, die Stadt wieder erreichten, hörten wir, daß der französische Dampfer indessen richtig eingetroffen sei, jetzt Kohlen und Fracht einnehme und etwa zwei Uhr Morgens in See gehen würde.

Ich kam also in Trinidad nicht einmal in ein ordentliches Bett und hatte doch, seit ich Caracas verlassen, noch in keinem wieder geschlafen. Aber was that das; ich befand mich wenigstens wieder einmal auf dem Heimweg, alle Beschwerden, alle Entbehrungen lagen hinter mir, und in wenigen Wochen konnte ich sicher darauf rechnen, deutschen Boden zu betreten.

Dieser Dampfer ging aber noch nicht direct nach Frankreich, sondern unterhielt nur die Verbindung zwischen Trinidad und Martinique, während ihm ein anderer von der Ostküste Südamerikas, von Surinam, Demarara und Cayenne die für Europa bestimmten Passagiere zuführte. In Martinique nahm uns dann der große atlantische Dampfer auf, wie ebenso die Passagiere von Guadeloupe und den nördlich gelegenen Inseln, und machte nun keine Zwischenstation mehr bis St. Nazaire.

Die Fahrt mit dem kleinen Dampfer war insofern ganz interessant, als wir viele andere Inseln, wie Grenada, St. Vincent und Santa Lucia, anliefen. Alles hohes, bergiges Land mit tropischer Vegetation und von dem warmen blauen Meere umflossen. Ueber das Wetter hatten wir uns ebenfalls nicht zu beklagen; es war mild und ruhig, und wir trafen noch rechtzeitig in Martinique ein, um am bestimmten Tage — leider freilich schon an dem nämlichen Morgen — wieder abzufahren.

In Martinique besuchte ich die Stadt Fort de France, aber es ist ein trauriges Nest, ähnlich wie Kingston in Jamaica, und mag für Jemanden, der frisch von Europa kommt, vielleicht manches Anziehende haben. Hat man aber erst kurze Zeit vorher Trinidad und dessen reizende Hauptstadt gesehen, dann macht dieser französische Hafenort einen nichts weniger als günstigen Eindruck. Ich ging an dem Morgen noch auf den Markt, um wo möglich Früchte für Europa zum Mitnehmen einzukaufen, aber einige Ananas ausgenommen, war auch dort fast gar nicht zu haben, als Tomates, Zwiebeln und derartige Vegetabilien. Die Fleischstände sahen dabei un-

appetitlich aus, und das Ganze trug einen höchst dürftigen Charakter.

In Fort de France war gerade Viehausstellung und der große dazu genommene Platz mit Fahnen geschmückt. Das Vieh sah sehr klein und dürftig aus, und die Bewohner der Stadt schienen sich selber nur wenig für die Sache zu interessiren. Ich war froh, als ich mich wieder an Bord befand, und kaum eine halbe Stunde später wurde denn auch schon das Zeichen mit der Glocke gegeben. Was sich nur als Besuch an Bord aufhielt, mußte den mächtigen Dampfer — „Le Nouveau Monde" — verlassen, und gleich darauf setzten sich die Räder in Bewegung, und schwerfällig, mit sehr tiefer Ladung, gingen wir in See.

Der Dampfer hatte in der That eingenommen, was er nur Fracht laden konnte, und doch noch, ich weiß nicht wie viel Säcke Cacao und andere Güter zurücklassen müssen, aber auch den Bauch voll Kohlen; denn wir verbrauchten täglich 84 Tons (à 2000 Pfund) Heizungsmaterial, und da die Reise jedenfalls vierzehn Tage dauerte, aber ein viel größerer Bedarf, der Sicherheit wegen, mitgenommen werden mußte, läßt es sich denken, daß er schwer geladen ging.

„Le Nouveau Monde" war überhaupt kein Schnellläufer, und selbst später erleichtert und mit der besten Brise, brachte er nicht mehr als 11 Meilen und einen Bruchtheil zuwege.

Die Passagiere boten die wunderlichste Mischung aller Nationen, die man sich nur auf der Welt denken kann. Von Surinam hatten wir eine Anzahl holländischer Officiere und Beamten, meist mit ihren Familien, an Bord, von Cayenne Franzosen, von Demarara zwei Engländer, dann Amerikaner, eine Anzahl Deutsche und außerdem Venezolaner, Neugranadenser, Peruaner und Bewohner der westindischen Inseln, wie eine wahre Unzahl von Italienern. Das war denn auch ein ewiges Sprachgewirr, und man wußte zuletzt manchmal selber nicht, was man eigentlich sprechen sollte. Ich bin übrigens stets viel lieber an Bord eines französischen als englischen Dampfers, (Gott bewahre jeden Reisenden vor einem amerikanischen!) und nach den deutschen sind sie mir die liebsten. Unter den Officieren findet man gewöhnlich prächtige und

auch umgängliche Menschen — unser Arzt besonders war ein liebenswürdiger und dabei tüchtiger Mann. Nur mit der französischen Küche kann ich mich nicht befreunden.

Kein Dampfboot der Welt kann besseres Fleisch mitnehmen, als wir an Bord hatten, und zwar in reichlicher Quantität junge fette Rinder, Hammel und Schweine, wie Geflügel in Masse. Das wird aber Alles so lange geklopft, zerschnitten und zerhackt und mit den verschiedensten Saucen ungenießbar gemacht, bis man zuletzt gar nicht mehr weiß, was man ißt, und es noch viel weniger schmeckt — und dann erst die Speisezettel und das lange Beitischsitzen, wo jedes Gemüse einzeln herumgegeben wurde und hierauf, eine halbe Stunde später, der Braten kam.

Diners spielen übrigens bei mir eine sehr untergeordnete Rolle. Da es viel gab, fand ich aber immer zwei oder drei Schüsseln, die mir schmeckten, und an diese hielt ich mich mit einem auf See erst wiedergefundenen und ganz vortrefflichen Appetit.

Wir machten durchschnittlich etwa 260—64 Meilen den Tag, nur in den letzten Tagen 268 und ein einziges Mal 270. Eine sehr angenehme Unterbrechung der etwas monotonen Fahrt lieferten uns übrigens die Azoren, durch die wir am Tag kamen und deshalb den schmalen, aber nächsten Kanal benutzen konnten.

Die Inseln boten einen reizenden Anblick, besonders das bis zu seinen Höhen cultivirte Fayal, dessen Hauptstadt sich uns mit einem wirklich scenischen Effect erschloß.

„Das ist gerade wie eine Decoration in der komischen Oper zu Paris!" rief ein Franzose aus, als wir um Fayals Spitze herumbogen und hinter einem riesigen Felsblock vor uns die Stadt plötzlich wie aus dem Meer emportauchte. Es war in der That prachtvoll, aber der Franzose hatte wahrhaftig Recht, es glich mehr einer Decoration, als einer wirklichen Stadt, da sämmtliche Gebäude und Kirchen, mit dem gleichförmigen grünen Hintergrund, genau so aussahen, als ob sie frisch geweißt und eben erst fertig geworden wären.

Den Pico der Azoren — wir gingen zwischen Fayal und Pico durch — bekamen wir nur zweimal und dann auch nur auf Momente zu sehen, da wie gewöhnlich Wolken darüber lagen.

Am 14. Tag, mit ziemlicher Pünktlichkeit, kamen wir endlich in Sicht von Land, nachdem wir das Biscayische Meer lammfromm gefunden und gekreuzt hatten. Es war die Insel Belle Isle vor dem Hafen St. Nazaire, und drei Stunden später rollte, auf europäischem Boden, der Anker wieder in die Tiefe.

Anhang.

Geld. — Ein Wink für Reisende in Nord- und Südamerika.

Ein Reisender, der von Deutschland nach den Vereinigten Staaten geht, darf dorthin in gegenwärtiger Zeit kein englisches oder französisches Geld mitnehmen, denn er muß es in hohem Cours in Deutschland kaufen und verliert nachher, gegen den amerikanischen Goldwerth, zu dem er verpflichtet ist, das dortige im Handel gangbare Papiergeld einzutauschen, jedesmal. Das Beste, was er thun kann, was ich wenigstens als das Vortheilhafteste gefunden habe, besonders wenn amerikanische Dollars hoch stehen, ist, gleich in Deutschland amerikanische Greenbacks zu kaufen, und wenn er nichts daran verdient, wird er auch nichts daran verlieren, denn sie sind fast immer zu ihrem Course zu bekommen. Geht er übrigens nach New-Orleans, so hüte er sich vor dem dortigen City money, das selbst im Handel nur in kleinen Noten genommen wird. Ueberhaupt warne ich Jeden, in den Vereinigten Staaten anderes als United-States-Papiergeld zu nehmen, bis er sich nicht mit den näheren und Localverhältnissen genau bekannt gemacht hat. Den Vortheil hat aber jetzt unstreitig das amerikanische Papiergeld der Vereinigten Staaten, daß es vom Norden bis zum Süden in allen Staaten al pari angenommen wird — wenn man nicht eben falsche Noten bekommt, die allerdings in sehr großer Zahl im Umlauf sind.

In Californien wird gar kein Papiergeld genommen, sondern dort circulirt nur Silber und Gold.

In Mexiko giebt es ebenfalls nur hartes Geld, und zwar Unzen à 16 Dollars, Viertel-, Achtel- und Sechzehntel-Unzen,

oder einzelne Gold-Dollars, die man aber jetzt (mexikanische Gold-Dollars) dort nicht gern nimmt, weil eine so große Zahl gefälschter existirt. Das mexikanische Silbergeld — die ganzen Dollars — ist das beste der ganzen Welt und wird selbst in den Vereinigten Staaten mit einer Prämie bezahlt.

Geht man von den Vereinigten Staaten nach Mexiko, so thut man am besten, nur mexikanische Unzen zu 15½ Dollar Gold, wie sie dort regelmäßig stehen, zu kaufen. Ebenso kann man einen kleinen Nutzen machen, wenn man, allerdings selbst in New-Orleans sehr rares, kleines amerikanisches Silbergeld mitnimmt. Die amerikanischen Zehncent-Stücke werden im Kleinhandel in Mexiko überall als 12¼ Cent genommen — nur nicht an der Westküste, wo man den genauen Unterschied macht. Englisches und französisches Gold hat in Mexiko nur seinen richtigen Werth, d. h. es wird nicht mit 5 Dollars das Pfund Sterling und 4 Dollars das Zwanzigfranken-Stück bezahlt, sondern man verliert an jedem Stück eine Kleinigkeit.

Von Deutschland nach Mexiko thut man am allerbesten, amerikanisches Gold mitzunehmen, das dort überall mit einer Prämie, selbst gegen Silber-Dollars, angenommen wird. Die Ausfuhr von Silber-Dollars ist dagegen mit einer Steuer von 6 pCt. belegt — ebenso die von Gold. Amerikanische Halbe- und Viertel-Dollars werden als vollgültig mit den mexikanischen dort angenommen. Ein Wechsel auf amerikanisches Gold hilft dem Reisenden in Mexiko nichts, denn er wird dort immer, um es zu erhalten, die Prämie darauf bezahlen müssen. Sonderbarer Weise findet man aber im Westen von Mexiko nicht die guten harten mexikanischen Dollars, sondern alte, abgegriffene Stücke, auf denen sich kaum noch ein Gepräge erkennen läßt. Es sind die alten spanischen Dollars mit den beiden Säulen, die man jetzt in der Hauptstadt Mexiko und Vera-Cruz nur für 80 Cents nehmen will. Wer dort, z. B. in Acapulco, Geld aufzunehmen hat, verliert jedesmal, denn er bekommt entweder dieses schlechtes Silbergeld, was in keinem andern Lande seinen vollen Werth hat, oder er muß Pfund Sterling und Zwanzigfranken-Stücke, auch wohl gar peruanische Zwanzigdollar-Stücke, zu ihrem nominellen Werthe, d. h. zu 5, 4 und 20 Dollars, annehmen.

Total verändert sind die Geldverhältnisse, wenn man nach Panama kommt. Ueber die Landenge, für Passage und Fracht, wird das Pfund Sterling zu 5, das Zwanzigfranken-Stück zu 4 Dollars angenommen, für amerikanisches Gold aber keine Prämie gezahlt; in Panama dagegen herrscht neugranadensisches, also schlechtes Gold, und jedes gute Gold zahlt Prämie, oder erhält sie vielmehr.

Der neugranadensische Dollar hält — und das Nämliche gilt für Ecuador — nur 8 Real oder 80 Cents, der Dollar Fuerte oder harte Dollar 10 Dimes oder Reales. Zwanzigfranken-Stücke gelten 4 Dollar Fuertes, ein Pfund Sterling 5 Dollars, und bekommen noch außerdem Prämie; amerikanisches Gold natürlich höher als jedes andere. Mexikanische Unzen sind 16½ Dollar Fuertes in diesem Sinne, indem die peruanischen Dollars ebenfalls als Fuertes angenommen werden. Nach dorthin thut man am allerbesten, Pfund Sterling oder Zwanzigfranken-Stücke mitzunehmen, wenn man nicht mit einem amerikanischen Dampfer nach Californien gehen will. In diesem Falle versehe man sich unbedingt daheim mit amerikanischem Golde.

Die Dollars in Neu-Granada und Ecuador sind so schlecht, daß 1 Franken Silber für ¼ Dollar angenommen wird. Fünffranken-Stücke sind 1 Dollar Fuerte. Kommt man also dorthin und bringt amerikanisches, englisches oder französisches Gold mit, so thut man am besten, so viel davon, mit Prämie natürlich, gegen neugranadensisches Geld einzutauschen, als man dort zu verzehren denkt, und in Kaufläden oder im Hotel ja kein anderes Geld auszugeben. Man bekommt dort nichts vergütet und hat also jedenfalls Verlust.

Die englischen von dort abgehenden Dampfer nehmen das Pfund Sterling zu 5 Dollars für Passagepreis. Für amerikanisches Gold geben sie sogar 2½ pCt. Prämie, aber es hat 4½ pCt. in der Stadt. Die amerikanischen Dampfer nehmen nur amerikanisches Gold al pari.

Neugranadensische Goldmünzen — Zehndollar-Stücke und sogenannte Condors — erreichen nicht den angebenen Werth, und in anderen Ländern kann man sie selten für mehr als 9 oder 9¼ Dollar gegen anderes Geld einwechseln; man hüte

sich also, sie von dort mitzunehmen, ebenso das kleinere Geld. Zweidollar-Stücke in Gold von Neu-Granada sowohl als Ecuador werden von den Dampfboot-Compagnien nur zu 75 Cents der Dollar genommen.

Peru hatte früher das schlechteste Geld und fast nur peruanische und bolivianische Halbedollar-Stücke, von denen noch dazu ein großer Theil falsch und deshalb vollkommen werthlos war. Jetzt hat Peru neues Geld, Silber-Sols (Dollars) und Zwanzigdollar-Goldstücke geprägt, die an der ganzen Küste für Dollar Fuertes gelten, aber trotzdem nicht den Werth der mexikanischen und amerikanischen haben. In Mexiko selber nimmt man sie nur — allerdings unter ihrem Werthe — für 7 Realen, statt für 8, und die Zwanzigdollar-Goldstücke für 19 Dollars. Auf englischen und amerikanischen Dampfern findet dasselbe Verhältniß statt. Nur von Panama aus nach Süden hinunter, nach Guyaquil, nach Callao und Valparaiso kann man mit peruanischem Gelde — Silber wie Gold — seine Reise bezahlen, und es wird als volle Dollar Fuertes angenommen.

Anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn man von Aspinwall nach Jamaica geht, oder von Europa dort hinüber kommt. Die mexikanische Unze gilt dort 16 Dollars, d. h. nicht in amerikanischen Halbendollar-Stücken, da man dort behauptet, daß sie seit 1854 mit schlechtem Metall gemischt wären, sondern in englischem Silber oder Golde, also 3 Pfund 4 Shillinge. Einen Fünffranken-Dollar nimmt man nur als 3 Shillinge 6 Pence, ebenso den amerikanischen Dollar, aber das Pfund Sterling natürlich für voll. Auf peruanisches Gold und Silber ist größerer Verlust, als der wirkliche Werth beträgt. Das wird aber wieder vollkommen verändert, sobald man die dänische Insel St. Thomas betritt, wo das amerikanische Silbergeld wieder seinen vollen Werth hat, aber selbst die Kaufleute und besonders die Handwerker ein Pfund Sterling nicht anders nehmen, als 4 Dollars 90 Cents — während man es beim Banquier nur für 4 Dollars 80 oder 82 Cents anbringt. Auch selbst Shillinge nimmt man hier nur für 24 Cents, und jeder Reisende thut am besten, wenn er St. Thomas berührt, sein englisches Geld ruhig in der Tasche zu behalten und sich eine Unze einzuwechseln.

In Venezuela sind die Geldverhältnisse, wenn auch sehr verwickelter Natur, doch wenigstens fest geregelt und gedruckte Listen darüber ausgegeben. Demnach gilt hier:

1 amerikanisches Zwanzigdollar-Goldstück, Marocota genannt, 26 Pesos 75 Cents; und ich kann hier gleich hinzufügen, daß ein Peso fast vollkommen einem preußischen Silberthaler entspricht, ja diese hier sogar dafür genommen werden. Der Peso gilt noch eine Kleinigkeit mehr.

1 Unze mexikanisch oder aus anderen Staaten 21 Pesos.

Nur die bogotanische Unze gilt 20, die spanische etwas mehr als 21.

1 Pfund Sterling 6. 50, — englisches Silber voll, also 20 Cents für das Pfund Sterling in Silber mehr.

1 Zwanzigfranken-Stück 5 Pesos 12 Cents, Silberfranken, der einzelne 20 Cents.

Mexikanische Dollars 1 Peso 34 Cents.

Ende.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Inhalt.

Seite
1. Die Ausfahrt 1
2. New-York nach dreißig Jahren 6
3. Die Oelregionen 16
4. Cincinnati und St. Louis 39
5. Omaha und die North-Pacific-Eisenbahn 63
6. Der indianische Pau-Wau oder die Rathsversammlung . . 82
7. Die Smoky-hill-Route 105
8. Ellsworth und Hermann 119
9. Von St. Louis nach Arkansas 129
10. Nach Louisiana 161
11. New-Orleans 184
Anhang 200
12. Von New-Orleans nach Vera-Cruz 217
13. Von Vera-Cruz nach Puebla 238
14. Puebla 252
15. Von Puebla nach Mexiko 269
16. Die Hauptstadt Mexiko 279
17. Der Weihnachtsmarkt zu Mexiko und die Festzeit 303
18. Von Mexiko nach Cuernavaca 309
19. Von Cuernavaca nach Acapulco 325
20. Acapulco und weiter 347
21. Ein Abstecher nach Ecuador 366
22. Panama 392
23. Von Panama nach St. Thomas 409
24. St. Thomas 423
25. Von St. Thomas nach Laguayra 436
26. Laguayra 453
27. Carácas 463
28. Die damaligen politischen Verhältnisse Venezuelas 479
29. Das Thal von Aragua 486
30. Durch die Llanos 504
31. San Fernando de Apure 528
32. Canoefahrt auf dem Apure 542
33. Im Orinoco 558

S

34. Angostura oder Bolivar 5
35. Die Reise in die Minen 58
36. Die Goldminen 59
37. Die Goldminen (Fortsetzung) 61
38. Rückblick auf Venezuela und das deutsche Consulatswesen . 628
39. Heimfahrt und Schluß 651
Anhang 661

---

tenoble in Jena.

Reisewerke.

handelskammer zu Calcutta,
ies Ueberlandweges von
utorisirte Ausgabe. Aus dem
ng, die beiden englischen Ex=
ter Sladen und Browne,
nd, von Dr. H. L. v. Klenze.
Karte und 13 ...onen. gr. 8. broch. 12 Mark.

Das vorstehende werthvolle, auf Veranlassung des leider so früh verstorbenen ...nten Geographen **Richard Andree** übersetzte Reisewerk ist eins der **spannendsten unserer gesammten Reiseliteratur.** Dem Buche wird durch den **Anhang ein dauernder Werth** verliehen und demselben der Charakter als **bestes** Buch über den westlichen Theil Chinas gesichert.

Prschewalski, N. v., Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autor. deutsche Ausg. Aus dem Russischen von Albin Kohn. Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8. broch. 12 Mark, eleg. geb. 14 Mark.

Ein durch die orientalische Frage höchst wichtiges Werk von großer Bedeutung. Dem Verfasser wurde für diese Arbeit die große goldene Medaille von der geographischen Gesellschaft in Paris zuerkannt.

Musters, George Chaworth, Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhâes=Straße bis zum Rio Negro. Autor. Ausg. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Mit 9 Illustr. und 2 Karten. 2. Aufl. **Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. XI. Band.) gr. 8. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Morelet, Arthur, Reisen in Central-Amerika. In deutscher Bearbeitung von Dr. Heinrich Hertz. Mit Holzschnitten und 7 Illustr. in Tondruck, nebst 1 Karte. 2. Aufl. **Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. X. Band.) gr. 8. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Shaw, Robert, Reise nach der hohen Tatarei. Yarkand und Khâshghar und Rückreise üb.. den Karakorum-Paß. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Mit 10 Holzschnitten und 4 großen Farbendruckbildern. 2. Aufl. **Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. IX. Band.) gr. 8. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

